



<36602763350013

Christliche

Symbolik.

Von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Theil.

REGENSBURG.

Verlag von G. Joseph Manz.

1854.

L

Labyrinth,

Sinnbild der Welt mit ihren Irrgängen und Verführungen. *Picinelli, mundus symb.* II. 66. Die Seele irrt durch das Labyrinth der Welt, wird aber von Christo an einem langen Faden aus der Ferne geleitet. *Herm. Hugo, pia desideria, Antv.* 1624. p. 135. — Die sogenannten Labyrinthe in den Kirchen sind (wie die Irrgänge in Gärten) künstlich verschlungene Lineamente für die Bittgänge, zu dem Zweck angelegt, auch in engem Raume einen längeren Weg durchmessen zu können. Kreuser, Kirchenbau I. 146.

Lamech.

Derjenige Nachkomme Kains, von welchem nach Gen. 4, 18 f. alle heidnischen Culturvölker im Gegensatz gegen das fromme Hirtengeschlecht Seths abstammen. Dieser Gegensatz der Völker vor der Sündfluth ist Vorbild des nachsündfluthlichen. Lamech macht sich auf zweierlei Weise bemerklich, einmal dadurch, dass er zwei Weiber nimmt. Somit stellt er sich an die Spitze aller der Völker, die sich der

Vielweiberei ergeben und insofern auch grösserer Corruption ausgesetzt sind. In der ganzen Reihe der Patriarchen von Seth bis Noah kommt kein ähnlicher Fall vor. Nur Kains Geschlecht treibt Vielweiberei. Lamech gilt ferner wegen Gen. 4, 23. und 24. als der Erfinder des Schwertes und, sofern er in diesen Versen das Schwert besang, als der erste Dichter. Hier treten also Krieg und Dichtkunst als neue Momente der Cultur hervor, die sich in Kains ackerbauendem Geschlecht entwickelt, während Seths Geschlecht der frommen Hirteneinfalt treu bleibt. Der Sinn obiger Verse ist: Lamech ist von einem Jüngling beleidigt worden und hat ihn mit dem Schwert erschlagen, und freut sich, dass, wie schon Kain die ihm von Abel widerfahrene Beleidigung gerächt, er mit noch schärferer Waffe die ihm widerfahrene bestraft hat. Die Lust des Schwerts, die Lust der Rache ist es, was jenes erste Lied auf Erden preist. Vgl. Herder, zur Theol. VII. 195. Lamech zeugt sofort mit seinen beiden Weibern den Jabal, der die ersten Hütten baut, den Jubal, der das Geigen und Pfeifen erfindet, und den Tubalkain, der in Erz und Eisen Meister ist; also lauter Repräsentanten der höheren Cultur und im Gegensatz gegen Seths einfaches Hirtengeschlecht. Das ist derselbe Gegensatz, der noch lange nach der Fluth abermals hervortritt zwischen den gebildeten Aegyptern, Phöniziern, Syriern und Babyloniern einer-, und den israelitischen Hirten andrerseits.

Buttmann hat sich in seinem Mythologus I. 164. viel Mühe gegeben, in dem Jubal den Apollo, im Tubalkain den Vulkan und die erzkundigen Telchinen (die griechischen Berggnomen) wieder zu erkennen, indem er meint, die Genesis sey sehr spät abgefasst, in einer Zeit, wo die Juden schon den Apollo und Vulkan kannten. Eine willkührliche Wortspielerei. Kains kunstreiches Geschlecht bedeutet die ganze Cultur der alten Welt und ihre Corruption in einem gedrängten und doch erschöpfenden Vorbilde. Gegenüber der so grossen Bedeutung sind jene Namenanklänge etwas ganz Gleichgültiges.

Mit dieser Symbolik steht eine andere im Widerspruch. Das *Speculum hum. salvat.* 20. *fig.* 2. macht den Lamech, sofern er von seinen beiden Weibern gegeisselt wird, zum Vorbilde der Geisselung des Heilandes, indem das eine Weib das Judenthum, das andere das Heidenthum bedeuten soll. Doch kommt in der Bibel selbst von dieser Geisselung Lamechs nichts vor, und nur Comestors *hist. scholast.* 28. erwähnt einer schlechten Behandlung Lamechs durch seine Weiber. Vgl. Piper, Myth. I. 150.

Lamm,

Sinnbild des Heilandes als das stumme Opferlamm, Jesaias 53, 7. Als das Lamm, das der Welt Sünde trägt. Joh. 1, 29. Offenb. Joh. 5, 6. Christus opferte sich für die Menschheit und verglich bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls seinen Leib und sein Blut mit dem des Osterlammes, welches vorher zu derselben Osterzeit die Juden zu schlachten und zu essen pflegten. Vgl. 1. Kor. 5, 7. 1. Petri 1, 19. Ueber dieses Osterlamm der Juden kann man vergleichen, was Bochart (*hier.* I. 551.) darüber zusammengetragen hat. Das Osterlamm der Juden hat eine symbolische Beziehung zu dem Widderzeichen am Himmel um die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings und stimmt mit Lammopfern überein, die auch die Heiden darbrachten. Gleichwohl ist Sinn und Bedeutung des christlichen Lammsymbols himmelweit verschieden vom jüdischen und heidnischen. In Griechenland werden noch jetzt zu Ostern Lämmer gegessen. Ausland 1841. Nr. 9. Die förmliche Anbetung des Lammes wurde als eine zu heidnische und zweideutige Sitte im 7ten Jahrhundert von der Kirche untersagt. Augusti, Denkw. XII. 364.

In der Offenbarung Johannis 21, 23. wird Christus als Lamm zugleich identificirt mit dem reinsten Lichtquell, mit der Sonne der Geisterwelt; denn es heisst hier vom neuen Jerusalem, daselbst werde keine Sonne mehr scheinen, sondern der Seligen Leuchte werde allein das Lamm seyn.

Sofern das Lamm in der Offenbarung Johannis 5, 6. am Weltende als der höchste Weltrichter thront, trägt es sieben Hörner, welches sind sieben Geister Gottes. Das ist in christlicher Anwendung das himmlische Widderzeichen, welches nach dem langen Winter des Erdenlebens endlich den ewigen Frühling bringt. Die männliche Natur und die Hörner (Sinnbild der Stärke) kommen dem allmächtigen Richter über die Lebendigen und Todten zu. Dennoch ist der gewaltige Widder immer nur das sanfte Opferlamm, und der Grundgedanke bleibt, dass der Richter zugleich das Opfer und als Opfer der Erlöser ist. Das Lamm öffnet das Buch der sieben Siegel und wird vom ganzen Himmel angebetet. Das grossartigste Bild dieser Anbetung des Lammes durch die himmlischen Heerschaaren und Chöre der Heiligen ist das auf dem berühmten Genter Altar. In der Jesuitenkirche zu Rom befindet sich ein Bild, auf welchem nicht nur der Himmel, sondern auch die Hölle an dieser Anbetung Theil nimmt. Das Lamm nur von Engeln allein angebetet, malte Coyper. Vier Engel um das Lamm auf einem alten Schnitzwerk in St. Gallen, *Didron, icon.* p. 330.

Widder und Lamm tragen, wenn sie den Heiland bedeuten, immer den Kreuznimbus ⊕, der nur den drei Personen der Dreieinigkeit zukommt. *Didron, man.* 46. *man.* 245. Zuweilen trägt das Lamm (statt der Widderhörner) auf dem Kopfe ein Kreuz. *Aringhi, Roma sott.* I. 295. 425. *Bosio*, p. 335. Oder die heilige Namenschiffre Christi ☧, das. I. 293.

Mit dem rechten Vorderfusse pflegt das Lamm Gottes einen langen Kreuzstab zu tragen, *Aringhi* II. 295. *Didron, icon.* 46. *Twining, symb. pl.* 9. Noch öfter hängt an diesem Stabe eine Fahne, das ist dieselbe Siegesfahne, die Christus in den Auferstehungsbildern zu tragen pflegt. *Twining, pl.* 10. *Didron, ic.* 332. Ausnahmsweise trägt der Widder einen Krummstab (Hirtenstab), *Aringhi* I. 557.

Oefters steht das Lamm Gottes auf einem Felsen, aus

dem vier Flüsse strömen (die vier Evangelien). *Didron, ic.* p. 68. 327. 333. *Bosio, Roma sott.* 63.

Das Lamm hat einen Kelch vor sich, *Twining, pl.* 10. Auf neuern Bildern fliesst oft aus einer Brustwunde des Lammes Blut in den Kelch.

Das Lamm und ein Löwe halten einen Altar. *Twining, pl.* 12. Der Löwe ist ein Sinnbild des Heilandes, wie das Lamm, und bedeutet die Allmacht, wie jenes die göttliche Liebe; doch kommt in einer Hymne des Prudentius bei Fortlage, christl. Gesänge 34., das Lamm auch als Ueberwinder des reissenden Löwen (der Welt) vor.

In einem Lorbeerkranze steht das Lamm (als ein Zeichen des Sieges). *Twining, pl.* 9.

Auf den ältesten christlichen Grabdenkmalen der Katakomben steht öfters das Lamm Gottes unter zwölf andern Lämmern (den Aposteln). *Aringhi* I. 307. *Twining, pl.* 53. Auch einmal nur unter sechs Lämmern, *Bosio* 63. Der Hirt unter den zwölf Lämmern, *Didron, ic.* 335. *Twining, pl.* 53. Die zwölf Lämmer allein mit verschiedenen Symbolen, *Aringhi* I. 277.

Weil nach Joh. 1, 29. 36. Johannes der Täufer auf Jesum hinwies: „Siehe, das ist das Lamm Gottes!“ wird er sehr oft mit dem Lamme zugleich abgebildet. Das Lamm muss dann immer durch Nimbus oder Kreuz und Fahne als das göttliche erkennbar seyn. Die neueren Bilder, auf denen das Kind Johannes nur mit einem gewöhnlichen Lamme spielt, lassen die Bedeutung des letzteren in Zweifel. Noch weniger sind die modernen Nebeneinanderstellungen des Christkindes mit einem Lamme, mit dem es spielt oder auf dem es reitet, zu rechtfertigen. In der alten Kirchenmalerei wurde das Lamm nie neben Christus gestellt, sondern man findet entweder das Lamm oder den Gottmenschen allein. Zu der modernen Spielerei gehören auch viele Herrnhuterlieder, in denen die Liebe zum Lamm allzu kindisch wird.

Als Spielerei darf auch eine alte Sculptur des 4ten Jahrhunderts angesehen werden, in welcher Scenen aus dem alten

Testament durch lauter Lämmer gespielt werden. Moses als Lamm öffnet den Felsen, empfängt das Gesetz etc.; Christus als Lamm wird von Johannes, der auch ein Lamm ist, getauft etc. *Didron, ic.* 337. Sinniger ist, was die heilige Hildegard auf die scholastische Frage: von welchem Thier die Felle waren, die Gott den ersten Menschen als Kleider gab? antwortete. „Vom Lamm," erwiederte sie, „das sich zuerst opferte." *Nieremberg*, *hist. nat.* 66.

Alle Gerechtfertigten und Seligen werden als Lämmer oder Schafe bezeichnet und ausdrücklich von den Böcken, als den Bösen und Verdammten, unterschieden. Matth. 25, 32. Auch herrschte der Glaube, der Teufel könne die Gestalten aller Thiere annehmen, nur nicht die des Lammes. *Majoli, dier. canic.* 1691. p. 406. — Deshalb schreibt die Legende auch den natürlichen Lämmern eine gewisse Pietät zu. Das Bisthum Lavant wurde da gegründet, wo Schafe im Walde ein Muttergottesbild gefunden und andächtig umkniet hatten. Staffler, Tirol II. 461. Der heilige Franciscus hatte ein Lamm um sich, das immer vor der Hostie niederfiel. Der heilige Sentius bewirkte, dass der Wolf das Lamm, das er schon im Rachen hatte, friedlich zu ihm brachte. *Acta SS.* 25. Mai.

Ein Lamm ist Attribut der heiligen Hirtin Genoveva. Ein Lamm auch der heiligen Agnes (s. diesen Artikel).

Das Lamm bildet einen sinnbildlichen Gegensatz zum Schwein. Während es gewürdigt wurde, Sinnbild Gottes selbst zu werden, ist das Schwein dasjenige Thier, in welches der Teufel am liebsten fährt. Dem entspricht auch der alte Volksglaube, der noch jetzt überall herrscht, dass es etwas Gutes bedeute, wenn man Schafen begegne, etwas Böses aber, wenn Schweinen.

Lampe,

Sinnbild der Wachsamkeit. Die fünf klugen Jungfrauen warten auf den Herrn, bleiben wach, halten ihre Lampen

mit Oel gefüllt und brennend, daher sie der Herr bei seiner Ankunft um Mitternacht zu sich nimmt und hinter ihnen die Thüre schliesst, die nun die fünf andern, thörichten Jungfrauen im Finstern nicht mehr öffnen können, weil sie das Oel verschüttet und das Licht haben ausgehen lassen. — Mit Bezug hierauf brennt in jeder katholischen Kirche, in welcher das *Sanctissimum* im Tabernakel aufbewahrt ist, eine „ewige Lampe“, die auch an das ewige, von Jungfrauen gehütete Feuer der Vesta im alten Rom erinnert. Die Jungfräulichkeit steht auch in den Legenden in genauer Beziehung zum unzerstörlichen Licht. Vergebens blies der Teufel mit vollen Backen, um die Lampe der heiligen Genoveva von Paris auszulöschen, ihre Jungfräulichkeit schützte das Licht. Dasselbe wird von St. Gudula ausgesagt. Auch die Lampe am Grabe des Apostels Thomas brannte im heftigsten Winde und auch ohne Oel. Paullini, Luststunden S. 329. Dasselbe gilt von Lampen des St. Tozzo, des St. Adelelmus, *Acta SS.* II. 55. 1058; von einer Lampe zu St. Michael de camissa bei Grenoble. *Gervas. Tilber.* III. 9. Eine ewige Lampe über dem h. Gregor brannte ohne Oel im Wasser. Binterim, Denkw. IV. 1. 121. Vgl. das Leben des h. Constantinus zum 23. September, dessen Lampe auch mit Wasser, statt mit Oel brannte.

Derselben Symbolik gehört der Sonnenstrahl an, der unverrückt und unverletzt durch Glas bricht, als Sinnbild der unbefleckten Empfängniss.

L a n z e.

Die Lanze, womit Christus am Kreuz in die Seite gestochen wurde, war als Reliquie besonders dem kriegerischen Volke der Deutschen heilig, zu dessen Reichskleinodien sie gehörte. *Otto Fris. chron.* VI. 18. Obgleich von einem Feinde Christi geführt, diente diese Lanze doch dem grossen Erlösungswerke, und indem sie den heiligen Leib aufbrach, öffnete sie der Welt die Fülle der Gnade. Daher sie in einer altlateinischen Hymne angerufen wird: *Dulcis hasta.*

Zabuesnig I. 48. Der die Lanze führte, war nach der Legende St. Longinus, ein römischer Centurio, der sich am Kreuze Christi bekehrte und als Martyrer enthauptet wurde, 15. März. Man hat den Namen von der langen Lanze selbst entlehnt. Vgl. Hofmann, Apokr. 380.

Die Lanze ist Attribut vieler Heiligen, weil sie mit einer solchen durchbohrt wurden. So die Apostel Matthäus, Matthias und Thomas, St. Aurea, Canut, Coronatus, Demetrius, Donatian, Emmeran, Eulogius, Euphemia, Gengulph, Lambert, Johannes de Goto.

Christus mit drei Lanzen in der Hand, eine sehr eigenthümliche Vorstellung auf einem Bilde des Fiesole (Kugler, Berliner Museum S. 21.), bezieht sich auf die Legende, nach welcher Christus einmal die Erde wegen der drei Hauptlaster: Hoffahrt, Wollust und Geiz, mit jenen Speeren vertilgen wollte, aber durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau zur Schonung bewogen wurde, indem sie ihm den heiligen Dominicus und den heiligen Franciscus als Helden darstellte, die fähig seyen, die Erde von jenen Lastern zu befreien.

In einer schönen Legende der Kaiserchronik wird erzählt, wie eine Schaar tapferer Jungfrauen im Kampf gegen die Heiden in Spanien den Tod des grossen Roland gerächt haben, und wie dann alle ihre in den Boden gesteckten Lanzen in Blätter und Blüthen ausgeschlagen seyen. — Im Titurel und Parcifal spielt die ewig blühende Lanze des Amfortas eine grosse Rolle; doch ist dieses Symbol der Templeisen wohl nicht christlichen Ursprungs.

Eine räthselhafte Symbolik liegt in der Verbindung der Lanze mit der Trennung zweier Verlobten. S. Gallicanus, ein vornehmer Römer, sollte die Tochter Kaiser Constantins des Grossen heirathen dürfen, wenn er die Feinde, die schon drei grosse Siege gewonnen, zurückschlagen würde. Es gelang ihm mit Hülfe eines Engels, der ihm eine himmlische Lanze reichte. Nun widmete er sich aber zum Danke auch dem Himmel allein, holte seine kaiserliche Braut nicht ab, sondern schenkte allen seinen Sklaven die Freiheit, gab alle

seine Güter auf und diente den Kranken in einem Spital, bis er unter Kaiser Julian den Martyrertod erlitt. 26. Juni. Lat. Schauspiel von der Nonne Roswitha. Dem entspricht noch eine andere Legende. St. Poppo, in Flandern gebürtig und Ritter, zog mit in's heilige Land, wollte dann, heimgekehrt, heirathen, sah aber in der Hochzeitnacht eine himmlische Erscheinung, die ihn davon abbrachte, und wurde Mönch und Abt zu Stablo, im 11. Jahrhundert. 25. Jan. Einst im Felde glänzte seine Lanze wie ein Licht und diente ihm statt der Fackel. *Acta SS.* II. 640.

Laster.

Nach altem kirchlichen Herkommen wird das unermessliche Heer der Laster auf sieben Hauptlaster reduzirt, die den sieben Haupttugenden und Gaben des heiligen Geistes gegenüberstehen. Sie sind: *ira, superbia, gula, invidia, venus, avaritia, pigritia.* Doch kommen auch Abweichungen in der Reihenfolge und in den Namen vor. In einem altdeutschen Gedicht bei Graff, Diutiska I. 292 f. heissen sie: vrasheit, unkusche, gritekeit, zorn, nit, tracheit, hoffart. Giotto malte sieben Tugenden und sieben Laster; die erstern: Hoffnung, Liebe, Glaube, Gerechtigkeit, Mässigkeit, Festigkeit, Klugheit — die letztern: Verzweiflung, Neid, Unglaube, Ungerechtigkeit, Zorn, Unbeständigkeit, Dummheit. Vgl. Kunstblatt 1837. Nr. 63. 92. Auf dem Regensburger Teppich sind es: Demuth, Freigebigkeit, Keuschheit, Geduld, Mässigkeit, Festigkeit, Liebe — Hoffahrt, Geiz, Wollust, Zorn, Gefrässigkeit, Unstetigkeit, Hass. Das. 1846. S. 166. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 326 f.

Auf diesem berühmten Teppich haben die Laster Thiergestalten unter sich, deren Charakter ihrem Wesen entspricht und auf denen sie reiten. Der Stolz sitzt auf einem Rosse, der Zorn auf einem Eber, die Unkeuschheit auf einem Bären, die Unstetigkeit auf dem Esel, die Gefrässigkeit auf dem Fuchs, der Geiz auf dem Wolf, der Hass auf dem Drachen.

Doch kommen anderwärts auch andere Thiere vor und die Laster selbst erscheinen als Thiere, der Fuchs z. B. nicht als Sinnbild der Gefrässigkeit, sondern der Arglist, der Tiger als Sinnbild der Grausamkeit, der Affe als Sinnbild der Schamlosigkeit etc. In einer Kirche zu Mexiko sind es: Kröte, Schlange, Bock, Tiger, Schildkröte, Pfau und Schwein. Ausland 1838. S. 95.

Vasari malte in der Kuppel des Domes von Florenz die sieben Laster von den verschiedenen Engelchören besiegt; der Neid wird als Schlange, der Zorn als Bär, die Faulheit als Kameel, die Völlerei als Cerberus, der Geiz als Kröte, die Wollust als üppiges Weib, die Hoffahrt als Lucifer dargestellt. Jordaens gab ihnen in einem Bilde (Katalog der Gal. von Salzdahlum S. 7) die Gestalt heidnischer Gottheiten, so dass Mars den Zorn, Venus die Wollust, Juno den Stolz, Bacchus die Völlerei, Silen die Faulheit, Ceres den Geiz (?) und eine Furie den Neid vertrat. Der Duc de Conte besang die sieben Laster als schöne, aber frivole Frauen. In einem komischen Gedicht des Schotten Dunbar, der im 15ten Jahrhundert schrieb, tanzen sie vor dem Teufel ein Ballet. Bouterwek, VII. 99. Oefter erscheinen sie als viele Köpfe eines Ungeheuers, oder auch als Früchte, die auf einem Baum (dem Baum der Erkenntniss) wachsen.

Da die Laster den Weg zur Hölle führen, sind sie nicht nur als sieben Heerstrassen zur Hölle in Clarus, span. Literatur II. 233., aufgefasst, oder stürzen nach der Handschrift des Johannes Climacus im Vatican (Bunsen, Beschreibung von Rom II. 2. 355.) von der Himmelsleiter herab, oder ziehen als sieben abscheuliche Thiere die Welt oder Menschheit in Gestalt eines Heuwagens, auf den sich die Sünder drängen und von dem sie herabfallen und zermalmt werden (Bild von Bosch), sondern auf Bildern des Weltgerichts werden häufig auch die Verdammten in sieben Gruppen geschieden, nach den Lastern, welche sie in die Hölle geführt haben. Auch Michel Angelo hat sie in seinem Weltgericht angebracht.

Die Laster werden auf Bildern der Verdammniss, aber auch anderwärts durch ihre Folgen und durch die Physiognomie charakterisirt, die sie dem Menschen aufprägen. So der Schlemmer durch den dicken Bauch, der Neidische durch Verzerrung des Mundes und der Augen etc. Hier ist überall Grundgedanke, dass durch Laster die ursprünglich engelmässige Schönheit des Menschen, das Ebenbild Gottes, entstellt und geschändet wird. Es gibt jedoch auch eine gleissende Schönheit des Lasters, die in Versuchungsbildern hervortritt, immer aber etwas Unheimliches hat und dem äusserlich schönen, innerlich aber verbrannten Sodomsapfel gleicht.

Uebrigens verhalten sich die Laster zum Teufel nur wie Theile und Glieder zum Ganzen. Daher in so vielen Teufelsfrazzen, wie sie in der Kirchenmalerei vorkommen, das Bestreben der Maler erkennbar wird, den Ausdruck und das Sinnbildliche vieler Laster in einer monströsen Gestalt zu vereinigen. Zuweilen werden die sieben Köpfe des apokalyptischen Drachen als die sieben Laster unterschieden.

Die Laster stehen in einer vorherrschenden Beziehung zum Schlangensymbol. Sie sind Drachen, Drachenköpfe oder werden durch die lauernde, listige Schlange, wenigstens durch Schlangenhaar angedeutet. Nicht sowohl die hässliche, nur peinigende und das Laster strafende Furie, als vielmehr die süsslächelnde, feinzüngelnde, wunderschöne Medusa mit den in ihrem üppigen Haar ringelnden Schlangen stellt uns das Laster, die Sünde in ihrer verführerischen und zugleich hässlichen Eigenschaft dar.

Correggio malte die Laster als nackte Frauen mit Schlangenhaaren, von denen die Menschen verführt und gefesselt werden, und auf einem andern Bilde als Ungeheuer, die von den Tugenden unter den Fuss getreten werden. Waagen, England I. 463. Mantegna malte die Laster als Satyrn, Kentauren, Affen, die von den Tugenden unter der Gestalt antiker Götter, der Minerva (Weisheit), Diana (Keuschheit) etc. vertrieben werden. Das Bild befindet sich in Paris.

Laster und Tugenden werden öfter durch die fünf thörichten und klugen Jungfrauen symbolisirt. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 143 f. Sie erscheinen aber auch als Amazonen im Kampfe miteinander, z. B. in der Handschrift des Herrad von Landsberg zu Strassburg. Desgleichen im Fürstensaal zu Regensburg. Kunstbl. 1846. S. 166. In dem Gedicht *Anticlaudianus* von Alanus ab insulis. So reihen sich auch in dem altfranzösischen Gedicht des Huon de Meri vom Antichrist (vgl. Blankenburg, Zusätze I. 10.) die Laster als Amazonen unter die Fahnen des Antichrist, wobei jedem Laster sein besonderes charakteristisches Attribut zukommt. Ein ähnliches altfranzösisches Gedicht von Ruteboeuf, s. *histoire lit. de la France* XX. 753. Mantegna malte die Laster siegend auf einem Bilde in England, und besiegt auf einem andern im Louvre. Waagen, Kunst in England I. 127. Auf Handzeichnungen des Michel Angelo zielen die Laster nach einer Scheibe. Passavant, England S. 236.

Retzsch lässt auf einem Bilde den Teufel mit dem Menschen um des letzteren Seele Schach spielen. Unter den Schachfiguren des Teufels ist Satan selbst der König, Wollust die Königin; Faulheit, Zorn, Stolz, Falschheit, Geiz, Unglaube sind die Offiziere, Zweifel die Bauern. Unter den Schachfiguren des Menschen ist die Seele der König, Religion die Königin, sind Hoffnung, Glaube, Friede, Demuth, Unschuld, Liebe die Offiziere und Gebete die Bauern. Vgl. Kunstblatt 1828. Nr. 16.

Lazarus,

Bruder der Martha und Maria, Besitzer des reichen Hauses zu Bethania, wo der Heiland mit seinen Jüngern öfters gastfrei aufgenommen wurde, fiel einst in eine tödtliche Krankheit, als der Heiland jenseits des Jordan in der Nähe sich aufhielt, in der Gegend, wo Johannes vormals getauft hatte. Er war dahin vor den Juden, die ihm nachstellten, geflüchtet. Die Schwestern schickten zu ihm und liessen ihm

sagen, dass ihr Bruder so krank geworden sey. Er erwiederte, die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, und blieb zwei Tage, wo er war. Dann erst sagte er zu den Jüngern: „Lazarus, unser Freund, schläft, ich gehe, dass ich ihn wecke.“ Die Jünger verstanden es vom gewöhnlichen Schlafe und sagten: wenn Lazarus schlafe, werde er wohl von selbst gesund werden, und Jesus brauche sich nicht in Gefahr zu setzen, dass er wieder unter die Juden gehe, die ihn eben erst hart bedroht hatten. Jesus aber sagte: „Lazarus ist todt. Das ist geschehen, damit ihr glauben sollt. Lasst uns zu ihm ziehen!“ Der ungläubige Thomas meinte, es werde ihr Verderben seyn, doch sollten sie den Meister nicht verlassen und mit ihm sterben. — Als Jesus nach Bethanien kam, war Lazarus todt und roch schon; die Verwandten waren im Trauerhause versammelt und Martha sagte ihm mit der Miene des Vorwurfs: „Herr, wärest du da gewesen (auf unsre erste Nachricht gekommen), mein Bruder wäre nicht gestorben.“ Doch fügte sie innig hinzu: „Ich weiss auch noch, dass, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.“ Jesus antwortete: „Er soll auferstehen.“ Martha zweifelte noch einmal, und sagte: „Ja, am jüngsten Tage.“ Jesus aber sprach: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Auch Maria kam und sank ihm weinend zu Füssen: „Ach, Herr, wärest du dagewesen, so wäre unser Bruder nicht gestorben.“ Da ergrimmte der Herr und betrübte sich. Den Ewigen wandelte eine menschliche Rührung an. Er ging mit den Andern hinaus zum Grabe, betete und rief: „Lazare, komm heraus!“ Da erhub sich der Todte in seinen Grabtüchern und trat hervor. Und Alle, die es sahen, glaubten an Jesum. Andere aber gingen hin und sagten es den Pharisäern, und Kaiphas und die Priester, durch das grosse Wunder erschreckt, sannen, Jesum zu verderben. Daher verbarg sich der Heiland bis zu Ostern, da seine Zeit gekommen war. Ev. Joh. 11.

Fünf Momente sind in dieser Erzählung von besonders

tiefer Bedeutung: 1) der Irrthum und Heldensinn des Apostels Thomas, 2) das echt weibliche Benehmen Martha's, 3) der tiefe Liebesschmerz Maria's, 4) die Rührung des Heilandes, 5) das Gebet vor der Auferweckung. Mit Recht hat schon Herder IX. 133. 138. darauf aufmerksam gemacht, wie hier Alles auf das christliche Begräbniss überhaupt anwendbar ist, und wie kein süsserer Trost für Leidtragende zu schöpfen ist, als aus diesem schönen Kapitel des Evangeliums Johannis.

Der arme Lazarus bei Lucas 16, dessen Schwären die Hunde lecken, ist ein Bild des menschlichen Elends überhaupt, daher auch ihm zu Ehren alle Siechen im Mittelalter Lazarusbrüder und die Krankenhäuser noch heute Lazarethe heissen. Im Grunde genommen aber, ist auch der andere Lazarus, der durch Christum aus dem Grabe wieder auferweckt wird, ein verwandtes Sinnbild. Das ganze Leben ist gewissermassen ein Sterben, die Welt ein Grab, woraus nur Christus erlöst. In diesem Sinne wird der arme Lazarus bei Lucas in Abrahams Schooss erhoben, weil er fromm gelebt, und sieht unter sich im ewigen Feuer den gottlosen Reichen; der andere Lazarus aber steht von den Todten wieder auf, um sich an des Heilands Seite zu setzen, die im christlichen Sinne dasselbe bedeutet, was im jüdischen Abrahams Schooss. Also knüpft sich an den gleichen Namen im Gleichniss von dem einen und in der Geschichte des andern derselbe Grundgedanke der Heilung, Genesung, Wiederbelebung. Der erste Lazarus ist Patron der Lazarethe, der zweite Patron der Gräber. Ausserordentlich oft findet er sich abgebildet auf den altchristlichen Gräbern der Katakomben in Rom, und zwar immer als eine kleine mumienhafte Figur, die der viel grössere Heiland berührt.

Leben.

Das gemeine menschliche Leben ist insofern eigentlich der Tod, als es stets dem Tode entgegensieht. Das wahre und ewige Leben ist erst in der Heiligkeit, und darum ist

Christus „der Weg, die Wahrheit und das Leben“, Joh. 14, 6., und Fürst des Lebens, Apostelg. 3, 15. — Diesem wahren Leben gegenüber ist das irdische nur ein vergänglicher Rauch, die Existenz eines Graslebens, das bald welkt, ein Kerker, ein Jammerthal etc. Aber auch eine Schule, ein Tiegel der Läuterung, eine Goldprobe der Geduld und des Glaubens. Vgl. d. Art. Hiob. — Eine gute Charakteristik der Lebensalter in Thiergestalten zu Annaberg in Sachsen. Vgl. Waagen, Deutschland I. 30.

Legio fulminatrix.

Nach Dio Cassius 71. 9. war Kaiser Marcus Aurelius im Kriege mit den Quaden an der Donau einst in grosser Noth, vom Feinde eingeschlossen und bei grosser Dürre ohne Wasser. In seinem Heer aber war eine einzige Legion, die aus lauter Christen bestand. Diese sogenannte thebaische Legion betete, und alsbald bildete sich über ihren Häuptern eine schwere Regenwolke und goss erquickende Ströme über das ganze Heer aus. Als aber die Quaden angriffen und ein grosses Blutbad unter den heidnischen Römern anzurichten anfingen, fuhren aus der schwarzen Wolke Blitze und Hagel hervor und zerschmetterten die Feinde, die von der christlichen Legion verfolgt und vernichtet wurden. Die Legion erhielt davon den Ehrennamen der „blitzenden“. Die Legende fügt hinzu, die Legion habe später sollen zum Heidenthum abschwören, habe sich dessen geweigert und sey in Wallis bei Sitten in Masse zum Martyrertod verurtheilt worden, unter ihrem Anführer St. Mauritius. Vgl. *Murer, Helvetia sancta* p. 19. Gfrörer, Kirchengesch. I. 309. Rettberg I. 94 f. Mauritius wird als schwarzer Mohr, aber schön und in goldner Rüstung mit einer Fahne gemalt. In der schwarzen Farbe des Ritters liegt vielleicht eine uns nicht mehr erkennbare Symbolik. Sie contrastirt auffallend mit dem Feuer und Blitz.

St. Gereon, ein anderer Anführer der thebaischen Legion, soll später in Köln den Martyrertod erlitten haben, wird daher in dem berühmten Bilde von den heiligen drei Königen in Köln mit einer Fahne an der Spitze der thebaischen Legion der heiligen Ursula, die ihrerseits an der Spitze der 11000 Jungfrauen steht, gegenübergestellt. Vgl. Friedrich Schlegels Werke VI. 155. Er ist Patron von Köln. 1. Mai. 10. October. Die Gegenüberstellung der heiligen Ritter und heiligen Jungfrauen ist passend und entspricht dem ästhetischen Bedürfniss, die Heiligen und Seligen nach Stand und Geschlecht eben so in besondere Chöre einzutheilen, wie die Engel nach ihren Potenzen.

Leib.

Der menschliche Leib ist das Letzte und Edelste in der sichtbaren Schöpfung Gottes und soll nach dem zeitlichen Tode am jüngsten Tage für die ganze Ewigkeit wieder auferstehen. Diese beiden Grundgedanken beweisen, welch hoher Werth im Christenthum auf den Leib gelegt ist und wie irrig mithin die manichäische Ansicht war, die im Leiblichen das böse Princip erkannte. Nach Mani besteht der Sündenfall nur darin, dass die himmlische Seele nach dem leiblichen Daseyn gelüstet und im Leibe eingefangen wird, die Erlösung daher auch nur in der Befreiung von der Leiblichkeit durch eine freiwillige Jungfräulichkeit aller Menschen, die jede neue Zeugung unmöglich macht, also durch einen Selbstmord der ganzen Menschheit. Vgl. Baur, manich. Relig. 118. 181. Nach christlichem Begriff soll der Leib nicht als ein Fremdes, Teuflisches zerstört, sondern als das uns von Gott selbst angelegte eigenste Kleid nur heilig und rein gehalten, und wenn es durch Sünde verunreinigt worden, durch Busse wieder geläutert und verklärt werden. Die christliche Ascese ist daher auch nicht als Tödtung des Fleisches, sondern nur als Reinigung desselben durch Busse zu verstehen.

Die Verdammung alles Leiblichen veranlasste auch den

Zweifel an der menschlichen Natur Christi. Man half sich damit, dass man sagte, Gott habe zwar unmöglich in einen wirklichen irdischen Leib eingehen können, jedoch einen Scheinleib angenommen. Das war der Doketismus, die älteste Ketzerei im Christenthum. Vgl. Philo von Gfrörer II. 369. Natürlicherweise fällt damit auch das Leiden Christi und somit aller Ernst des Erlösungswerkes hinweg, und Christus spielt in seinem Scheinleibe nur eine Comedie.

Nur wo das Leibliche auf Kosten der Seele gepflegt wird, erscheint es verdammlich. Dieser Cultus der Leiblichkeit wird ausgedrückt durch die babylonische Hure, die mit dem Taumelkelch in voller Ueppigkeit auf dem Drachen reitet. Nur diese grobe Sinnlichkeit hat zu ihrem Ausgang Tod und Verwesung, und wird in diesem Betracht gerne das Leibliche als ein übertünchtes Grab aufgestellt, als eine lachende Maske, hinter der ein Geripp mit Würmern und Schlangen sich verbirgt.

Die Leiblichkeit, in der wir dereinst auferstehen werden, ist eine Entkleidung von jener groben Sinnlichkeit und doch immer noch leibliches Wesen und Gestalt, nach der Physiognomik unserer geistigen Eigenthümlichkeit. „Gesäet wird der natürliche Leib, aber auferstehen wird der geistige Leib.“ 1. Korinth. 15, 44. „Der irdische Leib ist ein schwerer Busssack, aber der Leib im Himmel ein edel königliches Kleid, lichter denn die Sonne, schneller denn der Augenblick, gefüger denn die Luft.“ David von Augsburg in Pfeiffers Mystikern I. 385.

Leichnam.

Des Herrn Leichnam in Bildern der Abnahme vom Kreuz und der Grablegung, ferner in den *pieta* genannten Kirchenbildern, in denen der Leichnam im Schoosse der Mutter ruht, oder auch im Schoosse Gott des Vaters, oder von Engeln betrauert wird, — erscheint am würdigsten, wenn er auch noch im Tode die Liebe ausdrückt, in der er sich in den

Tod gegeben, und wenn man das ewige Leben in diesem abgestorbenen Leibe ahnen muss. Tadelnswerth sind dagegen die allzu berechneten Bilder, die nur ein tiefes Studium der Anatomie verrathen sollen, und die im Tode nur das Widrige auffassen, die Bleifarbe, die Steifigkeit der Glieder etc. Welche schreckliche Leiden man auch dem Leichnam ansieht, so hat er doch siegreich die Leiden überwunden.

Eine Leiche, halbverwest und von Schlangen durchkrochen, kommt als Sinnbild des Todes oft auf ältern deutschen Grabdenkmalen vor. Waagen, Kunst in Deutschland I. 261. Am berühmtesten ist das Grabdenkmal des Landgrafen Wilhelm von Hessen in Marburg, das ihn oben im Harnisch daliegend, unten als von Schlangen zerfressene Leiche zeigt. Fiorillo I. 439. Eben so das Grab eines Herrn von Wöllwarth in Lorch. Auf dem berühmten „Triumph des Todes“ von Orcagna finden drei lebende Könige auf der Jagd drei Königsleichen. Vasari, von Schorn I. 298.

Die sogenannten Magdalenetten oder Reuerinnen (gefallene Mädchen, die sich bekehrten) wurden geschoren und mussten sich als lebendige Leichen hinlegen, eine Todtenmesse über sich lesen und die Todtenglocke läuten lassen. Helyot III. 451. — Die Nonnen eines Klosters am Nil sahen die gegenüberwohnenden Mönche immer nur als Leichen. Aphthonius, der heilige Abt des Klosters, liess, wenn man ihm von jenseits das Zeichen gab, die gestorbenen Nonnen in einem Kahn mit Palmzweigen abholen und diesseits begraben. Leben der Altväter 1725.

Die Leichen der Heiligen werden gewöhnlich erkannt an einem wunderbaren Wohlgeruch, oder es fliesst ein heilendes Oel von ihnen, oder Milch statt des Blutes, oder sie leuchten. Sie schwimmen stromaufwärts, sie können durch keine Gewalt von der Stelle bewegt werden. Sie werden in der Verborgenheit entdeckt durch wunderbare Beleuchtung, durch Anbetung der Thiere etc. Ihre Heiligkeit wird erkannt durch Genesung von Kranken bei ihrer Berührung oder blos in ihrer Nähe. Daher werden die Wunder der Heiligen in

den *Actis SS.* eingetheilt in solche, die sie im Leben, und in solche, die sie nach dem Tode als Leichen oder Reliquien verrichtet haben.

Zuweilen wurde eine Leiche, um Zeugniss abzulegen, die Unschuld zu retten, den Schuldigen zu bezeichnen, durch einen Heiligen im Grabe wieder aufgeweckt. So vom heiligen Macarius, Fridolin, Stanislaus.

Euchadius (Eochad) irischer König und Heide, wurde durch seine fromme und schon christliche Tochter Cinna auf den heiligen Patrik aufmerksam gemacht und sehnte sich sehr nach ihm auf seinem Todtenbette. Ehe aber der Heilige kam, war der König schon todt. Da weckte ihn der Heilige auf, taufte ihn, gab ihm die letzte Oelung und liess ihn wieder einschlafen.

St. Gregorius erhielt den Namen Thaumaturga wegen seiner grossen Wunderthaten. Ein boshafter Jude wollte ihn foppen, stellte sich todt und liess sich zu ihm hintragen, um zum Leben wieder aufgeweckt zu werden. Der Heilige aber warf seinen Mantel über ihn und der Jude war nun wirklich todt und erwachte nicht mehr. — Auch Johannes Capistranus wurde einmal, als er auf seiner Missionsreise predigte, durch einen hussitischen Studenten geneckt, der sich todt stellte und sich von seinen Kameraden zu ihm hintragen liess, damit er, weil er doch ein Wundermann sey, ihn von den Todten erwecke. Aber der Heilige sprach: „Er bleibe bei den Todten, ewig!“ Nun lachten die Hussiten und meinten, ihr Kamerad werde aufstehen und mitlachen, aber er war todt. P. Abraham, Judas IV. 142.

Um den Sterbenden streiten sich ein Engel und ein Teufel, der erstere zu Häupten, der andere zu Füssen des Sterbelagers. Die vollendete Leiche aber wird von Engeln oder von Teufeln übernommen.

Eine schauerliche Begebenheit erzählt *Cornerus, chron. ann.* 1045. Eine Zauberin lag im Tode. Da bat sie ihren Sohn und ihre Tochter, welche sie hatte Mönch und Nonne werden lassen, bei ihrem Leichnam zu wachen und denselben

gegen die bösen Dämonen zu schützen. Zugleich befahl sie, ihren Leichnam fest anzuketten. Zwei Nächte lang schützte sie der frommen Kinder Gebet gegen die anstürmenden Teufel, aber in der dritten Nacht wurde der Leichnam auf einem schwarzen Pferde entführt.

Leiden.

Gottes Sohn litt, um die Menschen zu erlösen. Die Martyrer litten, um ihren Glauben mit Blut zu besiegeln. Freiwillig übernommenes Leiden öffnet das Paradies, wie verbotene Lust es verschloss. Unfreiwilliges Leiden dient zur Prüfung, wie das des Hiob, und ist die letzte Strafe der Verdammten. Wie das Leiden somit auf der unfreiwilligen Seite den tiefsten Abgrund erreicht, so auf der andern die heiligste Höhe, auf der es ganz mit dem Begriffe der Liebe verschmilzt, nach dem schönen Liede:

Ob lieben leiden sey,
Ob leiden lieben sey,
Weiss ich zu sagen nicht etc.

Daher eine eigenthümliche Gabe mancher Frommen, in Leiden Lust zu finden. Am berühmtesten in dieser Beziehung war Lidwina von Schiedam in Holland. Dieselbe lebte im 15ten Jahrhundert, ein krankes, verkrüppeltes Mädchen, das beständig im Bette und angeblich 19 Jahre lang ohne Speise und Trank zubrachte, contract, bewegungslos, von Würmern zerfressen, innerlich verfault, in beständiger Fieberhitze, mit nie endendem Kopfweh, Zahnweh, schlaflos etc., schwamm dennoch in beständiger Seligkeit und erheiterte durch ihren Frohsinn die trauernde Umgebung. Denn die Mutter Gottes erbarmte sich ihrer und hielt häufigen Umgang mit ihr, führte sie in langen Visionen in die himmlischen Freuden ein, oder sandte ihr wenigstens Engel zur Unterhaltung mit Geschenken. Als eine grosse Pest ausbrechen sollte, flehte sie Gott, alle Qualen derselben auf sie allein zu häufen, und siehe, sie wurde bedeckt mit unge-

heuren Pestbeulen, während das Land verschont blieb. Einst sah sie im Himmel eine noch unvollendete Krone. Es war die ihrige, und sie war unvollendet, weil ihr noch einige Verdienste fehlten. Nach 28jährigem Leiden kam einmal die Madonna und legte ihr ihren süssduftenden Schleier um das müde Haupt, worauf sie nur noch sechs Stunden lebte. Als sie starb, erschien Christus selbst, als Priester angethan, um ihr die letzten Weihen zu geben, mit unzähligen Heiligen und Seligen. Sobald sie todt war, strahlte ihr sonst so kranker Leib in Fülle der Gesundheit und Schönheit. *Acta SS.* 14. April. Silbert, Legenden I. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 576. — Die selige Passidea, Nonne von Siena, quälte sich von Jugend auf, fastete, geisselte sich, wälzte sich in Dornen und Nesseln, im Winter in Schnee und Eis etc. Johanna von Carniola vertiefte sich so sehr in das Leiden der Heiligen, dass sie an jedem Tage die Marter des Heiligen, dem der Tag geweiht war, mitempfand.

Inzwischen lastet das Leiden mit zu grosser Schwere auf der Menschheit, als dass man damit spielen könnte. Daher auch die kirchliche Kunst den heiligen Gegenstand um so wahrer auffasst, je mehr sie in Christo, wenn er auf dem Oelberg kniet und am Kreuz hängt, so wie auch in der schmerzenreichen Mutter das Leiden in seiner ganzen Bitterkeit ausdrückt.

Leiter.

Die Himmelsleiter, auf der die Engel vom Himmel zur Erde niedersteigen, im Traum des Jakob, ist auf Bildern der Patriarchenreihe dessen Attribut (*Didron*, *ann.* I. 214) und kehrt auch in Legenden wieder. Namentlich sah sie St. Romualdus über seinem Kloster. Auch erschien sie über dem Kloster Kaltenbrunn, wo sich ein wunderthätiges Marienbild befindet. Gumppenberg, marian. Atlas II. 308.

Eine Leiter zum Himmel, auf der die Seligen hinaufsteigen, die Sünder aber hinabfallen, findet sich in der Handschrift des Herrad von Landsberg in Strassburg.

Die Leiter ist Attribut der Margaretha von Cortona; die Staffeln bedeuten ihre Tugenden. So hiess Johannes Climacus, weil er eine „Himmelsleiter“ geschrieben hatte. Als Sinnbild für die Wesenreihe (Stufenleiter aller geschaffenen Wesen) brauchte die Leiter Raimund von Sabunde. Vgl. Galle, Stimmen aus d. Mittelalter S. 8.

Die Leiter gehört zu den Passionswerkzeugen, weil die Schergen bei der Kreuzigung des Heilandes mittelst einer Leiter auf das Kreuz steigen mussten.

Die Leiter ist Attribut des heiligen Emmeran und der heiligen Perpetua, weil dieselben an eine gebunden waren, als sie den Martyrertod litten.

Eine Madonna von der Leiter wird zu Verona verehrt, weil sie hier einen Scaliger (Herrn von Verona aus dem Geschlecht, das die Leiter in Namen und Wappen trug) von einer Krankheit heilte. Gumppenberg II. 322.

Die Engelsleiter steht in inniger Beziehung zu der Stufenleiter der Planeten, auf welcher nach heidnischer Lehre die Seelen vor der Geburt aus dem Aether zur Erde nieder- und nach dem Tode wieder hinaufsteigen. *Porphyrius de abstin.* 14, 16. Celsus bei Origenes 6, 22. Vgl. v. Bohlen, Genesis 283. Allein wäre das Bild auch aus der Planeten- und Aeonenlehre entlehnt, so hat es doch eine specifisch christliche Bedeutung erlangt.

Lerche.

Sie lobsingt Gott in der Höhe, ohne dass man sie sieht. Niedrig ist ihr Nest, aber hoch ist ihr Flug. Sie singt nie, ausser wenn sie sich zum Himmel erhebt. Sie ist also das Sinnbild eines demüthigen Priesterthums. Ihr lateinischer Name *alauda* wurde von Schwenkfeld *lauda deum* (lobe Gott) gedeutet. Nach der Legende sollen sich, als der heilige Franciscus von Assisi starb, alle Lerchen der Umgegend auf das Dach seiner Hütte gesetzt und ihm gesungen haben, obgleich es schon Nacht war. Die heilige Coleta von Gent

war stets von einem Lamm und von einer Lerche begleitet; ihr Kalendertag zeigt zugleich die Lerchenzeit an, 6. März.

Leuchter.

Der siebenarmige Leuchter im jüdischen Tempel, den Titus entführte und in seinen Triumphbogen aufnehmen liess, ist ein Sinnbild der sieben Geister oder Urkräfte Gottes. Mag dieses Sinnbild auch aus dem Heidenthum entlehnt seyn und sich vorerst auf die sieben Himmelslichter der Planeten bezogen haben, so hatte der Leuchter doch schon bei den Juden eine andere, rein geistige Bedeutung. Vgl. Bähr, Symbolik d. mosaischen Cultus I. 412 f. Schon der Prophet Zacharia 4, 2. 10. fasst den siebenarmigen Leuchter sinnbildlich auf und nennt ihn die sieben Augen Gottes. In der Offenb. Joh. 1, 12. wird er auf die sieben ersten christlichen Gemeinden bezogen. Sieben Lampen nebeneinander auf christlichen Grabdenkmalen bedeuten wohl dasselbe, was der siebenarmige Leuchter, und weisen auf die Auferstehung zum jüngsten Gericht hin, welches in jener Offenbarung Johannis verkündet wird. Der siebenarmige Leuchter ist gewöhnliches Attribut des Zacharias in der Reihe der Propheten.

Der grosse Kronleuchter zu Comburg am Kocher ist ein vergoldeter Reif mit zwölf Laternen, auf denen die zwölf Apostel abgebildet sind, als die ersten Lichter der christlichen Kirche. — Zwei Leuchter stehen auf beiden Armen des Kreuzes auf einem altchristlichen Katakombenbild (*Aringhi* I. 381), was sich vielleicht auf das Entzünden des neuen Lichtes im Geisterreich bezieht, nachdem bei der Kreuzigung der Sonne und des Monds physisches Licht verdunkelte.

Die grossen Leuchter oder Kerzenträger vor den Altären heissen Candelaber, ein ganzes Gerüste mit Lichtern heisst ein Katafalk und kommt besonders im Todtencultus vor. Die Zahl der Leuchter richtet sich nach dem Bedürfniss, nach der Grösse der Kirche, nach der höhern Feier.

In den Leuchterornamenten werden theils allgemeine christliche, theils specielle Lichtsymbole angebracht, um ihre Bestimmung zum christlichen Cultus zu bezeichnen. Vor dem Altar stehend dürfen sie das Sakrament des Altars andeuten durch Aehren und Weinranken mit Trauben. In der Charwoche dürfen sie Symbole der Passion tragen. Wann der Sieg über die Hölle gefeiert wird, dürfen sie als dämonische Karyatiden karikirt werden, die das siegreiche Licht tragen müssen. Bei der Feier jungfräulicher Heiligkeit dürfen sie als Blumen aufgefasst werden, aus denen das Licht hervorbricht.

Leviathan.

Sofern die Juden und Muhamedaner die Erde mit Riesen und Dämonen bevölkert hatten, dachten sie sich auch die Sündfluth als die Vernichtung und fortan den Ozean als das Grab oder den Kerker derselben. Daher die phantastische Vorstellung einer submarinen Hölle. Vgl. Herder zur Theologie I. 199. VII. 220. 248. Schon Hiob kennt diese Vorstellung. Nicht weniger Jesaias 27, 1, bei dem es heisst: Gottes Schwert habe den Leviathan und die Drachen im Meere geschlagen. Noch bestimmter heisst es in einer arabischen Fabel (bei *Bochart. Hierozoicon* II. 856.), Leviathan sey ein tausendäugiger Ochs, stehend auf einem Fisch, und tragend einen Stein, auf dem ein Engel stehe, der die Erde trage. Auch hier liegt der Begriff zu Grunde, dass Leviathan tief unten hause.

Ferner fabeln die Juden, Gott habe den Leviathan verschnitten, damit er nicht mehr zeuge, und sein Weibchen geschlachtet und eingesalzen für die Seligen im Himmel, weil dieses riesenhafte Dämonengeschlecht sonst Meer und Erde erfüllt haben würde. Eisenmenger I. 401. Am jüngsten Tage soll der Erzengel Gabriel den auf den Meeresgrund gebundenen Leviathan vollends tödten, damit die Seligen neben dem eingesalzenen Weibchenfleisch auch frisches Fleisch bekommen. Eisenmenger II. 874. Bochart (*hier.* II. 776.) sucht

im Leviathan das Krokodill nachzuweisen, allein es ist gleichgültig, was für ein Thier ihm zum Vorbilde gedient hat.

Alle Sünder, die in der Sündfluth ertranken, sollen submarine Teufel geworden seyn. Eisenmenger II. 428. Sofern man sich darunter nur ein Riesengeschlecht vorstellte, erklärt sich daraus auch die Fabel vom Riesen Og und Audsch. Og soll die Sündfluth überdauert haben, indem er sich dicht an die Arche hielt und an ein Einhorn anklammerte (ähnlich dem einhornigen Fisch in der indischen Sage). Eisenmenger I. 385. Er soll später die cyclopischen Mauern gebaut haben, aber mit List erschlagen worden seyn; Abraham machte aus einem seiner Zähne sich eine Bettstatt. Daselbst 389.

Licht,

Symbol Gottes, als das reinste Element in der Natur; allein das Licht ist schon eine Erscheinung Gottes, ein Ausfluss seines Wesens, ein Ausstrahlen aus ihm, daher es häufiger auf den Sohn und Geist, als auf den Vater angewandt wird, dem allein Attribute des Unsichtbaren zukommen. Nach Joh. 1, 18. 1. Timoth. 6, 16. kann den Vater Niemand sehen als der Sohn, und thront Gott in einem Licht, welches kein Mensch sehen kann. Der Sohn dagegen strahlt nach Joh. 1, 9. als das Licht in die Welt, und sagt Joh. 8, 12: „Ich bin das Licht der Welt.“ Correggio suchte das in einem berühmten Bilde auszudrücken, auf welchem Christus in schneeweissem Gewande segnend auf Wolken thront, deren Hintergrund wieder helles Licht ist, so dass hier gleichsam Licht aus Licht geboren wird. Vgl. v. Wessenberg, christl. Bilder I. 278. Das Thronen im Licht und die Lichtausstrahlung kommt in Kirchenbildern allen drei Personen der Gottheit zu. Alle erscheinen in einer Glorie von Licht in ganzer Figur oder wenigstens der Kopf ist mit einem Lichtnimbus umgeben. Des Vaters Wirken wird oft blos durch einen Lichtstrahl ausgedrückt, z. B. auf Bildern der Verkündigung, oder durch eine aus den Wolken hervorgereckte

Hand, von der Lichtstrahlen ausgehen. Eben so gehen von der Taube, als dem heiligen Geist, Lichtstrahlen aus, z. B. auf den Bildern von der Taufe Christi und von Pfingsten. Derselben Symbolik dient der Goldgrund, auf dem die ältere Kirchenmalerei die drei göttlichen Personen darzustellen pflegte. Es soll damit der Himmel, das reine Lichtelement bezeichnet werden.

Ausser den göttlichen Personen wohnen auch alle Engel ursprünglich im Licht und gelangen alle Heiligen, Gerechten und Seligen dahin. Auf einem alten Miniaturbild wird die Erschaffung der Engel einfach als *creatio lucis* bezeichnet. Waagen, Paris 328. Auch der erstgeschaffene Engel hiess Lucifer (Lichtträger). Alle Heiligen und Frommen werden als Kinder des Lichts den Bösen als Kindern dieser Welt entgegengesetzt. Luk. 16, 8. Joh. 12, 36. Buch der Weisheit 18, 1.

Dem von Gott ausstrahlenden Lichte steht theils die uranfängliche Nacht des Chaos, theils die Nacht der Sünde entgegen. Somit wird das Licht Sinnbild der Schöpfung und der Erlösung. Wie Gott im Anfang sprach: „Es werde Licht!“ und es ward Licht, so sandte er zum zweitenmal in die Finsterniss der sündigen Welt das Licht seines göttlichen Sohnes. Daher feiern die altkirchlichen Hymnen die Geburt und die Auferstehung des Heilands (Weihnachts- und Osterlieder) als einen neuen grossen Schöpfungsmorgen, als den Aufgang des heiligen Lichtes, wodurch die Gewalt der finstern Dämonen gebändigt, wodurch den im Dunkeln Irrenden und Blinden der Weg gezeigt, wodurch dem unfruchtbaren Acker neuer Segen geweckt wird. Vgl. die schönen Hymnen des Gregorius, Prudentius, Hilarius, Ambrosius. *Fabricii thes.* 785. Fortlage, Kirchengesänge 307. Königsfeld, lat. Hymnen 2, 6. Schon bei Jesaias 60. ist die Anbetung des Lichts in diesem Sinne auf's Herrlichste durchgeführt. Dem entspricht der Cultus der Weihnachts- und Osternacht. In der heiligen Weihnacht werden unzählige Lichter entzündet,

in der heiligen Osternacht werden alle Lichter gelöscht und erst wieder neu entzündet durch einen aus Stein geschlagenen Funken, entsprechend dem Moment, in welchem Christus den Grabstein durchbrach. Sepp, Heidenth. I. 211. Einem alten Volksglauben gemäss entzünden sich die Lichter am heiligen Grabe in Jerusalem in der Osternacht von selbst. Vgl. Pococke II. 41. Dasselbe Wunder wird von einer Kirche in Spanien erzählt. Drei Lichter (Sinnbilder der Dreieinigkeit) steigen zu Castilverd in Spanien aus dem Wasser eines nahen Flusses, schweben in die Kirche und zünden in der Osternacht die Lichter an. *Nieremberg, hist. rat.* 398.

Weihnachten fällt in die Wintersonnwende, Ostern in die Frühlingstagundnachtgleiche, jenes Fest in die Zeit, in welcher das Licht der Sonne in tiefer Winternacht zuerst wieder zu wachsen beginnt, dieses in die Zeit, in welcher die Sonne Kraft genug gewonnen hat, um Saaten und Laub zu wecken. Das natürliche Licht wird hier auf eine schöne und einfache Weise zum Sinnbild des geistigen Lichtes. Diese Symbolik hat ihren kirchlichen Ausdruck insbesondere in der Feier des Erscheinungsfestes am 6. Januar gefunden. Epistel dieses Tages ist die oben erwähnte Stelle aus Jesaias 60. An demselben Tage feiert die Propaganda das grosse Bekehrungsfest der Heiden, weil auch dies ein Erleuchten des Finstern, ein Beleben des Todten ist. Vgl. Strauss, Kirchenjahr 134 f.

Die ewige Lampe am Altar der Kirchen ist das Sinnbild des ewig in der Kirche wohnenden Lichts. Die Zahl der Altarlichter ist sieben nach den sieben Geistern Gottes, oder zwölf nach den Aposteln. Die Kirche brennt nur Oel und Wachskerzen, weil unter allen Stoffen, die Licht erzeugen, Oel das reinste Produkt der Pflanzen-, Wachs das reinste der Thierwelt ist. Derselben Symbolik entspricht die weisse oder Lichtfarbe des Priestergewandes, das weisse Kleid der Täuflinge und das, was einst die Gerechten im Himmel anlegen werden. — Heilige Jungfrauen besitzen die Gabe,

ausgelöschte Lichter durch blossen Hauch oder blosses Gebet wieder zu entzünden. Das bezeichnet ihr inneres Leben im Licht, ihre Verwandtschaft mit der Engelsnatur. Vgl. den Artikel Jungfrau. Die brennende Lampe der klugen Jungfrauen hängt damit zusammen. Das berühmteste Lichtwunder ist das der heiligen Genoveva von Paris, deren Kerze sich in ihrer Hand von selbst entzündete, als einmal ihre Nonnen im Finstern wandeln mussten. *Vincent. Bellov., spec. hist.* XX. 46. Es wiederholt sich aber in den Legenden vieler andern heiligen Jungfrauen, auch frommer Bischöfe etc. Vgl. *Bagatta, admiranda* II. 1. 3. Hieher gehören auch die Lichtsäulen, die über dem betenden heiligen Severinus, über dem ermordeten heiligen Vulstran, Joannicius, Vedastus, Foillanus etc. schwebten, daselbst III. 1. 1.

Vorzugsweise Erleuchtung schreibt die heilige Schrift denen zu, welche das erste Licht in die Finsterniss des alten Heidenthums und Judenthums bringen sollen, daher es Matth. 5, 15. heisst: Solche, die das Licht haben, sollen es nicht unter den Scheffel stellen, nicht aus Menschenfurcht das Evangelium verbergen.

Was die Kirchenmaler auf naive Weise durch den Nimbus oder Lichtschein am Haupt der Heiligen ausdrücken, findet seine nähere Erläuterung in vielen Legenden von solchen Heiligen, die sichtbares Licht ausgeströmt haben. Vgl. Görres, Gesch. d. Mystik II. 316. 323. Es braucht hier nicht erst erwähnt zu werden, welche Aufmerksamkeit die neuere Naturwissenschaft den Lichtphänomenen an Somnambulen gewidmet hat.

In der kirchenfeindlichsten Absicht ist vor dem Strassburger Münster die von dem berüchtigten Jakobinermaler David modellirte Statue Guttenbergs aufgerichtet worden, mit der Inschrift: *Fiat lux.* Das Licht der modernen Presse ist hier im Gegensatz gegen die vorgebliche Finsterniss des Mittelalters aufgefasst zur offenbaren Verhöhnung des heiligen

Gebäudes, vor dem die Statue steht. Ueberhaupt ist das Licht der modernen sogenannten Aufklärung eine Negation der christlichen Wahrheit und mithin eine Verdunkelung, eine Rückkehr zur Finsterniss des Heidenthums, eben so tief wurzelnd im Urprincip der Nacht, wie das Christenthum im Lichtprincip. Nur der Lügner von Anfang an konnte eine verirrte und verdorbene Generation berücken und dahin bringen, dass sie den Tag Nacht und die Nacht Tag nennt.

Lilie.

Die weisse Lilie ist ein Sinnbild der Unschuld und Seelenreinheit, daher der Jungfräulichkeit, und vorzugsweise ein Attribut der heiligen Jungfrau. Auf Bildern der Verkündigung trägt der Engel Gabriel, indem er der heiligen Jungfrau das Heil verkündet, durchgängig auf Kirchenbildern einen weissen Lilienstengel. Auf altdeutschen Bildern ist auch oft neben die Jungfrau ein Glas mit einem Lilienstengel gestellt, so dass man durch das Glas Stiel und Blätter sehen kann, ein Sinnbild, das sich auch in dem durch Glas, ohne dasselbe zu verletzen, dringenden Sonnenstrahl wiederholt und die unverletzte Jungfrauschaft bedeutet. Denselben Sinn haben die Lilien ohne Staubfäden auf einem Bilde der Verkündigung. Waagen, über van Eyk S. 236. Auch hat man die Stelle des Hohenliedes: „Wie eine Lilie unter den Dornen ist meine Freundin unter den Töchtern," auf die unbefleckte Jungfrau bezogen. Vgl. den Artikel Jungfrau. Maria wird mit der Lilie verglichen in Wackernagels Kirchenliedern Nr. 123. Man hat noch ein altschwedisches Lilienlied auf die heilige Jungfrau von Eystein. Vgl. Studach, schwed. Volksharfe S. 182. Der Ritterorden von der Lilie wurde gestiftet, als man in einer aufgeblühten Lilie ein kleines Marienbild fand, dessen wunderthätige Kraft den kranken König von Navarra heilte. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 589. Aus dem Munde des Wilhelm von Montpellier blühte durch das Grab hindurch eine Lilie, worin die Worte:

Ave Maria zu lesen waren. Attribute der Heiligen S. 7. Salaür, ein Blödsinniger, lebte halbnackt im Walde und sprach nie ein Wort als Ave Maria. Seine Seele war so voll von Liebe zur heiligen Jungfrau, dass er sich voll Lust auf Baumzweigen wiegte und das Ave dazu sang. Aus seinem Grabe spross eine Lilie, auf deren Blättern stand Ave Maria. Kellers bretagn. Volkslieder S. 242. Clemence de Isaure von Toulouse gründete *jeux floreaux,* bei denen eine silberne Lilie zum Preis für das schönste Marienlied ausgesetzt wurde.

Besondere Berühmtheit als Mariensymbole erlangten die drei Lilien des heiligen Aegidius. Derselbe wird insonderheit verehrt in Frankreich, wo er St. Gilles heisst. Er lebte im 7ten Jahrhundert als Einsiedler und wurde im Walde von einer Hindin genährt, daher auch eine solche sein Attribut ist. Gewöhnlich malt man sie mit einem Pfeil im Leibe, weil sie so, von einem Jäger verfolgt, zu ihm floh und auf diese Weise seine Einsamkeit entdeckt wurde. Man rechnet ihn zu den vierzehn Nothhelfern und macht ihn zum Patron der ehelichen Fruchtbarkeit. Unter seinen Wundern ist das berühmteste das, wodurch er die Mütterlichkeit der heiligen Jungfrau erklärte. Er lebte eine Zeitlang als Gärtner, da kam ein Mönch zu ihm, der an der Möglichkeit zweifelte, dass die Jungfrau nach der Empfängniss habe Jungfrau bleiben können. Aegidius aber schrieb drei Fragen in den Sand, ob die heilige Jungfrau vor, in und nach der Empfängniss gleich jungfräulich geblieben sey? und jede Frage wurde entsprechend durch eine weisse Lilie beantwortet, die plötzlich aus dem dürren Sande wuchs. Smets hat diese Legende in seinen Gedichten S. 72 versificirt. Eine sehr schöne altgothische Kirche hat der Heilige zu Braunschweig. Im alten Rolandsliede, das Grimm herausgab, begleitet der heilige Aegidius Karl den Grossen und Roland in den Kampf in Spanien und verzeichnet nachher die Geschichte desselben (dasselbe, was nach der ältern Quelle Erzbischof Turpin thut). Auch hat man ein altdeutsches Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert vom heiligen Aegidius, Archiv für westphäl.

Alterthumskunde 1826 II. Ein schönes Bild des Heiligen mit der Hindin von Hemling befindet sich in Brügge (Burkhardt, belgische Städte S. 158). Soviel von diesem Lilienheiligen.

Der blühende Stab Josephs wird in Kirchenbildern häufig als Lilienstengel aufgefasst, um seine jungfräuliche Ehe mit Marien zu bezeichnen. Auch Johannes der Täufer hat öfters die Lilie bei sich, weil er als Prediger in der Wüste im Cölibat lebte. Als Symbol der Keuschheit und Seelenreinheit ist die Lilie auch Attribut des heiligen Franciscus, des h. Anton von Padua, des h. Aloysius Gonzaga, des h. Norbert, der h. Gertrudis und vieler andern Heiligen. Eine Lilie ist eine Lanze des Albertus Siculeus. Drei Lilienstengel des Faustinus und Simplicius. Lilien und Rosen fielen aus dem Munde des heiligen Angelus. Lilien wuchsen aus dem Grabe des heiligen Marianus, des Vitalis in Salzburg, drei aus dem Grabe des heiligen Einsiedlers Euseus, eine wurde in der Hand der todten heiligen Francisca gefunden; eine wuchs aus der Hirnschale des im Walde unbegraben liegenden heiligen Primus. Valvasor, Krain II. 558. Eine Lilie auf der Weltkugel ist Attribut der heiligen Kaiserin Kunigunde. Fiorillo I. 237. Auch die Engel tragen in unzähligen Kirchenbildern Lilien in den Händen als Sinnbild ihrer Engelreinheit. Die keusche Susanna heisst wörtlich Lilie (*shushan*). Sehr schön ist der Hymnus *ad SS. virgines*:

> *O digna lilietis,*
> *caterva coelicis,*
> *Quae vivis in viretis*
> *sponsique pascuis.*
> *Nix cana liliorum*
> *albente vellere*
> *et lac eburque florum*
> *te vestit undique.*

Und in dem Hymnus *Jesu, corona virginum:*

> *Qui pergis inter lilia*
> *septis choreis virginum*
> *sponsus decorus gloria.*

Auf Bildern des Weltgerichts hat Christus als Richter häufig im rechten Auge einen Lilienstengel gegen die Seligen, im linken ein Schwert gegen die Verdammten gerichtet. So auf dem berühmten Bilde in Danzig, desgleichen auf dem des Roger von Brügge zu Beaume, auf dem Bilde hinter dem Altar im Ulmer Münster, auf einem im Schlosse Baldern (Kunstbl. 1847, S. 14). Auch auf einigen jüngsten Gerichten von A. Dürer. Vgl. Heller II. 2. 600. und 781. — Am Sakramentshäuschen des Ulmer Münsters kommen zwei Päpste vor mit Tiaren, die nicht in drei Kronen abgetheilt sind, sondern einen ganzen Wald von Lilien aufthürmen.

In einem Hymnus des heiligen Bonaventura wird die fromme Seele eine „Lilie des öden Thales" genannt (Fortlage, christl. Gesänge S. 253), was ziemlich mit der Lilie unter den Dornen übereinstimmt. — Die Lilie, die im Chorstuhl des Klosters Corvey gefunden wird, wenn der gewöhnliche Inhaber des Stuhls sterben soll (Grimm, deutsche Sagen Nr. 263.), was sich in Hildesheim und Breslau wiederholt (Gödsche, Sagenschatz S. 23), bezieht sich nicht nur auf die jungfräuliche Reinheit des Klosterlebens, sondern ist wohl auch Sinnbild der Wiedergeburt. In südlichen Ländern blühen die Lilien schon im Frühling, daher die merkwürdige Darstellung auf einem altchristlichen Bilde in den römischen Katakomben, auf welchem in der Mitte Christus als guter Hirte steht, in den vier Ecken aber die Jahreszeiten allegorisch abgebildet sind. Hier ist nun der Frühling ein Knabe mit drei Lilien und einem Lämmchen, weil im Frühling die Lilien blühen und die Lämmer auf die Weide gehen. *Aringhi* I. 389. *Bottari*, *tav.* 48.

Die schöne Kelchform der Lilie dient auch häufig in der kirchlichen Ornamentik, bei den Abendmahlskelchen, bei Taufbecken, als Kanzel, z. B. zu Freiberg in Sachsen. Als Säulenknauf des idealen salomonischen Tempels, als Lichtträger im siebenarmigen Leuchter etc.

Die Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten, noch spinnen, und die doch von Gott gekleidet werden (Matth. 6, 28.

Luk. 12, 27.), sind nur Stellvertreter für alle Blumen, an denen sich Gottes Güte eben so erweist.

Limbus,

limbus (Streifen, Rand), zusammenhängend mit *limen* (Schwelle), wird insgemein ein Aufenthaltsort der Verstorbenen genannt, der theils an den Himmel, theils an die Hölle angrenzt. Nach dem alten Testament war der Vorhimmel der Schooss Abrahams. Hier sollten die gerechten Judenseelen sich bis zur allgemeinen Auferstehung befinden. Nach christlichen Begriffen muss aber dieser Schooss Abrahams wegfallen, da Abraham selbst mit den andern Patriarchen erst von Christus (in der Zwischenzeit zwischen seiner Grablegung und Auferstehung) aus der Vorhölle erlöst wurde. Einen sogenannten *limbus infantum* erblickt man häufig als Vorhimmel auf Bildern des thronenden Gottes oder des Weltgerichts am untersten Saum des Himmels, erfüllt mit den Seelen der unschuldigen Kinder, die im bethlehemitischen Kindermord Martyrer wurden, aber als ungetauft noch nicht in den Himmel selbst kommen können. Ein anderer *limbus infantum* kommt bei Dante (Hölle, 4ter Gesang, vgl. die Uebersetzung von Kopisch S. 15) am obersten Rande der Hölle vor, erfüllt mit den Seelen ungetaufter unschuldiger Kinder und tugendhafter Heiden. Ausserhalb der Hölle, jedoch unmittelbar über sie, versetzt Dante die indifferenten Engel, die sich weder für Lucifer, noch auch für Gott entschieden und also nicht werth sind weder der Hölle noch des Himmels.

Der Limbus, sey er Vorhimmel am untersten Rande des Himmels, oder Vorhölle am obersten Rande der Hölle, muss vom Fegfeuer (*purgatorium*) unterschieden werden, sofern in's Fegfeuer nur getaufte und erwachsene Christen gehören, die hier von ihren Sünden geläutert werden, während im Limbus sich nur Ungetaufte oder Kinder aufhalten. In dem berühmten Bilde des Weltgerichts von König René ist daher

auf sinnige Weise die Vorhölle mit den Kinderseelen einerseits von dem Fegfeuer rechts, andererseits von der Hölle links abgetrennt.

Linsen.

Esau verkaufte sein Erstgeburtsrecht dem Jakob um ein Gericht Linsen. Hier sind die Linsen nur als Sinnbild des Geringfügigen zu nehmen im Gegensatz gegen die hohe Wichtigkeit des Erstgeburtsrechts im Volke Gottes. In der Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens, Hamburg 1793, S. 62 wird der Volksglaube angeführt, dass dem, der am Charfreitag Linsen esse, im ganzen Jahr das Geld nicht ausgehe. Hier ist wohl die runde und platte, dem Gelde ähnliche Form Grund der Vergleichung.

Löwe,

Sinnbild der Stärke und des Königthums, weil er als König der Thiere gilt. Daher ein Symbol Christi selber. Schon im 1. B. Mosis 49, 9. wird Juda mit einem jungen Löwen verglichen und im Stamme Juda wird Christus geboren, welcher daher in der Offenbarung Johannis 5, 5. der Löwe vom Stamm Juda heisst. Auf Fenstern des Berges Athos schläft der Löwe zu den Füssen des Christkinds. *Didron, icon.* 348. Der Löwe, der sehr oft am Eingang alter Kirchen angebracht ist, gleichsam als deren Wächter, bedeutet deren Macht in Christo. Vgl. Heider, Thiersymb. S. 34. Kreuser, Kirchenbau I. 123. Merk im Kunstbl. 1845, S. 374.

Der brüllende Löwe insbesondere ist ein Sinnbild der Auferweckung von den Todten. Nach einem alten Physiologus, den Origenes *in genesin hom.* 17. anführt, schläft der neugeborne Löwe drei Tage und drei Nächte (wie Christus im Grabe), und nach *Durandus, rat. offic.* VII. *rubr. de evang.* weckt der alte Löwe am dritten Tage sein Junges, wie Gott Vater den Sohn aus dem Grabe. Vgl. auch das altd. Thierbuch

in Graffs Diutiska III. 23. und Conrad von Megenberg, Buch der Natur 1842. fol. 65. Diese Erweckung des jungen Löwen durch den alten ist auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Bourges abgebildet. *Martin et Cahier, les vitreaux de Bourges pl. 1. Didron, man.* p. 145. Noch erhabener ist die Anwendung dieses Bildes in Conrad von Würzburgs goldner Schmiede 502 f., wo der Todesschrei des am Kreuz sterbenden Heilandes die Todten weckt, wie der Löwe seine Jungen. Auch in einer Hymne des Faulbert von Chartres (Königsfeld, lat. Hymnen S. 106) heisst es:

Christus, invictus leo,
dum voce viva personat,
a morte functos excitat.

Andrerseits ist Christus nicht selbst Löwe, sondern Löwenbändiger und zwar wieder in Bezug auf die Auferstehung. In vielen Kirchen nämlich (zu St. Stephan in Wien, Kloster Neuburg, Freiburg im Breisgau, Löwen, Amiens etc., vgl. Heider, über Thiersymbolik S. 22, wozu noch die von Bock in Brüssel in einer eigenen Monographie beschriebenen Bilder zu Nivelles kommen) reitet Simson auf dem Löwen und bricht ihm den Rachen auf, worunter nichts anderes zu verstehen ist, als Christus, der das Grab aufbricht. Vgl. den Artikel Simson. Der von Simson erschlagene Löwe bedeutet gleichwohl wieder Christum selbst, wegen des Honigs in seinem Rachen. Ein grosser Löwe, von Bienen umschwärmt, ist Christus, von dessen Tode die Menschen leben: *Morte unius tot millia vivunt.* Daher auch in altlateinischen Hymnen Maria *favus Samsonis* heisst, weil sie den honigbringenden Löwen gebar.

Dem Löwen steht zuweilen das Lamm zur Seite, beide auf Christum bezüglich, die Allmacht und die Gnade, die Gerechtigkeit und die Liebe, beide Thiere tragen den Kreuznimbus. Auf sehr alten Miniaturen, vgl. *Didron, ic.* p. 348. Heider S. 14. Man findet aber auch den Löwen, der ein Lamm oder einen nackten kleinen Menschen, oder beide zugleich vor sich hält. *Ciampini vet. mon. musiva tab.* 17. Das

bedeutet wohl die Macht der Kirche, welche die Unschuld beschützt.

Im Jahr 1130 fand Graf Adalbert von Froburg in der Schweiz auf der Jagd mitten im Wald an einer Quelle ein reizendes Weib mit einem Kinde, die sich hier in freundlicher Waldeinsamkeit zu ergötzen schienen, plötzlich aber auf einem Wagen, den ein Lamm und ein Löwe zogen, gen Himmel fuhren. Es war die Madonna mit ihrem Kinde gewesen, und an selber Stelle baute der Graf das Kloster Schönthal. Schwab, Ritterburgen der Schweiz III. 494.

Ein Sinnbild göttlicher Stärke sind die Löwen am Throne Salomons, 1. Kön. 10, 19. 2. Chron. 9, 19; oft nachgeahmt an christlichen Thronstühlen, Heider S. 38, wo die Löwen die Apostel bedeuten. Kunstbl. 1841. S. 414. Der Löwe ist der Wächter Gottes bei Jesaias 21, 8. Desgleichen die Cherubim mit dem Löwengesicht bei Ezechiel 1, 10. Insbesondere ist der Löwencherub Begleiter des Evangelisten Marcus, ein geflügelter Löwe mit dem Nimbus (das Wappen der alten Republik Venedig). Marcus soll den Löwen haben, weil sein Evangelium mit dem Löwen der Wüste, Johannes dem Täufer, beginnt. Kreuser, Kirchenbau II. 89.

Als Symbol des Lebens in der Wüste erscheint der Löwe den frommen Einsiedlern dienstbar. Löwen begruben den ersten Einsiedler Paulus, als er in der ägyptischen Wüste gestorben war, eben so die ägyptische Maria, den heiligen Onofrius, den heiligen Macarius (diesen nur eine Zeitlang zur Busse). Zum heiligen Hieronymus kam ein Löwe, der sich einen Dorn in den Fuss gestochen hatte, liess sich von ihm heilen und blieb fortan bei ihm. Noch einige Beispiele bei *Bagatta*, *admir.* VII. 1. 10. Simeon, der Einsiedler, lebte im 5ten Jahrhundert in der Wüste am Berg Sinai verborgen. Als ihn einst Pilger fanden, und er keine Lebensmittel hatte, ihnen etwas vorzusetzen, kam ein Löwe und brachte ihm einen Palmzweig voller Datteln. Leben der Altväter, 1725. S. 225. Dem heiligen Einsiedler

Quiriacus hütete ein Löwe seine Kräuter. Surius zum 29. September. Hieher gehören auch die Löwen im alten Testament, die im Dienste Gottes den Propheten (1. Kön. 13, 24.) und die Cuthäer (2. Kön. 17, 25.) zerrissen.

Im altrömischen Reich pflegte man christliche Martyrer öffentlich im Amphitheater den Löwen vorzuwerfen, um zugleich dem heidnischen Publikum zum Schauspiel zu dienen. Von vielen Martyrern aber sagt die Legende, die Löwen hätten sie verschont, ihnen demüthig die Füsse geküsst, ja sogar sie gegen die Heiden vertheidigt. Das gilt vom heiligen Abdon, Aemilianus, Andronicus, Benignus, Blasius, Cerbonius, Erasmus, Faustinus, Felicianus, Modestus, Pantaleon, Pontianus, Primus, Probus, Taracus, Tyrsus, Vitus, von der heiligen Christina, Daria, Euphemia, Glyconia, Martina, Prisca, Thekla etc. Anna Almaida, eine spanische Heilige, liess schon als Kind einmal ihren Rosenkranz in eine Löwengrube fallen, ging arglos zu den Löwen hinunter und band einen mit dem Rosenkranz, der ihr wie ein Hund folgte. — Der heilige Malchus, ein christlicher Sklave, entfloh seinem heidnischen Herrn in Mesopotamien und wurde von ihm verfolgt. In eine Höhle fliehend, ward er von dem darin befindlichen Löwenpaare verschont, während sein Herr und dessen Gefährte, als sie zur Höhle kamen, von den Thieren zerrissen wurden. Leben der Altväter, 1725. S. 113. Derselbe musste als Sklave eine Mitsklavin heirathen, deren Mann aber noch lebte, weshalb er nur in jungfräulicher Ehe mit ihr lebte, bis beide in einem Mönchs- und Nonnenkloster ein Asyl fanden. 22. October. Bearbeitet in v. Bülows Zwölf Legenden zur Nachfolge Christi. — St. Gerasimus, Einsiedler am Jordan im 5ten Jahrhundert, zog einmal einem Löwen einen Dorn aus dem Fusse, wofür ihm derselbe nachher aus Dankbarkeit bis zum Tode diente. Als der Heilige starb, legte sich der Löwe auf sein Grab und verhungerte. *Acta SS.* 5. März. Der christliche Androkles. Einen auf dem Löwen reitenden heiligen Samuel kennt die äthiopische Legende. Harris, Schoa II. Anhang S. 112.

In anderen Legenden werden die Heiligen wirklich von den Löwen zerrissen, wie schon der Prophet Joel. St. Ignatius Theophorus, Bischof von Antiochia, soll das Kind gewesen seyn, welches Jesus unter die Jünger stellte als Sinnbild der Demuth: „So ihr nicht werdet, wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in den Himmel kommen." Er wurde später zu Smyrna als Christ verfolgt und im Amphitheater von Löwen zerrissen, wobei er rief: „Bin ich der Waizen Christi, so werden mich die Zähne des Löwen mahlen, dass ich ein reines Brod werde." 1. Februar. *Acta SS.* St. Marcian wurde von einem Löwen geliebkost, aber von einem Leoparden zerrissen.

Diese grausamen Löwen bedeuten den Teufel, den grimmigen Feind Christi. Daniel in der Löwengrube kommt ausserordentlich oft auf christlichen Gräbern vor und bedeutet hier immer die Erlösung aus den Banden des Todes und des Teufels. Vgl. d. Art. Daniel. Nach der Legende spielt das Christkind in der Löwengrube mit den wilden Bestien. Hofmann, Apokr. 245. Eben so der jugendliche heilige Vitus. „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge," 1. Petri 5, 8. „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen," Psalm 22, 22. Christus tritt zuweilen einen Löwen und einen Drachen unter die Füsse, beides Sinnbilder des Teufels. So an den berühmten Thüren zu Nowogrod, in der Kirche Notre Dame zu Chartres etc. Vgl. Heider S. 31. — Der vom christlichen Herkules besiegte und der den christlichen Pyramus zerreissende Löwe (Piper I. 407.) sind Künstlerwillkührlichkeiten, die keine Nachahmung, kaum Beachtung verdienen.

Die häufig in Kirchen vorkommenden Löwenrachen sind von verschiedener Bedeutung. Unter Säulen und Gebälken halb erdrückt oder Menschenköpfe im Rachen haltend (zu Worms) bedeuten sie ohne Zweifel den Teufel, den die Kirche bändigt oder nur warnend den Sündern vorhält. Vgl. Piper I. 407. Die vielen an den Kirchthüren angebrachten Löwenrachen, z. B. in Florenz, Mainz, Hildesheim etc., scheinen

aber anders verstanden werden zu müssen. Heider, S. 21, glaubt, „der Gedanke lag nicht ferne, dass der Teufel selbst dazu dienen müsse, zum Oeffnen der Kirchthüren behülflich zu seyn.“ Mir scheint jedoch, es handle sich hier nur um die Abwehr feindlicher Gewalten von der Kirche. Der Löwenkopf an Kirchthüren entspricht dem Medusenkopf an den Rüstungen der Alten, den zungenfletschenden Lallenkönigen an den Thoren der Schweizer Städte, dem Pferdekopf auf den Neidstangen bei den alten Germanen, wie er noch jetzt auf niedersächsischen Häusern in Holz geschnitzt wird etc. Er ist ein Gegenzauber, der die im bösen Sinne Nahenden abschrecken soll.

Als Sinnbild der Macht eines grossen Reichs ist der Löwe Reitthier des Königs Nebucadnezar in Daniels Vision 7, 4. *Didron, man.* p. 119. Brüllende Löwen heissen die Fürsten bei Zephania 3, 3.

Noch dient der Löwe zu einem schönen Symbol bei Jesaias 65, 25, wo vom Paradiese die Rede ist, in dem einst der Löwe seine Wildheit verloren haben und wie ein Lamm Gras fressen wird.

Loth.

Als Sodom und Gomorrha von Gott mit Feuer zerstört wurden, floh Loth mit seinem Weibe und seinen beiden Töchtern. Sein Weib sah sich, dem Verbote zum Trotz, nach dem Feuer um und wurde in eine Salzsäule verwandelt. Die Töchter, in's rauhe Gebirg entflohen, glaubten, die ganze bewohnte Welt sey mit Feuer vertilgt, und es gebe keinen Mann mehr auf Erden, ausser ihrem Vater. Damit nun das Menschengeschlecht nicht unterginge, machten die Töchter ihren Vater trunken und verführten ihn in diesem Zustande, ohne dass er sich dessen am Morgen erinnerte. Darauf gebar die älteste den Moab, von dem die Moabiter kommen, die jüngste den Ammi, von dem die Ammoniter kommen. Eine eben so voreilige Zeugung, wie die des Ismael, und noch frevelhafter; daher Gott die Moabiter und Ammoniter ungnädig

ansah, und dieselben auch stets verhasste Feinde des auserwählten Volkes, der Kinder Abrahams, blieben.

Diese Geschichte hat einen mystischen Sinn. Wie Abraham Prototyp des Glaubens, so Loth des Unglaubens. Wie in Abrahams Geschlecht der reine Glaube fortlebt, so divergiren in Loths Familie die verschiedenen Arten der Skepsis und der Häresieen. Loth zeugt mit der ungläubigen Rücksicht die ungläubige Vorsicht. Sein Weib will nicht glauben, dass der Herr Sodom mit Feuer verderbe, sie will es sehen, und blickt um, gegen das Verbot. Darum wird sie zur Salzsäule. Denselben Sinn drückt Christus selbst aus, indem er der Geschichte Loths gedenkt, Matth. 24, 17. Luc. 17, 31. Das Salzsymbol erklärt sich daraus, dass die neugierigen Ziegen und überhaupt das dumme Vieh gern Salz lecken. Die selbst als echte Tochter Eva's Vorwitz geübt, wird ein Salzfels, an dem seitdem die vorwitzigen Zungen lecken. Vgl. *Rupert. Tuit.* p. 65. — Loths Töchter wollen ebenfalls nicht glauben, dass sie in der Verbannung und einsamen Wüste Nachkommenschaft erleben würden, und ihre allzu ängstliche Zweifelsucht und Vorsorge verführt sie zu einem abscheulichen Verbrechen. Wie ihre Mutter, weil sie nicht glaubt, zu viel rückwärts, so sehen die Töchter, weil sie nicht glauben, zu viel vorwärts. Wie jene an der Gerechtigkeit Gottes zweifelt, so zweifeln diese an dem Erbarmen Gottes. Rupert von Duiz hat sie daher in seinem geistreichen mystischen Werke mit Recht als die Familie der Häresieen im Gegensatz gegen Abrahams Glaubenstreue aufgefasst.

St. Lucas.

Man muss mit dem alten Passional, das Hahn 1844 edirt, S. 325 sagen:

von Luca dem guten Man
nicht viel ich gelesen han,
wie sein Leben si gewesen.

Er war Anfangs Arzt, weshalb er als Patron der Aerzte gilt, widmete sich aber nachher ganz der Nachfolge des

Herrn und der edlen Malerkunst, weshalb er auch Patron der Maler ist. Sonderlich malte er die Madonna so oft, dass noch jetzt eine grosse Menge christlicher Kirchen im Morgen- und Abendlande sich rühmen, Bilder von seiner Hand zu besitzen. Der Heilige ist in hohem Alter, indem man ihn kreuzigen wollte, aber die Aufrichtung des Kreuzes zu langweilig fand, an einen Oelbaum gehenkt worden. 18. October. Warum er (nach Stok, Gesellenwesen S. 112.) Patron der Glaser ist, weiss ich nicht. Wenn Sterbende vom Arzt aufgegeben waren, legte man ihnen sogenannte Lucaszettel, d. h. Gebete zum heiligen Lucas, auf die Brust.

Als Evangelist hat Lucas den geflügelten Ochsen zum Attribut, theils weil er mit dem Opfer des Zacharias seine Erzählung beginnt, theils weil Christus selbst gleichsam Opferstier ist. Innozenz, Geheimniss der Messe, übers. von Hurter, S. 90. Kreuser, Kirchenbau II. 90. Der Ochs heisst deshalb in Frankreich *oiseau de St. Luc.*

St. Lucia,

eine fromme Jungfrau zu Syrakus im 3ten Jahrhundert, sollte einen reichen heidnischen Jüngling heirathen, vertheilte aber ihren Brautschatz unter die Armen und verlobte sich Christo allein. Da wurde sie vor Gericht gezogen und als Christin verdammt. Sie sollte in ein gemeines Freudenhaus geschleppt werden, aber keine Pferdegewalt, keine angezogenen Stricke brachten sie von der Stelle. Da schleppte man Holz herbei und umgab sie mit einem Scheiterhaufen, aber das Feuer versehrte sie nicht, und es war, als stünde sie in einem Rosengebüsch. Endlich wurde sie mit dem Degen durchstochen. Der wichtigste Zug in ihrer Legende aber ist, sie soll sich, als ihr der Freier aufgedrungen wurde, ihre Augen, deren Schönheit ihn bezaubert, ausgerissen und ihm dieselben auf einem Teller übersandt haben. Dieser Teller mit den Augen ist daher auch ihr Attribut. Die Mutter Gottes gab ihr dafür neue und noch schönere Augen. Sigebert

von Gemblours hat ihre Marter besungen, Dante im 2ten Gesang der Hölle sie zum Träger des himmlischen Lichts oder der Erkenntniss gemacht. Dem entspricht auch ihr Jahrestag (23. Dezember), der finsterste im Jahre, von wo an aber die Tage wieder länger und heller werden und das Licht des neuen Jahres (in der darauffolgenden Weihnacht) aufbricht. Dem entspricht endlich auch ihr Name, Lucia von *lux*, Licht. Die Heilige bedeutet aber das geistige Licht, und zwar in seiner Stetigkeit und Unvergänglichkeit, trotz aller Verdunkelungen und Anfechtungen. In dem *chron. Zwifaltense* der Stuttgarter Bibliothek p. 83. ist sie abgebildet, wie sechs Menschen und sechs Ochsen vergebens an ihr zerren und sie nicht von der Stelle bringen. Ein ähnliches Bild zu Padua, s. Kunstblatt 1838. Nr. 11. Dem entspricht das Sinnbild des Lampenlichts, welches auch im heftigsten Sturme nicht erlischt. Sollte nicht auch der Polarstern gemeint seyn, der am St. Lucientag seinen höchsten Stand am nördlichen Himmel erreicht, und unter den zwölf Ziehenden die Zeichen des Thierkreises?

Lucifer.

Das erste wirkliche Geschöpf Gottes, das nicht mehr wie das Wort (Logos) oder der Geist und die Weisheit (Sophia) er selber war, sondern ein zweites, ausser ihm befindliches Wesen, wurde eben deshalb sein Feind. Der erste Engel wurde der Teufel.

Jesaias 14, 12. heisst es: „Du bist gefallen, schöner Morgenstern (Lucifer).“ Gesenius und die meisten neuern Erklärer verstehen unter dem Morgenstern nur das babylonische Reich, von dem der Prophet eben handelt. Allein der Prophet bedient sich offenbar eines den Morgenländern sehr verständlichen Bildes, wonach eben erst der zu seiner Zeit gehoffte Sturz Babylons mit dem längst bekannten Sturze Lucifers verglichen wird. Denn wie Lucifer durch seinen Uebermuth, durch den Stolz auf seine Schönheit fiel, so auch Babylon. Ueberdies heisst es Luc. 10, 18, Satan sey wie

ein Blitz vom Himmel gefallen. 1. Timoth. 3, 6. heisst es: der Hochmüthige leide des Teufels Strafe. 2. Petri 2, 4. wird geradezu gesagt, Gott habe die sündigen Engel mit Ketten der Finsterniss zur Hölle verstossen, und Epist. Judä 6: diese bis zum Gericht in der Finsterniss gehaltenen Engel hätten ihre Fürstenthümer und himmlischen Häuser verlassen müssen. Endlich spricht Ev. Joh. 8, 44. Christus selber vom Teufel, als dem Mörder von Anfang und Vater der Lügen.

Vermöge der eigenthümlichen Verblendung, welche alles specifisch Christliche für blosse Nachahmung von etwas Heidnischem hält, weil es ein Vorbild im alten Heidenthum (wie ein Afterbild im neuen) hatte, glaubte Bohlen (Genesis 50.) und viele Andere, die ganze Lehre vom Teufel sey erst nach dem Exil in's Judenthum gekommen, und nichts weiter als die Lehre vom persischen Ahriman. In der That ist Ahriman, der erstgeborne Engel der Perser, zum Teufel geworden, weil er Gott selbst seyn und allein regieren wollte. Ganz auf dieselbe Weise empörte sich auch nach der Brahminenlehre der erstgeborne Engel Moisasur. Auch der Titanensturz der Griechen gehört hieher.

Allein diese alten Vorstellungen der Heiden enthalten nur einen Schimmer von christlicher Idee, und schweifen einseitig aus. Der persische Ahriman verderbt die halbe Natur und theilt sie in eine böse und gute Hälfte; davon ist die mosaische und christliche Anschauung weit entfernt, der vielmehr die ganze Natur gut und als Gottes Werk erscheint. Der indische Moisasur verführt die übrigen himmlischen Geister zum Abfall von Gott und dafür müssen sie als Seelen in Menschen- und Thierleiber übergehen, um abzubüssen. Auch von dieser Seelenwanderungslehre ist das Christenthum weit entfernt.

Lucifer ist specifisch biblisch, jüdisch-christlich. Vor Allem lag es nahe, zu fragen, warum Gott überhaupt das Böse zugelassen habe? Augustinus, *de civ. Dei* 14. 11, sagt einfach: „Gott wollte seinen Geschöpfen Freiheit geben, als das köstlichste Gut, aber einen freien Willen kann es nicht

geben, wenn er nicht auch böse seyn könnte. Uebrigens habe das Gott nach seiner Weisheit vorausgesehen." Aehnlich Basilius in der 9ten Homilie. Der Scholastiker Duns Scotus hob die Nähe hervor, in welcher Lucifer zu Gott gestanden; je gottähnlicher er war, desto stärker war auch für ihn die Versuchung, sich Gott gleich oder an Gottes Stelle zu setzen (nach der musikalischen Regel des Septimenaccordes). Thomas von Aquino hebt hervor: die Engel befinden sich im Stande der Gnade, nicht im Stande der Busse, wie die Menschen; ihre Sünde sey also viel unverzeihlicher, ihr Fall viel tiefer. Zudem könne der Mensch seinen Willen zügeln und anderswohin lenken, der Engel aber müsse ihn in der einmal angenommenen Richtung verfolgen, was ihn nothwendig in's Extrem führe. Der Mensch sey sterblich und somit zur Aenderung von aussenher berufen; der Engel aber sey unsterblich und mache sich nur selber zu dem, was er werde. Vgl. Baur, Dreieinigkeit II. 770. 782.

Schon der blosse Begriff des Eigenwillens setzt die ganze Folgerung des Diabolismus voraus. So wie neben dem göttlichen noch ein zweiter Wille daseyn darf, wird er ein böser werden, eben um alle Möglichkeiten der Verschiedenheit vom göttlichen Willen zu erschöpfen.

Ein erstes Moment des bösen Willens ist der Trotz, das Unabhängigkeitsstreben, die Lust, allein zu herrschen.

Ein zweites Moment ist die Eitelkeit, die bei Lucifer insbesondere durch die Realität seines erschaffenen Wesens genährt wurde, während Gott ihm gegenüber in seiner ursprünglichen Idealität verharrte. Lucifer hielt sich für um so viel vollkommener, als er körperlicher geworden war; obgleich hier noch an keine irdische Materie zu denken ist.

Daher identificirte noch Jakob Böhme den Lucifer mit der Natur, als dem Aeusseren, im Gegensatz gegen Gott, als das Innere. Das Aeussere aber in seinem härtesten Gegensatz gegen das Innere ist Finsterniss, wie das Innere Licht ist, todte Erstarrung, wie das Innere Leben ist. Daher, glaubt Böhme, musste Gott durch eine neue Schöpfung den

Gegensatz vermitteln, das ist nun die Erde mit den Menschen in der Mitte zwischen Himmel und Hölle. — Nicht anders fasste auch der grosse Dante den Lucifer auf, da er ihn, vom Himmel herabgefallen, in den Mittel- und Schwerpunkt der Erde sinken und dort bis zum Gericht bleiben lässt. Die Finsterniss und Schwere contrastiren hier mit dem Licht und dem leichten Flügelschwung im Himmel. Vgl. Kopisch, Dante S. 69.

In der berühmten Vision des Ritters Tundal (*Vincent. Bellovac. speculum morale* II. 3. 6.) liegt Lucifer gleichfalls in der Tiefe der Hölle, angefesselt, von unzähligen kleinen Teufeln umgeben, die beständig das Feuer unter ihm schüren, um ihn zu plagen; denn in der Hölle waltet so sehr das Gesetz des Hasses, dass auch die Schüler ihren Meister, die Unterthanen ihren Herrn, die Kinder ihren Vater beständig hassen und martern müssen. Lucifer hat Menschengestalt, aber von Riessengrösse, und ist rabenschwarz. Wie Briareus hat er eine Menge Hände, jede mit zwanzig Fingern und Krallen, womit er nach den Verdammten greift, um dieselben zu fressen.

Bevor aber Lucifer in der Tiefe gefesselt wird, hat er Macht, die Menschen selbst zu fesseln. In einem Auto des Lope de Vega liegt die ganze Menschheit gefesselt zu seinen Füssen. v. Schack, dramat. Lit. d. Span. II. 412.

Die Muhamedaner kennen den gefallenen Lucifer unter dem Namen Iblis (entstellt aus dem griechischen *διάβολος*). Sie gehen aber in ihren Unterscheidungen des ersten Geisterreichs noch weiter, als die Juden. Vor der letzten Schöpfung, sagen sie, war die Erde bereits bewohnt, wenn auch nicht von Menschen, doch von Dschinnen (Genien) in Riesengestalt. Dieselben waren keineswegs Teufel, wenn auch keine Engel. Es herrschten nach einander sieben weise Salomone über sie, denen allen gemeinsam der allwissende Vogel Simurgh (Phönix) als Wessir diente. Endlich wurden sie übermüthig, und Gott schickte den Engel Iblis aus, sie zu strafen. Iblis und die ihm untergebenen Engel siegten und verbannten die

überwundenen Dschinnen in das äusserste Grenzgebirge der Erde, Kaf genannt. Nun wurde aber Iblis selber übermüthig, trotzte Gott und verwandelte sich mit den Seinen dadurch in Diws (böse Geister, Teufel, zum Unterschied von den Dschinnen, Riesen). Gott schuf nun den Adam, in der Hoffnung, die Menschen würden besser seyn, als Dschinnen und Diws. Beide letzteren sollten das neue Geschöpf anbeten. Sükkradsch (siehe Herbelot *s. v.*), der Fürst der Dschinnen, that es und huldigte dem Adam, Iblis aber that es nicht, und wurde deshalb von Gott in die Hölle gestürzt. Vgl. auch Herbelot *s. v. Eblis*, und v. Hammer, persische Redekünste S. 21. — Nach dem jüdischen Sohar war Sammael (Lucifer) ursprünglich ein Seraph mit sechs Flügeln.

Der Engelsturz ist oft in kecken Teufelsgruppen gemalt worden. Ganz eigenthümlich aber erscheint ein altes griechisches Bild, auf dem die stürzenden Engel oben noch schön sind, allmählig immer hässlicher und erst unten zu vollendeten Teufeln werden. *Didron, man.* p. 77. Ganz eben so malte sie Bos.

Weil Lucifer der Lichtträger heisst, wird Christus selbst der wahre Lucifer genannt, in einer Hymne des Hilarius. Königsfeld, lat. Hymnen S. 2.

Luftspiegelung.

„Die Pracht der Palläste Babels, die in voller Wirklichkeit vor euch steht, wird wie ein Hauch verschwinden. Das zarte Luftgebilde, das ihr in der Wüste verschmachtend hoffnungsvoll vor euch sehet und nicht erreichet, wird dennoch einmal Wirklichkeit werden.“ Vgl. d. Art. Jesaias.

M

Maccabäer.

Die kriegerischen Bücher der Maccabäer sind von grosser typischer Wichtigkeit für die christliche Geschichte. Die darin vorkommenden Helden und Begebenheiten sind nämlich durchgängig Vorbilder der spätern Bedrängnisse der Kirche durch die weltliche Macht. Zugleich sind jene maccabäischen Helden gleichsam die bewaffneten Schutzengel des mosaischen Gesetzes und der messianischen Verheissung gewesen. Ohne sie wäre das Judenthum schon vor Christi Geburt untergegangen und aus der Reihe der welthistorischen Erscheinungen verschwunden.

Es handelt sich um die Schicksale des gelobten Landes unter den Herrschern aus Alexanders Nachfolge. Nach der Sage bei Josephus wollte Alexander der Grosse Jerusalem zerstören, weil es an Persien hing; als ihm aber der Hohepriester Jaddu mit den Leviten in feierlichem Zug entgegenkam und er in dem ehrwürdigen Greis denselben in derselben Tracht wiedererkannte, den er vorher im Traum gesehen, verschonte er die Stadt. Ueberhaupt lag es in seiner Politik, Alle zu schonen, die sich ihm unterwarfen, und

insbesondere alle Culte gewähren zu lassen, die dem persischen widersprachen. Die Begegnung zwischen dem Priester und Könige ist übrigens typisch für die spätere christliche Legende, denn sie wiederholt sich in der Art, wie Papst Leo der Grosse dem Attila entgegentrat.

Palästina war nun dem grossen Reiche Alexanders einverleibt und kam nach seinem Tode unter die Herrschaft der Seleuciden, während andrerseits auch die Ptolemäer in Aegypten immer einen Anhang unter den Juden hatten, die in sehr grosser Zahl zu Alexandria wohnten und daselbst durch 72 Dollmetscher das ganze alte Testament in's Griechische übersetzen liessen, so zwar, dass durch Gottes Fügung Alle, ohne von einander zu wissen, buchstäblich das Nämliche schrieben. Anfangs wurden die Juden gut behandelt und kamen wieder in grossen Flor.

Nach dem 2. Buch der Maccabäer Kap. 3. (das nur eine andere Redaction des ersten ist und dieselben, ja noch frühere Geschichten enthält) wollte König Seleucus Philopator, der übrigens von Josephus ein grosser Gönner der Juden genannt wird (*Arch.* 12. 4. etc.), den im Tempel zu Jerusalem schon wieder angehäuften Schatz rauben lassen und schickte zu diesem Behuf seinen Kämmerer Heliodorus hin. Aber als er an den Gotteskasten trat, siehe da sprengte plötzlich ein schrecklicher Reiter auf schön geschmücktem Ross gegen ihn an und des Rosses Vorderhufe stürzten ihn zu Boden. Er lag nun todt, und nur das Gebet des frommen Hohenpriesters Onias konnte ihn wieder erwecken. Der König, über das Wunder erstaunt, verlangte nicht mehr nach dem Tempelschatz. — Der Reiter war ein Engel. In goldner Rüstung edel zürnend hat ihn Raphael in dem berühmten Bilde der Stanzen gemalt, dazu einen Blitz, der den Frevler niederwirft, zwei Engel zu Fuss mit Strafruthen, und im Hintergrunde seltsamerweise den Papst Julius II., auf dessen Befehl Raphael das Bild malte.

Heliodor ist typisch für die spätere christliche Kirche und wurde sein Beispiel stets den Kaisern und Fürsten

entgegengehalten, die sich an den Schätzen und Gütern der Kirche vergreifen wollten.

Vom frommen Onias heisst es weiter, er sey durch Jason, der dem König viel Geld zahlte, und dieser wieder durch Menelaos, der noch mehr zahlte, vom Hohenpriesterthum verdrängt und im neuen Asyl, in das er sich geflüchtet, trotz der Heiligkeit des Orts ermordet worden. Auch das ist typisch für den spätern Cäsareopapismus in der christlichen Kirche, wenn Priester der Habsucht der Könige das Heilige zum Opfer bringen, um für ihre Personen Kirchenämter zu erlangen. — Sehr bezeichnend heisst es 2. Maccab. 5, 19: Gott habe diese Schändungen seines Tempels zugelassen, um das Volk für seine Sünden zu strafen; Gott habe das Volk nicht auserwählt um der Stätte willen, sondern die Stätte um des Volkes willen.

Des Seleucus Nachfolger Antiochus Epiphanes (seit 175 vor Christo) war ein ruchloser Mensch von Natur und hatte nicht einmal so viel politischen Verstand, die Juden zu schonen, um sie gegen Aegypten zu benützen. Gleich neuern orientalischen Despoten liess er nur Geld zusammenraffen, um seine Lüste zu befriedigen, und beging treulose Morde des Volks in Masse, um Revolutionen zuvorzukommen. So musste sein Feldherr Apollonius mit 22,000 Mann (2. Macc. 5, 24.) die Juden an einem Sabbath zu Jerusalem überfallen und ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichten, da ihr Gesetz ihnen nicht erlaubte, sich an dem Tage der Gottesruhe zu wehren. Darauf liess er den Tempel entweihen, Schweine darin schlachten, Weiber Unzucht darin treiben und weihte ihn dem heidnischen Gotte Zeus. Dasselbe geschah auch mit dem Aftertempel zu Garizim.

Der 90jährige Greis Eleazar, ein Schriftgelehrter, sollte gezwungen werden, Schweinefleisch zu essen, zog es aber vor, ehrlich zu sterben und wurde erschlagen. 2. Macc. 6.

Unter allen Greueln, die Antiochus beging, ist die Hinrichtung der Mutter mit sieben Söhnen (2. Macc. 7.) der schaudervollste. Im ganzen Gebiet der Geschichte kommt

nichts Entsetzlicheres und Rührenderes vor. Das Schreckliche wird aber hier überwogen von der Freudigkeit, mit der die standhafte Mutter und ihre treuen Kinder alle Martern erdulden um des Herrn willen, und um für ihn zu zeugen. Deshalb ist diese Geschichte des alten Testaments typisch für das ganze christliche Martyrium. Sie wurde zuerst poetisch umschrieben in einem lateinischen Gedicht des Victorinus, *Fabricii thes.* 445. abgedruckt. Die Mutter heisst Salomonis, bei Suidas *s. v. Antiochus.* Spätere nennen sie immer Salome. Die Marter ist als Trauerspiel behandelt von Houdart de la Motte. Eben so in Zacharias Werners berühmtem Trauerspiel, das zwar nach seiner Art etwas schwülstig und krampfhaft, doch reich an den edelsten Empfindungen ist. Ein älteres deutsches Schauspiel von Scharschmidt 1589 kenne ich nicht näher. — Die Marter wurde gemalt von van Dyck im Quirinal. Möglichst greuelhaft und henkermässig sind die Todesqualen der sieben Söhne in byzantinischen Miniaturen dargestellt (Waagen, Paris 213.) In Blainville's Reise I. 90. wird eines seltsamen Bildes in der Maccabäerkirche zu Köln gedacht. Da sieht man die Mutter Salome, wie sie den Antiochus mit Füssen tritt, und unter ihrem langen Kleide ihre mit Lorbeeren bekrönten Söhne, vier auf einer, drei auf der andern Seite. Dort zeigt man auch die Köpfe der Maccabäer als Reliquien mit Kronen und Juwelen bedeckt.

Als nun Antiochus so wüthete, entfloh der greise Priester Matathias mit seinen Söhnen aus Jerusalem in die Wüste, um hier ungestört Gott dienen zu können; denn bei Todesstrafe war verboten worden, ferner noch den Jehovah statt des Zeus anzubeten, und bei Todesstrafe war befohlen, dass jeder Jude Schweinefleisch essen soll. Der alte Matathias aber hatte eine grosse Familie und viele Freunde, deshalb rieth man ihm, sich dem König zu unterwerfen, der es gewiss gut aufnehmen würde, wenn ein so angesehener Mann den übrigen Juden ein Beispiel gäbe. Aber Matathias blieb beim Gesetz seiner Väter. Da wurde den in die Wüste geflohenen Juden nachgestellt und wiederum an einem Sabbath, wo sie

sich nicht wehren durften, wurden bei tausend Juden in einer Höhle umgebracht. Josephus bemerkt hiezu, die Mazedonier hätten Holz vor die Höhle geschleppt und die darin Versteckten durch den Rauch getödtet, was aber nicht in der Bibel steht (1. Macc. 2.).

Matathias war sehr alt, stellte sich aber dennoch an die Spitze eines streitbaren Haufens, zerstörte überall, wo er hinkam, die heidnischen Altäre und beschnitt die Kinder. Aber der Tod nahte ihm. Da verordnete er, sein tapferer Sohn Judas Maccabäus solle an seiner Statt den Befehl führen und „für das Gesetz eifern und sein Leben wagen für den Bund der Väter“.

Nun begann Judas seine Heldenlaufbahn und schlug mit seinen Getreuen ein Heer des Antiochus nach dem andern. Wir müssen hier auf 1. Macc. 3 ff. verweisen. Es kam so weit, dass die tapfern Brüder Jerusalem selbst wiedereroberten. Als sie den Tempel des Herrn so verwüstet und entheiligt sahen, zerrissen sie ihre Kleider und bestreuten sich mit Asche; dann reinigten sie das Heiligthum und errichteten dem Herrn einen neuen Altar. König Antiochus aber, mit dem persischen Krieg beschäftigt, starb vor Gram, als er die Niederlage seiner Heere im gelobten Lande erfuhr. Für seinen Sohn Antiochus Eupator belagerte Lysias die heilige Stadt Jerusalem, konnte sie aber nicht gewinnen. Der Jude Eleazar tödtete einen der grossen Königselephanten, die damals zum erstenmal den heiligen Boden betraten, indem er sich unter ihn schlich und ihn von unten erstach. Die Last des hinstürzenden Elephanten erdrückte ihn, aber er hatte seinen Landsleuten gezeigt, dass diese Thiere nicht zu fürchten seyen. 1. Macc. 6, 43.

Nach des Eupator Ermordung kam des Seleucus Sohn Demetrius Soter auf den Thron und traf ernste Anstalt, den jüdischen Aufruhr zu überwältigen. Dazu bediente er sich des treulosen Hohenpriesters Alcimus und des mächtigen Feldherrn Nicanor. Diesem nun gelang es, den Anhang der Maccabäer dermassen zu verringern, dass ihm zuletzt nur

800 Mann blieben, mit denen sie sich ehrlich gegen die ungeheuere Uebermacht schlugen, bis in einem letzten Verzweiflungskampfe der tapfere Judas fiel.

Zu diesen Kämpfen mit Nicanor bemerkt das 2. Buch der Maccabäer 8, 11: Nicanor habe das ganze jüdische Volk in die Sklaverei zu verkaufen getrachtet, um mit dem Geld die damals schon mächtig vordringenden Römer zu beschwichtigen. 2. Macc. 14, 37 ff. wird ferner von einem gewissen Rhazis, Aeltesten in Jerusalem, erzählt, der sich, um Nicanors Henkern zu entgehen, von einer Mauer herabstürzte und, als er noch lebte, seine Gedärme sich selber aus dem Leibe riss und unter seine Verfolger warf, mit den Worten: „Gott wird sie mir wiedergeben!“ Uebrigens ist zu bemerken, dass 2. Macc. 15. Judas den Nicanor noch überlebt, indem Nicanor in der Schlacht fällt. Hier heisst es auch, der Prophet Jeremias sey dem Judas erschienen und habe ihm ein unüberwindliches Schwert dargereicht.

Judas Maccabäus wurde durch ein spanisches Volksbuch in Spanien ungemein populär, auch von Calderon auf die Bühne gebracht (v. Schack III. 181.) und von Silveira 1638 in ein Epos. Der spanischen Tapferkeit gefiel dieser Stoff um so mehr, als jahrhundertelang auch die christlichen Spanier mit den Sarazenen zu Gottes Ehre hatten streiten müssen.

Der Kampf war noch nicht zu Ende. An Judas Stelle trat sein tapferer Bruder Jonathan, unterstützt vom dritten Bruder Simon, und stellte die verlorne Sache wieder her, indem er auf's Neue grossen Anhang fand, Jerusalem wieder gewann und zwischen den Ptolemäern und Seleuciden geschickt zu unterhandeln wusste, so dass beide ihm schmeichelten. Endlich aber verrieth ihn Tryphon, der Feldherr des jungen Antiochus Entheus, lud ihn gastlich ein und liess ihn umbringen. Simon regierte als Hoherpriester die Juden dennoch fort, erlitt aber gleiches Loos bei einem Gastmahl durch die treulosen Ptolemäer. Ihm folgte sein Sohn Johannes Hircanus, der die neue Königsdynastie der Juden gründete, deren

letzter Sprössling Mariamne zur Zeit Christi als Gattin des Herodes tragisch unterging.

Die Bibel verlässt uns hier. Nur aus Josephus erhellen die grossen Thaten des Johannes Hircanus, auf die wir hier nicht näher eingehen. Genug, es gelang, das jüdische Reich unter eignen Königen wiederherzustellen, die sich hauptsächlich durch die Gunst der Römer von der Herrschaft der Ptolemäer und Seleuciden losrissen, bald aber selbst unter die Obergewalt der Römer fielen.

So war es denn durch die wunderbare Lenkung Gottes dahin gediehen, dass das Gesetz Mosis sich im Sturm der Zeiten hatte erhalten können, trotz zweimaliger Verbannung und Gefangenschaft des Volkes in Aegypten und Babylon, trotz der Tempelschändungen und Zerstörungen, trotz der innern Corruption und dem Abfall zum Heidenthum. Der goldne Faden war nicht abgerissen, durch alle Gräuel des Heidenthums windet er sich hindurch, wie eine Wurzel durch die Finsterniss der Erde, um endlich die Wunderpflanze an's Licht zu bringen, deren Keim in der dunkeln Wurzel verborgen lag.

Magd.

Das Vorbild aller Mägde in der Welt ist Maria, als die „Magd des Herrn", in welcher Eigenschaft sie hauptsächlich bei der Verkündigung erscheint (*ecce ancilla domini!*). Erst durch diese Demuth der Magd wird sie gewürdigt, Königin des Himmels zu werden. Das Jungfräuliche ist hier auf's Innigste mit der Demuth der Magd verbunden (wie im deutschen Wort Mägdlein auch wirklich beide Begriffe zusammenfallen). Weil aber weiss die Farbe der Jungfrauen ist, so erscheint Maria als Magd des Herrn auf Kirchenbildern häufig im weissen Unterkleide.

Auch viele heilige Jungfrauen haben sich ausgezeichnet durch ihre Tugenden im harten Magddienste. Als Patronin der Mägde gilt die heilige Notburga, die selbst ihr Leben lang eine Magd, aber so heilig war, dass ihr die Natur

gehorchte, wie ihrer Königin. Einmal, als sie des Sonntags im Felde arbeiten sollte, hing sie ihre Sichel an einen Sonnenstrahl auf zum Beweis, dass man am Sonntag nicht arbeiten solle. Die heilige Christina wurde als Sklavin in ein fremdes Land verkauft, bekehrte aber ihre Herrschaft und das ganze Land. Die heilige Euphemia und Margaretha von Ungarn waren Königstöchter, die in der Verbannung fromm als Mägde dienten.

St. Magdalena.

Die symbolische Bedeutung dieser Heiligen kennzeichnet sie als Personification der wahren Reue und Busse. Nach Marcus 16, 9. war es Maria Magdalena, welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben hatte, der er auch nach seiner Auferstehung zuerst erschien. Man hält sie für dieselbe nicht namentlich genannte Sünderin, die nach Lucas 7, 37. Christi Füsse im Hause des Pharisäers mit kostbaren Salben wusch und von der er sagte: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ Vgl. Matthäus 26, 7. Marcus 14, 3. Man hält sie aber auch für die Maria, Schwester des Lazarus und der Martha, die nach Joh. 12, 3. dem Heiland, nachdem er ihren Bruder von den Todten erweckt, ebenfalls die Füsse salbte und mit ihren Haaren trocknete. Hier beklagt Judas aus Geiz das Vergeuden der köstlichen Salbe, wie bei Marcus 14, 5. andere Umstehende im Hause des Simon über die gleiche Verschwendung der Sünderin klagen. Endlich ist es wieder eine Maria Magdalena, die nach Joh. 19, 25. bei der Kreuzigung Christi zugegen ist und die nach demselben 20, 1. zum Grabe Christi kommt. Vgl. Lucas 24, 10. Matth. 28, 1. und Markus 16, 1, wo es insbesondere wieder heisst, sie habe mit den andern Weibern den Leichnam Christi salben wollen. Obgleich nun aus diesen Daten allerdings nicht mit völliger Bestimmtheit hervorgeht, dass des Lazarus Schwester auch die Sünderin gewesen sey, so stimmen doch in beiden die innige Hingebung an den Heiland, das Weinen, das Benetzen

der Füsse Christi mit ihren Thränen, das Trocknen derselben mit ihren Haaren und das Attribut des Salbgefässes so genau zusammen, dass die Kirche keinen Anstand nahm, ihre Identität zu beglaubigen.

Magdalena war Trägerin einer grossen Idee und konnte nicht anders aufgefasst werden, ja die Legende musste sogar noch in viel späterer Zeit folgerecht ihre Geschichte weiter entwickeln; denn die Idee ist mächtiger und fruchtbarer, als dass nicht ihr Korn unter der alten Hülse eine neue hervorbringen sollte, ehe es zur vollen Reife gediehen ist. In der heiligen Schrift war klar Sünde und Reue ausgesprochen, die spätere Legende fügte noch die Busse hinzu. Nur eine kleinliche und ideenlose Kritik kann die Legende von der als Einsiedlerin in einer Höhle büssenden Magdalena auf die von der heiligen Maria von Aegypten zurückführen und einen Werth auf diese Entdeckung legen. Für die Idee ist das gleichgültig. Reue und Liebe verlangen die Busse. Magdalena kann nicht anders, als büssen, nachdem sie den Heiland sterben sah am Kreuze.

Albertus Magnus schildert sie als Herrin auf dem prächtigen Schlosse Magdalum in Bethanien in all der Pracht, in der abendländische Dichter des Mittelalters morgenländische Königinnen darzustellen pflegen. Dazu macht er sie zum Inbegriff aller Schönheit, zu einer zweiten Helena. Wie hier ihr Reichthum und ihre Schönheit übertrieben hervortreten, so in der schwedischen Legende, die Mohnike übersetzt hat (Altschwedische Balladen S. 173), ihre sündige Wollust. Hier heisst es nämlich, sie sey eines Morgens zur Quelle gegangen, da sey Jesus ihr begegnet und habe sie um einen Trunk gebeten. Sie antwortet: „Hätte ich nur eine Silberkanne hier.“ Er dagegen spricht: „Wärst du nicht so unrein, ich tränke aus deiner blossen Hand.“ Sie schwört, nie mit einem Mann zu thun gehabt zu haben. Er aber sagt ihr, dass sie mit ihrem Vater, ihrem Bruder und einem Priester drei Kinder erzeugt und in's Wasser geworfen habe. Wenn sie aber Busse thun wolle, so solle ihr vergeben seyn. Die Busse

bestand darin, dass sie keine andere Speise essen solle, als von Lindenblättern, keinen andern Trank trinken, als Thau von Lindenblättern, in keinem andern Bett schlafen, als auf Lindenwurzeln. Die gewöhnliche Legende beschuldigt Magdalena so grosser Frevel nicht, sondern nur, dass sie zu „viel geliebt" habe. Ihr ganzes Wesen war Liebe, nur dass sich dieselbe zuerst als irdische Liebe zeigte, bis die himmlische in ihrem Herzen Platz gewann. Die Legende sagt aus, ihre Schwester Martha sey zuerst von Johannes dem Täufer bekehrt worden, Magdalena aber habe noch bei ihrer Weltlust verharrt, bis sie im Tempel von Jerusalem zum erstenmal den Heiland gesehen und von seinen Augen getroffen worden sey. Durch diesen einzigen Blick, heisst es weiter, wurde sie von allem Irrthum der sündigen Natur geheilt und widmete sich von nun an einzig dem Heilande. Ja sie übertraf, als eine höhere Natur, obgleich später bekehrt, sogleich an Heiligkeit ihre früher nur durch den rauhen Johannes bekehrte und von Natur niedriger stehende Schwester Martha. In der Bibel ist der Gegensatz zwischen den beiden Schwestern noch einfacher gefasst. Martha ist die gute, aber beschränkte Hausfrau, die, als Jesus Gast im Hause ist, auf's Eifrigste in der Küche schafft, damit er das Beste zu essen bekomme, während Magdalena müssig bleibt und nur an den Lippen des Gastes hängt. Als Martha sie wegen dieses Müssiggehens tadelt, rechtfertigt sie der Heiland und spricht: „Sie hat das beste Theil erwählt." Luc. 10, 42.

Durchaus willkührlich ist die Annahme Späterer (vgl. Kosegarten, Legenden I. 131. Borberg, Apokryphen I. 585.). Darnach war Magdalena die Braut Johannes des Evangelisten und feierte die berühmte Hochzeit zu Cana, auf der Johannes durch das Wunder der Weinverwandlung bewogen wurde, die junge Braut zu verlassen und Christo nachzufolgen. Dadurch auf's Höchste erbittert, soll die Verlassene sich Ausschweifungen ergeben haben, später aber durch Lazari Erweckung selbst bekehrt worden seyn.

Die spätere Legende vom Leben der Magdalena nach

dem Tode des Heilands lautet: Nach dem Tode der Madonna, bei der Magdalena zuletzt zugebracht hatte, um ihr zu dienen, wurde sie mit Martha und Lazarus, ihren Geschwistern, so wie mit Maximinus und einigen andern frommen Christen von den Römern zum Spott auf ein leckes Schiff ohne Segel und Ruder gesetzt (eine Noyade, wie in der französischen Revolution), aber anstatt unterzusinken, kamen sie wohlbehalten nach Marseille. Hier wurde Lazarus, zu Aix Maximinus der erste Bischof. Martha gründete ein Kloster; Magdalena aber begab sich in ein wildes Gebirge in der Nähe und widmete sich der einsamen Busse in der Höhle *la Baume.* In dieser Höhle wohnte vorher ein Drache, der auch hervorkam und sie (ein ästhetischer Misston in dieser so schönen Legende) mit Haut und Haaren verschlang. Ein Engel zog sie aber lebendig wieder heraus und reinigte die Höhle von des Drachen Wust. Hier lebte sie nun viele Jahre, nackt und ohne irgend ein menschliches Wesen zu sehen, nur von Teufeln oder Engeln besucht. Einst erschienen die Teufel in Gestalt von Engeln und sangen ihr gar lieblich, verlangten aber, sie solle nicht mehr so viel beten. Oefters wurde sie von Engeln in den Himmel getragen und sah dessen Herrlichkeit. Sie büsste so lange in dieser Höhle, als sie vorher in der Weltlust gelebt hatte. Als ihr der Tod nahte und sie das Abendmahl zu empfangen wünschte, brachten die Engel sie nach Aix zum Bischof Maxentius, und nachdem sie kniend den heiligen Leib von ihm empfangen, starb sie. Man zeigt zu Aix noch ihren Todtenkopf, dessen Haut an der Stelle, wo Christus ihre Stirn berührt hat, ganz frisch ist, und dessen blonde Haare auch, so weit sie Christi Füsse berührten, noch erhalten sind. Ihre Seele soll von Engeln gen Himmel getragen worden seyn. 22. Juli.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine besondere Verehrung, welche der heiligen Magdalena in der Provinz zu Theil wurde, eine Reaction gegen die Blasphemie der Katharer gewesen ist. Denn diese Ketzersekte, die im elften Jahrhundert in der Provence gewaltig um sich griff und die berüchtigten

Albigenserkriege veranlasste, gefiel sich in einer rohen Verleumdung, *quod M. Magdalena fuit Christi concubina. Petri Monachi hist. Albigens.* 2 (bei Duchesne *sc. hist. Fr.* V. 556.). Gieseler, Kirchengesch. II. 547. In der „natürlichen Geschichte des grossen Propheten", einem rationalistischen Roman, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gedruckt wurde, ist diese Fabel in sentimentaler Weise wieder aufgewärmt worden.

Die Höhle *la Baume* ist sehr heilig. In der Revolution alles ihres Schmucks beraubt, wurde sie im Jahre 1814 wiederhergestellt, aber 1815 durch die Soldaten des Marschalls Brune abermals geschändet und beraubt, was die Ermordung des Marschalls durch das erbitterte Volk nach sich zog. Alljährlich strömen Pilger zu der Höhle. Im Jahre 1822, als sie neu geweiht wurde, zählte man auf einmal 40,000 Pilger. Man setzte damals eine liegende Magdalena in Marmor hinein. Vgl. Friedrich Ludwig „aus der Provence" 1845, S. 249 f. und *Histoire de St. Magdeleine. Marseille* 1682. Legende der heiligen Magdalena von Louise von Bornstedt. Luzern 1845. Als Hauptwerk Clarus, Gesch. der heiligen Magdalena 1852.

Das berühmteste Wunder der Heiligen nach ihrem Tode ist der Sieg, den sie den Dithmarschen und Holsteinern bei Bornhöved über die Dänen gewährte (kurze Zeit vor dem Traume Karls von Anjou). Den Erstern erschien Magdalena (nach Andern eine Wolke) am Himmel und breitete ihren Schleier über die Sonne, so dass sie nicht mehr geblendet waren und siegten. Im Park zu Brüssel ist eine Magdalenenstatue, in einem Buche lesend, von der die Sage geht, sie schlage jede Nacht ein Blatt des Buches um, und wenn sie das letzte umschlage, müsse die Welt untergehen. Wolf, deutsche Märchen S. 298.

Die Heilige hat zahlreiche Verehrer unter den Dichtern gefunden. Die schönen Hymnen und Litaneien so wie ihr ganzes Officium finden sich in der schon genannten Marseiller Historie. Es ist von poetischem Geiste durchdrungen. Wie in einer musikalischen Fuge kehren hier immer die schönen

Gedanken wieder: *O Magdalena, amore Christi plena, — Domino gratissima — cui demissa sunt peccata multa, quoniam dilexit multum, — optimam partem elegit, — o felix Maria, quae resurgentem videre meruisti prima etc.* Dabei die schöne Hymne des berühmten Odo von Clugny:

Lauda mater Ecclesia,
Lauda Christi clementiam etc.

worin ihre Bekehrung, ihre Reue und Demuth vor Christo in ihrem und Martha's Hause gepriesen wird; und die andere, worin die Heilige mit einem Edelstein verglichen wird, der aus dem Sumpf gerettet wird:

Gemmaque lucet inclita
De luto luci reddita.

Der schöne Gesang: *Gaude pia Magdalena etc.*

Gaude dulcis advocata,
poenitendi forma data,
miseris post vitia.

Sehr schön ist auch die unter Follens christlichen Liedern S. 65 übersetzte Hymne: *Pone luctum, Magdalene.* Es ist ein Freudenruf der geretteten Seele von tiefer Innigkeit.

Vier altdeutsche Lieder theilt Uhland in den Volksliedern I. 846 f. mit. Zwei davon schildern nur die Scene am Grabe. Zwei andere drücken eine innige Klage aus. Ein lateinisches Gedicht des berühmten Odo von Clugny erwähnt Bähr in der röm. Lit. des karoling. Zeitalters S. 127 als nur unbedeutend. Altdeutsche Legenden der heiligen Magdalena in einem alten Passional s. Marienlegenden. Stuttg. 1846, S. VII. Hahn, alte Passional 1844, S. 366 in Versen. Unter den Legenden des Hermann von Fritslar (Pfeiffer, deutsche Mystiker I.) in Prosa. Ein italienisches Leben der Heiligen von Prierias s. Grässe, Lit.-Gesch. II. 2. 423. Ein altfranzösisches Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert in *Hist. lit. de la France* XVIII. 831. Der Karmelitermönch Barthelemy dichtete, nachdem ihn der Tod seiner Geliebten (sie hiess Magdalena) in's Kloster getrieben, ein französisches Gedicht *la Madelaine au désert de la S. Baume*, 1671. Ein anderes französisches Gedicht *Pierre de St. Louis* vom Jahr 1700

soll viel Possirliches enthalten. Blankenburg, Zusätze zu Sulzer II. 61.

Auch Petrarca hat die Heilige in einem lateinischen Gedicht besungen. Desgleichen deutsch der Jesuit Salas in Diepenbrocks geistl. Blumenstrauss S. 187. Auch der poetische Jesuit Spee, „Spiegel der Maria in der Magdalena." Ein Gedicht nach Sarbievius in Silberts Dom h. Sänger S. 120. Dann von Wessenberg in dessen „Magdalena, Constanz 1824" und sämmtl. Dichtungen III. 305.

Dramatisch wurde besonders häufig in den alten Osterspielen die Auferstehungsscene und die Begegnung des Heilandes als Gärtner mit der Magdalena dargestellt. So in altenglischen Schauspielen, s. Grässe, Lit.-Gesch. II. 2. 1047, und in altdeutschen, s. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 14. 56. II. 171. Hier wird auf eine sinnreiche Weise Magdalena mit der Eva verglichen. Wie Eva und Adam im Paradiese versucht wurden, Adam aber von der Eva sich verführen liess, so wird hier Magdalena = Eva allein verführt aus weiblicher Schwäche, Christus = Adam aber bleibt standhaft und besiegt die Hölle. In Magdalenens Rede wird gezeigt, wie tief durch Eva's Schuld die Menschheit gesunken ist, und wie ihr dem allein reinen Christus gegenüber nichts als Busse, Reue und Thränen übrig sind. Zugleich contrastirt Magdalenens Leichtsinn hier mit dem Sakrament der Ehe, indem das Osterspiel mit der Hochzeit zu Cana beginnt.

Unter den neueren Dichtern, welche den Gegenstand mit Geist und besonderer Liebe behandelt haben, steht allen ein lateinischer Dichter des 17ten Jahrhunderts voran, der freilich, weil er lateinisch schrieb und ein Jesuit war, vergessen ist. Wir haben so viel Schönes in ihm gefunden, dass wir uns erlauben, hier an ihn zu erinnern. Der Jesuit Pater Justus Sautel gab 1673 zu Ingolstadt *divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae* heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateinischen Distichen feierte. Es sind theils Epigramme, theils Elegieen. Ueberall herrscht der classische Geschmack vor, so dass Magdalena eine Diana

genannt wird, mit Amor lange Gespräche hält, und dass auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, so lange die Heilige darüber fährt, Thetis ihr die Wellen glätten muss etc. Indessen finden sich unter sehr vielen Künsteleien auch echt poetische Dichtungen. Schön ist z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem sie der Wolke nachblickt, in der Christus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die sie als eine zum Fels versteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet sich ein sehr schönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten scheint Alles so vergänglich, ein dahinrieselndes Gewässer, dort oben Alles so fest und ewig. Aber sie besinnt sich, auch die Sterne werden vergehen und nichts ist ewig, ausser Gott, der ganze Himmel, der sich in dem kleinen Wasser spiegelt, ist nicht mehr, als der Spiegel selbst.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich ist auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umschwärmt sie in ihrer Höhle, sie verjagt sie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht stechen, dir nur Honig bringen. Ich weiss es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deshalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süsses, mir ziemt nur Bitteres.

In Wilh. Gerhards Uebersetzungen serbischer Volkslieder (Gedichte IV. 215.) kommt eine „flammende Maria" vor. Das ist Magdalena, so genannt, weil ihr Jahrestag, der 22. Juli, gerade in die grösste Jahreshitze fällt.

Magdalena ist Patronin aller reuigen Sünderinnen, vorzüglich derer, die zu viel geliebt haben. Daher auch die bekehrten Freudenmädchen sich Magdalenetten nennen. Der Orden der Magdalenetten wurde im 13ten Jahrhundert gestiftet, es durften nur gefallene Mädchen eintreten. Bei der Aufnahme mussten sie wie todt daliegen und man hielt über ihnen die Exequien. Helyot, Kloster- und Ritterorden III.

426 f. — Nonnen, die ihr Gelübde nicht gehalten, versetzte der Volksglaube zur Busse in den bleichen Mond und sah in den Mondflecken Magdalenens Thränen. Vgl. Mond.

Bis hieher haben wir in der Heiligen ausschliesslich eine Personification der Reue und Busse erkannt. Allein es knüpft sich an sie auch noch eine tiefere Symbolik an, die in der Geschichte Magdalenens von Clarus näher entwickelt, aber schon sehr alt und in der Kirche herkömmlich ist. Magdalena bedeutet nämlich das Heidenthum, wie ihre Schwester Martha das Judenthum im Verhältniss zum Christenthum. Clarus sagt S. 103: „Durch die Hinweisung auf die Allegorie soll nur die Uebereinstimmung der ältern Kirchenlehrer in Bezug auf die Identität der drei Marien noch näher, als bisher geschehen, dargelegt werden. Jene Lehrer geben zu erkennen, wie der Sohn Gottes, nachdem er den Rathschluss gefasst, in der Gestalt eines sündigen Menschen in der Welt zu erscheinen, ganz eigentlich gewollt, dass das mit ihm als Braut zu vereinigende Heidenthum durch Maria Magdalena dargestellt würde, welche aber mit der Sünderin und Maria von Bethanien eine und dieselbe Person ist. Diesen alten Lehrern zufolge war dieses von sieben bösen Geistern besessene und den Leidenschaften des Fleisches hingegebene Weib der Typus des Heidenthums, das, dem Cultus der Dämonen hingegeben, durch die ungeheuersten Abgöttereien besudelt war. Magdalena, die Sünderin in der Stadt, stellte die abgöttischen Verirrungen des Heidenthums in der grossen Stadt der Welt dar, welche mit kirchenschänderischen Tempeln und allen Arten von Verbrechen, die der Cult der falschen Götter hervorgerufen, angefüllt ist. Die verschiedenen Erzählungen der Salbungen bei den Evangelisten Matthäus, Marcus und Johannes, sowie die Gänge Magdalenens zum Grabe, sind diesen Lehrern zufolge eben so viele Züge derselben Allegorie. Die Uebereinstimmung der Väter in dieser Allegorie ist eine Bestätigung ihrer einhelligen Meinung über die Schuldbarkeit der heiligen Maria Magdalena. Schwerlich könnten alle diese Väter dieses Weib als das Abbild des dem unge-

heuersten Aberglauben hingegebenen Heidenthums betrachten, wenn sie dasselbe als Jungfrau, als unschuldig, ja nur als eine ehrbare Frau betrachtet hätten. Ueber die Rolle, welche Magdalena in jenem Bilde spielt, sind alle Lehrer ganz übereinstimmender Meinung. Nur über die Anzahl der Salbungen und der Frauen, welche dieselben verrichtet, sind sie, wie wir gesehen, verschiedener Meinung. Aber Alle, welche von diesen Allegorieen gesprochen haben, d. h. fast alle heiligen Lehrer, stimmen darin überein, dass sie Magdalenen als die Sünderin unter dem Namen Mariens von Bethanien, als das Abbild des abgöttischen Heidenthums betrachten. — Maria hat in der That nicht allein die Unordnungen des Heidenthums in ihrem Sündenleben dargestellt, sondern durch die Salbung, welche sie in Simons Hause am Heilande vornahm, die Huldigungen, welche es, einmal bekehrt, seinem Bräutigam bis an's Ende der Zeiten darbringen würde; oder vielmehr, wir finden in den verschiedenen Umständen, welche diese Salbung begleiteten, die Geschichte der beiden Völker, die Untreue und Verwerfung der Juden und die Annahme der Heiden ausgedrückt. Auf diese Weise deuten die heiligen Kirchenlehrer das Vorbild. Damit ist zugleich dargethan, wie sie keinen Unterschied zwischen der Sünderin und Marien von Bethanien anerkannten."

Das Heidenthum wird in Magdalena bezeichnet im Gegensatz gegen das Judenthum, als dessen Vertreter erstens Judas sich über Magdalenens Verschwendung beklagt, indem sie das Salbgefäss zerbricht, und zweitens Martha sich der Werkthätigkeit befleissigt und über Maria's müssiges Stillsitzen zu Jesu Füssen sich beschwert. „Die geschäftige Martha stellt die Geschäftigkeit des alten Gesetzes vor, dessen Propheten, Priesterthum und Opfer die Welt nur auf die Ankunft des Messias vorbereiten sollten. Dieses Gesetz ehrte Gott durch fleischliche Opfer. So wollte auch Martha durch leibliche Speise den Erlöser erfreuen. Maria, welche zu seinen F ü s s e n sass und in Ehrerbietung seine Worte hörte, war eine würdige Darstellung des neuen Gesetzes. Sie ver-

ehrt besonders die Menschheit, welche durch die Füsse dargestellt wird. Diese Verehrung ist ein Gott besser gefallendes Opfer, als alle Opfer des alten Bundes. Zu Jesu Füssen sitzend hört sie seine Lehre, weil sie ihn als ihren einzigen Meister und Lehrer verehrt. Martha aber begehrte, ihre Schwester solle ihr in ihren Beschäftigungen beistehen. Die ersten Juden, welche an Christum glaubten, wollten die zum Christenthum bekehrten Heiden ebenfalls zur Beobachtung des jüdischen Ceremonialgesetzes nöthigen. Als Maria nicht folgt, klagt Martha es dem Herrn; dieser weist sie zurecht, denn um Gott zu gefallen, um zum Heile zu gelangen, ist nicht erforderlich, so viele im Gesetze enthaltene Vorschriften zu befolgen.“ Das Gleichniss, welches der Heiland den über die Unwürdigkeit Magdalenens murrenden Juden entgegenhält, drückt den Sinn vollkommen aus. „Jesus erzählt das Gleichniss von den beiden Schuldnern, d. h. den Juden und Heiden. Der Gläubiger ist Gott. Die Heiden sind die tiefer Verschuldeten. Beide aber sind gleich unfähig, zu zahlen, und können Gott nur durch Annahme der Gnade befriedigen, die er beiden durch den Glauben an Jesum Christum anbot.“

Gar zart ist die Auffassung einer eigenthümlichen und wie uns scheint früher noch nicht bemerkten Symbolik. Die heilige Magdalena befindet sich nämlich immer zu Jesu Füssen. Sie salbt seine Füsse, benetzt sie mit Thränen und trocknet sie mit ihrem Haar; sie sitzt, während Martha kocht und bratet, als demüthige Schülerin zu des Heilands Füssen; sie umfasst auf Golgatha das Kreuz zu seinen Füssen. Auch das bezieht der Verfasser auf die Demuth der Heiden vor Christo im Gegensatz gegen den Trotz, mit dem ihm die Juden begegneten.

Tief bedeutsam erscheint der Umstand, dass unter allen Personen, die sich nach den Evangelien dem Heilande nahen, Maria Magdalena die Einzige ist, die sich um ihres eigenen Seelenheiles willen an ihn wendet. Schon das allein weist ihr einen hohen Rang in der heiligen Geschichte an.

Eben so sinnig wird das berühmte *noli me tangere* gedeutet. Das Judenthum besass den Heiland im Fleisch und erkannte ihn nicht, das Heidenthum stand ihm fremd und erkannte ihn. Indem aber das Heidenthum sich mit voller Liebe dem Christenthum hingab, war es im Begriff, unwillkührlich dem mächtigen alten Zug des Sinnlichen, der in ihm lag, zu folgen, und das wehrt Christus ab, indem er als Gärtner der freudig überraschten Magdalena zuruft: „Rühre mich nicht an!" S. 177. Herr Clarus hätte an dieser Stelle vielleicht etwas mehr Gewicht in die sinnliche Seite des Heidenthums überhaupt legen sollen.

Unter allen weiblichen Heiligen ist wohl die Magdalena, nächst der Madonna, am häufigsten gemalt worden. Welchen Einfluss dabei auch die Erbauung gehabt hat, so haben doch die Künstler häufig genug nur die anständige Gelegenheit benützt, um eine schöne Nudität zu malen, und auch die Kunstkenner haben sich häufiger in das schöne Fleisch berühmter Magdalenenbilder vergafft, als den Geist der Bilder beurtheilt. Gewissermassen steht Magdalena zwischen der Eva und Madonna. Sie ist eine Eva, die zur Madonna wird. In ihrem Bilde wird daher der Stoff von der Eva, der Geist von der Madonna genommen. Deshalb haben viele Maler die Magdalena nackt, blond, in sinnlicher Schönheit wie die Eva im Paradiese gemalt, nur mit reuigem und schmerzlichem oder begeistertem Ausdruck. In ähnlicher Weise, wie in Johannes dem Täufer Adam auf höhere Potenz erhoben ist, nur mit männlich kräftigem Selbstbewusstseyn muthig vorwärts blickend, wo Magdalena reuig rückwärts blickt. Eine Symbolik dieser Art scheint den Künstlern allerdings vorgeschwebt zu haben. Aber ihre eigentliche Absicht war, schönes Fleisch zu malen und sich deshalb bewundern zu lassen. Nur in zu vielen Magdalenenbildern liegt Sinnenreiz und Verführung. In diesen und vielen andern, z. B. den Sebastiansbildern, machte sich ein Bestreben der christlichen Künstler geltend, dem antik Heidnischen in Darstellungen nackter Leibesschönheit nachzukommen. Das widerspricht

aber dem keuschen Sinn des Christenthums überhaupt und dem Magdalenentypus insbesondere. Denn nur die sündige Magdalena konnte verführen, nicht die reuige und büssende. Der Herr selbst, der ihr nach seinem Tode als Gärtner erschien und, als sie ihn berühren wollte, zu ihr sprach: *Noli me tangere,* hat gewiss nicht gewollt, dass sie durch sinnlichen Liebreiz verführe. Wenn in ihrem heissen Drange, ihn zu berühren, auch die sinnliche Gluth des alten Heidenthums wiedererkannt wird, so ist es doch gerade diese Gluth, welche Christus ernst und heilig von sich abweist und damit auch den christlichen Künstlern eine inhaltschwere Lehre ertheilt. Die entgegengesetzte Ansicht, welche die üppigste Sinnlichkeit und den verführerischesten Naturreiz in den nackten Magdalenenbildern vertheidigt und das specifisch Christliche darin, die Reue eine „krankhafte Fäulniss geistiger und leiblicher Zustände" nennt, findet man im Kunstblatt von 1846 Nr. 2.

Am häufigsten sind die Bilder der einsamen Busse in der Wüste. Magdalena erscheint hier als Vorbild aller Einsiedlerinnen im Walde oder in ihrer Höhle, oft ganz nackt und nur mit ihren langen blonden Haaren bedeckt (worin sich besonders die Bilder der venetianischen Schule auszeichnen), zuweilen im schwarzen Trauergewande (von Rubens, siehe Ramdohr III. 65., und von Corello, s. Hand, Petersburg I. 385.), sonst meist im blauen Gewande (von Correggio, Battoni etc.). Bald steht, bald kniet und betet sie, in Thränen aufgelöst. Bald liegt sie und liest in einem Buche. Zuweilen ist sie auch schlafend gemalt (von Lutti und Menendez in Petersburg, Hand I. 330. 387., von Caravaggio in Rom, Ramdohr II. 123.). Neben ihr liegt gewöhnlich ein Todtenkopf. Zuweilen ist sie in Betrachtung desselben versunken (von Carlo Dolce, Waagen, England II. 249.). Nur selten sind ihr Engel zur Gesellschaft gegeben. Sechs Engel umgeben sie auf einem Bilde von Mantegna zu Paris (Waagen 693); Engel streuen Blumen auf sie, von Cagnacci; ein Engel bringt ihr die Geissel und Dornenkrone der Busse, von Fran-

ceschini in Wien. Zwei Engel sind um sie auf einem Bilde von Mola in England (Waagen II. 249.).

Im Ausdruck herrscht hier durchgängig das Schmerzhafte vor. Doch haben einige Maler davon ganz abgesehen. In der durch ihren Liebreiz berühmten Magdalena von Battoni zu Dresden bietet sich im himmelblauen Gewande eine reizende Blondine nachlässig daliegend den Männeraugen dar, die, wenn sie etwas Heiliges in ihr suchen, doch nur die Weltlust finden. Sie ist in die heilige Schrift vertieft, aber mit Recht hat man gesagt, sie sehe nur aus, wie Narcissus, der sich selbst bespiegelt. Sie faltet die Hände, aber der Maler hatte dabei nur den Zweck, das verführerische Spiel rosiger Finger zu zeichnen. In Schlegels Athenäum II. 88 f. ist sie mit den Magdalenen von Franceschini und Correggio verglichen, und Gries hat die beiden ersten in Sonetten besungen (Gedichte I. 214.). Zwei andere Magdalenen von Battoni in Petersburg und Gotha, die letztere in rothem Gewande, die Hände über einem Todtenkopf faltend. Rathgeber, Gotha 53.

Unter den Bildern, in denen die sinnliche Schönheit den Ausdruck des Schmerzes weit überwiegt, stehen die von Titian oben an. Er malte die Heilige oft und zwar immer als eine üppige wunderschöne Venetianerin, nackt, nur mit den weichen Wellen ihres goldenen Haares lieblich überschwemmt und zugedeckt. So in Venedig (ein schönes, leider sehr verdorbenes Bild, Kunstbl. 1835. Nr. 93) im Pallast Doria in Rom (Ramdohr II. 131.), in England (Passavant 261. Waagen II. 17.), in Madrid (Viardot 41.), in Neapel und im Pallast Durazzo in Genua.

Von wollüstigem Ausdruck sind die üppigen nackten Magdalenen Furini's in Florenz und Wien. Weniger verführerisch, aber auch ganz unerbaulich, glatte und geleckte Nuditäten sind die vielen nackten Magdalenen von van der Werff in Dresden, München, Pommersfelden, England (Waagen II. 146.).

Die weltberühmte Magdalena des Correggio in der Ga-

lerie zu Dresden hat einen eben so wenig schmerzhaften Ausdruck, aber ihr geistreiches Gesicht zeigt, dass sie in die Tiefe der heiligen Schrift versunken, über dem Herrlichen, das sie liest, sich selbst und ihren Kummer vergisst. So viel Geist in den Zügen rechtfertigt die Abwesenheit des Schmerzes. Von Schlegel, a. a. O., ist sie bei weitem zu oberflächlich aufgefasst. Ueber dem weichen Haar, das um die den Kopf stützende Hand quillt, hat er den Ausdruck vergessen. Bemerkenswerth sind die Schicksale dieses Bildes, indem es für eine grosse Summe gekauft, in Dresden des goldnen mit Edelsteinen besetzten Rahmens wegen, den es ehemals hatte, von einem Juden aus der Galerie gestohlen, bis nach Amsterdam gebracht, dort in einen Schornstein versteckt, aber glücklich gefunden und wieder zurückgebracht wurde.

In den berühmten Bildern des Guido Reni ist die Heilige wieder anders aufgefasst, und zwar sah es dieser Maler darauf ab, das Schöne, Reizende, ja Wollüstige in der Form mit dem Schmerzlichen und Begeisterten im Ausdruck, wo möglich auf's Unzertrennlichste zu verbinden. Mit Recht sagt das Kunstblatt, 1834. S. 136, es sey darin der Gedanke ausgedrückt: „Thränen machen das Schöne noch schöner.“ Es ist hier von dem Bilde im Wiener Belvedere die Rede. Guido malte derselben noch viele und nicht minder schön, die sich in München, Paris (Waagen 496. 777, Kolloff 177), England (Waagen II. 61. 461.), in Rom (Capitol, Pallast Colonna, Barberini [Ramdohr II. 66. 309], Pamphili), in der Sammlung von Lucian Bonaparte, Genua (Pallast Spinola und Brignole) befinden. Einer der berühmtesten Magdalenenköpfe ist der in Madrid, der mit dem antiken Niobekopf verglichen wird. Viardot 59. Mignard malte ebenfalls eine Magdalena so sehr im Styl des Guido, dass sein Todfeind, der Maler Lebrun, sich wirklich dadurch betrügen liess und das Bild für einen Guido erklärte. Fiorillo III. 189.

Im Ausdruck des innigsten und heiligsten Schmerzes hat kein Maler den Spanier Murillo übertroffen. Das liegt in

der Tiefe und Stärke spanischer Gefühle. Seine Bilder befinden sich in Sevilla (Kunstblatt 1822. Nr. 79), in Paris (Kolloff 291. Kunstbl. 1838. S. 382), in der Leuchtenberg'schen Galerie, im Pallast Doria zu Rom, in Berlin (Kunstblatt 1845. S. 18). In dem letzteren Bilde ist sie in ihrer Höhle von dem Licht, das vom Kreuze ausgeht, übergossen, indem sie in glühender Andacht davor kniet. Im Pallast Doria ist sie nicht mehr jung, aber sehr warm gemalt.

Noch weit schärfer markirt den Schmerz der Spanier Zurbaran. Sein Bild in Dresden drückt das tiefste Leiden, fast körperliche Marter aus. Ein Bild aus der Schule von Rubens in der Sammlung des vormaligen englischen Gesandten in Stuttgart, Shee, zeigte die Wirkung des Weinens an einer fleischigen Flamänderin in rothen Augen, Thränenfurchen etc. auf's Naturwahrste.

Wie Magdalena vom Heiland bekehrt wird und zerknirscht vor ihm kniet, malte Zucharo. Füssli, Kupferst. I. 229.

Allegorische Bilder, wie sie, eine schon erwachsene Jungfrau, dem kleinen Christkind, das auf dem Schoosse der Mutter sitzt, den Fuss küsst, malten Johann von Achen (gest. von Sadeler) und Correggio auf einem sehr berühmten Bilde des heiligen Hieronymus. Das letzte bewunderte schon Mengs und besonders Fr. Schlegel, Werke VI. 32. In dem schönen Kopf der Magdalena drückt sich die süsseste Liebe aus. Ihr ganzes Wesen ist die anschmiegendste Zärtlichkeit. Vgl. auch Millin, Lombardei II. 230 und 232. — Ich halte es für überflüssig, aus den unzähligen Magdalenenbildern noch mehrere hier hervorzuheben, da die erwähnten zur Charakterisirung hinreichen.

Nur wenige Maler sind in das andere Extrem gefallen und haben die Heilige absichtlich hässlich, alt und vom Leiden widerlich entstellt gemalt. Die altdeutschen Maler haben in keuschem Takt das Nackte vermieden und sich eines naiven Auskunftsmittels bedient. Sie stellen nämlich die Magdalena öfter gerade so vor wie die wilde Else auf dem Titelholz-

schnitt der alten gedruckten Ausgabe des Heldenbuchs, nämlich vom Halse bis zu den Füssen in einen enganschliessenden Pelz gekleidet, der aussieht, als sey sie selbst über und über mit Haaren bewachsen. Doch sieht man an Hals und Füssen die Grenzen der Bekleidung. So kommt sie vor zwischen sieben Engeln stehend auf einem Altarbild in der Kirche zu Tiefenbronn. S. die Beschreibung dieser Kirche von Weber. Karlsruhe 1845. In der Durschischen Sammlung in Rottweil befindet sich ein Bild, welches die in der Kirche im Sarge liegende Heilige ganz eben so pelzig zeigt.

Attribut der Heiligen ist das Salbgefäss. Im Stande der Sünde erscheint sie oft im glänzenden Putz, und viele Bilder stellen sie in dem Augenblick dar, in welchem sie, von Reue ergriffen, den kostbaren Schmuck von sich wirft. Als Büsserin trägt sie häufig ein schwarzes Gewand und hat ein Crucifix, ein Buch und einen Todtenkopf neben sich in der Höhle.

Nach *Caesarius Heisterb.* VIII. 80. steht Magdalena unter den Chören der Seligen den Wittwen, die heilige Margaretha dagegen den Jungfrauen vor. In Kirchenbildern ist mir diese Unterscheidung noch nicht vorgekommen.

Magnetberg,

der fabelhafte Berg im Meer, der alles Eisen der Schiffe mit solcher Gewalt an sich ziehen sollte, dass die Schiffe mit reissender Schnelligkeit zu ihm hinflogen und an seinem harten Felsen zerschellten, eine sehr beliebte Vorstellung des Mittelalters. Man machte diesen Berg zum Symbol der Sünde, an der das Schiff des Lebens zerschellt, mit Bezug auf das Symbol des Meersterns, das rettende Gestirn der im Meersturm kämpfenden Schiffe = Maria. Conrad von Würzburgs goldne Schmiede, Vers 146.

Malchus,

der Knecht des Hohenpriesters, dem bei der Gefangennehmung des Heilandes im Garten Gethsemane Petrus ein Ohr abhaut, welches Christus ihm wieder anheilt. In altdeutschen und französischen Mysterien wird dieser Malchus als äusserst boshaft aufgefasst, so dass er nicht einmal für seine Heilung dankt, sondern, dieselbe nur für Zauberei erklärend, den Heiland noch misshandelt. Mone, Schauspiele des Mittelalters II. 165. Er bildet in diesen alten Schauspielen eine Gruppe mit Barrabas, der, des Heilandes wegen vom Volk freigesprochen, gleichwohl undankbar den Heiland peinigen hilft (das. S. 175), und mit dem scheusslichen Rufus. Vgl. diesen Artikel.

Mandel.

Im heiligen Lande blüht die Mandel um Neujahr, und auch in unserm Süden ist sie die erste Baumblüthe im Jahre. Sie wurde daher (gleich der um dieselbe Zeit zum erstenmal wieder aufsteigenden Sonne) ein Sinnbild Christi, des geistigen Frühlings. Ihr rosiges Aufblühen an dem vorher dürren und winterlichen Baume veranlasste die Symbolik der Stäbe Aarons und Josephs. Vgl. diese Artikel. Der Stab Aarons, der 4. B. Mos. 17, 8. wirklich als Mandelbaum bezeichnet wird, bedeutete durch sein Blühen das Priesterthum der Juden, der Stab Josephs aber die in Christo aufblühende christliche Kirche vor. Das Wunder, dass ein dürrer Stab blühen könne, wurde zum Sinnbild der unbefleckten Empfängniss, der reinen Jungfräulichkeit der Gebärerin. Aber auch die Frucht der Mandel diente dieser Symbolik. Christus wurde gezeugt in Marien, wie der Mandelkern sich in der unverletzt bleibenden Schale bildet. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede 432. Die Maler wählten deshalb auch die Mandelform (*mandorla*) zur Glorie oder zum länglichen Lichtnimbus, der die ganze Gestalt Christi oder Mariens mit dem Kinde

zu umgeben pflegt. Kunstbl. 1847. S. 134. Bunsen, Beschreibung Roms III. 3. 669. Die nämliche Form wird übrigens auch als Fisch gedeutet. S. Fisch.

Der Mandelbaum ist auch Symbol des Crucifixes geworden, weil er, von Natur bittere Früchte tragend, durch Pfropfen, also durch Stechen und Schneiden, dahin gebracht wird, süsse Früchte zu tragen. *Picinelli*, *mundus symb.* 540. — Ein Mandelbaum ist auch Attribut des heiligen Johannes Eremita, denn einen solchen Baum, den letzten, der ihm Schatten gab, hieb jener Einsiedler um, indem er sich auch der letzten Bequemlichkeit freiwillig beraubte. *Acta SS.* 23. Februar.

Manna.

In der Wüste fanden die aus Aegypten auswandernden Juden nichts zu essen und begannen, sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückzusehnen; da sprach der Herr: „Ich will euch Brodt vom Himmel regnen lassen.“ Zuvor aber noch liess er Abends ein ganzes Heer Wachteln einfallen, damit die Israeliten Fleisch hätten. Am Morgen nachher aber fanden sie die Wüste bedeckt mit Thau, der das Manna in runden und kleinen Stücken zurückliess und dessen sie sechs Tage lang in ungeheurer Menge sammelten. Das Manna, das man jetzt kennt, ist eine Ausschwitzung der Mannaesche, des *Hedysarum Alhagy*, auch der Tamariske, bewirkt durch ein kleines Insekt (Tischendorf, Reise I. 202. Niebuhr, Beschr. von Arab. 145. Burckhardt, Arab. II. 956. Rüppel 190. *Ehremberg, symbol. phys.* I. 10. Vgl. noch Martens Italien II. 66. über die in Italien vorkommende Mannaesche). Da in der heiligen Schrift nichts von Bäumen erwähnt wird und eine so grosse Menge Manna auch von den Bäumen nicht hätte gewonnen werden können, geben sich die rationalistischen Ausleger vergebliche Mühe, die Sache natürlich zu erklären. Eben so unnütz sind aber andrerseits die Zusätze der Juden, die da fabeln, das Manna sey im dritten Himmel in einer grossen Mühle gemahlen und auf die Erde herab-

geschüttet worden; es seyen auch Edelsteine mitgefallen; das Manna habe den Geschmack aller möglichen Speisen gehabt, aber keinen Stuhlgang bewirkt etc. Eisenmenger I. 467. 484 f. — Das Mannalesen war alttestamentalisches Vorbild des Brodtbrechens im heiligen Abendmahl. Vgl. Ev. Joh. 6, 49. *Augustinus in Joann. Tract.* 10, 4.

Mantel,

Symbol des Schutzes. Elias fährt auf seinem Mantel über den Jordan, 2. Kön. 2, 8; lässt bei seiner Himmelfahrt den Mantel fallen für seinen Jünger Elisa, das. 2, 11, und Elisa fährt gleichfalls auf ihm über den Fluss, das. 2, 14. Dasselbe wiederholt sich in Legenden: die heiligen Franciscus de Paula, Hyazinthus und Raymundus fahren auf ihren Mänteln über Wasser. Der heilige Elenus schläft in seinem Mantel unverletzt im Feuer; eben so Petrus Gonzalez. Nach der Sage von Jon in Müllers Nordischer Sagaenbibliothek wird Giles am Galgen lebend erhalten durch den Mantel des heiligen Jon, nur die unten heraushängenden Füsse starben ab. — Das Zerreissen des Mantels bedeutet Aufkündigung des Schutzes. Als Saul den Samuel am Gewande zurückhalten will, reisst es Samuel entzwei und sagt: „So hat Gott das Königreich von dir gerissen.“ 1. Sam. 15, 27. Als die zwölf Stämme sich trennen, reisst Ahia seinen Mantel in zwölf Stücke, 1. Kön. 11, 30. Auch im altdeutschen Rechtsgebrauch bedeutet der Mantel den Schutz. Uneheliche Kinder werden legitimirt, indem man sie unter den Mantel nimmt, weshalb sie Mantelkinder heissen etc. Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer I. 160. Als beim Wartburgkrieg Heinrich von Ofterdingen in Gefahr kam, barg er sich unter den Mantel der Landgräfin Sophia.

Man schrieb nun insbesondere der Mutter der Gnaden einen weiten Mantel zu, den sprichwörtlich gewordenen „Mantel der Liebe“. In alten Kirchenliedern bittet der Beängstigte, Maria möge ihn unter ihren Mantel nehmen. Wackernagel,

Kirchenlied Nr. 148. Marianischer Liederschatz, Augsb. 1841. S. 333. Auf Kirchenbildern kommt Maria oft in einem weiten Mantel vor, unter dem viele Betende knieen. *d'Agincourt, sculpt.* 160. Ja die ganze Christenheit, Papst, Kaiser, Könige etc. sammeln sich unter ihrem Mantel. So in der Lorenzokirche zu Nürnberg (Waagen, Deutschland I. 260.), im Kloster Heilsbronn (I. 304.). Vgl. auch Kunstblatt 1843. S. 351. — Ein kleines Nachbild dieses Mantels ist das Kräutlein „Frauenmantel" (*Alchemilla*) mit sehr zierlichen, mantelartig gefalteten Blättern. — Auch die heilige Ursula kommt zuweilen mit einem weiten Mantel vor, unter dem ihre 11,000 Jungfrauen stehen. — In einer Vision der heiligen Gertrudis zeigte sich die Madonna in weitem Mantel, unter dem eine Menge wilder Thiere versammelt waren, die gleichwohl von der Gnadenmutter geliebkost wurden. Daraus erkannte die heilige Seherin, kein Sünder dürfe verzagen. P. Abraham, Judas II. 470. Das Gnadenbild der schwarzen Gottesmutter im polnischen Kloster Czenstochau erschien, als das Kloster belagert wurde, auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln mit ihrem weiten Mantel auf. Mickiewicz, slav. Lit. II. 41.

In der heissen Schlacht bei Bornhövede, wo die Deutschen wider die Dänen stritten, flehte Soltwedel, Bürgermeister von Bremen, weil es gerade der Magdalenentag war, diese Heilige um Beistand an. Da erschien sie am Himmel und breitete ihren Mantel über die Sonne aus, so dass sie den Deutschen nicht mehr in's Gesicht blendete, und sie siegten. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 32. — Ritter Dietrich von dem Brühl war im Morgenlande gefangen, da gelobte er, der heiligen Magdalena eine Kirche zu bauen, wenn er frei würde, und sie brachte ihn (in ihrem Mantel) in einer Nacht heim, wo sein Weib eben mit einem Andern Hochzeit machen wollte. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 331.

Die heilige Elisabeth wob einen kostbaren Mantel, nicht für sich, sondern um Andere darunter zu wärmen und ihre Fehler zuzudecken. Als sie starb und gen Himmel emporschwebte, umhüllte sie dieser Mantel, und alle Sterne, die

sie unterwegs berührte, blieben daran hängen. Kaesmann, Gedichte. Offenbach 1821. Wenn auch keine echte Legende, doch ein schönes Sinnbild. — Der heilige Martin zerschnitt einmal seinen kostbaren Mantel, um mit der Hälfte desselben die Blösse eines Armen zu decken. Auf Kirchenbildern sehr oft gemalt.

Einst stahl der schlafenden Tugend die Bosheit ihren Mantel und seitdem hängen sich die meisten Laster den Tugendmantel um. Fabel bei P. Abraham, Judas IV. 265.

St. Marcus,

der Evangelist, schloss sich besonders an Petrus an und hat daher auch im kräftigen Ausdruck etwas mit ihm Verwandtes. Wie Petrus der Fels ist, so Marcus der Löwe. Auf dem grossen Obelisken vor der Peterskirche in Rom steht geschrieben: „Und es wird überwinden der Löwe vom Stamm Juda.“ Und auf der hohen Steinsäule des Marcusplatzes in Venedig steht der geflügelte Löwe des Evangelisten. Das Attribut des Löwen kommt dem Marcus zu, weil sein Evangelium mit Johannes dem Täufer beginnt, „der Stimme des Rufenden in der Wüste.“ Im mystischen Sinne bedeutet der Löwe aber auch die göttliche Kraft im Evangelium. Marcus wird insgemein, seinem Attribut entsprechend, als ein kräftiger Mann abgebildet, untersetzt, kahl wie Petrus, aber starkbärtig, mit schönen Augen, aber tiefen Augenbrauen (nach der *legenda aurea*).

Nach dem Tode des Heilands kam Marcus nach Aquileja, wo er viele Menschen bekehrte. Dann ging er nach Alexandrien, als Vorstand der ersten christlichen Gemeinde daselbst, und erlitt das Martyrium, indem er zu Tode geschleift wurde, 25. April. Später holten die Venetianer seinen Leichnam heimlich ab und brachten ihn in ihre Stadt, als deren Patron er grosse Verehrung geniesst. Sein Ring, der auf dem Grunde des Meeres lag, wurde von einem Fisch heraufgeholt. Ein Fischer brachte ihn dem Senat zum Zeichen, dass Venedig

niemals durch eine Ueberschwemmung des Meeres untergehen soll. Berühmtes Bild von Bordone. Diese Legende steht im Zusammenhange mit der jährlichen Vermählung der Republik Venedig mit dem Meere durch einen hineingeworfenen Ring. Aber wie die Stadt, so hütet St. Marcus auch die Flotte Venedigs vor den Stürmen des Meeres. Denn bei einem wüthenden Sturm soll einst der Heilige hinausgefahren seyn und ein Schiff voller Teufel, die den Sturm erregten, entdeckt und vertrieben haben. Bild von Palma vecchio (Vasari III. 2. 173.) und von Giorgione (Waagen, England II. 8.). Nicht minder beschützte er die Venetianer, die im Orient in die Gewalt der Muselmänner geriethen. Einem, den die Türken auf's Grausamste marterten, stand er bei, dass plötzlich alle Bande sich lösten und alle Folterwerkzeuge zersprangen. Bild von Tintoretto in Venedig.

Die berühmte St. Marcuskirche zu Venedig gehört zu den schönsten Werken byzantinischer Baukunst mit übereinanderstehenden Säulen, orientalischen Kuppeln, heiligem Dunkel im Innern, ungeheurer Ueberladung von Schmuck und Mosaiken etc. Vgl. Ausland 1840, S. 236. Gräfin Hahn, Jenseits der Berge II. 369. Auf dem St. Marcusplatz daselbst steht eine hohe Säule mit dem Heiligen, eine andere mit dem geflügelten Löwen (dem Wappen der Stadt). An seinem Fest wurde ehemals jährlich ein Ochs in seine Kirche geführt und sein Evangelium, das man dem Ochsen zwischen die Hörner legte, verlesen. Hielt sich der Ochs ruhig, so war es ein gutes, wenn nicht, ein schlimmes Zeichen für die Republik. Berckenmeyer, kur. Antiquit. I. 18. Auch in Spanien herrschte die Sitte, die als skandalös am 10. März 1598 durch eine Bulle Clemens VIII. verboten wurde (*Nieremberg, hist. nat.* 397.).

Eines der berühmtesten Wunder des Heiligen ist das, was er nach seinem Tode verrichtete, indem er einen Sklaven aus grässlichen Martern, mit denen er eben gequält wurde, befreite. Er wird daher in Qualen um Schutz angerufen. Der venetianische Maler Tintoretto malte die erschütternde

Scene in einem grossen Bilde (*Landon, annales* IX. *pl.* 13.), beging aber die Unschicklichkeit, den vom Himmel zum Schutz des armen Sklåven niedersteigenden Heiligen in vollem Sturz kopfüber aus dem Himmel herabfallen zu lassen. Das ist einer von den vielen Belegen, wie arg die Kirchenmalerei mit den ernsten, würdigen und heiligen Gegenständen umgegangen ist, und wie die Maler nach den barokesten Effekten haschten, ohne mehr zu fühlen, was sie der Kirche schuldig seyen.

St. Margaretha,

(ihr Name bedeutet die Perle), die Tochter eines heidnischen Priesters in Antiochia, wandte sich frühe zum Christenthum, worüber ihr Vater sehr zornig wurde, seinen Hass auf sie warf und sie zwang, auf dem Felde die Schweine zu hüten. Aus ihrer ärmlichen Kleidung aber strahlte ihre Schönheit dermassen hervor, dass Olybrius, ein Feldherr des Kaisers Aurelian, sich in sie verliebte und ihr seine Hand antrug, wenn sie dem christlichen Glauben entsagen wollte. Sie blieb aber standhaft und wurde deshalb in's Gefängniss gesetzt. Hier erschien ihr der Teufel in Gestalt eines Drachen und verschlang sie; allein indem sie das Kreuzeszeichen machte, zerplatzte der Drache und sie trat wieder heraus. Man wollte sie ersäufen, da kam, weil sie nicht sterben sollte, ohne vorher getauft zu seyn, der heilige Geist selbst in Taubengestalt und drückte ihr den Kopf unter das Wasser. Als sie ihn aber wieder emporhob, konnte sie nicht mehr untersinken und nicht ertrinken. Sie wurde daher enthauptet. 20. Juli. Einige haben sie für die Prinzessin ausgegeben, welche der heilige Georg vom Drachen befreite. Georg aber ist wörtlich der Ackersmann, der die grüne Saat aus der Erde befreit. Auch wo die Heilige in keiner Beziehung zum heiligen Georg steht, erscheint sie auf Kirchenbildern gewöhnlich in einem grünen Mantel und im Volksglauben gilt sie als Schutzheilige aller Geburten, als welche sie auch unter die vierzehn Nothhelfer aufgenommen ist.

Insbesondere soll ihr Gürtel Kreisenden helfen. Regis, Rabelais II. 35. Schwangere Frauen wallfahrten zu ihrer Kirche und bitten sie um schöne Kinder. Marculphus 1741, Nr. 21. Da inzwischen ihr Fest in die Höhe des Sommers fällt, beruht ihre Beziehung zum Grün der Saaten und zum heiligen Georg wohl nur auf einer Verwechslung, und sie dürfte eher mit der Aerndte, als mit der Saat in Verbindung zu bringen seyn. — Ihre Attribute sind der Drache, das Kreuz und die Palme (des Sieges wie des Martyriums). Ihr Cultus ist ausserordentlich verbreitet, wie die vielen Kirchenbilder von ihr und die vielen nach ihr benannten Kirchen beweisen. Ueber die grossen Prozessionen, in denen ihr Bild und das des besiegten Drachen figurirten, vgl. Nicolai, Reise in Deutschland III. 50. Horst, Zauberbibliothek II. 377. IV. 373. Sie gehört zu den heiligen Jungfrauen, die sich am häufigsten in der nähern Gesellschaft der Maria befinden, wie die heilige Katharina und Barbara, Ursula, Dorothea, Cäcilia etc., indem sie gleichsam die einzelnen Tugenden derselben besonders personificiren.

Maria.

Maria, die Gebenedeite und Allerseligste, steht im Mittelpunkt fast unzähliger symbolischer Beziehungen, von denen Kunst und Poesie der Kirche überall durchdrungen und erfüllt sind. Um uns darin zu orientiren, müssen wir zuerst festhalten, dass in Marien allein vor Allen ihres Geschlechtes die Jungfrau und Mutter identificirt war, das Geheimnissvollste in der irdischen Natur, bedingt durch das höchste aller Wunder, die von oben kamen.

Seit die christliche Kunst aufblühte, war es eine ihrer höchsten Aufgaben, im Bilde Mariens jene Einheit des Jungfräulichen und Mütterlichen auszudrücken, was jedoch nur den idealistischen, Seelenausdruck suchenden Künstlern annähernd gelang, nicht den naturalistischen. Je unmöglicher es schien, hier durch Nachbilder das Urbild zu erreichen, um so mehr nahm man seine Zuflucht zu Vergleichungen

und Sinnbildern. Schon in der griechischen Kirche und in der abendländischen des Mittelalters liebte man, die durch die Geburt des Heilands unbefleckt gebliebene Jungfräulichkeit Maria's durch prophetische Sinnbilder zu bezeichnen, die aus dem alten Testament genommen waren. Solche waren: der brennende und doch unverletzt bleibende Busch, aus welchem Jehovah zu Moses redete; — der Stab Aarons, aus dessen trocknem Holze Blüthen sprossten; — das Fell Gideons, das mitten im Thau trocken blieb; — die verschlossene Pforte bei Ezechiel, durch welche Gott hindurchging, ohne sie zu öffnen. Diese Sinnbilder findet man vereinigt auf einem schönen Marienbilde des van Eyck in Brüssel. Kugler, Gesch. d. Mal. II. 60. Vgl. *Didron, annales* IV. 67. Dazu kommt noch der verschlossene Garten, die verschlossene Quelle und der versiegelte Brunnen aus dem Hohenliede 4, 12. Auf altdeutschen Bildern sieht man nicht selten die heilige Jungfrau in einem rings ummauerten und verschlossenen schönen Blumengarten sitzen. In Conrad von Würzburgs goldner Schmiede, einem innigen Lobgesang auf die heilige Jungfrau, kommen noch folgende Sinnbilder vor: der kalte Kristall, an dem gleichwohl Feuer geschlagen wird; — der Sittig (Papagei), der vom Regen sterben würde, daher den Regen beständig flieht und doch auch ohne Regen auf's Prachtvollste grünt; — die Mandelschale, welche ganz bleibt, auch wenn der Kern herausgefallen ist; — der Vogel Strauss, der auf den Eiern nicht brütet, sondern sie durch seinen blossen Blick belebt; — die Lilie, die unter Dornen unverletzt bleibt. Im *defensorium beatae Virginis* von Retza 1425 (Jacobs, Beiträge zur ältern Lit. I. 98 f.) werden Sinnbilder aus den heidnischen Vorstellungskreisen herbeigezogen, die nur gelehrte Spitzfindigkeit aufsuchen mag. Von solchen klassischen Liebäugeleien gewinnt das Christenthum nichts. Da wird des Aristoteles, Aelian und Plinius Naturgeschichte geplündert, um die alten Fabeln von den Geyern, die ohne Mann, und von den cappadocischen Stutten, die vom Wind

empfangen, ferner die Wunder, welche die Vestalinnen Aemilia, Claudia und Tuccia in Kraft ihrer Jungfräulichkeit ausgerichtet, ja sogar die Danae, die durch Zeus im goldnen Regen befruchtet worden, ohne Scheu auf die heilige Jungfrau zu beziehen. Auch die gelehrten Jesuiten des 16ten und 17ten Jahrhunderts haben sich nicht immer fern gehalten von so unpassenden Vergleichungen, indem sie in ihren grossen, zu Ehren Maria's niedergeschriebenen Sammelwerken mehr auf Fülle des Stoffs, als auf Reinheit desselben Bedacht nahmen. Weniger anstössig und sinnreicher sind folgende Symbole: die Perle, die in der Muschel entsteht, indem ein Tröpfchen Thau vom Himmel in sie fällt, wenn sie über dem Wasser sich öffnet, während alle Tropfen im unendlichen Meer die Perle zu erzeugen nicht vermöchten; das Einhorn, welches allen Jägern widersteht und sich nur von einer reinen Jungfrau fangen lässt; die Palme, die zugleich Früchte trägt und doch immer noch blüht; der Regenbogen, der mitten im Regen unverletzt bleibt; der Spiegel, der das Bild aufnimmt, ohne irgend verletzt zu werden.

Uebrigens behalten die Gegensätze, auf deren Vereinigung es ankam, auch in ihrer Trennung eine gewisse Berechtigung, indem Maria in vielen Situationen ihres Lebens nothwendig vorzugsweise als Jungfrau, in andern als Mutter aufzufassen war, und andrerseits der Dogmenstreit zu Extremen führte, die einander gegenseitig einschränken mussten. Wie schon früher aus dem Kampf gegen die Gnosis, die alle concreten Gestalten der heiligen Geschichte in Dämonen verflüchtigte, eine Neigung hervorging, die menschliche Natur in Christo vorwiegen zu lassen, was denn auch die Auffassung der heiligen Jungfrau mitbetraf, so führten auch noch später im Mittelalter die vielfach widrigen und bis zur Unanständigkeit prozessmässigen Zänkereien über die unbefleckte Empfängniss in der Kirchenmalerei zwei entgegengesetzte Richtungen herbei, wovon die eine vorzugsweise die Gottesmutter, die andere eine Menschenmutter darzustellen liebte.

Das Extrem der einen Richtung tritt in der gnostischen

Identificirung Mariens mit der Sophia hervor, die sich zu Christus verhält wie Eva zum Adam.

Das Ave, womit man die heilige Jungfrau anredet, ist als umgekehrte Eva nicht blos, wie Manche noch meinen, ein Wortspiel. In der That hat, wenn in Christo wiederhergestellt wurde, was durch Adams Schuld verloren ging, auch Maria ihren Antheil an der Erlösung, wie Eva den ihrigen am Sündenfall. Wenn aber schon in Christo die menschliche Natur neben der göttlichen festgehalten und nicht im gnostischen Dämonismus verflüchtigt werden darf, so gilt dies noch viel mehr von seiner Mutter. Daher ist es eine unstatthafte Uebertreibung der Verehrung, die man ihr widmet, wenn man sie mit der gnostischen Sophia identificirt, was sogar noch der protestantische Mystiker Jakob Böhme that (vgl. J. Böhme von Hamberger S. 173), indem er lehrte, Sophia sey Adams erste Gefährtin gewesen, habe ihn aber seiner Sündhaftigkeit wegen verlassen, worauf er sich mit der Eva habe begnügen müssen. Dieselbe Sophia sey aber als heilige Jungfrau später zu dem neuen Adam Christus zurückgekehrt. Sie erscheint also hier ganz so, wie die Asträa der Alten, die ewige Gerechtigkeit, die es unter den Menschen nicht aushalten konnte und zum Himmel zurückfloh. Auf sie beziehen sich Virgils berühmte Verse:

Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;
Jam nova progenies coelo dimittitur alto.

die als Prophezeihung der Geburt Christi gedeutet wurden und ganz zu jener Lehre Jakob Böhme's passen. Nicht minder antiken Vorstellungsweisen (namentlich dem Grundbegriff) entlehnt ist die Inschrift unter einem Marienbild in Neapel: *Nata, soror, conjux eadem genitrixque Tonantis.* Keyssler, Reise S. 815.

Die Vergleichung Maria's mit der Eva ist wesentlich bedingt durch die Begriffe des Sündenfalls und der Erlösung. Dort ist es die Schlange, durch die Eva verführt wird; hier

ist es die Schlange, der Maria's Fuss den Kopf zertritt. Bilder Maria's, die auf die Schlange oder den Drachen tritt, waren im Mittelalter sehr beliebt und immer als Gegenbilder zum Sündenfall. Maria besiegte die alte Schlange aber nur durch den von ihr Gebornen. Sie ist keine Amazone, sondern die Magd des Herrn. Das wird sehr klar und sinnreich vorbedeutet beim Propheten Micha 4, 10. und in der Offenbarung Johannis 12, 1 f. Das Weib, dessen Gewand die Sonne ist, unter deren Füssen der Mond liegt, dem die Sterne sich zur Krone zusammenfügen, liegt gleichwohl, indem sie den Messias gebären soll, in Angst und Noth vor dem entsetzlichen Drachen und muss vom Erzengel Michael beschützt werden, bis zwei Adlerflügel sie entrücken.

Ohne also der hohen Würde der Jungfrau irgend zu nahe zu treten, ist es schriftmässiger und kirchlicher, das passive Element in ihrer Wesenheit festzuhalten. Sofern es gestattet war, den Begriff zu verallgemeinern, konnte man in ihr gleichsam die gesammte Kirche, oder die Menschheit als christliche Gemeinde personificirt sehen in ihrem Verhältniss zu den höchsten göttlichen Personen. Insofern fand auf sie Anwendung, was durch die Propheten von Zion, der Braut Jehova's, geweissagt ist. Die Menschheit wird als Braut Gottes zum Göttlichen erhoben, wie die Gottheit als Menschensohn niedersteigt zu den Menschen. Maria wird zum vergötterten Menschen, wie Christus zum vermenschlichten Gotte. Wenn aber das Menschliche zu so hoher Würde gelangen soll, kann es nur geschehen durch Demuth und Liebe, und sich nur äussern in Fürbitte und Gnade. Es kann in dieser seiner Erhebung den weiblichen Charakter niemals verlieren. Es ist und bleibt das Untergeordnete, Passive, das nur seiner reinen Unschuld wegen gewürdigt wird, dem Höchsten sich zu nahen. Insofern ist den Künstlern oft Maria übergegangen in den Begriff der Religion, des Glaubens, der Gottesminne überhaupt, so wie der *ecclesia*. Vgl. Kunstblatt 1837, S. 167, wo eines Bildes von Signol gedacht wird, in welchem die Religion am Grabe Christi nichts anderes

ist, als die gewöhnliche Pieta (der todte Christus auf dem Arme seiner Mutter).

Das passive und weibliche Element in Maria ist häufig verallgemeinert und überhaupt als das fünfte Element in der Natur aufgefasst worden, wobei auf ihren Namen (*Maria* — *mare*, Meer) angespielt wurde. Christ. de Vega gab folgende mystische Deutung ihrer Geburt. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, d. i. Joachim und Anna. Die Erde war wüst und leer, d. i. Anna unfruchtbar, und aus ihren Thränen entstand das Meer. Gott schwebte über dem Meer, da wurde Licht, d. i. Maria, Tochter des Meeres (*Maria a mari*). Vgl. Augusti, Denkw. III. 5. Die Stelle der Vulgata 1. Buch Mos. 1, 10: *et congregationem aquarum vocavit Maria* wurde in demselben Sinn genommen. Indessen ist es durchaus nicht nothwendig, eine Identificirung Maria's mit dem Element des Wassers (in heidnischer Weise) vorauszusetzen, um ihre Beziehungen zum Meere als Stern des Meeres, als Schutzpatronin der Schiffer, als Trägerin des Schiffes der Kirche, als Mutter des Fischers (Christus) zu erklären. Diese Beziehungen sind sehr unschuldig.

Eben so wenig darf man irgend welche heidnische Natur- und Erdmutter herbeiziehen wollen, um aus ihr die Gnadenspenderin Maria herzuleiten, wenn sie gleich in vielen Legenden mit cerealischen Attributen geschmückt wird.

Ein wunderthätiges Marienbild soll der heilige Apostel Jakob mit nach Spanien gebracht und in einem Thurm zu Madrid verborgen haben. Hier fand man es erst wieder und zwar mit Korn umgeben, welches den ganzen Thurm ausfüllte, als die Christen in der Stadt von den Mauren belagert wurden und Hunger litten. Seitdem wird es als *nuestra sennora de Almunada* verehrt. Gräfin d' Aunoi, Reise II. 117. Aber dadurch wird Maria noch nicht zur Ceres. Albrecht Dürer hat Marien in einem Garten dargestellt, wo sie umgeben von der lieblichsten und reichsten Naturfülle erscheint. Fr. Schlegel, Werke VI. 104. Aber das macht sie so wenig wie Raphaels berühmte *belle jardinière* zu einer Flora oder

Pomona. Nach v. Martens, Italien II. 602. erzählt sich das Volk in den Alpen von reizenden Gärten der Madonna hoch in den Gletschern und unerreichbar. Aber auch darin liegt nichts Heidnisches, sondern nur ein zarter Ausdruck der Liebe, die Phantasie des andächtigen Volks im Gebirg will der seligsten Jungfrau, vor deren Bilde es betet, gleichsam die rauhe Natur vergüten. Unter den Beziehungen der Gnadenmutter zur Natur ist eine der reizendsten die Anlage des berühmten Liebfrauenmilchweinbergs im terrassenförmigen Halbkreis um den Chor ihrer Kirche zu Worms unmittelbar am Rhein.

In einem altdeutschen Gedicht wird Maria die Alle Minnende genannt und insofern mit der Venus verglichen, nur dass die Liebe hier im reinsten und höchsten Sinne verstanden ist. v. Lassberg, Liedersaal II. 6. Der Missdeutung wegen sind solche Vergleichungen besser zu unterlassen. Noch weiter ist jene schwärmerische Liebe zur heiligen Jungfrau abgeirrt, die in ihr die eigentliche Einheit der Dreieinigkeit in einem Verhältniss zu finden meinten, wie ungefähr das der Göttin Bhawani zu der indischen Trimurti. Die *sermones* des Petrus Damianus z. B. erklärten Marien für ungeschaffen, von Ewigkeit her thronend im Centro der Dreieinigkeit, wodurch sie fast noch höher gestellt wird, als die gnostische Sophia, und wogegen die Kirche die menschliche Natur der Mutter hervorzuheben einschärfte. Andrerseits musste sich die Kirche aber auch gegen die andre Uebertreibung der Antidikomarianiten wenden, die in Marien nur ein gemeines irdisches Weib sahen.

Am tiefsinnigsten und bescheidensten hat Dante die Jungfrau aufgefasst:

Vergine madre figlia del tuo figlio,
Umile ed alta piu che creatura,
Termine fisso d' eterno consiglio,
Tu se' colei, che l' umana natura
Nobilitasti si, che 'l suo Fattore
Non si sdegnò di farsi tua fattura.

Nach Erörterung dieser Gegensätze wird sich das Marienideal der christlichen Kunst deutlich genug herausstellen als die Verbindung einerseits des Jungfräulichen mit dem Mütterlichen, andrerseits des Königlichen und der übermenschlichen Hoheit mit dem Magdlichen und der tiefsten menschlichen Demuth, so zwar, dass keine dieser Eigenschaften ausschliesslich und einseitig vorwaltet, sondern immer auch die andre durchblicken lässt. Die ältesten uns erhaltenen Bilder geben nur den edlen Typus des Gesichtsovals, schöne und regelmässige Formen bei heiligem Ausdruck, in einer gewissen Allgemeinheit an. Seit vier Jahrhunderten strebt dagegen die Kunst mehr nach Individualisirung.

Gleichwie man unter den Christusbildern hauptsächlich Salvator- und Vesperbilder unterscheidet, von denen die ersten mehr die göttliche, die andern mehr die menschliche Natur des Erlösers zur Anschauung bringen, so kann man auch die Marienbilder in zwei Hauptordnungen eintheilen, sofern die morgenländischen überall mehr die Himmelskönigin hervortreten lassen, dagegen im Abendlande sich seit den letzten vier Jahrhunderten eine Neigung geltend machte, die menschliche Mutter theils in ihrer Freude und Zärtlichkeit, pflegend das heilige Kind, ja selbst spielend mit dem Kinde, theils in ihrem Schmerz als *mater dolorosa* und betrübte Wittwe darzustellen. Die morgenländische Kirche hielt immer ein heiliges Ideal fest, in der abendländischen Welt riss sich die Kunst von dem Anspruch der Kirche auf Heiligkeit häufig in dem Grade los, dass Maria auf Bildern wie ein gemeines Weib, in der Freude nur irdisch lieblich, im Schmerz sogar hässlich aufgefasst wurde.

In einem Aufsatz über die Bildmalerei der russischen Kirche im Januarheft des Journals für Volksaufklärung vom Jahre 1845, mitgetheilt in August von Haxthausens Studien über Russland III. S. 102, wird die alte Malerei der griechischen Kirche vorzugsweise die theologische, die neuere und freiere Malerei der abendländischen Kirche aber die philosophische genannt und hervorgehoben, wie in jener sich der

Künstlergeist in tiefster Frömmigkeit und Andacht dem Höhern unterwerfe, während in dieser der Künstlergeist aus eigner Macht und in voller Freiheit aus dem Heiligen mache, was ihm beliebe, und es eben deshalb in's Menschliche und Gemeine hinabziehe. „Die alten Künstler arbeiteten unter dem Einfluss des Glaubens, fasteten, beteten, beichteten und nahmen das Abendmahl, um die Heiligenbilder zu vollenden. Der Pinsel der fremden Schule dagegen malt eine Körperschönheit, wie sie die Phantasie des Künstlers sich ausdenkt, und nicht selten nach einem unheiligen Gegenstand, dessen Schönheit ihm gefiel.“ Das gilt ganz vorzüglich von Marienbildern, die nur zu oft eine irdische Geliebte des Malers im Portrait verewigen sollten. Blasius in seiner Reise im europäischen Russland I. 123. macht eine ganz ähnliche Bemerkung. Er besuchte das grosse Nonnenkloster Kyrillof, wo die Nonnen Heiligenbilder malen, und erzählt von ihnen: „Man kann *a priori* nicht geneigt seyn, Erzeugnisse von künstlerisch vollkommen ungebildeten russischen Mädchen, die von Kindheit auf von jedem lebendigen geistigen Impuls abgeschnitten, ohne Kenntniss des mannigfach gestalteten Lebens, auf ihre engen Klostermauern beschränkt geblieben sind, mit der Periode einer äusserlich frei entwickelten Kunstepoche zu vergleichen. Aber hier kann man mit Ueberzeugung sagen: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth. Was die Schöpfer der neudeutschen Heiligenmalerei mit Mühe zu erreichen meist vergeblich gestrebt haben, das leisten die russischen Nonnen, die es meist nicht einmal zu einem geläufigen Lesen und Schreiben gebracht haben.“ Das sind Worte eines „aufgeklärten“ Naturforschers. Gewiss enthalten sie eine tiefe Wahrheit. Sie bezeichnen das Heilige, was der gebildetste Verstand vergebens sucht und was sich dem kindlichen Herzen von selber offenbart.

Heiligkeit ist das erste Erforderniss eines Marienbildes, Huld das zweite.

Die Vermittlung, in der sich Königin und Magd wie Mutter und Jungfrau berühren, liegt in der weiblichen Huld,

in dem *gratia plena*, einer Eigenschaft, die der Maria immer und überall treu bleibt, sie mag nun älter oder jünger, in Freud oder in Leid, auf dem Thron des Himmels oder im Stalle zu Bethlehem gemalt werden. In dieser Beziehung ist von vorzüglicher Wichtigkeit, dass sie als *regina angelorum* alle Lieblichkeit der Engelwelt in ihrer Weiblichkeit vereinigt.

Auf den ältesten Bildern der Katakomben, Mosaiken und Miniaturen erscheint Maria als Jungfrau ohne Kind, den Kopf verschleiert, beide Arme betend erhoben mit schönen und regelmässigen Gesichtszügen. *d'Agincourt sculpt.* 12. *Aringhi* II. 209. 353. *Bottari tav.* 153. Waagen, Paris 197. Also wesentlich als Fürbitterin. Das bleibt auch fürderhin die wesentlichste Funktion der Gebenedeiten, Mutter der Gnaden und Fürbitterin für die sündigen Menschen zu seyn bei Gott, damit er Gnade für Recht ergehen lasse. Denn sie ist ganz Liebe im Gegensatz gegen die Gerechtigkeit, ganz die Milde des neuen Bundes im Gegensatz gegen die Härte des Gesetzes. Darum heisst sie *mater gratiae*, Rose ohne Dorn, Taube ohne Galle (überall in den alten Marienliedern). Insofern ist auch ihr Attribut der weite „Mantel der Liebe“, unter dem sie die reuigen Sünder schützt. Vgl. den Artikel Mantel. Der Grundtext aller Marienbilder ist *ora pro nobis*. Als die Allerbarmerin ist sie auf vielen Bildern dargestellt. Fra Bartholomeo malte sie mitten unter Pestkranken, die zu ihr beten und denen sie Heilung spendet (in der Leuchtenbergischen Gallerie). Van Dyk malte sie, ihre Huld der vor ihr knienden Sünderin Magdalena, dem verlornen Sohne und dem reuigen David zuwendend (im Berliner Museum). Salvator Rosa in einem grossen Bilde zu Mailand, wie sie die Seelen aus dem Fegfeuer erlöst.

Wenn die fromme Einfalt des Mittelalters ihr inniges Vertrauen zur heiligen Jungfrau zuweilen auch in naiver Weise ausdrückt, gibt das dem Unglauben der Neuzeit noch kein Recht zu dem Spott, den sie so gerne darüber ergiesst. Eine so unschuldige Naivetät drückt das berühmte Bild des Martin Schön in Colmar aus, auf dem Maria eine Anzahl

Menschen vor dem Zorn der himmlischen Heerschaaren beschützt. Eben so ein sehr altes Votivbild in der Johanneskirche zu Hamburg, auf dem Maria ihre Brust entblösst und den Heiland bei den Brüsten, die ihn gesäugt, um Gnade für die Hamburger anfleht, die er um ihrer Sünden willen strafen will. Dasselbe Motiv wiederholt sich auf einem spätern Bilde von Rubens. Uebrigens ist nicht zu läugnen, dass jenes Vertrauen auf die Fürsprache in einigen, namentlich spätern Legenden missbräuchlich zu Gunsten einer laxen Observanz geltend gemacht worden ist. — Sehr eigenthümlich ist eine Vorstellung, die uns in den sibyllinischen Büchern aufbewahrt ist. In den letzten Zeiten soll nämlich auf der alsdann schon ganz verödeten Erde Maria noch die zur siebenfachen Busse verurtheilten Menschen hüten, der letzten Sünder letzte Trösterin. Friedlieb, sibyll. Weissagungen S. 157.

Als der allgemeinen Fürbitterin ist es Maria's Amt auch beim Weltgericht, zur Rechten ihres göttlichen Sohnes stehend, ihm die Schaaren der Seligen zuzuführen und ihm in ihrem Namen für das Heil zu danken, welches ihnen geworden ist, damit eine milde Bitte verbindend für die auf der andern Seite stehenden Verdammten. Zugleich steht sie in der himmlischen Hierarchie zur Rechten ihres Sohnes den Engeln vor, während ihm zur Linken Johannes der Täufer den Seligen, Heiligen, Patriarchen und Propheten vorsteht. Ihr ordnen sich die überirdischen, von jeher Unsterblichen unter, dem Täufer Alle, die als Menschen geboren und gestorben waren. *Didron, manuel* p. 264. 268. Und zwar kommt ihr dieser Vorzug wegen ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit zu, als worin die Wesenheit der Engelsnatur besteht. Man hat ein berühmtes Bild von Murillo, worin Engel und Menschen gemeinschaftlich die Jungfräulichkeit Maria's anbeten. Waagen, Paris S. 635.

Als *regina angelorum* ist Maria in vielen Kirchenbildern ausschliesslich mit Engeln verbunden und im Kreise derselben verehrt, umsungen, von ihnen getragen etc. Rubens malte sie gross und königlich unter einem unendlichen Gewimmel

kleiner Kinderengel. *Landon, annales* V. 57. Dante in seinem Paradies 32. lässt sie mitten in einer grossen weissen Rose unter Engeln thronen. In Haupt und Schnellers wendischen Volksliedern I. 281. wird sie (nach einer volksthümlich naiven Vorstellung) von Engeln umtanzt und tanzt selber mit.

Um sie als Königin des geistigen Himmels (der Engel und Seligen) zu bezeichnen, gibt man ihr Attribute, die vom sichtbaren Himmel entlehnt sind. Dazu berechtigt die Stelle in der Offenbarung Johannis 12, 1, in welcher sie erscheint als ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füssen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Der Sonnennimbus bildete sich erst in der Malerei des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu der ovalen, die ganze Figur umschliessenden Flammenglorie aus, in der wir seitdem auf so unzähligen Bildern und Münzen die Gottesmutter erblicken. Der Mond zu ihren Füssen wurde schon von den deutschen Rittern, wie später wieder in den Türkenkriegen als Sinnbild des überwundenen Heidenthums aufgefasst, ganz so wie andrerseits die Schlange, der sie den Kopf zertritt. Daher ist es das Wappen und Kennzeichen des deutschen Ordens in Preussen und Lievland; das riesengrosse Wandbild zu Marienburg, dem Hauptsitz des deutschen Ordens, zeigt Maria auf dem halben Monde stehend. In Ungarn und Oesterreich wurde mit noch bestimmterer Beziehung auf den türkischen Halbmond die Gottesmutter (oder auch ein Kreuz) auf den Halbmond gepflanzt als Zeichen des Sieges über die Türken. — Zu den zwölf Sternen um's Haupt fügten spätere Maler sehr oft einen dunkelblauen Mantel mit Sternen besät. Auf einem schon modernen Bilde zu Landshut trägt Maria ausser dem Sternennimbus noch einen Rosenkranz auf dem Haupt und einen Lilienstrauss in der Hand. Kunstbl. 1836, S. 15. In der Dominicanerkirche zu Breslau trägt sie ein grünes Gewand mit gelben Sternen und Aehren. Engel halten ihr das purpurne Obergewand und vor ihr blühen zwei Tulpen. Fiorillo I. 167. Das Bild, welches die Jahreszahl 1300 trägt, will offenbar die Gottesmutter als Königin des Himmels und

der Erde zugleich bezeichnen. — Auf einem Bild von Rubens in der Münchner Pinakothek hat Maria Adlersflügel und tritt der Schlange auf den Kopf, nach dem schon erwähnten Bild in der Offenbarung Johannis. Die Adlerflügel bedeuten hier, wie immer, den göttlichen Geist. — Anstatt des Mondes und der Schlange ist es oft auch die Weltkugel, auf welche die Gottesmutter als auf ihren Fussschemmel tritt. So auf dem oben genannten Landshuter Bilde. So auf einem von Maratti. Waagen, England II. 4. Auch kommt sie thronend auf dem Regenbogen vor, als dem Bogen des Friedens. *Didron, icon.* p. 269.

Den zwölf Sternen im Kranze Maria's entsprechen die zwölf Löwen am salomonischen Thron, auf welchem sie sitzt. Bild von Eberwein. Kunstblatt 1841, S. 414. Als Thron Salomons wird sie selbst bezeichnet in der lauretanischen Litanei. Die Zwölfzahl kann sich sowohl auf die Apostel, als auf die Propheten beziehen. Das Mittelalter liebte, die Gottesmutter mit den Propheten zu umgeben, die von der Geburt des Messias geweissagt haben. Gewöhnlich hat jeder Prophet neben seinem Attribut noch eine Inschrift, die jene Weissagung aus seinem Buch im alten Testament enthält. In der griechischen Kirche sind dieselben vorgeschrieben. *Didron, manuel* p. 147. 290 f. Dessen *annales* IV. 67.

Die Litaneien und alten Marienlieder enthalten eine Menge Sinnbilder, die sich auf die königliche Würde Maria's beziehen, zunächst Beziehungen auf ihre Abstammung von König David: die Ruthe oder Rose vom Stamm Jesse, der Thurm Davids, der elfenbeinerne Thurm, der Thron Salomo's, der hohe Cedernbaum. Aus der Ruthe haben altdeutsche Mariensänger die Wünschelruthe gemacht, die alle Wünsche erfüllt, den Zauberstab, der Alles hervorruft. Conrad von Würzburg 6. nennt sie die „Himmelskaiserin". Dem Deutschen genügte die Königin nicht, weil ihm die kaiserliche Würde höher stand. Altdeutsche und niederländische Maler geben ihr die kostbarsten phantastischen Kronen von Juwelen und Blumen. Eine dreifache Krone hat sie zu Loretto als Tochter, Gemahlin und Mutter Gottes.

Das leitet in die Symbolik hinüber, die in ihr eine Personification der Kirche erkennt. Die mit drei Kronen (gleich dem Papst) geschmückte Himmelskönigin, die vor Gott kniet und seinen Segen empfängt (Bild zu Padua, s. Kunstblatt 1838. Nr. 18.), ist nichts anderes als die Kirche selbst. Auch die einfache Krone ist auf die Kirche, als Braut Christi, bezogen und als Brautkranz aufgefasst worden. In diese Symbolik gehört auch das Bild von Quintin Messis, welches die Verklärung Maria's darstellt, zu ihren Füssen die allegorischen Gestalten des alten Bundes, der Legende etc. Vgl. Schnaase, niederl. Briefe S. 283. Dahin gehören auch die oft vorkommenden Bilder der unter den vier Kirchenvätern thronenden Maria.

Uebrigens herrscht die grösste Mannigfaltigkeit in den Beziehungen zur Gottesmutter, daher sie thronend gemalt wird wie unter Engeln und Erzengeln, so unter allen Heiligen des neuen Testamentes, Patriarchen, Propheten und Sibyllen des alten. Louis de Vargas malte ein seltenes Bild, auf dem sie ausschliesslich in Beziehung gesetzt ist zu den Patriarchen, indem sie Adam und Eva zu trösten scheint. Das Bild befindet sich in Sevilla. An die Huldigungen, welche Maria von himmlischen Heerschaaren und biblischen Gruppen empfängt, reihen sich die allegorischen Huldigungen von ganzen Ländern, Provinzen, Ständen und Privaten. Auf einem berühmten Bilde des van Thulden, z. B. im Belvedere zu Wien, empfängt sie die Huldigung aller niederländischen Provinzen, die durch schöne Frauen dargestellt sind.

Sehr viele Marienbilder sind Stiftungen. Der Stifter, der noch einen besondern Schutzpatron hatte, liess diesen neben die heilige Jungfrau malen; dazu auch wohl eine Schutzpatronin und Patrone der Frau und Kinder, der besondern Kirche oder Kapelle, in welche das Bild gestiftet wurde etc. So entstanden zufällige Heiligengruppen um die thronende Maria her, was man in der Kunstwelt Conversationen nennt. Sie sind am sinnreichsten, wenn in den dargestellten Heiligen besondere Tugenden personificirt erscheinen. Vgl.

d. Art. Barbara. Auf solchen Bildern sitzt Maria mit ihrem Kinde gewöhnlich unter einem goldnen Baldachin, oder in einem Thronsessel, der einem sich öffnenden Portale gleicht. Dem entspricht die Symbolik der Namen, die sie in den Litaneien erhält: *porta orientalis, janua coeli, portus naufragorum, arcus aetheris.*

Von tiefer Bedeutung ist ein Contrast in den Bildern, welche die niedrigste Stufe des Menschlichen und die höchste der himmlischen Verklärung im Marienleben darstellen. Die frommen Maler geben nämlich der in dem Himmel zu den höchsten Ehren erhobenen, von der Dreieinigkeit selbst gekrönten Maria die Demuth der Magd, während sie auf Bildern der Geburt Christi mitten in dem schlechten Stalle und unter die armen Hirten hinein die Mutter mit dem Kinde in königlicher Pracht mit der Krone malen.

Maria in der Herrlichkeit wird oft mit Schmuck allzusehr überladen, was noch mehr zu tadeln ist, wenn das Costüm geschmacklos gewählt ist. Dahin gehören die im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen Madonnen in steifgoldenem juwelenbedeckten Reifrock mit wollenweisser Frisur. Wenn Liebe und Andacht der Gläubigen das Urbild alles Schönen nicht reich genug schmücken können, so darf doch das Metall der edlen Würde des Ausdrucks keinen Eintrag thun. Aus demselben Grunde müssen auch die allzu spielenden Zierrathen, in denen ein Schein von Koketterie liegt, vermieden werden. Als Grenze mag hier bezeichnet seyn, was Hubert van Eyck in dem wunderlieblichen Bilde Maria's auf dem Genter Altare sich erlaubt hat. Die Jungfrau kniet hier in holdseligster Anmuth, scheint laut aus dem Gebetbuch zu lesen, wie die halbgeöffneten Lippen verrathen, und trägt einen königlichen Mantel mit Juwelen besetzt und eine Krone von Juwelen, aus welcher Rosen, Lilien, Schneeglöckchen etc. blühen, und aus diesen Blüthen werden kleine Sonnen gleichsam ausgeduftet und schweben leuchtend über dem schönen Kopfe. Das Süsseste von jungfräulichem Reiz, was erdacht werden kann, aber auch nur in dieser Situation,

im Moment der Verkündigung statthaft. Das Bild muss als Auffassung eines einzigen Momentes gedacht werden. Ein immerwährender Putz dieser Art würde Marien nicht geziemen. Sie ist hier nicht die ewige Königin, sondern Braut, was man nur einmal ist.

Ueber die vielen schwarzen Marienbilder, die sehr häufig gerade wegen Wunderthätigkeit und Alter am meisten verehrt sind, hat der Unglaube und die Blasphemie der neueren Zeiten die unsinnigsten Vermuthungen zu Tage gefördert und sich insbesondere darin gefallen, sie auf heidnische Göttinnen, die schwarze Diana zu Ephesus, die Aphrodite Melanis etc. zurückzuführen. Die Sache verhält sich, wie ein tüchtiger Naturforscher (v. Martens, Italien III. 27.) bemerkt, sehr einfach. Die Bilder sind aus dunklem Holz geschnitzt. Es sind meist alte Holzbilder. So auch das auf dem Montserrat, v. Rochau, Reiseleben I. 103. Wenn auch flache Gemälde von dunkler Farbe vorkommen, so erklären sich dieselben theils als Copien solcher ältern dunklen Holzbilder, an denen keine Aenderung oder Verschönerung vorgenommen werden durfte, theils aus der Nationalität der Maler und der Gemeinden, für die sie bestimmt waren. In Abyssinien sind alle Marienbilder, wie die Bilder anderer Heiligen von dunkler Gesichtsfarbe, weil es die Farbe des Volkes selbst ist. Nur in diesem Sinne ist die Stelle des Hohenliedes 1, 4: „Ich bin schwarz, aber schön," hieher zu beziehen. Aus demselben Grunde widmen die Negersklaven in Brasilien ihre Verehrung vorzugsweise einer schwarzgemalten Madonna. Spix und Martius, Reise II. 469.

In Bezug auf die Farbensymbolik der Marienbilder ist der berühmte Rosenkranz von Burgkmaier in Augsburg merkwürdig. Auf demselben kommt nämlich Maria siebenmal und jedesmal in einem andersfarbigen Gewande vor, als Königin der Armen blau, der Büsser braun, der Propheten gelb, der Apostel lackroth, der Martyrer hochroth, der Beichtiger grün, der Jungfrauen weiss. Vgl. Kunstbl. 1846. S. 186. Inzwischen genügt dieses Schema nicht. Blau charakterisirt die

heilige Jungfrau als Königin der Armen nur deshalb, weil sie Königin des Himmels und Blau die Farbe des Himmels ist. Zuweilen ist das blaue Gewand mit Sternen besät, namentlich wenn die heilige Jungfrau zugleich auf dem Halbmond steht. Zuweilen, jedoch selten, trägt sie ein hellblaues Unter- und dunkelblaues Obergewand, z. B. auf dem Schloss Karlstein in Böhmen. Wiener Jahrb. 27, 45. Waagen, Deutschland I. 310. Insgemein ist ihr Obergewand rosenfarbig (als Morgenröthe am Himmel, aus welcher die Sonne kommen soll) oder purpurfarben (als Königsmantel), zuweilen auch golden (die Sonne am Himmel bezeichnend). Auch ihr Untergewand ist zuweilen roth, gemäss der nämlichen Symbolik. Insbesondere liebte ihr Raphael diese Farbe zu geben, wobei der zufällige Umstand einwirkte, dass die schönen Albaneserinnen, unter denen er seine Modelle wählte, rothe Kleider trugen, wie noch heute. Auch grüne Unterkleider und grüne Mäntel kommen auf Marienbildern in Italien zuweilen vor, bald mit blau, bald mit roth verbunden, vorzugsweise auf Bildern der Heimsuchung, sofern grün Farbe der Hoffnung ist. Ausschliesslich weiss gekleidet erscheint Maria immer nur in specifisch jungfräulicher Bedeutung, auch wenn sie das göttliche Kind trägt. Auf einem Bilde des Prok. Abel in Stuttgart ist sie jung, fast noch kindlich wie ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren gemalt, während sie das Kind auf den Armen hat, und ihre holde Gestalt wird erhöht durch einen prachtvollen Nimbus mit langen goldenen Ausstrahlungen. Auch als Königin der Jungfrauen ist sie weiss. Oft hat sie bei der Himmelfahrt ein weisses Unterkleid mit dem blauen Sternenmantel mit Bezug auf ihre ewige Jungfräulichkeit, was zugleich einen schönen Sinn erhält in Hinsicht auf den weissen Schleier, den sie als Wittwe trug. Die kaum noch im dunkelblauen Kleide mit weissem Schleier als ältliche Matrone starb, wird bei der Himmelfahrt wieder jung und freudig, und ihr Schleier wird zum weissen Jungfrauenkleide.

In den kindlichen und mädchenhaften Bildern Maria's

liegt stets die Tendenz, sie als angehende Gottesbraut, als Vorbild der Nonnen zu bezeichnen. Ihre Einführung in den Tempel ist schon in den Apokryphen nicht anders verstanden. Das Fest Mariä Opferung am 21. November hat keine andere Bedeutung. Sie opfert Gott ihre Jungfrauschaft. Es ist das specifische Nonnenfest. Nach dem apokryphischen Vorevangelium Jakobi wird Maria von Jugend auf dem Dienst des Herrn im Tempel gewidmet, und zeigt sich dessen so würdig, dass sie nicht nur von überirdischer Schönheit strahlt, sondern auch an Verstand und Heiligkeit Allen überlegen ist. Nach dem Evangelium von der Geburt der Maria stieg sie schon als kleines Kind, als sie in den Tempel gebracht wurde, allein die Stufen desselben hinauf. Ihre Hauptbeschäftigung im Tempel war, Purpurdecken für denselben zu sticken, was sie symbolisch als Königin bezeichnet. Hier heisst es auch ausdrücklich, dass sie ihre Jungfrauschaft dem Herrn geweiht habe. Nach der muhamedanischen Legende (Herbelot, *s. v. Mirjam*) stammt sie von Aarons priesterlichem Geschlecht und lebte im Tempel eingeschlossen, wie in einem Harem Gottes, und man fand häufig die herrlichsten Früchte bei ihr, auch ausser der Jahreszeit, welche ihr Gott unsichtbar schenkte. Im Koran, 3te Sure, heisst ihr Vater nicht Joachim, sondern der Priester Amram.

Unter den Tempeljungfrauen am purpurnen Vorhang nähend malte sie reizend Guido Reni in Loretto, Paris und Petersburg.

Maria als *virgo virginum* ist oft auf Bildern einzig von Jungfrauen umgeben. Von zehn gekrönten Jungfrauen auf einem alten Bilde im Kloster Heilsbronn. Waagen, Deutschland I. 306. Von Brautjungfern, die ihr den Kranz bringen, aus Eycks Schule zu Rouen. Rathgeber, Annalen S. 86. Unter lauter Jungfrauen im Wiener Belvedere, Fiorillo I. 273. Auf dem Blumenteppich des Paradieses vom Cölner Meister Stephan. Kugler, Berliner Museum S. 146. Als Schäferin von Llorente zu Sevilla, dem *pintor de las pastores*. In einem altdeutschen Mariengruss (Haupts Zeitschr. VIII. 281.) heisst

es gar schön: „Sey gegrüsst, du grüner Sammet der Wiese, auf dem Niemand weiden darf, als Engel und Jungfrauen.“

Immer herrscht bei der Jungfrau das Milde und Demüthige vor, sie ist vorzugsweise *ancilla domini*. Allein sie hat auch Momente der Siegesfreude, das *Magnificat*. Sie durfte sogar im Sinne des ritterlichen Mittelalters auch bewaffnet und als Amazone auftreten. Als die Stadt Sicli in Sicilien von den Sarazenen belagert wurde, erschien sie herrlich auf weissem Ross, in weissem Gewande mit weissen Waffen, eine Krone auf dem Haupt, und stürzte sich mit der siegreichen Lanze über die Feinde, die entsetzt davonflohen. Ihr Ross aber drückte seine Spur in einen Stein, der noch jetzt hoch verehrt wird. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 512. So kriegerisch tritt sie auch in einem spanischen Schauspiel auf. Ausland 1832. S. 268.

Das Gegenbild dazu ist die berühmte *vièrge aux rochers* des Leonardo da Vinci, die heilige Jungfrau von finstern Felsen umwölbt, die Lilie unter den Dornen, und die „schmerzenreiche Mutter“ unter dem Kreuz.

An die Mütterlichkeit Maria's knüpfen sich übrigens ihre höchsten Eigenschaften, denn als die vollkommenste aller Jungfrauen wurde sie doch nur gewürdigt, die Mutter Gottes zu werden, und als Mutter trat sie erst in den höchsten Stand ein, während sie sich dadurch den tiefsten Leiden unterzog. Die Gottesmutterschaft ist bezeichnet in Sinnbildern der Litaneien: *arca foederis, janua coeli, speculum justitiae, templum trinitatis, favus Samsonis* (der Honig, der vom Löwen kam). An die Mütterlichkeit knüpfen sich die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariä. Die Freuden sind: die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt, Darbringung im Tempel, Wiederfindung des Knaben Jesu im Tempel, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Doch fügt man auch die Anbetung der heiligen drei Könige und die Himmelfahrt Mariä ein. Vgl. Marian. Liederschatz. Augsburg 1841. S. 328. Die sieben Schmerzen sind: der Abschied vom Sohne, die Dornenkrönung, die Kreuzigung, der Essig- und Gallentrank, der Tod

Jesu, die Grablegung oder Pieta (die Leiche des Sohnes auf dem Schoosse der Mutter). Doch fügt man auch die Beschneidung, die Flucht nach Aegypten und das Verlorengehen des Knaben Jesu ein. Vgl. Marian. Liederschatz S. 156 f. Klöden, Geschichte d. Marienverehrung S. 63. Das Freudenfest fällt auf den 23. September, das Schmerzen- oder Mariä Ohnmachtfest auf den Freitag vor dem Palmsonntag. Die Freuden werden mit sieben Rosen verglichen. Görres, Meisterlieder S. 319. Die Leiden mit sieben Schwertern, wozu die Stelle bei Lucas 2, 35. Veranlassung gab. Zu Aufkirchen in Tirol sieht man ein Bild Maria's mit sieben Köpfen, worin ihre sieben Schmerzen unterschieden werden. Weber, Tirol II. 117. Jedenfalls eine unziemliche Künstlerfreiheit.

Die schmerzenreiche Mutter, *mater dolorosa,* erscheint auf Bildern stets als Wittwe in dunkelblauem Kleide mit weissem Schleier, ältlichen Gesichts, kummervoll, aber edel und gottergeben, entweder unter dem Kreuze nach dem berühmten Liede (*stabat mater dolorosa juxta crucem lacrymosa*) oder den todten Christus auf dem Schoosse haltend (die sogenannte *pieta*). Die Maler haben die Situation mannigfach verändert; bald blickt sie nur im Brustbild weinend gen Himmel, während ein Schwert ihr durch's Herz geht, bald betrachtet sie den Dornenkranz in ihrem Schooss, bald lehnt sie gleich der *religio* am Kreuz. Auf einem bewundernswürdigen Bilde des spanischen Malers Cano zu Granada kniet Maria ganz einsam in tiefer Trauer und betet. Passavant, Kunst in Spanien S. 105.

Maria's Tod. Aus der Stelle bei Lucas 2, 35: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen," die nur symbolisch zu verstehen ist, leiteten Einige die Fabel ab, die heilige Jungfrau habe den Martyrertod durch Enthauptung erlitten, wie Origenes, *homil.* 17. *in Lucam,* erwähnt. Die Apokryphen berichten, sie sey im Frieden entschlafen, und zwar in Gegenwart sämmtlicher Apostel, die auf Gottes Antrieb, ohne zu wissen warum, aus den entferntesten Gegenden alle wieder in Jerusalem zusammenkamen, um ihrem

heiligen Sterben anzuwohnen und sie zu bestatten. Die Legende ist ausführlich enthalten in einem alten Buch *de transitu Mariae*. Vgl. Binterim, Denkw. V. 1. 427. Dasselbe enthält das altdeutsche Gedicht von Mariä Himmelfahrt in Haupts Zeitschrift VIII. 174.

Mit Recht haben sich die frommen altdeutschen Maler bemüht, im Tode Mariä überhaupt den schönsten Tod, die friedlichste, ruhigste, glücklichste und zugleich edelste Art, zu sterben, auszudrücken. Auch ist es ehrwürdiges Herkommen, die Sterbende mit der brennenden Kerze in der Hand und durch die Apostel mit allen Sterbsakramenten der Kirche versehen, zu malen. Sie liegt dabei immer auf einem Ruhebett unter einem Thronhimmel. Nur ein Bild des Martin Schongauer aus Wettenhausen, jetzt in München, weicht ab, indem es sie im Gebete knieend sterben lässt. Sie trägt hier den weissen Wittwenschleier und zugleich das langwallende Haar der Jungfrauen. Abgebildet in Otte's Handbuch der Kunstarchäologie zu S. 218. Vgl. v. Rettberg, Briefe S. 81.

Auf vielen alten Kirchenbildern steht am Bette Mariens im Moment ihres Sterbens der Heiland und empfängt ihre unsterbliche Seele, die in Gestalt eines kleinen Kindes aus ihrem Munde kommt. Das ist schon byzantinisch. Vgl. *Didron, man.* p. 286. So ist der Tod dargestellt auf einem sehr alten Mosaikbild in Maria Maggiori. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 284. Eben so auf einer Menge von altdeutschen Bildern. — Inzwischen wurde der Leichnam der Gottesmutter von den Aposteln bestattet. Auf ihren Schultern trugen sie sie zu Grabe, fanden aber nachher das Grab offen und voller Blumen (Zeichen der Jungfräulichkeit und Tugend), während die Jungfrau selbst gen Himmel fuhr. Vgl. d. Art. Himmelfahrt. Schon *Gregorius Turon., de gloria martyrum* I. 4., lehrte, Christus sey am Tage nach ihrer Beerdigung zum zweitenmal vom Himmel herabgekommen, um ihren Leib abzuholen und im Himmel mit der schon vorangegangenen Seele wieder zu vereinigen. Das wurde durch eine Vision der heiligen Elisabeth bestätigt. *Vincent. Bellov. spec. hist.* VII. 80. —

Auf einem Glasgemälde des 13ten Jahrhunderts betet die Seele Maria's, in Kindesgestalt auf den Armen des göttlichen Sohnes getragen, noch zum Abschied den schönen, todt vor ihr ausgestreckten jungfräulichen Leib an, mit dem Ausdruck des Erstaunens, sich getrennt von ihm zu sehen. *Didron, annales* III. 170. Auf Miniaturen in Paris kommt die Seele auch als eine Büste vor, die über die Leiche emporsteigt. Vgl. Waagen, Paris S. 276, 277, 286.

Auf den ältesten Bildern der Kirche ist der allzu schmerzhafte Ausdruck Maria's eben so vermieden, wie der allzu freudige oder lächelnd huldvolle. Diese schärferen Markirungen eines einseitigen, den andern ausschliessenden Ausdruckes kamen erst später auf, indem sich der alte Typus der Marienbilder zugleich mehr individualisirte und mannigfache Physiognomien annahm. Dasselbe gilt in Bezug auf das Alter. Die frühesten Bilder hielten die unbestimmte Mitte zwischen Ernst und Freundlichkeit, zwischen göttlicher Hoheit und gemeiner Menschlichkeit, zwischen Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, zwischen Jugend und Alter. Die späteren dagegen gingen in die Extreme auseinander, so dass zuletzt die grössten Verschiedenheiten einander gegenüberstanden, eine fast verführerische Lieblichkeit gegenüber dem hässlichsten Schmerzausdruck im Gesicht einer alten Frau.

Vergleicht man den schönen und heiligen Typus der ältesten Marienbilder in den Katakomben, Mosaiken und Miniaturen, so muss man bekennen, derselbe lasse eine künstlerische Durch- und Ausbildung zu, die, ohne ihm etwas von seiner Heiligkeit und von seinem bestimmten typischen Charakter zu nehmen, allen Erfordernissen der Kunst genügen können. Darum ist es ein Irrthum, das Verlassen jenes ehrwürdigen alten Typus und die Individualisirung der Marienbilder seit dem 15ten, noch mehr seit dem 16ten Jahrhundert als einen grossen Fortschritt der Kunst zu preisen. Nur dadurch, dass die meisten Maler jenen alten Typus doch wenigstens nicht ganz aufgaben, sondern sich demselben immer wieder annäherten, hat sich überhaupt der Begriff eines kirch-

lichen Marienbildes und das Ansehen desselben erhalten können, sonst würde die Kirchenmalerei ganz zur weltlichen Conversationsmalerei entartet seyn.

Es war falsch, jenen alten Typus in irgend welche Nationalphysiognomie hineinziehen zu wollen und uns schöne Römerinnen, Florentinerinnen, Venetianerinnen, am Ende gar Zigeunerinnen als Madonnen zu malen. Es war eben so falsch, ja häufig sogar sündhaft, sie einem lebenden Portrait nachzubilden. Gab es doch Kirchenfürsten, die sich nicht entblödeten, ihre Maitressen als Madonnen portraitiren zu lassen; und zu viele Maler wählten zum Modell ihre sehr irdischen Geliebten. Das Interesse aber, welches das künstlerische Auge an den schönen Gesichtsformen, Augen, Haaren, Teint, Tracht und Schmuck einer irdischen Schönen nimmt, sollte nie verwechselt werden dürfen mit der Andacht, zu der ein Marienbild auffordert. In dieser Beziehung bedurfte und bedarf die Kirchenmalerei einer strengen Reinigung und Säuberung. Alles, was an weltliche Koketterie und an die irdische Weiberlust der Künstler erinnert, muss dem Heiligen fern bleiben. Wenn einer der grössten Maler der Madonna die röthlichen und wolligen Haare seiner irdischen Geliebten gibt und darum von allen Kunstkennern bewundert wird, so ist es doch eine Entweihung des heiligen Gegenstandes, solche persönliche Liebhabereien auf ihn zu übertragen und den alten Typus der Marienbilder so willkührlich zu verfälschen.

In gleicher Weise unziemlich ist das gemein Natürliche, wenn Maria, aller Hoheit und Heiligkeit entbehrend, zwar als ein unschuldiges und ehrliches, aber doch nur als ein gemeines Bürgermädchen oder wie eine ganz gewöhnliche Hausfrau und Mutter dargestellt wird. In solcher Gemeinheit haben sich nur zu viele Künstler gefallen, sey es, dass sie selbst kein höheres Ideal kannten und achteten, sey es, dass sie es als Stümper in der Kunst nur nicht zu erreichen wussten. Die Maler sind in der gänzlichen Trivialisirung der heiligen Geschichte den Rationalisten lange vorangegangen. In der That kann ein Bretschneider, Paulus etc. von der Mutterschaft

Maria's nicht ordinärer denken, wie Andrea del Sarto, der berühmte Italiener, der noch einer frömmern Zeit angehörte und doch nirgends die Mutter Gottes, sondern überall nur eine gemeine, wenn auch immerhin hübsche und zärtliche Mutter gemalt hat. Das ist noch für eine *charitas* zu wenig ideal, geschweige für eine Maria.

Wenn nur die Heiligkeit nicht vermisst wird, sind Nuancen im Ausdruck nicht nur erlaubt, sondern nach Umständen auch geboten. Der freudenreichen Maria ziemt die Freundlichkeit der Bilder Fiesoles, Leonardo da Vincis, Sassoferratos (dessen Madonna vorzugsweise *mater amabilis* heisst); der schmerzenreichen dagegen der mehr wehmüthige Ausdruck, den ihr Fra Bartholomeo gegeben. Doch behauptet vor jenem lieblichen Lächeln und vor jener Wehmuth die Heiligkeit den Vorrang.

Diese Heiligkeit erscheint in den ältesten Marienbildern in doppelter Weise ausgedrückt, durch Hoheit der Gestalt und Miene, die ein höheres Wesen verkündet, und zugleich durch die andächtige Geberde der bittend erhobenen Hände. Diese Bitte ist voll Demuth und zugleich Hoheit. Sie ist Fürbitte, die ganze Haltung hat etwas Priesterliches. Die älteren italienischen Meister, Fr. Francia, Perugino und Andere, behielten noch viel von diesem Typus bei, namentlich die betende Stellung bei der ruhigen Klarheit und gleichsam Göttlichkeit der Miene. Erst später theilten sich die Künstler, und die Einen suchten das Heilige nur noch im Ausdruck einer rein menschlichen Andacht und Zerknirschung, die Andern nur im Ausdruck einer Geisteshoheit und Genialität, bei dem die Demuth fehlte. Der grösste und berühmteste Marienmaler, Raphael, hielt in seiner Jugend noch die ältere fromme Weise seines Meisters Perugino fest, malte aber nachher in viel freierer Weise seine Madonnen meist in's Liebliche, in holdlächelnde Jungfrauen und seelenvolle zärtliche Mütter, und endlich in ein weibliches Ideal aus, in welchem der aus dem dunklen Auge blitzende Geist, der in der sinnreichen Stirne gewitterhaft zuckende Gedanke, das auf den beredten -

und fast trotzigen Lippen zurückgehaltene Wort nur noch Anbetung fordert, aber keine mehr leistet, während zugleich eine warme Sinnlichkeit, eine geheime Gluth ihre vollen italienischen Formen einzunehmen scheint. Hier vermissen wir neben der Hoheit und dem Zauber des Schönen gerade das Heilige und den Ausdruck der Demuth. Daher auch die Begeisterung, mit welcher diese Bilder im Jahrhundert des Unglaubens gepriesen wurden, die Andacht ganz ausschloss. Vielen anderen, überaus frommen Marienmalern, namentlich spanischen und deutschen, ging jener Zauber des Schönen ab, und ihren heiligen Frauen mangelte der Liebreiz. Man thut am Besten, gar nicht nach den Meistern der Bilder zu fragen, sie gar nicht aus dem Gesichtspunkt der Kunstkennerschaft anzusehen, sie vielmehr alle als unvollkommene Copien eines unerschöpflich schönen und unerreichbar heiligen Urbildes zu betrachten und, was dem Maler gefehlt hat, durch die eigne Andacht zu ersetzen, wie Andrea d'Auria. Dieser fromme Mönch nämlich rettete ein Marienbild, welches einem vornehmen Besteller in hohem Grade missfallen hatte, und nahm es zu sich, und siehe, in den Händen des wahren und andächtigen Verehrers gedieh das vorher hässliche Bild zu wundervoller Schönheit. Maier, Neapel I. 135.

In demselben Maass, in welchem die Künstler die altherkömmliche Heiligkeit in der Jungfrau Maria verliessen und ihr eine freiere Bewegung und weltlichere Miene gaben, änderte sich auch die Gruppirung der Mutter mit dem göttlichen Kinde. Auf den ältesten Bildern der Kirche steht das Kind vor der Mutter und wird von ihr gehalten. Später trägt sie es stehend auf den Armen, dann sitzend auf dem Schooss, und zuletzt wird das Kind schlafend, spielend etc. in den mannigfachsten Situationen von der Mutter abgetrennt.

Eine Menge wunderthätiger Marienbilder, an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden, hat auch besondere Attribute. Viele derselben wiederholen sich. So kennt man in Deutschland und Frankreich gemeinschaftlich sehr viele „Unsre Liebe Frauen zur Eiche, zur Linde etc.“, weil auf solchen Bäumen

das Bild der Gottesmutter gefunden wurde. Aus demselben Grunde heissen so viele heilige Orte Mariabronn, sofern hier die Gottesmutter im Wasser erschien oder eine Quelle zum Gesundbrunnen weihte. In Gebirgen kommen öfter Marienbilder in Felsen vor, das berühmteste, *Notre dame de la Balme* an der oberen Rhone, „Maria zum Schnee“, hat einen weit verbreiteten Cultus. Vgl. d. Artikel Schnee. Eine Menge Marienkirchen und Kapellen kommen auf Bergen vor und führen in den deutschen Gebirgen meist den Namen „Mariahülf“ in Hinsicht auf die Kranken, die dort Hülfe finden. In südlichen Ländern steht sie oft in Verbindung mit der Vegetation. Auf der Insel Chios wird ein Marienbild hoch verehrt, das in Myrthen gefunden wurde. *Rho et Bovius* II. 1. 20. Zu Sozopolis ein anderes, dem stets köstlicher Balsam aus der Hand träufelt. Gfrörer, Kirchengesch. III. 1. 99. So führen eine unzählige Menge Marienbilder besondere Namen von dem Ort, wo, oder den besonderen Umständen, unter denen sie gefunden wurden. Eine reiche Sammlung dieser Namen findet man in Gumppenbergs marianischem Atlas.

Andere Gnadenbilder der Gottesmutter tragen den Namen von ihren Eigenschaften und von der Art ihrer Hülfe. So Unsre Liebe Frau zum Troste, zum Siege (*della vittoria*), zum Frieden (*della pace*), zum Erbarmen, zur Geduld, zur Hoffnung etc.; oder von den Reliquien der Gottesmutter, oder von besonderen Wundern, die sie hier verrichtet. So Unsre Liebe Frau vom Schleier, von den Haaren, von der Milch, vom Gürtel etc. Unsre Liebe Frau vom Briefe zu Messina, weil man hier einen Brief von ihr gefunden haben will; von der Pest zu Padua, weil sie hier die Pest vertrieb.

Erscheinungen der Gnadenmutter kennzeichnen viele Heilige in der kirchlichen Bildnerei. Unter einem Rosenregen erscheint sie dem heiligen Franciscus. Ihren Gürtel reicht sie dem h. Apostel Thomas. Malen lässt sie sich vom h. Apostel Lucas. Das Messgewand reicht sie dem h. Ildefons. Vom h. Knaben Hermann Joseph nimmt sie einen Apfel an. Die öfter vorkommende Lactation, das Wunder der Brustreichung, das

dem heiligen Bernhard, Alanus a rupe und Anderen widerfahren, dürfte aus einer nur bildlichen Redeform erst in die wirkliche Bildnerei übertragen worden seyn und überschreitet in der sinnlichen Darstellung die Schranken des Schicklichen. In den Kreis unschicklicher Bezeichnungen gehören auch viele scholastische Spitzfindigkeiten, welche die Natur und namentlich die unbefleckte Empfängniss der heiligen Jungfrau betreffen und die bekanntlich im Jahrhundert der Aufklärung zum Gegenstand rohester Witzelei gemacht worden sind. — Von lieblicher Naivetät ist dagegen wieder die Legende, in der Maria als freundliche Wirthin erscheint. Zwei fromme Mönche verirrten sich auf der Wallfahrt nach Loretto zur heiligen Hütte der Gebenedeiten. Da im Walde fanden sie, ohne sie zu erkennen, dieselbe Hütte und wurden darin von der heiligen Jungfrau selbst, gleichfalls ohne sie zu kennen, freundlich bewirthet. P. Abraham, Judas IV. 121.

Eben so zahlreich sind die Bildwunder der Gnadenmutter. Hier nur einige der merkwürdigsten und seltensten. Als die Heiden einst am Berg Athos ein Fest feierten, schwamm ein Marienbild an's Ufer. Da riefen alle heidnischen Götterbilder: „Die Mutter Gottes kommt, fallt vor ihr nieder!“ Und alle Götterbilder stürzten nieder und das Volk mit. Alle Heiden bekehrten sich, und der Berg wurde der heiligste in ganz Griechenland und ist es heute noch. Fallmerayer, Orient II. 18. Als die Heiden in Russland einfielen, trug der heilige Hyacinthus eine Statue der Gnadenmutter über das Wasser des Borysthenes trockenen Fusses (16. August). Einem frommen Landmädchen erschien einst die Gnadenmutter mit dem Kinde, wurde von ihm auf's Liebreichste bedient und liess ihm zum Andenken ihr Bild in dem Wasser zurück, in dem sie das Kind gebadet. Immer schwebte das Bild auf dem Wasserspiegel, liess sich aber nie ergreifen. Dietrich, Braga VI. 1. Wetzel, Gedichte S. 101. In Turin verehrt man ein Marienbild, das von einem Blinden entdeckt wurde, während kein Sehender es gefunden hatte. Gumppenberg, marian. Atlas I. 120. Daselbst Nr. 259. wird ein

Marienbild in Lüttich erwähnt, durch dessen Anbetung Rupert von Duiz aus einem Dummkopf ein weiser Mann wurde.

Zu Oesede bei Osnabrück ist ein Marienbild, das jede reine Jungfrau tragen kann, aber centnerschwer wird, wenn eine unkeusche es berührt. Auch eine Alabasterstatue der Maria zu Ettal, von Engelhänden gemacht, wird um so schwerer, je mehr der gesündigt hat, der sie aufhebt. Schrank, bayr. Reise S. 71. Zu Stein in Böhmen erbleicht ein Marienbild, so oft ein Sünder in die Kirche tritt. Kaltenbäk S. 172. Das Bild der schönen Maria bei Scharten bleibt immer rein und kann nie befleckt werden. Das. S. 119. Als ein Marienbild im Wisperthal in Wallis von einem Bösewicht mit Koth beworfen wurde, fuhr es hoch am Felsen empor und blieb fortan unerreichbar. Einem, der sich an einem Strick von oben zu dem Bild herablassen wollte, wurde der Strick zuletzt fadendünn, so dass er um Gotteswillen bat, ihn wieder aufzuziehen. Grimm, d. S. Nr. 347. Zu dem Marienbild auf der Eiche in Maria Taferl sollen einmal die Engel in Prozession gewallfahrtet seyn. Kaltenbäk S. 189. Als ein Madonnenbild am Ufer der Nordsee ausgeworfen war, konnte kein Schiff vorbei, bis man dem Bild eine Kapelle errichtet hatte. Wolf, niederl. Sagen Nr. 169. 170. In der Franciscanerkirche zu Prag hielt ein Marienbild den Dieb fest, der es berauben wollte. Kaltenbäk S. 101.

Wenn im Passeier-Thale in Tirol ein Kind todt geboren wird oder ungetauft stirbt, tragen es die Eltern zum Muttergottesbild in Trens und legen es vor dem Bilde nieder. Da schlägt das Kind die Augen wieder auf, und in diesem Momente wird es getauft. Gleich darauf stirbt es, ist aber nun selig. Beda Weber, Passeier S. 152.

Anna Dulliker, eine arme Wittwe in Zofingen in der Schweiz, erflehte zur Pestzeit 1519 für sich und ihre Kinder vor einem kleinen Bildhüsly (Muttergottesbild in einer Kapelle) Gesundheit und erhielt sie. Bald darauf wurden in der Reformation alle Bilder zerstört; aus Dankbarkeit aber rettete die arme Wittwe jenes Bild und schleppte es mühsam

fort, und als sie einmal ausruhte und ihr Kind Blumen suchte, fand es unter dem Bilde ein Geldstück, und da sie weiter nachsuchte, kam ein grosser Schatz zu Tage, der sie auf immer von Sorgen befreite. Das Bild aber brachte sie glücklich nach Sursee, wo es noch hoch verehrt wird. Hormayr, Taschenbuch von 1835. S. 302.

Eichel, ein Dorf am Main, entstand um eine einsame Kapelle, „Maria zur Eiche“, als Wallfahrtsort. Hier floh einst ein Lamm vor einem Wolf in die Kapelle, lief, als der Wolf nachstürzte, schnell zurück und riss im Laufen den Strick der Thüre mit sich fort, so dass diese zufiel und der Wolf gefangen war. Daher das Sprichwort: „In Eichel fängt das Schaf den Wolf.“ Schnetzler, bad. Sagenbuch II. 647. Dasselbe geschah zu Seebach, Bechstein, Sagenschatz d. Thüringerlandes II. 151.

Ungemein phantastisch ist die Erscheinung der „schönen Maria“ zu Regensburg. Im Jahre 1519 predigte Hubmeir daselbst so eindringlich gegen die Juden und so feurig für die Mutter Gottes, dass sich des Volkes ein unwiderstehlicher Drang bemächtigte, die Juden aus der Stadt zu jagen, ihre Synagoge niederzureissen, diese unreine Stätte zu weihen und auf ihr der „schönen“ Maria eine Kirche zu erbauen. Auch vom Lande drängte sich Alles herbei, Opfer zu bringen, und Viele liessen ihre letzten Kleider in der Kirche zurück, weil sie nichts Anderes hatten, es für sie zu opfern. Gemeiners Regensb. Chronik IV. 352 f. Hormayr, Taschenb. 1843. S. 176.

Einen eigenthümlichen Reiz hat das Marienbild in der Stephanskirche zu Wien, das vorzugsweise von Dienstboten bekränzt und verehrt wird. Carus, Mnemosyne S. 137.

Als der Mönch Tutelo von Metz die Madonna malte, stand sie unvermerkt hinter ihm und leitete seine Hand. Maler Pomis in Gräz hatte sie so schön gemalt, dass er mehr Geld für das Bild forderte, als ausbedungen war. Da erblindete er, die Madonna selbst aber malte das unvollendete Bild fertig und machte ihn dann wieder sehend. Kaltenbäk, Mariensagen S. 143.

Den unendlichen Reichthum der Wunder und der symbolischen Beziehungen Maria's, der sich durch viele Jahrhunderte und über alle Länder vertheilt, an Einen Ort und in Eine Feier zu concentriren, ist unmöglich. Nur die griechischen Christen haben es versucht auf dem Berg Athos, der voller Kirchen und Klöster ist. Hier hat Maria von ihrer Geburt bis zu ihrer Himmelfahrt auf jeder Stufe ihres Wandels, ferner nach jeder ihrer Tugenden, Freuden und Schmerzen, und nach den hervorragendsten Wundern, die sie verrichtet, besondere Altäre und einen besondern Cultus, so wie auch die Farben und Formen ihrer Bekleidung und Ausschmückung auf's Mannigfaltigste empfangen. *Didron, annales* IV. 83 f. — In Loretto, wo das von Engeln aus dem heiligen Lande an die apulischen Küsten getragene Haus der Maria verehrt wird, herrscht wenigstens in den an ihrem Altar niedergelegten Weihgeschenken eine unendliche Mannigfaltigkeit von symbolischen und historischen Beziehungen. — Auch bei den grossen Marienfesten und den dabei Statt findenden Prozessionen befleissigt man sich, namentlich im Süden Europa's und Amerika's, die Gnadenmutter in den mannigfachsten Beziehungen zu verehren und ihr die reichsten Attribute beizulegen. Jeder Stand, jede Zunft zieht mit besonderen Emblemen und Sinnsprüchen auf. Eine eigenthümliche Erscheinung dabei ist der „marianische Liebhaber“, ein Jüngling, der sich dem Dienst Maria's ausschliesslich gewidmet hat und in der köstlichsten Kleidung und Ausschmückung an der Prozession Theil nimmt, in welchem die kindliche, volksthümliche Liebe zur heiligsten Mutter sich personificirt.

An die verschiedenen Frauentage oder Feste Maria's im Jahr, so wie an die täglichen Andachten und Horen vertheilen sich die vornehmsten Erinnerungen an ihr Leben, wie die wichtigsten symbolischen Züge. Die Sänger der Marienlieder haben allezeit mit den Malern gewetteifert, sie zu verherrlichen und den ganzen Reichthum der christlichen Poesie zu entfalten, der durch die Allerseligste bedingt ist.

Schliesslich noch das Anagramm ihres Namens:

M — Mater misericordiae.
A — Advocata afflictorum.
R — Refugium redeuntium.
I — Juventrix indulgentiae.
A — Amica angelorum.

Der minder erheblichen, zum Theil abgeschmackten Wort- und Sinnbildspielereien, wie sie einmal im siebenzehnten Jahrhundert Mode wurden und daher auch alles Kindische einer Modesache, unwürdig eines heiligen Gegenstandes, annahmen, glaube ich hier nicht näher gedenken zu müssen. Sie verhalten sich wie der modische Putz der Reifröcke und gepuderten Frisuren, womit man gleichfalls die Gnadenmutter ausstatten zu müssen wähnte.

Marien, die drei.

Die drei Marien, die nach Marcus 16, 1. Weihrauch und Wohlgerüche zum heiligen Grabe bringen, sind Maria Magdalena; Maria, Schwester der heiligen Jungfrau und Gattin des Kleophas; Maria Salome, Mutter der Apostel Jakob und Johannes. Vgl. *Didron, mémoires* II. 113. Sehr oft bildlich dargestellt, am schönsten an dem heiligen Grab in Reutlingen, abgebildet in den Jahrbüchern des Württemb. Alterthumsvereins 1847. Hier stehen die drei Marien in wunderbarer Schönheit und Heiligkeit über dem Grabe, neben ihnen aber Johannes der Evangelist. Vgl. auch Görres, Meisterlieder S. 317.

St. Martin,

der berühmteste Heilige in Frankreich, war ein heidnischer Krieger, als ihm einmal ein armer Bettler ohne Kleid im harten Winter begegnete. Sogleich schnitt er seinen Mantel mitten entzwei und reichte von seinem Ross herab dem Bettler die Hälfte. Dieser aber war Christus selbst, oder Christus erschien ihm doch gleich darauf mit dem halben Mantel angethan in den Wolken und sagte: „Was du dem armen

Manne gethan, das hast du mir gethan." Da bekehrte sich Martin zum Christenthum, und wurde ein grosser Heiliger. Als Bischof von Tours übte er grossen Einfluss auf die Christianisirung Galliens, bekehrte viele Heiden, zerstörte Tempel etc. Man erzählt viele kleine Wunder von ihm. Einmal, als er Messe las, schwebte die Hostie auf und glänzte über seinem Haupt, wie eine Sonne. Einen Aussätzigen heilte er durch einen Kuss. Ein Hase flüchtete zu ihm vor den Hunden. Als er einen heiligen Baum der Heiden fällen liess, stellte er sich auf die Seite, wo der Baum hinfallen sollte, machte aber nur das Kreuz und der Baum fiel auf die andere Seite. Als er, von einem Heiden verwundet, ganz allein liegen blieb, pflegte ihn ein Engel. Der Teufel erschien ihm in Gestalt des Jupiter, der Venus und anderer Götter und Göttinnen, ja endlich in der Gestalt Jesu selbst, entfloh aber, als Martinus, den Betrug merkend, die Wundenmale suchte. Als er vor Valentinian erschien, glaubte dieser als Kaiser wohl sitzen bleiben zu dürfen, aber auf einmal wurde ihm der Stuhl glühend heiss und geschwind stand er auf. Einst sah er Christen beten am Grabe eines vorgeblichen Heiligen; aber auch hier bewährte sich sein Scharfblick: er zwang die Seele des hier Begrabenen, sich zu stellen, und sie gestand, einem Strassenräuber und nicht einem Heiligen angehört zu haben. Als er starb, hörte sein Freund Bischof Severin in Köln aus weiter Ferne mit seinen Mönchen den Gesang der Engel. Wo die Leiche des Heiligen durch's Land geführt wurde, grünte und blühte Alles, wie im Frühling, obgleich er am 11. November starb.

Unter den Reliquien des Heiligen genoss die höchsten Ehren sein gallischer Rock mit Kaputze (*cappa*). Dieses Kleid wurde an seinem Fest in Prozession herumgetragen und die Träger hiessen *capellani*, der Ort, wo es aufbewahrt wurde, *capella*. Davon gingen die Namen Capellane und Capelle auch auf andere Kirchen und Heiligthümer über. Die merovingischen Könige trugen die Cappa in Schlachten, um den Sieg zu erringen. Vgl. *Legenda aurea, ed. Graesse* p. 759. *Du Cange, glossar.* II. 211.

Das Ansehen dieses Heiligen war so gross, dass ihm allein unter denen, die nicht *martyres*, sondern nur *confessores* waren, eine Octave oder Festwoche gewidmet wurde. *Durandi, rat. offic.* VII. 37. Dieses Ansehen erklärt sich hinreichend aus dem wichtigen Einfluss, den er auf die Bekehrung Galliens und auf die Consolidirung der Kirche in Frankreich übte, wie denn auch die Hauptzüge in seiner eben mitgetheilten Legende die Hauptgegensätze des Christenthums und Heidenthums, der Kirche und des weltlichen Kaiserthums, der guten Werke und des menschlichen Elends, der wahren Heiligkeit und der Scheinheiligkeit betreffen, so dass Martin recht im Centro der kirchlichen Idee und des kirchlichen Lebens steht.

Sankt Martins Sommer nennt man in England einen schönen Spätherbst. Shakespeare, Heinrich VI. erster Theil, Act I, Scene 2. *Le mal de St. Martin* ist die Trunkenheit, weil man im Spätherbst den neuen Wein trinkt. *Leroux, dict. comique s. v.* Uebrigens unterscheidet man den Todestag des Heiligen, 11. November, als *Martinus frigidus* vom 4. Juli, seiner Ordination und Kirchweihe, der *Martinus calidus* heisst. Otte, Kunstarchäol. S. 136.

Es ist indess kein Zweifel, dass von Seiten der Neubekehrten viel Heidnisches in seinen Cultus aufgenommen wurde. Sein Fest im Spätherbst fällt mit einem ältern grossen Jahresfest der Heiden zusammen, an welchem der Abschied der guten Jahreszeit und der Beginn des Winters gefeiert wurde. In der griechischen Kirche beginnt von Martini an ein vierzigtägiges Fasten. Das Volk pflegt daher an diesem Tage noch einmal sich recht voll zu essen und zu trinken. In der abendländischen Kirche wurde nun zwar dieses Fasten aufgehoben, aber die Völlerei nichts desto weniger am Martinstage beibehalten, wahrscheinlich in Folge einer ältern heidnischen Gewohnheit, an diesem Tage zu schwelgen. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 30. 377. Alt, christl. Cultus S. 527. Insbesondere ass man und isst man noch am Martinsabend die Martinsgänse (wie denn die Gänse um diese Zeit am

wohlschmeckendsten sind). Die noch im Volk, sonderlich bei den Kindern üblichen Martinslieder wurden von Armen gesungen, die vor den Thüren der Kirchen um Speise und Trank baten, um das Fest mitfeiern zu können. In Norddeutschland bäckt man an diesem Tage die sogenannten Martinshörner, ein Gebäck in Hornform, was man auf die Trinkhörner des altdeutschen Donnergottes bezogen hat, die auf heidnischen Runenkalendern den Martinstag bezeichnen. Nach der nordischen *Olaf Tryggvasons Saga* 24. gebot König Olaf bei einem grossen Heidenfeste, den Becher nicht mehr zu Ehren des Gottes Thor, sondern des heiligen Martin zu leeren. Ich glaube hier das Heidnische in der Martinsfeier nicht weiter verfolgen zu sollen, und verweise auf Marks Geschichte des Martinsabends und Simrocks Martinslieder.

Martinus wird als Bischof gemalt oder als Ritter auf weissem Rosse mit dem Mantel. Auch erkennt man ihn an der mit Sonnenstrahlen über seinem Haupte schwebenden Hostie, die wohl nicht blos aus einem Vorfall in seiner Legende zu erklären ist, sondern seine grosse Bedeutung für die Kirche überhaupt andeuten soll, mahnend an die über Christo bei der Taufe schwebende Taube und an die Worte: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ein seltsames Bild in der Kathedrale zu Chartres stellt den Heiligen nackt mit der Bischofsmütze und gefalteten Händen in einer grossen Glorie dar. *Didron*, *icon.* p. 128. Das bedeutet aber nur seine Seele, denn Seelen wurden immer als nackte kleine Kinder dargestellt.

Nach der Legende ist einmal der Teufel dem heiligen Martin erschienen und hat die Gestalt des Heilands selber angenommen, um ihn desto gewisser zu täuschen und irre zu führen; aber Martin erkannte sogleich an der Ueberladung mit königlichem Purpur in des falschen Heilands Gewandung und an der gravitätischen Majestät desselben, wen er vor sich habe, und bannte ihn von dannen. Judas von P. Abraham IV. 395.

St. Matthäus,

der Evangelist, war ursprünglich ein Zöllner, bis der Herr ihm zurief: „Folge mir!“ Er gehört also der moralisch niedrigsten Schicht der Gesellschaft an, er repräsentirt die ganze Menschheit überhaupt, die durch den Messias aus ihrer Niedrigkeit erhoben werden sollte, sofern sie ihm zu folgen bereit und willig war. Daher ist des Matthäus Gepräge auf Kirchenbildern ein einfaches. Er sieht nicht stolz, nicht majestätisch, aber treu, verständig, ehrlich aus. Sein Attribut ist ein geflügelter Mensch, zum Unterschied von dem geflügelten Löwen, Ochsen und Adler der drei andern Evangelisten. Vgl. den Artikel Cherubim und Evangelisten. Das Attribut des Menschen kommt ihm zu, weil sein Evangelium mit der Stammtafel Christi beginnt; im mystischen Sinne aber um so mehr, als er selbst die für das Christenthum empfängliche, durch dasselbe erhobene und geläuterte gemeine Menschheit personificirt. Ein zu Kentheim befindliches Bild gibt dem geflügelten Menschen neben dem Evangelisten sieben Augen, was nicht im ursprünglichen Begriff liegt, sondern von der Engelnatur der Cherubim entlehnt ist. Vgl. Kunstblatt 1840, S. 402.

In der Apostelgeschichte des Abdias ist ausführlich von des Matthäus Schicksalen nach Jesu Tode gehandelt. Er ging zu den Parthern und verrichtete viele Wunder und Bekehrungen, überwand die Magier etc. Einst schickte man zwei Drachen wider ihn aus, die aber zu seinen Füssen einschliefen. Die von ihm bekehrte schöne Prinzessin Iphigenia wurde von dem grausamen Heidenkönig Hirtacus begehrt. Als sie ihn verschmähte, liess er den Heiligen am Altar mit dem Schwert durchstossen. 21. September. Nach einer andern Nachricht ist er gesteinigt, nach einer dritten gekreuzigt worden. Hirtacus wollte darauf auch Iphigeniens Kloster in Brand stecken, allein das Feuer ergriff seinen eigenen Pallast und er brachte sich in der Verzweiflung selber um. In altdeutschen Versen hat die Legende das alte Passional, herausg. von Hahn 1844, S. 295.

St. Mathias,

der Apostel, predigte nach Jesu Tode in Galiläa und wurde von den Juden gesteinigt. 24. Februar. In dem altdeutschen Passional (herausgegeben von Hahn, S. 312) wird eine wunderliche Legende von Mathias erzählt. Da heisst er Judas, ist das ausgesetzte Kind des Ruben und der Cyborea, kommt später in des Pilatus Dienst, wird dessen Liebling, erschlägt unter einem Apfelbaum seinen Vater, der ihm die Aepfel nehmen wollte, ohne ihn zu kennen, heirathet sodann seine eigne Mutter, ohne sie zu kennen, und erfährt jetzt erst, wie Alles gekommen ist. Da thut er Busse und folgt Christo nach. Sein Attribut ist ein Stein.

Mauer,

Sinnbild der trennenden Gewalt im Raume, des Schutzes. Sofern aber das Böse nie zum Schutz gereichen kann, stürzen die festesten Mauern ein, die es sich aufgerichtet. So die Mauern von Jericho vom blossen Posaunenschall der Gläubigen. In gleicher Weise stürzen die Kerkermauern, in der St. Paulus eingeschlossen ist, durch ein Erdbeben ein, oder werden die, in denen Petrus gefangen sitzt, durch den Engel geöffnet. Der heilige Germanus stiess zu Bajeux mit dem blossen Fusse eine dicke Mauer ein, als man die Gefangenen nicht freigeben wollte, um die er bat. Babolenus, Abt zu St. Maur de Faussez in Frankreich im 7ten Jahrhundert, lebte so fromm, dass nach seinem Tode die Mauer, die sich zwischen seinem Grabe und dem Grabe der Madonna in der nahen Kirche Unsrer Lieben Frau befand, unmerklich verschwand und sein Grab dicht neben das ihrige rückte. 26. Juni.

Dagegen entstehen auch wieder plötzlich Mauern zum Schutz der Heiligen. St. Marciana, eine fromme mauritanische Jungfrau, wurde als Christin verfolgt und sollte von Gladiatoren geschändet werden, als sich plötzlich zwischen ihr

und ihnen eine hohe Mauer aufrichtete. Nachher wurde sie im Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen, von einem Stier verschont, aber von einem Leoparden zerrissen. 9. Juni. Besungen von Bönecke.

Maus,

Attribut der heiligen Gertrud, weil sie die Mäuse, die das Feld verwüsteten, vertrieben haben soll. *Ryckel, hist. S. Gertrudis* 1637. Doch bemerkt Molanus (*hist. imag.* p. 267.), die Maus habe in Bezug auf die Heilige auch die Bedeutung des Teufels. Was sich vom heidnischen Aberglauben an den Cultus der heiligen Gertrud knüpft, will ich hier übergehen. Auch der heilige Nicasius wird als Vertreiber der Mäuse verehrt. Rockenphilosophie II. 81.

Auch in der christlichen Legende haben die Mäuse zuweilen eine gute Bedeutung. So verdankt der berühmte Wallfahrtsort Andechs seinen Ruhm eigentlich den Mäusen; denn nachdem die dort aufbewahrten heiligen Reliquien zur Hunnenzeit abhanden gekommen waren und nicht mehr gefunden werden konnten, zerrten Mäuse das Verzeichniss und den Nachweis derselben aus ihrer unterirdischen Wohnung herbei. — Bekanntlich sind auch das Wahrzeichen der Stadt Lübeck einige Mäuse, die unter dem Tafeltuch des Abendmahls hervorsehen.

Meer,

Sinnbild der irdischen Welt, des niedern Natürlichen, worin wir versinken und dem ewigen Tode verfallen, wenn uns der Glaube und Gottes Gnade nicht retten. Dieses Versinken im Meer traf die ganze sündige Menschheit in der Sündfluth. Auf diese Symbolik bezieht sich auch das rettende Schiff der Kirche, nachgebildet der Arche Noä. Desgleichen die herrlichen Stellen im Evangelio, die eine, die uns den Heiland ruhig schlafend im Schiffe zeigt, während die Jünger des schrecklichen Sturmes auf dem Meere wegen verzagen (Matth.

8, 23.); die andere, in welcher der Heiland über den See wandelt und Petrus ihm aus dem Schiff entgegenkommt, aber plötzlich in Furcht geräth und aus Mangel an Glauben eben untersinken will, als Christus ihm zuruft: „Kleingläubiger!“ und ihn rettet. Matth. 14, 30.

Der Durchgang durch's rothe Meer wurde im christlichen Sinne als Vorbild der Taufe genommen. Die Wolken- und Feuersäule wurde dargestellt durch die grosse Osterkerze, und diese steckte man zur Weihe des Taufwassers in's Wasser. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 93. Man dachte beim rothen Meere auch an die fünf Wunden des Heilands, durch welche die Menschheit erlöst worden. Fortlage, christliche Gesänge S. 88. Schon Jesaias 51, 10. bezog den Durchgang durch das rothe Meer auf den Pilgerweg durch die Trübsal der Welt zum himmlischen Zion. Daher findet sich dieser Durchgang häufig auf den altchristlichen Gräbern der Katakomben. *Aringhi* I. 331. Auch neben der Himmelfahrt des Elias. *d'Agincourt*, *sculpt.* 22. — Man darf auch nicht vergessen, dass dem Durchgang Mosis durch das rothe Meer unmittelbar das herrliche Sieges- und Danklied (2. Mos. 15.) folgt, welches Vorbild der Psalmen wurde, wie das himmlische Hallelujah.

Das rothe Meer soll seinen Namen vom Blut der damals umgekommenen Aegypter haben. Photius bemerkt (Ausgabe von 1611, S. 1323), die Farbe komme von den starken Morgenröthen her. Ehrenberg fand rothe Kryptogamen in solcher Menge darin, dass das Wasser davon röthlich schien. Poggendorf, Annalen 1830, Nr. 4, bestätigt durch Mortagne in Frorieps neuen Notizen 1844, Nr. 702.

Ueber das sogenannte eherne Meer im Tempel zu Jerusalem, ein ungeheurer Reinigungskessel für die Priester, vgl. Bähr, salom. Tempel S. 231. *Rupertus Tuit.* 293. vergleicht die zwölf Stiere, die es tragen, mit den Aposteln, und das Meer selbst mit der Taufe.

Die Schiffer auf dem Meere rufen die heilige Jungfrau als *maris stella* um Schutz an, mit Beziehung auf den Morgen-

stern, welcher den Tag bringt, und auf den Stern, welcher den heiligen drei Königen nach Bethlehem leuchtete, die Geburt dessen verkündend, durch den die Menschheit aus dem Angstmeer der Welt erlöst werden sollte. Patron der Schiffer ist auch St. Elmo. Vgl. den Artikel Elmsfeuer. Hauptsächlich aber der heilige Nicolaus. — Kirchliche Weihen des Meeres haben den Zweck, dämonische Gefahr, die in ihm lauert, zu bannen, und es zum Dienst der Gläubigen zu weihen. Die grosse Wasserweihe der griechischen Kirche in St. Petersburg bezieht sich auf die Weihung des Elementes überhaupt. Die an der Küste der Bretagne hat insbesondere Abwehr der Gefahr für die Schiffer zum Zweck. Vgl. Ausland 1845, S. 516. Die ehemalige Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meer durch einen Ring, womit jährlich die Herrschaft Venedigs über das Meer erneuert wurde, hat eine spezielle Beziehung zum heiligen Marcus, als Patron von Venedig. Sieh Marcus. — Wen es interessirt, zu wissen, dass die ältesten christlichen Bildwerke zuweilen noch einen antiken Triton, einen Greis oder eine Nymphe mit der Krone als Personification des Meeres brauchten, mag sich in Pipers Myth. II. 97 f. darüber Raths erholen. Mir scheinen solche gelehrte Notizen für die christliche Idee unfruchtbar.

Melchisedek,

der Priester, welcher nach 1. B. Mos. 14, 18. dem Abraham nach dessen siegreicher Rückkehr von Damaskus Wein und Brodt brachte und dafür den Zehnten von ihm empfing. Ein Vorbild des Opfers im Abendmahl und des Verhältnisses, in welchem Kirche und Staat zu einander stehen sollen. Nach dem Hebräerbrief 7, 2 f. ist Melchisedek „ein König der Gerechtigkeit, ein König zu Salem (worin man das spätere Jerusalem hat erkennen wollen), d. i. ein König des Friedens; ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens. Er ist aber vergleichet dem Sohne Gottes und bleibt Priester in

Ewigkeit". Als „ewiger Priester" ist er auch Psalm 110, 4. bezeichnet. Er ist mithin Vorbild des königlichen Priesterthums Jesu Christi und der Kirche in jenem höhern geistigen und idealen Sinne, welcher alle menschlichen Gebrechen und Zufälligkeiten des Priesterthums, wie es durch Aaron zunächst im jüdischen Sinne vorgebildet war, ausschliesst.

Die muhamedanische Legende macht den Priesterkönig Melchisedek, welcher mit Abraham verkehrte, zu dem Enkel Noah's, der die Leiche Adams mit in die Arche genommen haben soll. In Herbelots orientalischer Bibliothek heisst es *sub voce:* Melchisedek habe die Leiche Adams zu Jerusalem auf dem Berge Golgatha begraben, wo später Christus gekreuzigt wurde, und habe alsdann als Einsiedler, nur mit einem Fell bekleidet, in der Wüste gelebt, ohne je Haar und Nägel zu schneiden, unablässig nur betend für die Menschen. Das stimmt keineswegs mit dem 1. Buche Mosis überein, in welchem Melchisedek als König erscheint und den Abraham gastlich bewirthet. Doch ist die Sache insofern nicht ganz abzuweisen, als sie wenigstens andeutet, es habe sich auch unter den Heiden, unabhängig von Abraham, noch ein Rest der altpatriarchalischen Frömmigkeit erhalten, die von Seth durch Henoch auf Noah vererbt worden war. In Abraham und Melchisedek berührt sich gleichsam die Frömmigkeit des alten Urvolkes mit der des neuen ausschliesslich jüdischen Volkes.

Hierax hielt Melchisedek für den heiligen Geist. Die gnostische Secte der Melchisedekianer hielt ihn für den Ersten unter den Engeln, in dem Sinne, wie Christus der Erste unter den Menschen sey, also noch für höher als Christum. Epiphanius Panarion 55. Rösler, Bibliothek der Kirchenväter VI. 171 f. Baur, Dreieinigkeit I. 161.

Messe.

Was in der griechischen Kirche die Liturgie, ist in der römischen die Messe, der eigentliche Gottesdienst, die heilige

Handlung, das Opfer, zu dem sich die Predigt nur als Nebensache (als Belehrung der Katechumenen) verhält. Man vereinigte sich ursprünglich zum Gottesdienst, nicht um zu reden und Reden zu hören, sondern um zu handeln. Der Zweck und die Bedeutung dieser Handlung war und ist, dem Herrn ein grosses Opfer zu bringen, welches Bittopfer und Dankopfer zugleich ist, und wobei die Gläubigen an Gottes Altar in frühern Zeiten nicht blos Opfer für die Kirche niederlegten, sondern sich die ganze Gemeinde, gleichsam die ganze Menschheit sinnbildlich Gott zum Opfer darbringt in der Wiederholung des Opfertodes Jesu Christi für die Menschheit. Das ist die Wandlung des heiligen Leibes und Blutes durch den Priester.

Der Name Messe ist hergenommen von den Worten *Ite, missa est*, mit denen der Priester die Katechumenen und Büsser, die noch der Vorbereitung zur Haupthandlung hatten anwohnen dürfen, unmittelbar vor dieser letzteren entliess und die Kirche zu verlassen nöthigte. Wenn diese Worte gesprochen waren, endete die *missa catechumenorum* und begann die *missa fidelium*, die eigentliche Handlung, zu der nur die engere Gemeinde, mit Ausschluss der Katechumenen, Kinder, Excommunicirten etc., zugelassen wurde. Andere Ableitungen des Namens, von dem hebräischen *missah* (*tributum*), von *mittere* (*sc. preces ad Deum*) scheinen zu künstlich zu seyn.

In den ältesten Zeiten, in denen die Christen verfolgt wurden und ihren Gottesdienst nur geheim feiern konnten, wurde die Messe bei Nacht gehalten. Dieser Gebrauch hat sich noch in der Christmesse bis auf die neuere Zeit erhalten, musste aber des Missbrauchs wegen abgeschafft werden. Die Frühmessen kamen in Gebrauch wohl nicht blos deshalb, weil sie nüchtern begangen werden müssen, sondern auch mit Beziehung auf den morgendlichen Charakter des Christenthums überhaupt. Vgl. den Artikel Morgen. Die verschiedenen Arten der Messe, je nachdem sie für Lebende oder Todte, mit besonderer Hervorhebung der Bitte oder des

Dankes, mit grösserem Pomp oder still gelesen wird, ändern an ihrem Grundwesen und an dem Typischen ihres Ceremonials lediglich nichts. Bei Todtenmessen wird die Kirche schwarz verhangen, an Busstagen violett, an Martyrertagen roth, vom Dreieinigkeitsfest an bis zum Advent in der Hoffnung dessen, der da kommen soll, grün, an Festen des Herrn und Unsrer Lieben Frau weiss. Vgl. Kreuser, das heilige Messopfer S. 338. Auch das Messgewand des Priesters ändert gemäss derselben Symbolik seine Farben. Vgl. Streitenberger, die heilige Messe S. 16. Die *missa solemnis* oder *publica,* Hochmesse, steigert sich an hohen Festen zur *missa aurea,* wogegen die *missa privata* oder *familiaris* sich auf die einfachsten Formen und Aeusserlichkeiten einschränkt. Binterim, Denkw. IV. 3. 334 f. Immer aber behält die heilige Handlung denselben Typus und dieselben Hauptbestandtheile.

Die mannigfache Symbolik bei dieser Handlung ist motivirt durch mehr als eine Rücksicht. Wir unterscheiden: 1) die Wandlung des Brodtes und Weines in Leib und Blut des Herrn; 2) die Ceremonien, durch welche das Leiden und Sterben des Herrn in seinen einzelnen Gliederungen unter der Messe sinnbildlich dargestellt wird; 3) die Stellvertretung der Gemeinde durch den Priester und die beständige Wechselbeziehung zwischen beiden während der heiligen Handlung; 4) die Vorsichtsmaassregeln, durch welche die höchste Reinheit der Handlung gesichert wird, die Acte der Waschung, Beichte, Entsündigung, bevor die sterbliche Hand das Unsterbliche berühren darf; 5) die Wahrung des Mysteriums, wodurch alle Profanen von dem heiligen Act entfernt werden; 6) die stete wechselseitige Verschlingung und Durchdringung von Dank und Bitte, weil die Gemeinde, ihrem heiligen Stifter und Erlöser gegenüber, zwischen eine Vergangenheit, die ewigen Dank erheischt, und eine Zukunft, welche den Bitten der Leidenden und Armen Gewährung verheisst, in die Gegenwart hingestellt, nie danken kann, ohne zu bitten, und nie bitten, ohne zugleich zu danken; 7) die besondere Angelegenheit der Gemeinde oder des Individuums, wofür,

oder das besondere Interesse des Tages, an dem die Messe gelesen wird.

Wie allen diesen Beziehungen in der Messe Rechnung getragen wird, wollen wir in einer kurzen Darlegung des Messritus zeigen. Zunächst muss als Vorbereitung unterschieden werden die Katechumenenmesse, dann die Opferhandlung selbst.

Der Priester tritt sein heiliges Amt nüchtern an und kleidet sich in den priesterlichen Ornat, dessen einzelne Bestandtheile durch ihre symbolische Bedeutung (s. den Artikel Priester) ihn an die Wichtigkeit seines Amtes mahnen. Das eigentliche Messgewand (*casula*) war ursprünglich so weit, dass es den Priester von allen Seiten umschloss und gleichsam seine irdische Natur ganz mit der Weihe seines Amtes zudeckte. Vgl. Kreuser, heiliges Messopfer S. 283.

Die heilige Handlung beginnt mit dem Eintritt des Messpriesters in die Kirche, wobei er unter Absingung des Liedes, welches mit dem Wort *Asperges* anhebt und dem 50sten Psalm (dem Miserere) entnommen ist, sowohl die Gemeinde als den Altar mit Weihwasser besprengt. Hierauf allgemeine Bekreuzigung. Hersagung (früher Absingung) des 42sten Psalms, worin David dem Herrn dankt auf seiner Flucht, dass er ihn von den Feinden errettete. Das Confiteor oder die Beichte, durch die sich Priester und Volk reinigen und zum heiligen Opfer vorbereiten. Der Priester klopft dabei dreimal auf die Brust, wie der Zöllner im Evangelium. Hierauf erhebt sich der Priester zum Altar, küsst denselben und stimmt zuerst das Kyrie Eleison (Herr, erbarme dich), dann das *Gloria in excelsis* (Ehre sey Gott in der Höhe) an. Wieder küsst er den Altar (wie jedesmal, wenn er sich vom Volk zum Herrn wendet, und umgekehrt), und wendet sich zum Volke, gegen das er die Arme ausbreitet, und spricht: *Dominus vobiscum* (der Herr sey mit euch). Hierauf Gebet des Priesters für Alle, die sogenannte Collecte, wozu die Gemeinde Amen sagt. Verlesung der Epistel auf der linken oder Epistelseite des Altars. So lange die Katechumenen anwesend sind, kann

das Messbuch nur auf der linken Seite, die dem alten Testament und der Vorbereitung überhaupt entspricht, gebraucht werden. Am Schlusse der Epistel spricht das Volk das *Deo gratias,* der Priester betet das Graduale (Stufengesang), zusammengesetzt aus Dankpsalmen; bei Todtenmessen das Lied *Dies irae.* Sodann bittet der Priester Gott, seinen Mund zu reinigen, wie er ihn einst dem Jesaias mit glühenden Kohlen gereinigt, und geht auf die rechte Seite des Altars, wohin der Ministrant das Messbuch gebracht hat (die Evangelienseite, entsprechend dem neuen Testament und der Erfüllung). Die Gemeinde steht auf, er liest das Evangelium, küsst es und beräuchert es (bei der feierlichen Messe) mit Weihrauch. Dann werden die Katechumenen entfernt.

Die Haupthandlung oder der zweite Theil der Messe beginnt mit dem Credo, an welchem Einige die Katechumenen noch Theil nehmen lassen, das aber wesentlich schon zum zweiten exclusiven Theil der Messe gehört. Vgl. Kreuser, heiliges Messopfer S. 231. Dem Glaubensbekenntniss folgt die Opferung. Ehemals brachten die Gläubigen Aehren und Trauben, Oel, Balsam, Weihrauch, Wachs, Blumen etc. dar, lauter Gegenstände, die man in der Kirche zum Gottesdienst, zur Beleuchtung oder zum Schmuck brauchte. Das Hauptopfer ist aber Brodt und Wein, über welche jetzt der Priester (bei der feierlichen Messe) das Weihrauchfass schwingt mit einem Gebet, worin Michael als Engel der Gerechtigkeit und Stärke angerufen wird. Vgl. über diese Symbolik den Artikel Michael. Der Weihrauch wird dann auch geschwungen unter der Gemeinde und über den Gräbern der Todten, wenn sich solche in der Kirche finden. Alle werden in die Wolke des Heiligthums eingehüllt. Der Priester aber wäscht seine Hände, um sie zu reinigen, bevor er den heiligen Leib berührt, nach Psalm 25; fordert sodann zum Gebet auf, *Orate fratres,* singt die Präfation mit dem *sursum corda,* der Erhebung der Herzen nach oben, und das dreimal Heilig (*sanctus*). Nun endlich die *actio* selbst oder das *secretum missae,* Canon, auch Stillmesse genannt, nämlich die Wandlung

des Brodtes und Weines und deren Erhebung. Sie beginnt mit dem Gebet für die Obern der Kirche und des Staats, dann folgt unter dem Sprechen der Einsetzungsworte die geheimnissvolle Wandlung mit Anbetung und Erhebung des Heiligthums. Die ganze Gemeinde fällt auf die Kniee. Das Glöckchen, welches dazu das Zeichen gibt, indem es die Wandlung anzeigt, war in den ältesten Zeiten noch nicht in Gebrauch. Nach der Wandlung folgt unmittelbar das Gebet für die Verstorbenen in jeder Messe, nicht blos in der Todten-, Seelen- oder Trauermesse; mit Bezug auf Philipper 2, 10: „Im Namen Jesu beugen sich die Kniee aller derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.“ Ferner Gebet für alle Sünder und Vaterunser. Sodann beginnt die Communion. Der Priester küsst die Patena, kniet vor dem Brodt, hält es über den Kelch, bricht es in drei Theile, lässt den einen Theil in den Wein fallen, spricht das *agnus Dei,* gibt dem Diakon den Friedenskuss, spricht das *domine, non sum dignus,* worauf wieder das Glöckchen ertönt, und geniesst das heilige Sakrament. Nach der heiligen Handlung reinigt er Mund, Hände und Gefässe, küsst den Altar und gibt dem Volk den Segen.

In Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 179 f., wird umständlich dargethan, wie dieselben Handlungen des Priesters, die als Vorbereitung zum heiligsten Werke, als dem Altar etc. dargebrachte Huldigungen und als Reinigungen zu betrachten sind, zugleich auch sinnbildlich die Acte des Leidens und Sterbens Jesu wiederholen. „Wann der Priester zum Altar mit seinem Messdiener gehet, bedeut, wie Christus mit seinen Jüngern nach dem Oelberg gangen (die Beugung beim Confiteor das Knieen auf dem Oelberg im Angstschweiss). Wann der Priester den Altar küsset, bedeut, wie Judas Christo den Kuss gab. Wann der Priester zu der Epistel gehet, bedeut, wie Christus zu Annas geführt worden. Wann der Priester zum Evangelio gehet, bedeut, wie Christus von Pilato zu Herodo geführt worden. Nachdem der Kelch zugedeckt wird, bedeut, wie Christus gekrönt worden. Durch das

Händewaschen will Pilatus seine Unschuld erklären. Da der Priester sich umwendt und *orate fratres* sagt, wird Christus dem Volk gezeigt: *ecce homo.* Durch die *praefatio* wird die Kreuztragung verstanden. Die stille Mess bedeut die grossen Schmerzen Christi auf dem Calvariberg. Wann der Priester dreimal das Kreuz über den Kelch macht, bedeut, wie Christus mit drei Nägeln an das Kreuz geheftet worden. Wann der Priester die heilige Hostie aufhebt, bedeut, wie Christus an dem Kreuz ist aufgerichtet worden. Als der Priester die heilige Hostie bricht, gibt Christus am Kreuz seinen Geist auf. Das Fallen der Partikel in den Kelch bedeut, wie die Seele Christi in die Vorhölle fuhr. Das dreimalig *agnus Dei* bedeut des Hauptmanns Bekenntnuss. Wann der Priester communicirt, bedeut, wie Christi Leichnam in das Grab gelegt wird. Christi Leib wird abgewaschen und gesalbt, wann der Priester den Kelch trinkt."

In einer Predigt des Bruder Berthold, welche Mone in seinen Schauspielen des Mittelalters II. 351 f. mittheilt, heisst es abweichend: Der Introitus bedeutet die alten Weissagungen von der Zukunft des Herrn; wenn der Priester mitten vor dem Altar steht, bedeutet es, Christus ist in der Welt geboren; das *gloria in excelsis* bedeutet die Anbetung vor der Krippe; die zwei Altarlichter bedeuten den Stern, 1) wie er den drei Weisen leuchtet, 2) wie er über der Krippe strahlt. Beim Verlesen des Evangeliums wird vorausgesetzt, Christus selber spreche, daher legen alle Anwesenden ihre Stäbe, Mäntel und Hüte ab, d. h. ihren Streit, ihren Besitz und ihren Stolz, und stehen in Christi Frieden, Armuth und Demuth. Bei dem „Dreimal Heilig" ist Christi Einzug in Jerusalem gemeint. Wenn der Priester die Hostie bekreuzigt, bedeutet es die Nagelung an's Kreuz, wie die Erhebung der Hostie die Aufrichtung des Kreuzes. Indem der Priester die Arme weit auseinander breitet, ahmt er Christum am Kreuze nach. Die Worte des Priesters: *per omnia secula seculorum* bezeichnen den Tod Christi, die Antwort des Chors: *sed libera nos a malo* den Schrei der Kreatur bei diesem Tode.

Unter der *communio* endlich wird die Himmelfahrt verstanden. In der Hauptsache bleibt auch hier die Messe Sinnbild des Opfertodes, nur begreift sie nach Bruder Berthold die ganze Lebensgeschichte Jesu von den Propheten und der Verkündigung an bis zur Himmelfahrt, während sie in der Erklärung von Rippel sich auf die Passion beschränkt.

Messer,

Attribut Abrahams, wegen der Opferung Isaaks. Desgleichen des Apostels Bartholomäus, weil derselbe lebendig geschunden wurde. Auch des Bischofs Albert von Vercelli und des Mohren Moyses, weil dieselben durch einen Messerstich den Martyrertod litten.

Metatron,

vom chaldäischen *mattra,* Wache, und wohl nicht griechisch „Mitthronender", gilt im jüdischen Talmud als der vornehmste der Engel, zur Rechten Gottes, Engel des Angesichts, Fürst der Welt etc. genannt. Er ersetzt die Stelle des gefallenen Lucifer. v. Meyer, in den Blättern für höhere Wahrheit IV. 189, hat sich Mühe gegeben, zu beweisen, dass unter ihm eigentlich Christus zu verstehen sey, den somit die Juden anbeten, ohne es zu wissen.

Nach jüdischer Vorstellungsweise soll Henoch der Engel Metatron gewesen seyn, dem Gott das erste Engelamt anvertraute, nachdem Lucifer gefallen war, und der unter den Patriarchen vor Noah Mensch werden musste, um das Urbild, das durch Adams Sünde verloren ging, in die Menschheit zurückzuführen. Elias aber soll der zweite unter den Engeln, Sandalphon, gewesen seyn, den Gott gleichfalls unter die Menschen schickte, um als Prophet zu wirken. Beer, Geschichte d. Juden II. 98 f.

Michael,

derjenige unter den Erzengeln, der das Schwert der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes handhabt, der Wächter des Himmels und Führer der himmlischen Heerschaaren im Kampfe mit den Teufeln. Bei Daniel 10, 13 und 21; 12, 1. erscheint er als Schutzengel der Juden. Nach der Epistel Judä 9. stritt er mit dem Teufel um die Seele des Moses. Nach der Offenbarung Johannis 12, 7. wird er den Satan + und seine Heerschaaren überwinden. Daselbst 20, 2. führt ein Engel, der kein Anderer als Michael seyn kann, den Schlüssel zum Abgrund, und bindet den Satan. Man glaubte daher auch, er führe den Schlüssel zum Paradiese und sey der Engel mit dem Flammenschwert, der Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben. Auf ihn und seine englischen Kriegsschaaren wurden auch die Beschützer des Elisa bezogen, 2. Kön. 6, 17. Ferner der Würgengel in Aegypten und Führer der Juden durch's rothe Meer. Vgl. *Durandi, rationale* VII. 12, und Hoffmann, Apokryphen S. 270. Auf die Feuer- und Wolkensäule, die den Kindern Israel voranzog, bezieht sich die Erwähnung des Erzengels Michael in dem Gebet, welches der Messpriester bei der dreimaligen Schwingung des Weihrauchgefässes vor dem heiligen Opfer spricht. Kreuser, heil. Messopfer S. 253. Es ist eine sinnige Mahnung an die Gerechtigkeit und Stärke des Herrn im Hinblick auf das Opfer am Kreuz.

Die Traditionen der Juden haben den Engel Michael einseitig aufgefasst als den Genius der jüdischen Nation im Gegensatz zu den Genien aller andern Nationen, von denen sie behaupten, sie seyen zwar auch einmal Engel gewesen, aber alle zu Teufeln geworden, und nur der Engel der jüdischen Nation sey ein Engel geblieben. Zugleich sey dieser Engel Michael der erste und höchste unter allen Engeln überhaupt. Auch nehmen sie einen immerwährenden Kampf zwischen den Engeln unter Michaels Anführung und dem

Teufel an, sofern jeder Krieg und Kampf auf Erden nur die Abspiegelung eines gleichen im Himmel sey. Vgl. über die Judenfabeln Gfrörer, Jahrhundert des Heils I. 371, und Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 850.

Natürlich war es, dass die tapfern Deutschen des früheren Mittelalters den kriegerischen Erzengel zu ihrem Patron machten und sein Bild mit grossen goldenen Flügeln auf ihren Fahnen führten. Als Heinrich I. unter diesem Panier den grossen Sieg über die Ungarn bei Merseburg erfochten, glaubten diese Heiden, der Gott mit den goldenen Flügeln habe ihm geholfen, und sie machten nun ihren Götzen auch goldene Flügel, dass sie jenem an Macht gleichkämen. — Auch die Abyssinier haben den heiligen Michael als Siegesfürsten zum Patron der Heere gemacht und führen seine heilige Lade mit sich in den Krieg. Harris, Reise nach Schoa II. 181.

Durch drei Erscheinungen des Engels nach Christi Geburt wurde sein Cultus gewissen Oertlichkeiten vermittelt. Im 5ten Jahrhundert lebte in Apulien am Vorgebirge Gargano (das von ihm den Namen erhielt) ein gewisser Garganus. Von seinen auf dem Berge weidenden Ochsen blieb einer zurück. Die Knechte, die ihn suchten, fanden ihn in einer Höhle; der Ochs wollte aber nicht heraus, und aus Aerger schoss einer der Knechte einen Pfeil auf ihn, der aber zurückprallte und den Schützen selber traf. Staunend berichteten sie das Geschehene. Dem Garganus aber erschien der Engel Michael und sagte ihm, innen in der Höhle sey eine Kirche, seinem und der übrigen Engel Dienste geweiht. Als bald darauf die Heiden anstürmten, erbebte der Berg wie einst der Sinai, Blitze schlugen rings aus ihm heraus und die Heiden wurden vernichtet. Zum Dank zogen die Christen nun in Prozession auf den Berg und feierten daselbst am 29. September das erstemal den Gottesdienst zu Ehren der Engel. Es ist der Michaelistag und zugleich das Fest aller Engel. Der Berg wurde einer der berühmtesten Wallfahrtsorte im Mittelalter, nächst Jerusalem, Rom und Compostella.

Die Erscheinung der Engel auf dem Berge Gargano malte Salimbene in Florenz. — Hymnen auf seine Erscheinung und überhaupt zur Ehre der Engel s. in *coeleste palmetum* S. 221. 495. Zabuesnig I. 87; III. 231. 297. Sie sind unbedeutend. Merkwürdiger ist das schöne altdeutsche Pilgerlied in Uhlands Volksliedern I. 807, das deutsche Wallfahrer auf dem weiten Wege nach Gargano sangen.

Zum zweitenmale offenbarte sich der Engel im 8ten Jahrhundert auf dem berühmten Berge *St. Michel*, einer kaum ersteiglichen Felsenzacke am Meere bei Rouen in der Normandie, wo man ihm eine Kirche baute, die gleichfalls einer der berühmtesten Wallfahrtsorte wurde. Hier, glaubten die Franzosen, halte der Engel Wache für Frankreich gegen die Engländer. *Mésangère, dictionnaire* p. 178. In den Jahren 1457—1489 zogen aus Deutschland, im Jahr 1642 aus Frankreich grosse Schaaren von Knaben nach dem heiligen Berge. Nur wenige kamen zurück. Man nannte sie Michaelskinder und glaubte, sie seyen auf dem Berge geblieben und Engel geworden. Vgl. Seb. Frank, Chronika der Deutschen S. 161. Pomarius, sächs. Chronik S. 513. Gemeiner, Regensb. Chronik III. 302. Schnurrer, Seuchenchronik I. 373.

Zum drittenmal zeigte sich der Engel während einer grossen Pest in Rom dem Papst Gregor dem Grossen, indem er sein Schwert in die Scheide steckte, zum Zeichen, dass die Pest, deren Würgengel er gewesen, jetzt enden werde. Zum Andenken baute der Papst die Engelsbrücke mit der Engelsburg, auf deren Spitze seitdem ein grosser Engel von Erz steht, der das Schwert in die Scheide steckt. Vgl. Alfred Reumont, röm. Briefe I. 192.

Die Griechen kennen eine Erscheinung des Engels zu Chonis in Phrygien und Hestia am Pontus. Vgl. Jamin, Gesch. d. Kirchenfeste S. 332. Im Abendlande, namentlich auch in Deutschland gibt es noch viel Michelsberge, wo der Engel verehrt wird. Auf dem Michelsberge im Zabergau bewahrte man vor der Reformation eine Feder, die dem Engel im Kampf mit Satan entfallen seyn soll. Zum Engelsberg

im Spessart mit einer Michaelskapelle wallfahrtet das Volk und sieht daselbst Lichter vom Himmel herabsinken und Engel gehen. Von Herrlein, Sagen des Spessart S. 156.

Als Besieger des Teufels ist Michael unzähligemal gemalt worden; insgemein wie er ihn mit der Lanze durchstösst, mit dem Fuss auf ihn tritt oder ihn fesselt und in den Abgrund stürzt. Hohen Ruhm geniessen zwei Bilder dieser Art von Raphael in Paris. Auf dem einen tritt er dem Teufel auf den Hals, auf dem andern stösst er ihn mit der Lanze in den Abgrund. Waagen, Paris 435. 437. Kolloff 238. 242. Der Contrast der hässlichen Leidenschaft in des Teufels, und der himmlischen Ruhe in Michaels Gesicht ist hier hauptsächlich das poetische Motiv. Das erste Bild ist das schönste, die Bewegung blitzartig und höchst genial. Das zweite hat phantastisches Beiwerk, eine brennende Stadt, kleine Teufel, Verdammte, die Prozession der Bleimäntel aus Dante's Hölle. An einem Michael, der den Drachen stürzt, von Bonifazio in Venedig, wird die reizende Mischung von Zartheit und Kraft in seiner Miene gerühmt. Kunstbl. 1835. S. 394. Das ist's, was man von ihm auch verlangen muss; denn die Milde, wir möchten sagen das Kindliche der Engelsnatur muss immer im Hintergrunde liegen, und darf sich auch in der stärksten Aeusserung der Kraft und des gerechten Zornes nicht verleugnen. // Das Kraftvolle, Martialische herrscht vor in den grossen Bildern des Engelsturzes von Rubens in München.

Ausserdem findet sich Michael auf allen Darstellungen des Weltgerichts. S. dieses. Besonders merkwürdig ist sein Bild im grossen Danziger Weltgericht. Er hält hier eine grosse Waage, und wägt einen Seligen gegen einen Verdammten ab. In seinen Flügeln sind lauter Pfauenfedern. Die Beschreibung bei Fiorillo II. 224. Mit goldnem Harnisch, Purpurmantel und grünen Flügeln erscheint er auch höchst phantastisch auf alten Miniaturen. Waagen, Paris 383.

Auf einem alten Bilde in Nördlingen wägt Michael ein Kind, das tief hinabsinkt, obgleich der Teufel auf der andern Seite einen schweren Mühlstein in die Waagschale legt.

Waagen, Deutschland I. 357. Mit der Waage kommt Michael auch vor der Agneskirche zu Rom (Beschreibung von Rom III. 2. 450.) und auf einem Bilde von Lucas Cranach. Leonardo da Vinci malte Michael wie er vor dem Christkind kniet, das mit der Waagschale des jüngsten Gerichts spielt. In Paris. Daselbst ist das Christkind auch von Uggione gemalt, wie es mit der Waage spielt, während Michael vor ihm kniet. Waagen, 454. Sehr modern und unkirchlich ist ein Bild von Deverier, welches den Erzengel darstellt, wie er dem Teufel zwei Seelen, die letzteren in Gestalt schöner junger Mädchen, entführt.

Michael ist Patron der Kirchhöfe, z. B. des Michaelshofes in Strassburg. Er schützt die Seelen unmittelbar nach dem Tode, wie einst die des Moses. Nach *Vincent. Bellov. spec. hist.* IV. 7. 78. brachte er auch die Seele der Maria zum Himmel. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 76.

Milch.

Das Land, wo Milch und Honig fliesst, ist das gelobte Land Palästina. Jeremias 11, 5. Nicht blos von seiner irdischen Fruchtbarkeit so genannt, sondern auch in Bezug auf das süsse Heil der Seelen, welches von dort kommen sollte. Milch und Honig als Gaben bei der Taufe bedeuten das Paradies, welches durch die Taufe verheissen wird. — Auf vielen Heiligenbildern fliesst aus dem Halse enthaupteter Martyrer Milch statt Blut, zum Zeichen ihrer Heiligkeit und ihres schon auf Erden paradiesischen Wandels. So floss Milch aus den Wunden der heiligen Martina, *Acta SS.* I. 13; aus dem Halse der heiligen Katharina. *Didron, man.* p. 375. Die vielen andern Heiligen, von denen das Gleiche gilt, findet man in den Registern der *Acta SS.* — Die Frömmigkeit der Vorzeit fand eine unschuldige Freude daran, liebliche und süsse Dinge in der Natur mit der Milch Unsrer Lieben Frau zu vergleichen. So den berühmten herrlichen Wein bei Worms, der noch heute Liebfrauenmilch heisst.

So mehrere Kräuter, deren grüne Blätter auffallenderweise mit weissen Flecken geziert sind, die schöne Mariendistel, die rings um Rom die Räume zwischen den Ruinen bedeckt. So auch hoch im skandinavischen Norden *Maria-Breque* (*polypodium vulgare*), von dem das protestantische Volk noch immer erzählt, die weissen Flecken auf den Blättern kommen von der Milch der Maria, von der einmal ein Paar Tröpfchen auf das Kraut gefallen seyen. *Magnusen*, *lex. myth.* p. 361. Desgleichen eine Nessel mit weissen Flecken nach von der Hagens Germania VII. 429, worunter vielleicht die Mariendistel verstanden ist.

Patronin der Milch und der Ammen ist die heilige Enora in der Bretagne, eine Einsiedlerin, die einst einem armen Weibe Milch für ihr Kind verschaffte. Ihr Gatte steht in Beziehung zum segensreichen Wasser, wie sie selbst zur Milch. Sie war nämlich die Tochter des Königs von Irland. Ihr Bräutigam war der Prinz Efflam, der sie aber aus Frömmigkeit schon in der Hochzeitnacht verliess. Unterwegs fand er König Artur mit einem Drachen kämpfen. Da schlug Efflam dreimal an den Felsen, dass Quellen hervorkamen, mit deren Wasser er den erschöpften König erquickte, der nun siegte. Efflam aber ward ein Einsiedler und erschien Enoren, um sie zu gleicher Busse zu mahnen. Da wurde sie eine Nonne und Heilige und Schutzpatronin der Ammen, denn milchlose Frauen erhalten von ihr Milch. Keller, bretagn. Volkslieder Nr. 51. Elsässer Neujahrsblätter 1845. 148. Uebrigens sagt die Legende der heiligen Tryphäna vom 31. Januar, auch die Quelle bei Cyzicus am Hellespont, die an der Stelle entsprang, wo die Heilige von einem Stier niedergestossen und getödtet worden war, soll bei Weibern und weiblichen Thieren, die von dem Wasser trinken, die Milch vermehren.

Auch St. Comgallus, ein Heiliger des 6ten Jahrhunderts in Irland, könnte Patron der Milch seyn, weil auf sein Gebet für den kranken Bischof Finbarrus nicht nur Milch vom Himmel regnete, sondern weil er auch Milch in einem Gefäss ohne Boden trug. Auch sah man ihn häufig von milch-

weissen Schwänen umgeben, die zu ihm kamen, um seiner Andacht beizuwohnen. 10. Mai.

Milchstrasse.

W. Grimm, goldne Schmiede S. XLV, vermuthet mit Recht, wenn in altdeutschen Marienliedern die heilige Jungfrau Himmelstrasse und Himmelpfad, auch Gnadenfluth genannt werde, so sey damit die Milchstrasse am Himmel gemeint, die nach uraltem Glauben als Weg der Seelen zum Himmel galt.

Mittag.

In der heissen Mittagstunde beim höchsten Sonnenstande liegt etwas Unheimliches. Nach 1. Könige 18, 27. glaubte man zur Heidenzeit, die Götter schlafen um diese Stunde. Vgl. Theokrit I. 15. und Kallimachos, Bad der Pallas 72. In Italien werden in der Mittagstunde die sonst immer offenen Kirchen geschlossen. Blunt, Ursprung der Ceremonieen S. 98. Aus ähnlichen Gründen glaubt Strauss, Kirchenjahr S. 63, die Hagelfeier und den Busstag in der heissen Jahreszeit, gleichsam in der Mittagszeit des Jahres, in der heimlich lauerndes Verderben droht, erklären zu müssen.

Mörser,

Attribut des heiligen Victorinus, der in einem solchen mit Kolben zerstossen wurde.

Mohren.

Nach jüdischer Tradition stammen die schwarzen Mohren oder Neger vom Cham, dem ruchlosen Sohn Noahs, ab, der zur Strafe nicht blos wegen des am Vater begangenen Frevels, sondern auch weil er in der Arche die Keuschheit nicht bewahrte, schwarz wurde und diese Schwärze auf alle seine

Nachkommen vererbte. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 448. Auch wird der von Noah dem Cham auferlegte Fluch, dass alle seine Nachkommen Knechte werden sollten, auf die Negersklaverei bezogen. Einige haben auch schon unter dem Kainszeichen die schwarze Haut verstehen wollen.

Nach christlichem Begriff aber sind alle Menschen, ohne Unterschied der Nation und Hautfarbe, zum Heil berufen. Darum gab man den heiligen drei Königen die symbolische Bedeutung von Vertretern der drei Welttheile und Hauptracen, und führte in der Kirchenmalerei den Gebrauch ein, den dritten und jüngsten König als Mohren zu malen. Auch zum Apostel Philipp kam ein Mohr, sich von ihm taufen zu lassen. Als Mohr in ritterlicher Rüstung wird der heilige Mauritius, desgleichen der heilige Victor gemalt. Die heilige Einsiedlerin Maria von Aegypten ist gleichfalls schwarz wie eine Mohrin, aber nur vom Sonnenbrand der Wüste. Unter den Sibyllen wurde Agrippina schwarz gemalt, aber die Künstler haben sich immer bestrebt, Geist und hohen Seelenadel in dieses dunkle Gesicht zu legen.

Monate.

Jeder Monat hat seinen Aposteltag, jeden Monat beherrscht ein Apostel. Diese Aposteltage sind: der 10. Januar = Paulus; der 22. Februar = Petrus; der 24. Februar, für den März = Mathias; der 1. Mai, für den April = Philippus; der 1. Mai = Jacobus *minor;* der 11. Juni = Barnabas; der 25. Juli = Jacobus *major;* der 24. August = Bartholomäus; der 21. September = Matthäus; der 28. October = Simon; der 10. November = Andreas; der 29. Dezember = Thomas. An die Verbindung der Apostel mit den Monaten knüpft sich Symbolik. Paulus beginnt die Reihe der Monate, weil er der erste unter den Aposteln ist; Petrus waltet unter dem Zeichen des Wassermanns, weil er über das Meer Christo entgegenging und ein Fischer war, vielleicht auch weil er Herr der Kirche und aller Getauften ist; auch wird seine

Kahlheit auf den Winter bezogen. Vgl. d. Artikel Petrus. Jacobus *major* den Juli, weil er als Pilger der nach dem Solstitio immer tiefer sinkenden Sonne nach Westen folgte; Bartholomäus, weil das Abziehen seiner Haut dem Abmähen der Aerndte von den Feldern glich; Thomas ist als der Zweifler der letzte. Bei den übrigen ist die Symbolik weniger klar. Bei den nicht in die Reihe aufgenommenen Aposteln fällt auf, dass eine nahe liegende Beziehung nicht auf sie Anwendung gefunden. So steht der 18. October, als der Tag des Lucas, in keiner Verbindung mit dem Sternbild des Stieres, obgleich der Ochs des Lucas Attribut ist; eben so wenig der 25. April als Tag des Marcus mit dem Zeichen des Löwen, obgleich Marcus den Löwen führt. Ueber einige ganz willkührliche Deutungen, z. B. in *Jul. Schilleri coelum christ.* vom Jahr 1627, kann man Piper, christl. Mythol. 304 f. vergleichen.

Mond.

Von der Schöpfung bis zum Tode Jesu erscheint der Mond in der Bibel wie in der Tradition ohne alle symbolische Beziehung. Sonne und Mond verfinstern sich beim Tode Jesu und werden auf alten Kirchenbildern desfalls personificirt als Figuren oder Gesichter, welche weinen und sich verhüllen. Vgl. d. Art. Kreuzigung. In seltnen Fällen ist auch auf solchen rein christlichen Darstellungen der Mond noch als die heidnische Göttin Luna gemalt. — Maria steht auf dem Halbmond, ist von der Sonne umkleidet und mit Sternen bekränzt. Das bezeichnet sie einfach als Königin des Himmels.

Settegast malte in einem modernen Bilde die von Engeln gekrönte Jungfrau auf dem Monde in der Art, dass alles Licht von ihr ausgeht und den Mond beleuchtet, der selbst wieder seinen Schimmer auf die unten liegende dunkle Erde ausgiesst. Darin liegt etwas zu Sentimentales, wenn sich auch jener milde Schimmer des Mondlichtes als Hoffnungsstrahl in der Nacht der Sünde rechtfertigen lässt.

Erst die Manichäer gaben dem Mond eine besondere Bedeutung, indem sie ihn als das Schiff bezeichneten, in welches die Seelen der auf Erden Verstorbenen einsteigen müssen, um in der Sonne abgeladen zu werden. *Epiphanius, haeret.* 66, 9. Baur, Manichäer 296. Die Sichel- oder volle Form bezeichnete hier die Leere oder Fülle des Schiffes. Mit dem Schiff der Kirche wurde der Halbmond auch in sofern verglichen, als er den Abglanz der Sonne Gottes trägt, auch wenn es in der übrigen Welt Nacht ist.

Die Lunula (der kleine Halbmond) in der Monstranz, die zum unmittelbaren Träger der Hostie dient, verhält sich zu dieser wie der Mond zur Sonne oder auch wie die Mutter zum Sohne, der aus ihr hervorgeht, also wie Maria zu Christus.

Auch Conrad von Megenberg, in seinem Buch der Natur verglich den Mond ausführlich mit der Maria: den Vollmond mit ihrer Schwangerschaft; dass er die Strahlen der Sonne aufnimmt und doch kühlt, mit ihrer Eigenschaft als Fürbitterin und Besänftigerin; dass er uns viel näher steht als die Sonne, mit dem gleichen Näherstehen Mariens etc. — Eine sehr heilige Bedeutung hat der Mond auch in der berühmten Vision der heiligen Juliana. Sie sah nämlich eine Lücke im Vollmond und erkannte daran, dass dem Kalender noch das Fronleichnamsfest fehle. Als Editha mit dem heiligen Adelstan schwanger war, träumte ihr, sie werde einen Mond gebären. Auch auf die heilige Magdalena wurde der Mond bezogen. Schon im 13ten Jahrhundert war es Volksglaube, die Flecken im Monde seyen die Thränen dieser heiligen Büsserin. Berthold, Predigten 145. Das erinnert einigermassen an die manichäische Vorstellung. Nach einem andern, bei Dante erwähnten Volksglauben sind die Mondflecken durch Kain und den Dornbusch gebildet, den er auf dem Rücken trägt. Das ist der Gott missfällige Dornbusch, mit dem er sein Opfer anzündete. Zur Strafe muss er nun ewig im Monde einsam zubringen. Dante's Hölle 19, 126. Wir halten hier nur die Vorstellung fest, nach

welcher der Mond ein Ort der Busse, ein Aufenthalt der Verstorbenen seyn soll.

Auch in anderen Beziehungen erscheint der Mond unheimlich. Als Beherrscher der Nacht steht er nach uralt heidnischem Glauben, der im Aberglauben der Christenheit fortgedauert hat, allem Zauberwesen vor. Der Einfluss des Mondscheins ist vielen Dingen verderblich, und weil man ihm heidnischen, dämonischen Zauber zuschreibt, waffnet man sich dagegen auch mit kirchlichen Mitteln. Wenn z. B. ein ungetauftes Kind vom Mond beschienen wird, muss es mondsüchtig werden; man eilt daher, es zu taufen. Grimm, d. myth. Aberglauben Nr. 1034.

Dante verglich in seinem grossen Gedicht durchgängig den Mond mit der Philosophie, welche ewig zwischen der matten Erkenntniss der göttlichen Geistersonne und immer wiederholter Verdunkelung schwankt. Doch lässt er einmal auch die Nonnen, die auf Erden ihr Gelübde nicht erfüllt, ihre Trostlosigkeit im bleichen Monde verbergen. Vgl. Dante von Kopisch S. 493.

Monstranz,

von *monstrare*, zeigen, vorzeigen. *Monstrantia* hiessen früher auch die Reliquien, wenn sie vom Priester dem Volke gezeigt wurden, nachher ausschliesslich das kostbare Gefäss, in welchem die Hostie getragen und vorgezeigt wird. Dieses Gefäss hatte vor dem 13ten Jahrhundert auch eine andere Form und hiess *feretrum* oder *capsa*, ähnlich den Reliquienkästchen und wohl häufig durchsichtig. Vgl. Binterim, Denkw. VII. 3. 367 f.

Aus dem Kästchen wurde ein dem Kelch entsprechendes Thürmchen oder Portal. Vgl. Heller, Lucas Cranach S. 334 f. Die gothischen Monstranzen dieser Art haben mit ihren Fenstern etwas Laternenartiges. Im 16ten und 17ten Jahrhundert änderten sie sich wieder und boten dem Volk mehr nur eine breite Front dar, eine runde, sonnenartige Scheibe, wie

noch jetzt. Dieselbe nahm in den spanischen Kirchen eine colossale Ausdehnung an und ahmte das Sonnenbild in dem Glanz zahlloser Brillanten nach. So zu Saragossa, im Escorial (dessen Monstranz eine halbe Million Werth hat), zu Toledo. Paullini, kur. Cabinet S. 25. Gräfin d'Aunoi, Reise III. 154. Auch zu Lima in Peru. Tschudi, Peru I. 95. Desgleichen auch einige in Deutschland, zumal in Prag. Keyssler, Reise S. 1295.

Die Sonnenform entspricht der runden Form der Hostie und der allsegnenden Geistersonne, die da ist Christus. Doch kommt auch die Herzform im Centrum, an einer zweiten Prager Monstranz, vor. Keyssler a. a. O. Die Rundung für die Hostie wird zuweilen durch einen Kranz bezeichnet, zuweilen auch durch die Verzweigungen eines Baumes (Baum des Lebens), oder durch die Umrankung von Aehren und Weinreben (Sinnbildern des heiligen Abendmahls). Solche Aehren von Diamanten und Trauben von Rubinen bewunderte man an der Monstranz im Kloster Banz in Franken.

Eine Monstranz ist das Attribut der heiligen Clara, welche dieselbe auf Bildern in der Hand trägt, weil sie einst den Sarazenen, welche Assisi stürmen wollten, die Monstranz entgegenhielt und sie dadurch vertrieb. Eine Monstranz, aus der ein Strahl in ihr Herz geht, bezeichnet die heilige Francisca Romana.

Morgen.

Der Morgen gehört zur Symbolik der Schöpfung, der Incarnation und der Auferstehung. Es ist die heilige Zeit des Werdens, des aufgehenden Lichtes und Heiles, des Sieges über Nacht und Tod. Dem entspricht der Morgengottesdienst und das kirchliche Morgenlied, die Frühmette (*matutina*). Vgl. Binterim, Denkw. IV. 1. 357. Das schönste Morgenlied ist der 108te Psalm, sodann der herrliche Hymnus des Prudentius. *Fabricii thes.* I. 41. 785. Dem Morgen selber dient zum bildlichen Symbol der Hahn, der ihn durch seinen Ruf verkündet, und der Morgenstern.

Das Christenthum hat einen morgendlichen Charakter im Gegensatz gegen den abendlichen des Judenthums. Der Christ feiert den Sonntag, den ersten Schöpfungsmorgen, die Juden dagegen den letzten, Ruhetag nach vollendeter Schöpfung. Ueberall ist das Christenthum Aufgang, Hereinbrechen des Lichts, Werden und Blühen. Daher die christlichen Hauptfeste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, alle auf Geburt, Auferstehung, Emanation hinweisen. Daher auch der gewöhnliche Gottesdienst vorzugsweise Morgengottesdienst ist.

Morgenröthe,

Sinnbild des heiligen Blutes Christi, durch dessen Vergiessung die alte Nacht des Heidenthums überwunden und der Morgen des ewigen Heiles heraufgeführt wurde. Aus diesem Grunde erscheint auf Bildern der Auferstehung aus dem Grabe Christus immer in einem rosenfarbnen oder morgenrothen Gewande. Vgl. Kunstblatt 1823. S. 54. Eine Vision der heiligen Hildegard von Bingen in ihren *Scivias* zeigte ihr in der über die umnachtete Erde gegossenen Morgenröthe das Blut des Heilandes, ohne das kein Licht in der Welt wäre.

Die Morgenröthe ist aber auch Sinnbild der heiligen Jungfrau, weil durch sie die Sonne der Geister, Christus, geboren wurde. Darum ist auf Kirchenbildern ihr Untergewand gewöhnlich morgenroth, was sie als göttliche Mutter bezeichnet. Das weisse Kleid bezeichnet sie als Jungfrau, das dunkelblaue als Wittwe, das purpurne als Königin des Himmels. Als sonnegebärende Morgenröthe besang sie Conrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede, Vers 682. Die erste Anspielung darauf findet sich aber schon im Hohenliede 6, 9. Im Paderborner Liederbuch Nr. 113. wird ihre Vergleichung mit der Morgenröthe durch ein ganzes Lied sinnreich durchgeführt. Vgl. auch die schönen alten Kirchenlieder in Wackernagels Kirchenlied Nr. 94. 177. und in Haupts Zeitschrift VIII. 280. Unter Menestriers Symbolen findet sich S. 238 f. die Morgenröthe mit den Sinnsprüchen: *non sine sole — pario, qui me parit.*

Vgl. auch *Picinelli, mundus symbol.* p. 8. — Bei Jesaias 58, 8. wird die Morgenröthe mit der Besserung und Erhöhung durch gute Werke verglichen.

Morgenstern,

Sinnbild des Heilands, der in die umnachtete Welt den Tag bringt. „Ich bin der Morgenstern," spricht Christus. Offenb. Joh. 22, 16. Sofern die Alten sowohl den Abend-, als Morgenstern Lucifer (Lichtbringer) nannten, unterscheidet schon die alte Hymne des Hilarius aus dem 4ten Jahrhundert Christum als den Morgenstern und wahren Lichtbringer (*verus Lucifer*) vom gefallenen Engel Lucifer, der als Abendstern die Nacht der Sünde und des Todes hereinführt. Königsfeld, lat. Hymnen S. 2. Indess ist die üblichere Symbolik, Christum mit der Sonne und dagegen seine Mutter mit dem Morgenstern zu vergleichen, weil dieser Stern die nahe Ankunft der Sonne verkündet. So in der berühmten Hymne: *Ave maris stella, dei mater alma, atque semper virgo, felix coeli porta; solve vincla reis, profer lumen coecis etc.* Ferner in der Hymne: *Salve mundi domina, coelorum regina, salve virgo virginum, stella matutina etc.* Auch in der: *Stella coeli, exstirpavit etc.* Am bezeichnendsten aber ist die Hymne auf die heiligen Eltern der Madonna: *O bina conjugalis,* worin es heisst:

Tandem sereniori
Lux vecta Phosphoro
Explevit ampliori
Utrumque gaudio:
Concepit Anna prolem
Stupente conjuge,
Cum vidit axe solem
Plaudente surgere.

Vgl. auch Wackernagel, Kirchenlied Nr. 123. Paderborner Liederbuch Nr. 93.

Der über dem stürmischen Meer aufgehende Morgenstern (*maris stella*) bezeichnet insbesondere die heilige Jungfrau als

den Hoffnungsstern der mit den Wellen kämpfenden Schiffer, und nicht blos der wirklichen Seefahrer, sondern auch aller derer, die im Sturm des Lebens den himmlischen Hafen der Ruhe ersehnen. Das ist am schönsten ausgedrückt in dem alten Hymnus:

O stella perfulgida,
Tu dira certamina
Matris hujus reprime.

Simonis navicula,
Filii tunicula,
Ne scindantur, prohibe.

Portus navigantium,
Preces supplicantium
Filiorum recipe.

In der goldnen Schmiede des Conrad von Würzburg, Vers 139 f., heisst es, die heilige Jungfrau leuchte als Morgenstern denen, die auf dem wilden Lebensmeer der grundlosen Welt schweben und schütze sie vor dem Magnetberg der Sünde und vor den Lockungen der Sirenen. — 2. Petri 1, 19. heisst es: „Der Morgenstern soll aufgehen in euren Herzen."

Moses

bezeichnet die geistige und ideale Seite des Judenthums, wie Abraham die leibliche; daher vorzugsweise in ihm die prophetische Mission des Judenthums sich ausspricht als Vorbereitung zum Christenthum, des alten Testamentes als Knospenhülle des neuen. Vermöge eines uralten Herkommens wird Moses auch in Bildwerken als ein idealisirter Abraham aufgefasst, ein starker, grosser Mann, athletisch und mit mächtigem Barte wie jener, aber von viel mehr Feuer und Geist, von viel mehr Hoheit. Insbesondere ist er durch den sittlichen Zorn ausgezeichnet, der aus seinen Augen blitzt. Es ist etwas Bewegtes, höchst Energisches und wie Flammendes an ihm. So fasste ihn Michel Angelo auf in der berühmten Kolossalstatue in S. Pietro in vinculis zu Rom. Beschrei-

bung von Rom III. 2. 234. Wessenberg, christl. Bilder II. 529. Der Letztere sieht mit Recht darin das Urbild eines Propheten überhaupt. Auf Bildern werden öfters, zumal in alten Kirchenbildern, die Lichtstrahlen (2. Mos. 34, 30. 2. Könige 3, 7.) in Mosis Augen sichtbar ausgedrückt und als Hörner aufgerichtet. Auf jüngeren Bildern kommen auch förmliche Thierhörner statt derselben vor. Auf sehr alten Bildern erscheint Moses noch unbärtig. Waagen, Paris 229.

Attribute des Moses sind, ausser jenen Augenstrahlen oder Hörnern, die beiden steinernen Tafeln des Gesetzes. Vgl. den Artikel Tafel; ferner der Stab. Auf den alten Katakombenbildern ist er immer durch diesen Stab bezeichnet, mit dem er die Quelle aus dem Felsen schlägt. Zuweilen kennzeichnet ihn auch die Schlange. Neuere Ausleger haben seinen Schlangenstab mit dem des Aesculap oder gar seine Schlange und die grosse Traube des Kaleb mit Attributen des Dionysos verglichen, was völlig unvernünftig ist, da dem griechischen Heidenthum nichts so scharf und schroff verschieden gegenübersteht, als gerade Moses und Mosaismus. — Dass übrigens auch schon in sehr früher Zeit die Combinationslust Unziemliches gewagt, geht aus einem Miniaturbild der Herrad von Landsberg in Strassburg hervor, auf dem ein Leib mit zwei Köpfen, dem des Moses und Christus, die beiden Testamente oder die ganze heilige Schrift versinnbildlichen soll.

Moses ist allerdings eine Personification des alten Testamentes, wie Christus die des neuen, daher man beide zuweilen in diesem Sinne neben einandergestellt findet. Moses bezeichnet aber nur die ideale Seite des alten Judenthums. Er steht nicht wie Abraham, der Urpatriarch, mitten in seinem Volk, sondern als der Urprophet gegenüber und über diesem Volk als Träger einer höheren Mission. Er, das ihm von Gott auf dem Sinai überantwortete Gesetz, sein Geist und Wirken, der Mosaismus war es, der nicht als das Judenthum an sich, sondern als die demselben von oben eingeprägte höhere Signatur dem Christenthum zur welthistorischen Vorbereitung diente.

Auf diese Weise wurde das alte Testament in tausendfachen Zügen eine Prophezeihung und ein Vorbild des neuen, und Moses selbst ein Vorbild Christi. Moses fand sein Volk in tiefer Sklaverei unter fremder Herrschaft, eben so Christus. Pharao liess bei Mosis Geburt die jüdischen Knaben umbringen, eben so Herodes bei Christi Geburt. Moses bereitete sich zu seiner Sendung als Flüchtling vor, eben so Christus in der Wüste. Im feurigen Busch offenbarte sich Gott zuerst dem Moses, eben so in der unbefleckten Empfängniss, deren Symbol jener Busch geworden ist. Mit der Kraft Gottes überwand Moses die ägyptischen Zauberer, eben so Christus die Schriftgelehrten und Pharisäer. Die Plagen Aegyptens waren Vorbilder der letzten Plagen vor dem Weltgericht, wie die Offenbarung Johannis sie beschreibt. Der Auszug der Kinder Israel aus Aegypten ist das Vorbild aller christlichen Pilgerschaft auf Erden. Der Durchgang durch's rothe Meer war ein Vorbild der Taufe wie der Auferstehung. Der Untergang Pharao's und seiner Schaaren ein Vorbild der Verdammniss. Die eherne Schlange, die Moses aufrichtete, ein Vorbild des Kreuzes. Die Quelle, die er aus dem Felsen schlug, ein Vorbild des heiligen Blutes Christi, am Kreuz vergossen zur Erlösung der Menschen. Das vom Himmel gefallene Manna ein Vorbild des Brodtes im heiligen Abendmahl. Der blühende Stab Aarons ein Vorbild des blühenden Stabes Josephs. Die Verklärung Mosis auf dem Sinai das Vorbild der Transfiguration. Alle diese Bilder aus dem alten Testament werden daher sehr oft in unmittelbare Verbindung gebracht mit den ihnen entsprechenden Bildern aus dem neuen Testament und gewöhnlich in kleinerem Maassstab derselben zur andächtigen und sinnigen Vergleichung beigesellt. Dies geschieht in der griechischen Kirche noch regelmässiger und in noch bestimmteren hergebrachten Typen, von denen nicht abgewichen werden darf, als in der römischen.

Ueberhaupt kommen Bilder aus dem alten Testament in der griechischen Kirche öfter vor, als in der römischen, weil die erstere den Patriarchen und Propheten gleichen Rang

zuerkennt mit den christlichen Heiligen und sie daher auch als Altarbilder gebraucht mit Vorsetzung des *Sanctus.* So findet man in griechischen Kirchen häufig den heiligen Moses als Altarbild. In früheren Jahrhunderten des Mittelalters war dies auch in Frankreich der Fall. Vgl. *Didron, annales* III. 108.

Auf dem Sinai haben sich noch Erinnerungen an Moses lebendig erhalten. So sollen die Mönche im Kloster am Sinai noch ein geheimnissvolles Buch besitzen, das Moses zurückgelassen, von dessen Auf- und Zuschlagen der Regen in der Gegend abhängen soll. Von gewissen Detonationen des Windes glaubt man, es sey Mosis Geist, der, vom Sinai hinabsteigend, über Meer fliege und den geliebten Bergen sein Lebewohl sage. Ritter, Erdkunde XIV. 238. Man zeigt an einem Felsen noch den Abdruck von Mosis Rücken. Hier ging der Herr an ihm vorüber, er bückte sich und stiess, als er sich wieder erhob, an den Felsen an. Das. 582. Auch des Mosis Quelle ist noch zu sehen, ein weisser Feldspathgang, der den rothen Granit durchsetzt. Das. 601. Alle Stellen, wo Moses gewandelt, sind heute noch im Orient den Christen, Juden und Muhamedanern heilig.

Die jüdische Tradition nennt des Moses Vater Amram, seine Mutter Jochebeth. Die Muhamedaner haben die Fabel noch weiter ausgesponnen. Da ist schon die Zeugung des Moses von Wundern begleitet. Dem Pharao wird geweissagt, ein in einer gewissen Nacht gezeugtes Judenkind werde ihm zum Verderben gereichen. Nun lässt er desselben Tages alle Juden zu einem Feste zusammenkommen, damit sie von ihren Weibern getrennt sind. Nur Amram, sein treuer Thürhüter, bleibt im Pallast und zu ihm kommt seine Frau. Im Augenblick, in welchem Moses gezeugt wird, erscheint ein strahlender Stern am Himmel, Israels Rettungsstern. Pharao wüthet vergebens. Noch hofft er, das gefährliche Kind, sobald es geboren, zu verderben, und befiehlt, zur bestimmten Zeit alle Judenknaben umzubringen. Die Schergen dringen in Amrams Haus. Da wirft die Schwester des neugebornen

Moses diesen in der Angst in's Feuer des Heerdes. Als die Mutter kommt, liegt das Kind lächelnd da und spielt mit den Flammen. Nun die Aussetzungs- und Findungsscenen. Die Tochter Pharao's behält das Kind im Pallast, und der alte Pharao selber hat seine Freude daran, der kleine Moses sitzt oft auf seinem Schooss, zaust ihn aber beim Barte und stösst ihm die Krone vom Haupte. v. Hammer, Rosenöl I. 78 f. Weil, bibl. Legenden S. 126 f. Ein Bild, wie Moses Pharao's Krone mit Füssen tritt, von Nik. Poissin in England. Waagen, England I. 505.

In diesem Gegensatz des Moses gegen das heidnische Königthum liegt ein Gedanke, der für die ganze Weltgeschichte von hoher Bedeutung ist. Im Uebrigen ist die jüdische und muhamedanische Legende in Bezug auf Moses in so alberne Ausschweifungen und Uebertreibungen gerathen, dass man vom christlichen Standpunkt ganz davon absehen darf.

Der Gegensatz des von Moses verkündeten Gottesreiches (Theokratie) gegen das heidnische Königthum spricht sich hauptsächlich und durchgängig im Gesetz Mosis und in der Einsetzung des Priesterthums aus. Alles im Gesetz und Cultus der mosaischen Juden ist auf Gottesfurcht gebaut. Ein so tiefer Ernst in der Nähe Gottes, ja beim blossen Gedanken an Gott war keinem andern Volk des Alterthums eigen, in deren Dogmen und Culten vielmehr immer etwas Spielerei sich einmischt. Die Gottesfurcht aber war schon alt unter den Juden, schon von Abraham her dem Volk tief eingeprägt. Aber das Gesetz vom Sinai, die theokratische Verfassung des Volkes Gottes und der von Moses gegründete Priesterstand waren etwas Neues. Sie sollten die Zukunft verbürgen; die alleinherrschende Priesterschaft sollte das Aufkommen weltlicher Könige verhüten. Niemand als Jehovah im Himmel sollte König seines auserwählten Volkes seyn. Das ist der Grundgedanke der mosaischen Gesetzgebung, und einer der tiefsten Gedanken, die je geschöpft wurden. — Moses war ein Prophet, unmittelbar von Gott erweckt; aber solche Erweckungen waren

etwas Seltenes, seit Abraham, Jakob, Joseph war keiner mehr von Jehovah der Ansprache gewürdigt worden. Zudem war inzwischen das Volk viel grösser geworden. Ein erblicher Priesterstand schien also die heiligen Traditionen am sichersten bewahren und das Volk leiten zu können. Was der Prophet nur einmal in Zeiten der Krise auf ungewöhnliche Weise leisten konnte, sollte der Priester nun zu allen Zeiten und gewöhnlich leisten. Wie aber dem Propheten der Geist Gottes allein genügte, so musste dem Priester das geschriebene Gesetz zur Richtschnur und Waffe gegeben werden.

Im mosaischen Gesetz offenbart sich vorherrschend die Gerechtigkeit für das Zeitliche, während in dem christlichen Evangelium die Liebe zum Ewigen führt. Jenes Gesetz ist das harte, stachlige Kelchblatt, aus dem die zarte Blume des Christenthums hervorbrechen sollte.

In dem mosaischen Gesetz kommen eine Menge Bestimmungen vor, die uns Christen jetzt zu hart scheinen, die gleichwohl damals nöthig waren. Das Christenthum hat die Offensive ergriffen, um alle Völker der Erde in sich zu vereinigen. Das Judenthum hatte in ängstlicher Defensive sein heiligeres und reineres Princip zu schirmen, um nicht im Heidenthum unterzugehen. Daher die vielen Absonderungs- und Reinigungsgesetze, die darauf berechnet waren, das Volk vor jeder Berührung mit den Heiden, ihrem Cultus und ihren Sitten zu hüten. Viele andere Gesetze Mosis erscheinen uns fremdartig oder unnütz, während sie für das südliche Klima wohlberechnet waren und zum Schutz der Gesundheit dienen sollten. Das Princip ihres Criminalcodex: „Aug um Aug, Zahn um Zahn,“ erscheint uns freilich hart, allein ehe mit Christo die Liebe in die Welt kam, musste die Gerechtigkeit dem Uebel steuern. Rauhere Zeiten und Gemüther verlangten rauhere Gesetze. Doch fehlt dieser Rauhigkeit auch ein milder Gegensatz nicht. Wenigstens innerhalb des jüdischen Volkes selbst musste zu gewissen Perioden Alles vergeben und vergessen seyn. Das Halljahr, oder je das 50ste Jahr,

sollte Alles, was verworren war, wieder entwirren, alles Alte verjüngen, jede Schuld von selber tilgen etc.

Dieses nur für die Juden berechnete Gesetz ist natürlicherweise von den Christen aufgegeben worden. Die Christen schienen seiner nicht zu bedürfen, weil für sie eigentlich jedes Jahr ein Halljahr seyn soll; weil die christliche Gemeinde zu jeder Stunde so brüderlich handeln soll, wie die Juden nur an jenem Halljahr zu handeln verpflichtet waren, wie der Christ nicht mehr in der Zeitlichkeit, sondern schon in der Ewigkeit leben soll.

Mit der periodischen Sühne und Reinigung des Hauses Israel hängen auch sehr genau die beiden Sühnopfer des Sündenbocks und der rothen Kuh zusammen. Auf einen Bock wurden (3. B. Mos. 16.) alle Sünden Israels feierlich, durch eine allgemeine Nationalbeichte niedergelegt, und der Bock dann in die Wüste getrieben. So glaubte das Volk seiner Sünden los zu werden. Dieser Sündenbock ist das bedeutungsvolle Vor- und zugleich Gegenbild des Lammes Gottes, das der Welt Sünde trägt. Die rothe Kuh (4. Buch Mos. 19.) galt ebenfalls als Träger aller Unreinigkeiten in Israel und wurde geopfert, dass mit ihr alle Unreinigkeit getilgt werde. Sie scheint das Sinnbild des Götzendienstes gewesen zu seyn, wie das goldne Kalb.

Mücke.

Dieses kleinste unter den geflügelten Thieren erscheint in jüdischen Legenden als ein Diener Gottes, von ihm gesandt, um mächtige Weltherrscher zu bestrafen und durch das Bewusstseyn ihrer Ohnmacht zu beschämen. Eine Mücke soll dem Nimrod zur Strafe für seinen Königsübermuth, eine andere dem Titus, zur Strafe für die Zerstörung Jerusalems in die Nase und von da in's Hirn gekrochen seyn und sie wahnsinnig gemacht haben. *Bochart, hieroz.* II. 568. — In den christlichen Legenden kommen zuweilen Mückenschwärme im Dienste von Heiligen vor. Das Gebet des heiligen Jacob

von Nisibi erweckte einen ungeheuren Mückenschwarm, der den Perserkönig Sapor und sein ganzes Heer mit Elephanten und Rossen in die Flucht schlug. Ein ähnlicher Schwarm kam zu Gerunda in Spanien aus dem Grabe des heiligen Narcissus, und vertrieb und tödtete die Franzosen, die es plündern wollten. Nach *Mariani rer. hispan.* Mückenschwärme wölbten sich über der heiligen Rosa von Lima zum Schleier, der sie vor der Sonne schützte, und sangen mit ihr zum Lobe Gottes. Görres, Mystik II. 223.

Mühle.

In altdeutschen Liedern zu Ehren Maria's wird dieselbe unter andern auch mit einer Müllerin verglichen, die das Korn Gottes gemahlen hat zum Himmelsbrodte. Mone, Anzeiger V. 41. W. Grimm, Conrads goldne Schmiede S. XLVI. Unziemlich sind die mehrfach vorkommenden Bilder einer Mühle, in die der Heiland oben einsteigt und aus der unten die Hostie hervorkommt. Die Religionsspötter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts haben solche Abnormitäten benutzt, um das heilige Sakrament überhaupt zu verhöhnen. — Eine Mühle ist Attribut des heiligen Kentigern, weil er bewirkte, dass eine des Sonntags nie in Gang kam, wenn man auch die Räder dem Stoss des Wassers öffnete. P. Abraham, Judas III. 156. Es gibt noch mehr Mühlenheilige, St. Gildas, Abt in der Bretagne, segnete einmal eine Mühle, dass derselben das Mehl nie ausgehen konnte. 29. Januar. — St. Winoch, ein alter Mönch, sollte für einen andern die Handmühle drehen, betete aber nur, und die Mühle ging von selbst. Erst als der andere Mönch ihn belauschte, stand die Mühle still. Surius zum 6. November.

Mühlstein,

Attribut derjenigen Heiligen, die mit einem Mühlstein am Halse in's Wasser geworfen ihr Martyrium erlitten. So der

heilige Agathopidus, Calixtus, Florianus, Quirinus, Pantaleon, Theodulus, die heilige Aurea, Theodosia etc. Am berühmtesten ist die heilige Christina, die auch unzähligemal auf Kirchenbildern mit dem Mühlstein gemalt ist. Sie war die Tochter eines vornehmen Römers und wurde von ihm in einem Thurme am Bolsenersee eingesperrt mit zwölf Mägden und vielen goldnen Götzenbildern. Da sie aber bedachte, diese Götzen seyen lebloses Metall, so wandte sie sich an den unsichtbaren, aber lebendigen Gott des Himmels, durch unmittelbare Eingabe des heiligen Geistes. Die Mägde verriethen ihre Andacht und ihr grausamer Vater liess ihr, als sie nicht widerrufen wollte, das Fleisch mit Haken aus dem Leibe reissen. Sie nahm ein Stück ihres Fleisches und bot es dem Vater mit den Worten dar: „Hier, du Wolf, verzehre das Fleisch, das du selbst gezeugt hast." Hierauf wurde sie mit einem Mühlstein in den See versenkt; aber der Stein schwamm oben, und Christus trat zu ihr und taufte die auf dem Steine Sitzende mit dem Wasser des See's: „Du sollst hinfort nach mir Christina heissen." Ihren Vater holte der Teufel. Die Römer steckten sie nun in einen glühenden Ofen, wo sie aber lieblich sang. Man schnitt ihr die Zunge aus, aber sie sang fort. Man warf sie in einen Thurm voll Schlangen, aber die Schlangen neigten sich vor ihr. Endlich wurde sie mit zwei Pfeilen erlegt. 25. Juli. Ihr Bett soll die Gabe gehabt haben, jeden Kranken, der darin schlief, zu heilen, und jeden Heiden zu bekehren. — Ihre Legende wurde poetisch wiedergegeben in Rousseau's Legenden S. 43.

Wie sie zum Götzendienst geschleppt wird, malte Paul Veronese in Venedig. Wie sie den Mühlstein als Attribut an der Hand hält, malte Schoreel, eines der schönsten und berühmtesten Bilder der ehemals Boisserée'schen Sammlung. Eine Christina (blosse Figur) malte auch Lucas von Leyden (in der Münchner Pinakothek), Guercino, gest. von Read.

Mund.

Ein Schwert im Munde Gottes. Offenb. Joh. 1, 16. Goldne Fäden, aus dem Munde von Betenden zum Himmel aufsteigend, bedeuten die Gebete. In Miniaturen, s. Waagen, Paris 322. Ein Schloss im Munde ist Attribut des heiligen Raymundus, den die Ungarn auf diese Weise marterten (im Jahr 1240). Feurige Beredsamkeit bewirkt dem Munde das Brennen mit glühenden Kohlen durch den Seraph. Jesaias 6, 6. — Auf Bildern des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts kommen oft knieende Frauen vor, denen der Mund mit einem Tuch verbunden ist. Das sind Bildnisse solcher Frauen, die schon vor Stiftung des Denkmals gestorben waren. Ist das Denkmal von einem Herrn errichtet, der eine erste Frau überlebte und der eine zweite noch lebend besitzt, so hat jene auf dem Bilde den Mund verbunden, diese frei.

Mutter.

Wenn die Kirche als Mutter aller Gläubigen aufgefasst wird, so ist unter der Mütterlichkeit nicht blos die mütterliche Liebe und Zucht verstanden, sondern mit Beziehung auf die Maria auch die Jungfräulichkeit noch innerhalb der Mütterlichkeit. Denn die Kirche soll den jungfräulichen Charakter nie aufgeben.

Im alten Testament wird die mütterliche Sorge um die Kinder Israel vorzugsweise der Rahel zugewiesen. Vgl. den Art. Rahel. Sodann ragt die Mutter der Maccabäer durch ihre Standhaftigkeit hervor, die sich in der christlichen Legende von der heiligen Felicitas mit ihren sieben Söhnen und von der heiligen Symphorosa, die gleichfalls mit sieben Söhnen das Martyrium erlitt, abspiegelt.

Von der heiligen Felicitas, „die standhafte Mutter" von sieben Söhnen, die alle vor ihren Augen als Christen den grausamsten Martyrertod erduldeten, während man sie selber

in Oel sott, im Jahr 160, 10. Juli, haben wir eine berühmte Darstellung von Raphael. Vgl. Wessenberg, christl. Bilder II. 396. Vasari III. 2. 322. Als geistliches Schauspiel ist sie behandelt von dem Franzosen Causin und nach ihm von Andreas Gryphius. — Als sie im Kerker des letzten Kindes genass und vor Schmerzen schrie, rief man ihr zu: „Wie wirst du erst unter der Marter schreien!" Aber sie antwortete: „Heute leidet die Natur in mir, morgen aber Christus." Und so gab sie auch unter der Marter keinen Schmerzenslaut von sich. Man hat sie die christliche Niobe genannt. Noch verwandter ist sie der Mutter der Maccabäer. Rousseau hat sie in seinen Legenden S. 16. besungen. — Die heilige Symphorosa wurde zu Tivoli bei Rom unter Hadrian als Christin ertränkt, und ihre sieben Söhne wurden gespiesst, der älteste am Halse, der zweite an der Brust, und so fort. 18. Juli.

Sophia mit ihren drei Töchtern, Fides, Charitas und Spes, ist allegorisch die Weisheit als Mutter der Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung.

N

Nabel.

Der mangelnde Nabel ist auf alten Kirchenbildern das ausschliessliche Kennzeichen Adams und Eva's, weil sie allein geschaffen und nicht wie andere Menschen geboren wurden.

Nachfolge Christi.

Als Jesus dem Knechte des Hauptmanns von Kapernaum geholfen, heilte er des Petrus Schwieger, Besessene und allerlei Kranke, und ging dann an den See Genezareth, um hinüberzufahren. Viel Volk begleitete ihn. Da sprach ein Schriftgelehrter, durch den Anblick seiner Wunderthaten ergriffen: „Herr, ich will dir folgen, wo du hingehst!“ Aber Jesus traute seinem schnellen Eifer keine Ausdauer zu und sprach: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er das Haupt hinlege.“ Noch Einer wollte ihm folgen, aber erst seinen Vater begraben. Da sprach Jesus: „Folge mir und lass die Todten ihre Todten begraben.“ Matth. 8, 19 ff. Jener eilende Schriftgelehrte, der mehr will, als

er kann, contrastirt mit diesem Zaudernden, der noch etwas Anderes zu thun hat, wenn er auch sonst den besten Willen hat. Beide stellen zwei Seiten der christlichen Gemeinde dar.

In dem herrlichen Wort: „Lass die Todten ihre Todten begraben“ liegt aber die edelste Erhebung der Seele über alle irdische Noth und Sorge, es ist der schlagendste Ausdruck des himmlischen Heimwehs, der verächtlichste Blick auf die Kerkerwände dieses Erdenlebens.

Nachtigall.

In einem schönen Hymnus des heiligen Bonaventura (bei Fortlage S. 250) wird die Seele des Frommen mit ihrer Sehnsucht nach dem Himmel einer Nachtigall verglichen, die in der Nacht aus Sehnsucht nach dem Lichte singend stirbt. — Des frommen Wettgesanges einer Nachtigall mit der heiligen Rosa von Lima gedenkt Görres, Mystik I. 474.

Nachtraben

sollen die irrenden Seelen gestorbener Gotteslästerer seyn, welche verdammt sind, immer im Fluge ein Kreuz zu machen und so lange zu fliegen, bis sie am heiligen Grabe in Jerusalem Ruhe gefunden. Dänische Volkssagen von Thiele.

Nacktheit

ist in der christlichen Vorstellungsweise keineswegs das Sinnbild des Unschuldszustandes, sondern vielmehr der Erbsünde, der forterbenden Schuld der ersten Menschen im Paradiese. Daher verlangt die Kirche ein keusches Vermeiden alles Nackten im Leben wie im Bilde, und bildet somit den schärfsten Gegensatz gegen das classische Heidenthum. Wo sie die Nacktheit auf Kirchenbildern duldet, da ist immer die Sünde nicht weit, z. B. bei Pothifars Weib, Bathseba, Susanna. Dagegen verlangt der Teufel zu seinem Cultus Nacktheit,

z. B. bei den Hexenfahrten und Hexensabbathen. Wenn auch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit Erwachsene nackt getauft wurden (vgl. Augusti, Denkw. VII. 55.), so geschah es doch mit grosser Decenz. Auf alten Bildern sieht man immer nur den Kopf aus einer Kufe hervorragen, die den Täufling umschliesst. Vgl. Waagen, Paris 208. 215. Noch viel weniger durften heilige und göttliche Personen nackt erscheinen. Christus am Kreuz war bekleidet. Viele Legenden melden die Wunder, die geschahen, um bei Martyrien den Anblick des nackten Heiligenleibes zu verhüllen. Die Heiligen Agnes, Maria von Aegypten etc. deckte ihr Haar; beim Anblick der nackten heiligen Epistene erblindeten die 53 Zuschauer allzumal. Surius zum 5. November. Vom heiligen Vincent sagt die Legende, er habe sich selbst nie nackt sehen wollen und sich daher immer nur im Dunkeln aus- und angekleidet. — Erst in den letzten drei Jahrhunderten ist mit dem antiken Geschmack auch die Nacktheit in die Kirchenbilder gekommen und haben die Maler christliche Kirchenwände missbraucht, um einem rein antiken und heidnischen Bedürfniss nach schönen nackten Gestalten zu genügen, wozu sie sich nicht etwa nur des Adam und der Eva, der Bathseba etc., sondern auch der ehrwürdigsten christlichen Heiligen bedienten. Vgl. die Artikel Magdalena, Sebastian.

Nägel.

Auf den ältesten Crucifixen sind vier Nägel, je einer in einer Hand und in einem der neben einander stehenden Füsse des Heilands eingeschlagen. Auf den spätern nur drei, indem ein Nagel durch beide übereinandergelegte Füsse geht. Die Dreizahl wurde beliebt, wo die Nägel nicht am Crucifix selbst, sondern getrennt unter den Passionswerkzeugen vorkommen, vielleicht mit Beziehung auf die heilige Dreieinigkeit, vielleicht nur der einfacheren Gruppirung wegen. Man sieht sie oft concentrisch über dem Herzen Jesu als Symbole seiner Passion. Auch in den Fenstern gothischer Kirchen

haben oft in der Rosettenform drei concentrische Radien die Gestalt von Nägeln.

Nägel sind auch das Attribut vieler Heiligen, sofern diese mit Nägeln zu Tode gemartert wurden. So tragen die Heiligen Dagobert, Epimachus, Severus auf Bildern den Nagel ihres Martyriums in der Hand. Der heilige Julianus Emesenus und die h. Engratia im Kopf, der h. Pantaleon in den über dem Kopf angenagelten Händen, der h. Bassus einen Nagel in jedem Fusse.

Nain,

der Jüngling von. Unter den Heilungen Jesu nimmt die Erweckung des todten Jünglings von Nain eine der schönsten Stellen ein (Lucas 7.). Von überwältigender Rührung ist die Scene, wie ihm der Leichenzug begegnet und wie er die in Schmerz aufgelöste Mutter mit dem himmlischen Troste begrüsst: „Weine nicht!" und wie er dann zu dem Jüngling spricht: „Stehe auf!" und der Todte sich aufrichtet und redet und seiner Mutter in die Arme sinkt. Alle Anwesenden aber kam eine Furcht an und sie priesen Gott. — Den tiefen Eindruck dieser schönen Erzählung haben die Rationalisten mit Einem Worte zu vernichten getrachtet, indem sie annahmen, der Jüngling von Nain sey nur scheintodt gewesen und Jesus habe das vermittelst seiner medicinischen Kenntnisse bemerkt und ihn ohne irgend ein Wunder wieder zum Leben gebracht, diese Kur aber betrügerisch für ein göttliches Wunder ausgegeben. So z. B. Paulus in seinem Leben Jesu. Man kann sich wohl keine nichtswürdigere Bibelerklärung denken, wie diese!

Den tieferen Sinn dieses Wunders begreift man erst, wenn man erwägt, wie durch das ganze Heidenthum ein tragischer Zug ging, in einer gewissen Verzweiflung an der ewigen Gerechtigkeit und einer gänzlichen Unkenntniss der ewigen Liebe. Das ganze heidnische Alterthum kannte nur jenen Schmerz, den Schiller in den berühmten Worten

aussprach: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“ Die schönste adeligste Jugendblüthe der Menschheit war, nach dieser antiken Ansicht, einem finstern Verhängniss verfallen. Für den Tod des schönen Achilles, des edeln Sigfrit gab es keinen Trost, nur eine blutige Rache. Dieser tragischen Härte des Heidenthums, diesem stoischen Schmerz des Fatalismus trat nun zum erstenmal der liebevolle Trost des Christenthums entgegen und zwar ausdrücklich in der Erweckung des Jünglings von Nain.

Die Erweckung wurde gemalt von Zuchero. Das Bild, gestochen von Matham, ist eine reiche Composition; der Zug hält unter dem Stadtthor, die Bahre ist zu des Heilands Füssen gestellt und der Jüngling erwacht eben, und blickt, die Hände faltend, staunend auf Jesum; die Mutter kniet noch. Auf einem andern Bilde desselben Meisters, gestochen von Thommassin, hat der Jüngling noch die Augen geschlossen und sperrt widerwärtig den Mund auf. Das schönste Bild malte Neher in Stuttgart. Hier haben alle Figuren den wahrsten und ergreifendsten Ausdruck, und das Ganze macht einen unbeschreiblich rührenden Eindruck.

Nebel,

Sinnbild der Verdunkelung und Verschleierung, die dem Sünder den Anblick des Heiligen raubt. So vertrieb Petrus Teutonicus, Camaldulenser in Etrurien, die Feinde, die sein Kloster stürmen wollten, durch einen Nebel, in dem sie sich verirrten. Eben so wurde der heilige Petitus seinen Feinden durch einen Nebel entrückt.

Nicodemus,

ein reicher Jude und Mitglied des Synedriums, fühlte sich in seiner redlichen Seele angesprochen von dem, was er von Jesu vernahm; während er anderseits seiner hohen Stellung wieder Rechnung trug und ein öffentliches Bekenntniss aus vornehmer

Rücksicht vermied. Er kam daher nur heimlich und bei Nacht mit Jesus zusammen, um sich über das Verhältniss seiner Mission zum bisherigen mosaischen Gesetze belehren zu lassen. Dieses Gespräch bringt Joh. 3. Das Resultat aber ist, dass das Gesetz nur negativ wirkt, strafend die Sünde, abwehrend das Böse, während der Messias positiv das Gute bringt und dem Menschen ein neues Herz gibt. Ausdrücklich sagt hier Jesus: er sey nicht gekommen, die Welt zu richten (was schon der alte Jehovah gethan), sondern dass die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaube, der werde nicht gerichtet, wer nicht an ihn glaube, der sey schon gerichtet. Der Gegensatz des Christenthums zum Judenthum ist hier auf's Schärfste aufgefasst.

Nicodemus wird in einer Erzählung von Wessenberg (Nicodemus, 2te Aufl. 1846) hauptsächlich in dem Sinne gerechtfertigt, sofern man ihm vorgeworfen hat, er habe doch zu wenig Muth bewiesen, indem er nur heimlich zu Christo gekommen sey und sich nicht offen zu ihm bekannt habe. Er sagt, Nicodemus habe auf diese Weise der christlichen Sache mehr gedient, als wenn er offen aufgetreten wäre, weil er sich dadurch der Mittel seines Einwirkens beraubt hätte. Kein Bruder solle über den Andern richten, sondern an den Werken soll man sie erkennen. — Das ist wohl wahr. Inzwischen wirft es doch einen starken Schatten auf die Pharisäer und Schriftgelehrten, dass der einzige Mann unter ihnen, der sich dem Christenthum ergibt, so zag und vorsichtig ist. Wir sahen das alte Prophetenthum vertreten durch Johannes den Täufer in kühner, grossartiger Freiheit. Das Pharisäerthum hat doch etwas an sich, was ihm eine solche Erhebung nie erlaubt. Wir sahen in Matthäus einen verachteten Zöllner, der dem Herrn am hellen Tage folgte und der erste Evangelist wurde. Nicodemus, geistig viel höher stehend und nicht minder frommer Anhänger des Herrn, ist doch noch zu sehr in die Falten seines vornehmen Amtsgewandes gewickelt, um uns so frei zu erscheinen und den Christen brüderlich anzusprechen.

Nimbus,

die Ausstrahlung des göttlichen Lichtes und heiligen Feuers aus den heiligen Personen, insbesondere aus ihrem Haupte, der Strahlenkreis, der sie umgibt. Er verhält sich in der christlichen Vorstellungsweise und Kunst keineswegs wie etwa der Sonnennimbus der heidnischen Sonnengötter, worunter die Sonnenscheibe selbst gemeint ist. Vielmehr drückt der christliche Nimbus die Macht des Geistigen im Leiblichen aus, die den Leib gleichsam überfluthet und über ihn hinaus strahlt, das, was die neuere Physiologie den Nervengeist oder das magnetische Fluidum zu nennen pflegt. An den Augen hat man von jeher diese geistige Uebermacht zuerst wahrgenommen. Daher die erste nimbusartige Erscheinung, deren das alte Testament erwähnt, die Strahlen sind, die dem Moses aus den Augen gingen, als er aus Gottes Nähe vom Sinai herabkam. 2. Mos. 34, 29. An vielen Heiligen hat man eine Phosphorescenz, eine magische Erleuchtung des ganzen Körpers in den Momenten heiliger Ekstase wahrgenommen. Görres, Mystik II. 310.

Der Nimbus ist aber zugleich Auszeichnung, Kennzeichen der Heiligkeit, darum wurde er schon von Durandus (*rationale* I. 3.) mit der Krone des Lohnes identificirt, deren Buch der Weisheit 5, 17. gedacht ist. Vgl. die Artikel Jungfrau und Krone, in welchen erklärt ist, wie die heilige Macht der Jungfräulichkeit den Kranz und die Krone zum Zeichen hat. Das ist aber eben die Jungfräulichkeit, ohne die es gar keinen Heiligen gibt, das ist die Macht des reinen Lichts, die durch den undurchsichtigen Körper eben so strahlt, wie sie mitten im Sturme ruhig und unauslöschlich verharrt.

In der Kirchenmalerei erscheint der Nimbus ausserordentlich vielgestaltig. Die griechische Kirche erlaubt ihren Malern, ja schreibt ihnen vor, den Nimbus bei allen Personen anzubringen, denen eine dämonische Macht innewohnt, sey es auch nur die böse. Hier wird der Nimbus lediglich

das Kennzeichen eines aus dem gemeinen Kreise der Natur heraustretenden höheren Wesens. Daher nicht blos Judas Ischarioth, sondern auch der Teufel selber und der höllische Drache den Nimbus trägt. *Didron, manuel* p. 252. Demnach kommt hier auch allen Patriarchen und Propheten des alten Testamentes der Nimbus zu. Daselbst p. 133. Ganz anders die abendländische Kirche, die den Nimbus als Heiligenschein ausschliesslich auf die göttlichen Personen und auf die christlichen Heiligen einschränkt. Die griechische Kirche sucht indess den Unterschied durch die Farben auszudrücken. Judas z. B. hat einen schwarzen Nimbus. *Didron, man.* p. 234.

Der eigentliche Nimbus umkleidet nur das Haupt, die Gloria nennt man dagegen den Glanz, der die ganze Figur oder auch eine Gruppe von Figuren umgibt. Ist dieser Glanz mandelförmig, was der Länge der aufrecht stehenden Figur entspricht, so heisst er in Italien *mandorla;* in Deutschland, wo die Mandeln wenigstens ehemals seltner vorkamen, verglich man diese längliche, oben und unten zugespitzte Glorie lieber mit einem Fisch, dem Symbol Christi. Diese Form war besonders auf kirchlichen Sigillen beliebt. Die sogenannte *aureola* ist das Nämliche und hat diesen Namen nur von der Goldfarbe. Vgl. *Didron, annales* I. 6. 12. Ist die Fischform in der Mitte getheilt, so heisst sie Fischblase, weil der Fisch eine aus einem grössern und kleinern Theil zusammengesetzte Blase hat. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 551. Diese Form erscheint unter mancherlei Abänderungen: 1) als eine Mandel, die so quer durchgeschnitten ist, dass der obere Theil um zwei Drittel grösser ist, als der untere; 2) als eine Fischblase, ganz in derselben Weise, nur dass beide Theile sich selbstständig abrunden und nicht mehr so fest aneinander hängen; 3) in der Form der Zahl 8, als zwei übereinandergeschobene Kreise. Diese Form kommt sehr oft auf altdeutschen Bildern des Weltgerichts vor, indem Christus den blauen Himmelskreis zur Lehne des Hauptes, den grünen Erdkreis aber zur Stütze der Füsse und beide zugleich doch auch zur Glorie hat.

Die den ganzen Leib umschliessende grosse Glorie kommt in der Regel nur den drei höchsten göttlichen Personen und der Gottesmutter zu; dagegen der kleinere Nimbus um's Haupt allen Heiligen. Die Glorie lässt, vermöge ihrer Grösse und ihrer Bestimmung, eine ganze Figur einzunehmen, auch eine weite ornamentale Ausdehnung zu: 1) die Ausstrahlung einer Sonne in lange glänzende Strahlen, z. B. die Glorie um's heilige Sakrament des Altars in den grossen spanischen Monstranzen, ganz aus Diamanten zusammengesetzt; 2) die Flammenglorie, wenn statt der graden und feinen Sonnenstrahlen dickere und zackige Flammen den Rand bilden, besonders häufig an Marienbildern; 3) der Regenbogen, wenn der Rand weder aus Strahlen noch Flammen, sondern aus drei oder sieben parallelen Farbenreihen gebildet wird, was oft in alten Miniaturen vorkommt.

Der Nimbus um das Haupt muss immer ein einfacher seyn, weil er sonst das Haupt zu sehr belasten und gegen den übrigen Körper zu schwerfällig erscheinen lassen würde, was in der That zuweilen der Fall ist bei Christus- und Marienbildern, deren Nimbus in allzu lange und schwere goldene Strahlen ausgeht, und bei Heiligenbildern, deren Nimbus zu massiv und schwer wie ein Mühlstein auf ihren Häuptern lastet. Doch kann andrerseits auch die Leichtigkeit des Tragens übertrieben werden. Die Kirchenmaler haben in den verschiedenen Jahrhunderten mit gewissen Moden, den Nimbus zu tragen, gewechselt. Auf den ältesten Bildern stehen die heiligen Köpfe *en face* mitten in der goldenen Scheibe, die mehr hinter ihnen liegt, als von ihnen getragen wird. Indem die Köpfe nach und nach mehr Bewegung annahmen und sich im Profil zeigten, erhob sich auch der Nimbus und legte sich als dünne, nur in der Quere gesehene Scheibe über ihr Haupt oder gar nur als feiner Goldreif wie ein Kranz um dasselbe. Auf manchen Bildern nun nimmt dieser Nimbus etwas Kokettes, Barettartiges an, was keineswegs zur Heiligkeit stimmt. Die Scheibe wurde dick und schwebte wie eine Pelzmütze über dem Kopf (vgl. *Didron*,

icon. p. 104.), oder der Reif wurde immer zarter und enger und schwebte nur noch wie ein Ring über den Köpfen. Endlich verschwand der Nimbus ganz. Schon im 16ten Jahrhundert wurden viele Heilige ohne Nimbus dargestellt, indem die Maler sich darauf verliessen, dass die Genialität, die sie in die Apostelköpfe gelegt, den Nimbus entbehrlich machen würde. Aber ein zarter Lichtnimbus thut dem malerischen Effect gewiss keinen Abbruch, während die Anmassung, Heilige ohne Nimbus darzustellen, zu grosser Verweltlichung und Ununterscheidbarkeit der Heiligen von unheiligen Pathetikern geführt hat.

Gott Vater hat auf Kirchenbildern nicht selten ein goldenes gleichseitiges Dreieck als Nimbus, hinweisend auf die Dreieinigkeit. Zuweilen gehen erst von diesem Dreieck Strahlen nach allen Seiten wie von einem Sterne aus. Auch kommt ein Nimbus Gott des Vaters vor, in dem zwei solche Dreiecke quer übereinander gelegt sind, dass sie einen sechseckigen Stern bilden. *Didron, icon.* p. 37. Oefter jedoch ist Gott dem Vater, Sohn und Geist der durchkreuzte Zirkel als Nimbus zugesellt und ausschliesslich vorbehalten. Das Kreuz im Kreise bezeichnet überall und immer eine der Personen der heiligen Dreieinigkeit und kann nie einem Heiligen zukommen. Da aber der Fuss des Kreuzes vom Kopfe selber auf dem Bilde gedeckt wird und man nur die beiden Seitenarme und die Spitze in drei Ausstrahlungen gegen den Kreis hin erblickt, so ist das Kreuz hier zugleich Sinnbild der Dreieinigkeit. Auf Bildern der griechischen Kirche stehen über den beiden Armen des Kreuzes im Nimbus häufig die Worte: *ὁ ὤν*, der da ist. Auf abendländischen Bildern nie. *Didron, man.* XLI.

Christus trägt als zweite Person der Gottheit den durchkreuzten Zirkel als Nimbus. Das Kreuz wird mannigfach aufgefasst, häufig nimmt es an den vier Spitzen, wie sie sich dem Kreisrande nähern, lilienartige Ausbiegungen an. Oft wird es nur durch leichte Einbiegungen des Kreises in den vier Abtheilungen desselben angedeutet. Manchmal wird es

sehr dick und verengt dadurch den Kreis. Seit dem 15ten Jahrhundert fällt auf Christusbildern der Nimbuszirkel öfters ganz weg und bleibt nur das Kreuz allein übrig, so dass man nur die höchste Spitze desselben über dem Scheitel des Heilands und die beiden Arme an den Schläfen desselben sieht. Diese drei Kreuzglieder stellen sich dann aber insgemein als divergirende Lichtstrahlen oder als convergirende Flammen dar. Zwischen ihnen stehen zuweilen die Buchstaben *r* — *e* — *x* (König). Neuere Maler haben des Heilands Haupt häufig nur mit einem nebelhaften Lichtschein, oder mit einer massiv goldnen Sonne umgeben. Auf Bildern des Weltgerichts wird der Nimbus des Heilands zuweilen durch perspectivische Engelchöre angedeutet. — Auch das Lamm, wenn es Christum bedeutet, hat den Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Die Hostie dagegen hat als Nimbus eine Sonne, gleichsam nur die Fortsetzung und Ausstrahlung ihrer runden Scheibe.

Dem heiligen Geist kommt, mag er in menschlicher oder Taubengestalt dargestellt seyn, stets der durchkreuzte Zirkel als Nimbus zu.

Die Madonna mit dem Kinde schwebt entweder in einer grossen, ihre ganze Gestalt umgebenden Glorie, oder hat den Nimbus um's Haupt, wie das heilige Kind den seinigen, oder beide Nimben und die Glorie finden sich beisammen. Oft ist die Glorie nicht eine Sonne, oder ein Flammenkreis oder Regenbogen, sondern ein Kreis von Engeln, auf ältern Bildern auch ein Kreis von sieben Tauben, die Gaben des heiligen Geistes bezeichnend. *Didron*, *annales* I. 218. Der Nimbus um's Haupt der Gottesmutter ist nie durchkreuzt, sondern immer eine reine Rundscheibe oder ein Reif, ein Lichtschein, eine Sonne, ein Kranz von Sternen. Der Sternennimbus kommt ausser der Gottesmutter nur noch dem heiligen Johannes von Nepomuk zu. Vgl. den Artikel Stern.

Der Nimbus um das Haupt der Heiligen ist immer nur die runde Scheibe oder der Reif, durchgängig golden, nur wo der Unterschied eines niedern Heiligen von den göttlichen

Personen ausgedrückt werden soll, auch silbern. Inschriften im Rande des Nimbus kommen nur bei heiligen Kaisern und Königen vor. *Didron*, *icon.* p. 77. Ein viereckiger, jedoch einfach goldener Nimbus unterscheidet die noch lebenden Päpste und solche Personen, denen die Heiligkeit noch nicht ertheilt, aber vorbehalten ist. Daselbst p. 83. Einen blossen Nimbus statt des Kopfes trägt der heilige Felix und ist daran auf Kirchenbildern kenntlich. Als er nämlich enthauptet worden, erschien der Nimbus über dem Halse, um seinen Rumpf als den eines Heiligen zu bezeichnen.

Auf grossen Bildern des Weltgerichts, der himmlischen Huldigungen etc. gruppiren sich häufig die Engelchöre in Reigen, die als Glorien die heiligen Personen umgeben. Solche lebende Glorien finden sich besonders oft in Kuppeln italienischer Kirchen, und auch Dante hat sie als Dichter in seiner Beschreibung des Paradieses vorgebracht. Auch aus blossen Wolken werden solche Glorien gebildet. *Didron*, *icon.* p. 176. Raphael liebte, in diese Glorienwolken geisterhaft zarte Engelköpfe zu malen.

Noah.

Noah steht in Beziehung zu Adam, wie die Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu dessen Geburt, und wird insofern, wie schon die Mystiker des Mittelalters anerkannt haben, ein Vorbild des Heilands, seine Arche ein Vorbild des Schiffes der Kirche, seine Taube ein Vorbild des heiligen Geistes, die Sündfluth selbst der Taufe, der von Noah gepflanzte Weinstock des heiligen Abendmahls, seine Aufdeckung durch Cham das *ecce homo*. Vgl. *Rupert. Tuit.* p. 48. Auch schon auf den alten römischen Katakombenbildern gehört Noah, wie er, aus dem Kasten hervorschauend, die Taube entlässt, zu den Grabsymbolen, durch welche auf die Auferstehung hingewiesen wird. Nur diese Beziehungen gehören in die christliche Symbolik, von der verbannt bleiben muss Alles, was neuere rationalistische Exegeten ausgeklügelt haben

über die Etymologie des Namens Noah und dessen Verwandtschaft mit *navis, Neck, Nix.* Buttmann (Mythologus I. 172 f.) schämte sich nicht, ihn wegen der Reben sogar in Verbindung zu bringen mit dem griechischen Bacchus. Hinter all diesem gelehrten Unsinn verbirgt sich immer nur Hass gegen die christliche Wahrheit und das Trachten, die theologische Jugend irre zu führen.

In der Reihe der Patriarchen ist Noah immer durch die kleine Arche kenntlich, die er trägt. Vgl. die Artikel Arche und Regenbogen.

Nuss.

Nussblätter werden in die Frohnleichnamskränze gewunden, weil einmal ein Nussbaum, als Maria schwanger mit Joseph nach Bethlehem wanderte, dieselben vor Regen geschützt hatte. Hofmann, Apokr. 102. Auf einem Nussbaum erschien Maria zu St. Paolo in den Apenninen. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 342. Desgleichen ihr Bild im Innern eines Nussbaums zu Castiglione, daselbst 82. — Bei den Juden und Heiden galt der Nussbaum als Sitz böser Dämonen. Nach dem Talmud hat er an jedem Zweige neun Blätter und auf jedem sitzt ein Teufel. Horst, Dämonomanie I. 89. Unter einem Nussbaume bei Benevent versammeln sich die Hexen aus ganz Italien. Mayer, Neapel II. 51. Ein Nussbaum, in dem die Teufel hausen, soll aus dem Grabe des Nero in Rom gewachsen seyn. Als man ihn in die Tiber warf, setzten sich eine Menge Raben darauf. An derselben Stelle baute man die Kirche del Popolo, wodurch die Teufel verbannt wurden. Gumppenberg Nr. 26. Keyssler, Reise 530. Bunsen, Beschr. von Rom III. 3. 210.

O

Ochs.

Ochs und Esel im Stalle zu Bethlehem sind als Tag- und Nachtthiere, als Repräsentanten des guten und bösen Thierreichs nach vorherrschend ägyptischen und persischen Begriffen, aus dem heidnischen Osiris- und Mithracultus gedeutet worden, was aber lediglich nicht in die christliche Symbolik gehört. Durch ihre Anwesenheit an der Krippe wird nur das Prophetenwort von Jesaias 1, 3. und Habacuc 3, 2. erfüllt.

Ueber den geflügelten Ochsen vgl. den Artikel Cherubim. Indem die vier geflügelten Träger des göttlichen Thrones aus Ezechiel auf die vier Evangelisten, als Träger des göttlichen Wortes im neuen Bunde übergingen, bekam Lucas den Ochsen zum Attribut. Vgl. den Artikel Lucas. — Die zwölf Rinder, die das sogenannte eherne Meer im Tempel zu Jerusalem trugen (1. Kön. 7, 25.), sind auf die zwölf Söhne Jakobs und vorbildlich auch auf die zwölf Apostel bezogen worden, indem man das eherne Meer zugleich als ein grosses Taufbecken auffasste.

Als Sinnbild der rohen Verthierung erscheint der zum Ochsen gewordene König Nebucadnezar, Gras fressend. Daniel 4, 29.

Heilige, die den wilden Ochsen und Stieren vorgeworfen wurden: Blandina, Julitta, Marciana, Perpetua, Tryphäna, Rainerus etc. Der heilige Saturninus wurde von einem Stier, an dessen Schweif man ihn band, zu Tode geschleift. Die Heiligen Antipas, Eustachius, Eleutherius, Theodata, Pelagia wurden im Bauch eines ehernen glühenden Stieres (gleich dem Ochsen des Phalaris) verbrannt. — Der heilige Adalbert von Prag predigte einst vor den andächtig zuhörenden Rindern. Oxford hat den Namen von einer schönen Nonne, die vor den Bewerbungen des Königs Eduard, auf einem Ochsen reitend, durch den Fluss entfloh. Zwei Stiere, denen die heilige Thecla vorgeworfen wurde, scheuten sie und thaten ihr nichts. — Mehrmals kommen in der Legende Ochsen vor, die vor einer verlorenen oder durch Frevler verworfenen Hostie knieen und dadurch zu ihrer Entdeckung führen. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 536. 541.

Patron der Rinder, wie der Viehzucht überhaupt ist der heilige Leonhard.

Odysseus.

In einem merkwürdigen Auto des Spaniers Juan Perez de Montalevon ist Galatea die menschliche Seele, während Polyphem den Satan, Christus aber den Odysseus vorstellt, der jenen überwindet und Galateen rettet. Wiener Jahrb. 1822, III. 29.

Oel,

der reinste Lichtstoff, aus der unschuldigen Pflanzenwelt entnommen, daher von jeher geheiligt. Zugleich heilkräftig, den Schmerz der Wunden lindernd, bedeutet das Oel in der christlichen Symbolik zunächst die Gnade Gottes. Jedoch scheint dem häufigen Gebrauch des Oels im christlichen Cultus vornämlich auch die alte Erinnerung an die Ringer, die sich vor dem Kampfe mit Oel salbten, zum Grunde zu liegen. Man gebraucht das Oel zur Salbung bei der Taufe und Firmelung, bei Sterbenden (die letzte Oelung), bei Priesterweihen

und bei der Krönung der Könige (die Salbung). Damit verbindet sich wohl der doppelte Sinn theils einer Uebertragung göttlicher Milde auf den Gesalbten, theils einer Stärkung zu schwerem Ringen und Kämpfen. Vgl. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 145. Das biblische Bild vom unerschöpflichen Oelkrug der armen Wittwe (2. Kön. 4, 2.) bezeichnet die Fülle der Gnade. In der griechischen Kirche hat das Oel als Gnadenmittel die grösste Bedeutung. Am Palmsonntag wird das Oel für das ganze Reich in einem grossen Kessel vom Patriarchen selbst oder dessen Stellvertreter gesotten, von Diaconen mit Cypressenzweigen (Anspielung auf den Tod Christi, da die Cypresse den Tod bedeutet) umgerührt und mit einer grossen Perlmutterschale (in welcher das erste heilige Oel aus Constantinopel gebracht worden war) ausgeschöpft und in die Krüge gefüllt, in denen es in's ganze Reich verschickt wird. Hier sieht man, welcher Werth auf eine im geweihten Oele sich fortpflanzende Segenskraft gelegt wird.

Dieselbe Idee wird auch in der katholischen Kirche durch die ewigen Lampen ausgedrückt, die, vor dem Allerheiligsten brennend, nie erlöschen dürfen, und immerwährend mit Oel gefüllt werden. Damit verbindet sich aber eine noch tiefere Idee, nämlich die des Lichts, das aus dem Oele, der Weisheit, die aus der Liebe fliesst. Schon im Propheten Zacharias 4, 3. findet sich ein schönes Bild der in der ewigen Liebe gebornen Weisheit: ein Leuchter zwischen zwei Oelbäumen. Vgl. Offenb. Joh. 11, 4, wo die zwei Zeugen Oelbäumen verglichen werden. Auch die Thür zum Allerheiligsten des salomonischen Tempels war von Oelbaumholz. Vgl. Kugler, Kunstgeschichte S. 80. Insbesondere aber wird die Gnadenmutter mit einem Oelbaume verglichen, der Oel in Fülle hat für alle Wunden der Menschen. Conrad von Megenberg, Buch der Natur 1482, Fol. 157.

Wenn im Chrysam Oel und Balsam die vereinigten beiden Naturen Christi bezeichnen (Rippel a. a. O. 462.), so

ist unter dem Oele die menschliche Natur verstanden, als der reinste irdische Stoff.

Sofern die göttliche Gnade sich nach der Sündfluth in der Befriedigung der Elemente bewährte und Gott mit Noah einen neuen Bund des Friedens einging, dessen Zeichen der Regenbogen wurde, bedeutet auch der Oelzweig, den die Taube Noä in die Arche zurückbrachte, zunächst den Frieden, was der älteren heidnischen Symbolik entspricht; denn auch bei den Römern war ein Oelzweig Friedenszeichen. Das hing auch mit der Erfahrung zusammen, nach welcher Oel, auf wildbewegtes Wasser gegossen, dasselbe alsbald stillt und ausgleicht. Als Friedenssinnbild muss auch der Oelbaum auf altchristlichen Kindergräbern betrachtet werden. Vgl. Bellermann, Katakomben von Neapel S. 31. Mit Bezug auf Psalm 128, 3, wo Kinder um den Tisch her mit Oelzweigen verglichen werden.

St. Nonnosus, Probst zu *Monte di S. Silvestro* in Toscana, bewirkte einmal nach einer schlechten Oelerndte blos durch sein Gebet, dass sich alle leeren Oelgefässe des Klosters mit köstlichem Oel füllten. 2. September. Oel triefte von den Fingern der heiligen Luitgardis. Von den Reliquien und Gräbern sehr vieler Heiligen floss heilsames Oel. Vgl. Görres, Mystik II. 47. *Nieremberg, hist. nat.* 419. 423 f. St. Pantaleon wurde als Martyrer an einen Oelbaum gebunden, der sich mit Früchten anfüllte. — St. Narcissus, Bischof von Jerusalem im 3ten Jahrhundert, bewirkte einst, als beim grossen Osterfest das Oel zu den Lampen fehlte, durch blosses Gebet, dass Wasser statt des Oeles brannte. Drei Bösewichte, die ihn verleumdeten, und von denen einer sagte, wenn es nicht wahr sey, solle ihn Feuer verzehren, der andere, wolle er an einer scheusslichen Krankheit sterben, und der dritte, wolle er blind werden, wurden durch Erfüllung dessen, was sie gesagt, bestraft, indem einer verbrannte, der andere erkrankte, der dritte blind wurde. 29. October. Eusebius, Kirchengesch. VI. 9.

Unter den Heiligen, zu deren Attributen hauptsächlich

das Oel gehört, ist der berühmteste St. Remigius, Erzbischof von Rheims, das Haupt der fränkischen Kirche unter König Chlodwig, nachdem derselbe Gallien erobert hatte. Was die Legende von ihm meldet, ist Ausdruck 1) der weltgeschichtlichen Bedeutung der Frankenbekehrung, die für den Norden Europa's eben so wichtig war, wie Constantins Bekehrung für den Süden. Als bei der Taufe Chlodwigs das heilige Oel fehlte, brachte eine weisse Taube ein Oelfläschchen vom Himmel, worin das Oel nie versiegte, daher alle späteren Könige von Frankreich damit gesalbt wurden. Man findet es abgebildet im Journal des Luxus und der Moden 1793 Dezember, S. 663. Es wurde erst in der Revolution durch das Conventsmitglied Roul auf öffentlichem Platze zu Rheims zerbrochen. Lamartine, Geschichte der Gironde LII. 21. Das berühmte Oelkrüglein bezeichnet die unmittelbare göttliche Weihe der christlichen Frankenkönige, den himmlischen Ursprung ihrer Begnadigung (die Legitimität der Könige von Gottes Gnaden). Die Legende bezeichnet 2) den Stolz des Kirchenmannes, der sich wohl bewusst war, welchen Dienst er dem Königthum leistete. Er soll zu Chlodwig bei der Taufe gesagt haben: „Verbrenne, was du bisher geehrt, ehre, was du bisher verbrannt hast.“ Die Legende bezieht sich 3) auf die grossen Schenkungen, durch die der neue fränkische Staat sich den Beistand der Kirche erkaufte. Der heilige Remigius erhielt vom König Erlaubniss, so viel Land als Kirchengut zu behalten, als er, während der König den Mittagsschlaf hielt, würde umgehen können, und umging nun ein weites Gebiet, trotzdem dass er sich unterwegs noch mehrmals aufgehalten sah und die bösen Nachbarn, die ihn hindern wollten, mit Fluch belegen musste. Weiter berichtet die Legende, wie er einen Grenzstein gelegt, den kein Mensch von der Stelle bringen konnte, und wie Alle, die in das neue Eigenthum der Kirche Eingriffe thun wollten, unglücklich wurden. *Flodoardus, hist. Rem.* I. 14. 20. Grimm, deutsche Sagen Nr. 422, 424. — Merkwürdig ist Remigius ferner als Feuerbanner. Eine grosse Feuersbrunst in Rheims trieb er vor

sich her in Kugelgestalt zum Thore hinaus. Flodoard I. 6. Grimm Nr. 423. Der Heilige wird am 1. October verehrt.

Oelberg,

üblicher Name der Sculpturen, namentlich Steinbilder, welche Christum, auf einer kleinen Erhöhung kniend, darstellen, wie ihm der Engel den Leidenskelch darreicht. Häufig vorkommend als abgesonderte Gruppe in und vor den Kirchen. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 147.

Das Hauptmotiv dieser Scene ist die menschliche Furcht des Heilands vor dem bevorstehenden Leiden. Man hat mit Recht bemerkt, dass ohne diesen echt menschlichen Zug es scheinen könnte, als habe der Mittler sein Leiden selbst nur als ein Scheinleiden angesehen und als sey er in seiner göttlichen Natur über wirkliches menschliches Leiden erhaben gewesen. Ueberdies ist diese Angststunde am Oelberg die nothwendige Ergänzung zu der Versuchungsscene in der Wüste. Dort wurde Jesus versucht durch Hoffnung, hier durch Furcht; dort wandte sich der Versucher an den Stolz seiner göttlichen, hier an die Schwäche seiner menschlichen Natur. Olshausen II. 333. 427. — Tief charakteristisch ist auch der Gegensatz zwischen dem angstschwitzenden Heiland und den schlafenden Jüngern, die nichts merken und ahnen von Allem, was vorgeht.

Das alttestamentalische Vorbild der Scene ist das Ringen Gottes oder eines Engels mit Jakob. Nach der Tradition hiess jener Engel Chamuel, daher lässt die Legende (der auch die meisten Maler folgen) in jener Angststunde den Engel mit dem bittern Kelch zum Heiland hinabsteigen. Alt, Heiligenbilder S. 40. Andrerseits ist die Angst am Oelberg wieder das Gegenbild der Verklärung (Transfiguration) Christi. In beiden Scenen ist die Gruppirung fast die nämliche, sofern Christus beidemal nur drei Jünger mit sich auf den Berg nimmt und sich, höher aufsteigend, von ihnen absondert. Bei der Verklärung erschrecken sie so, dass sie

auf ihr Angesicht fallen und Christus sie erst wieder aufrichten muss; bei der Angstscene schlafen sie. In beiden Fällen ist die doppelte Natur Christi in ihren beiden Brennpunkten aufgefasst, bei der Verklärung wird der Mensch ganz zum Gott, in der Angststunde der Gott ganz zum Menschen. Eins setzt das Andere voraus.

Ofen,

Sinnbild der Gefangenschaft und Trübsal, aber auch der Prüfung und Rechtfertigung. Zunächst im alten Testamente Sinnbild der ägyptischen Gefangenschaft, 5. Mos. 4, 20. 1. Kön. 8, 51. Jer. 11, 4; sodann auch der babylonischen Gefangenschaft, während welcher wirklich nach dem Gebet Asariä 47. dieser fromme Jude in einem glühenden Ofen verbrannt werden sollte, aber durch sein Gebet errettet wurde, indess das Feuer aus dem Ofen herausschlug und die Chaldäer verzehrte; und ferner nach Daniel 3, 26. die drei Judenknaben Sadrach, Mesach und Abednego, die alle drei, Gott lobsingend, zu Babylon im feurigen Ofen unversehrt blieben. — Auf den ältesten christlichen Grabbildern wurde nun der feurige Ofen Sinnbild der irdischen Trübsal, des irdischen Lebens überhaupt, und die darin lobsingenden drei Jünglinge drückten die Freude über die Erlösung aus dieser Welt aus. In den römischen Katakomben finden sich die Drei im Ofen in phrygischen Mützen (dem allgemeinen Abzeichen der Babylonier) häufig den heiligen drei Königen gegenübergestellt, die gleichfalls die phrygischen Mützen tragen, weil sie aus dem Orient kommen. *Aringhi*, *Rom. subt.* I. 379. *Bottari*, *Rom. sott. tav.* 22. Vgl. Kunstbl. 1845, S. 226. In beiden stehen sich Welt und Himmel, Leiden und Erlösung gegenüber. Ueber den Dreien im Ofen schwebt die Taube mit dem Oelzweig bei *Bottari tav.* 181. *Aringhi* II. 311. Zuweilen fehlen die drei Jünglinge, und man sieht den Ofen allein mit drei Flammen (*Aringhi* I. 531. 549.) oder nur den Ofen mit drei Fenstern, *Bottari* I. *tav.* 12 (gleich

dem Thurm der heiligen Barbara). — Die Drei im Ofen sind auch auf kirchlichen Weihrauchgefässen dargestellt, indem ihr Lobgesang im Feuer dem lieblichen Duft des Weihrauchs gleichen soll. *Didron*, *annales* I. 309.

Ein christlicher Asaria war St. Rufinus, der im feurigen Ofen unverletzt blieb, 30. Juli. Hieher gehört auch das Wunder, welches Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" modernisirt hat. Die Legende berichtet es nicht von der Gräfin von Savern, sondern von der heiligen Königin Elisabeth von Portugal. Ihr Gatte nämlich wurde auf einen Pagen, den man verleumdete, eifersüchtig, befahl, ihn in einen Kalkofen zu werfen, schickte aber den Verleumder hinaus, um nachsehen zu lassen, ob sein Befehl schon vollzogen sey, und nun wurde der Verleumder in den Ofen geworfen, weil der unschuldige Page, unterwegs betend, noch nicht gekommen war. Besungen von Bönecke (Legenden, Leipzig, Barth 1846, S. 34.). Ein glühender Ofen ist Attribut der heiligen Pelagia, weil sie darin verbrannt wurde. Desgleichen der h. Tryphäna und des h. Rufinus.

Ohr.

Sowohl auf Kirchenbildern, als in alten Marienliedern findet sich die Vorstellung, nach welcher die Verkündigung durch das Ohr Maria's geschah, weil Gott sich ihr im Wort offenbarte, ihr das Wort (den Logos) mittheilte. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 92. — St. Aquilina, ein zwölfjähriges Mädchen zu Byblos, wurde unter Kaiser Diocletian als Christin verfolgt. Man stach ihr glühende Nadeln durch's Ohr in's Hirn, aber sie blieb standhaft und ein Engel heilte sie. Endlich wurde sie enthauptet und statt des Blutes entfloss ihr Milch. Man verehrt sie am 12. Juni.

Opfer.

Die Opferidee, die dem Christenthum wesentlich zu Grunde liegt, ist in den Artikeln Christus, Abendmahl,

Kreuzigung schon genügend erörtert worden. „Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen, starb an dem Holze Gottes Sohn.“ Das ist der kürzeste Ausdruck des Gedankens, wobei nur noch die Hauptsache, nämlich die Liebe ausgelassen ist, die sich freiwillig zu dieser Sühne hingibt.

Es ist überflüssig, nach Vorbildern in der heidnischen Zeit zu suchen. Doch lag es auch im Zeitalter der classischen Studien nahe, den römischen Ritter Curtius, der zu Ross todesmuthig in den Abgrund sprengte, um Rom vom Verderben zu retten, allegorisch auf Christum zu beziehen.

Schon das erste Opfer, welches in der heiligen Schrift vorkommt, ist ein Doppelopfer, dargebracht von Kain und Abel, wovon das eine dem Herrn wohl, das andere aber ihm übel gefällt. Von dem einen steigt der Opferrauch gerade in die Höhe, von dem andern wird er am Boden zerstreut. Das charakterisirt alle Opfer.

Wohl gefallen dem Herrn alle Opfer reinen Herzens, z. B. des Dankes, das Opfer Noahs nach der Sündfluth; des Gehorsams, das Opfer Abrahams. Dieses Opfer des Sohnes durch den Vater ist im alten Testament das Vorbild des höchsten Opfers, in welchem Gott der Sohn sich aus ewiger Liebe zum Opfer bringt dem Vater, um der ewigen Gerechtigkeit willen. In dem Wettopfer, welches der Prophet Elias mit den Baalspfaffen eingeht, stehen sich abermals das Gott wohlgefällige und das missfällige Opfer gegenüber. In dem Opfer zu Lystra ebenfalls und wieder auf andere Weise. Denn wie Elias den Baalspfaffen gegenüber die reine Lehre Mosis dem gesammten diabolischen Heidenthum gegenüber siegreich vertritt, so wollen die Heiden zu Lystra den christlichen Aposteln Opfer bringen gleich heidnischen Göttern, und dieses tiefe Missverständniss des Christenthums wird nach Gebühr von den heiligen Gottesboten Paulus und Barnabas zurückgewiesen.

Daher ist es eine Sünde gegen den heiligen Geist, im heidnischen Sinne zu opfern, und die Legende kennt eine beträchtliche Menge von Martyrern, die den Tod erlitten,

weil sie sich weigerten, den heidnischen Göttern zu opfern, oder vor deren Heiligkeit die Götzenbilder, denen sie opfern sollten, zusammenstürzten. Berühmt in dieser Beziehung ist besonders die heilige Bibiana, die dem Jupiter opfern sollte, aber lieber die Hand verbrannte, als dass sie den Weihrauch, den sie darin hielt, in's Feuer gestreut hätte. Die Scene ist gemalt von Peter von Cortona (Füssli, Kupferst. I. 74. Huber, III. 323.), von Testa in Nürnberg (Waagen, Deutschland I. 208.). Eine sehr berühmte Statue der Heiligen von Bernini, in Marmor mit grossem Liebreiz ausgeführt, befindet sich in Rom. Beschreibung von Rom III. 2. 331. Ramdohr III. 26. Wessenberg, christl. Bilder II. 536. Auch die heilige Cyrilla sollte den Götzen opfern, blieb aber dem Christenthum treu, und hielt, als man ihr mit Gewalt Weihrauch in die Hand that und dieselbe über das Opferfeuer ausstreckte, die Finger fest verschlossen, ohne den Weihrauch auszustreuen, so dass ihre Hand verbrannte. 5. Juli. Besungen in Rousseau's Legenden S. 188.

Orgel,

Attribut der heiligen Cäcilie. Bei Herder, zur schönen Literatur und Kunst VI. 67, findet sich eine Dichtung, nach welcher ein Engel der Heiligen die Orgel durch einen irdischen Künstler soll haben anfertigen lassen, damit sie durch die Töne derselben stets an die Musik der Engel erinnert werde. Besser jedoch hat Raphael die Heilige aufgefasst, wie sie die Orgel fallen lässt, indem sie die Engel singen hört, die irdische Musik schwindet vor der himmlischen. (Auf dem berühmten Bilde in Bologna.)

Orpheus,

der berühmte thrakische Sänger, dessen Gesang zur Lyra die wilden Thiere so bezauberte, dass sie sich um ihn versammelten und zahm zu seinen Füssen lagen, wurde in den

ersten Jahrhunderten der Christenheit mit Christo, als dem guten Hirten, identificirt und schon auf den altchristlichen Katakombengräbern in Rom und in sehr alten Miniaturen unter den wilden Thieren abgebildet. *Aringhi, Rom. subt.* I. 547. 563. 577. *Bosio* p. 239. 627. *Bottari* II. *tab.* 63. 71. *d'Agincourt* III. 6. 3. *Didron, icon.* p. 346. *Twining, symb.* 16. Piper, Myth. I. 122. 415. Waagen, Paris 195. Kunstblatt 1840. Nr. 15. Christus = Orpheus trägt auf diesen Bildern noch in antiker Weise die phrygische Mütze und neben der Lyra (zuweilen auch der Panflöte) einen Hirtenstab. Die wilden Thiere erscheinen hier zum erstenmal wieder vereinigt wie im verlornen Paradiese. Adams Sünde zerriss auch den Frieden der Thiere, Christus, als neuer Adam, gibt ihnen den Frieden zurück. Diese Thiere bedeuten aber auch die Menschen oder Völker, welchen die himmlische Botschaft oder die neue Lehre zu Theil wird. Man darf dies Bild daher nicht verwechseln mit der Vorstellung, die häufig in Miniaturen zu alten Psalterien vorkommt, nach Psalm 8, 7 f., wo Adam unter den Thieren sitzt, über welche Gott ihm die Herrschaft verliehen. — Eine Variante bieten die Apokryphen dar, nach denen das Christkind auf der Flucht nach Aegypten von allen Thieren der Wüste umringt und angebetet wurde. Hofmann, Apokr. 141. — In einem schönen Auto des Calderon rettet Orpheus (Christus) seine geliebte Euridice (die menschliche Natur) aus der Unterwelt (der Versündigung und Verschuldung). Sehr poetisch ist das Erstaunen und der Schrecken des Höllenfürsten aufgefasst, als er zum erstenmal die himmlischen Töne des nahenden Orpheus in seiner Höllennacht vernimmt.

Ostern,

die Feier der Auferstehung des Herrn. Das deutsche Wort ist beibehalten worden von einer älteren heidnischen Frühlingsfeier, welche der Göttin Eastre, Eostra, Ostara galt (vgl. Grimm, d. Myth. 266 f.), worunter wohl die von Osten kommende Sonne gemeint war, von der das Volk noch jetzt

glaubt, sie hüpfe am Ostermorgen beim Aufgang am Himmel dreimal vor Freuden über die Auferstehung des Herrn auf. Daher die Sitte an vielen Orten, in der heiligen Osternacht auf die Berge zu steigen und dort die Ostersonne aufgehen zu sehen. Vgl. Paullini, zeitverkürzende Lust S. 832. *Mémoires de l'acad. celtique* III. 441. Grimm, d. Myth. 703. Kuhn, märkische Sagen S. 311. E. Meier, Sagen aus Schwaben S. 392. 401. Sommer, sächs. Sagen I. 478. Heer, Canton Glarus S. 302.

Wie überhaupt die Sonne, als das physische Urlicht, viel und oft mit Christo, dem geistigen Urlicht, verglichen wurde, so insbesondere der Aufgang der Sonne mit seiner Geburt und Auferstehung. Dieser Symbolik entspricht auch die Zeit, in welche das Osterfest fällt. Der Frühling ist gleichsam Morgen des Jahres, wie der Winter dessen Nacht gewesen. Die Ostersonne ist nach der langen Winternacht die eigentliche Morgensonne des Jahres, mit der zugleich Blumen und Vögel erwachen und alles Leben in der Natur. In älteren Zeiten begann überhaupt das Jahr mit Ostern, mit dem Frühling. Auch das Kirchenjahr fing ehemals mit dem 25. März an.

Ostern ist zugleich das alte Passahfest der Juden, welches in dieselbe Zeit fällt und auf dieselbe alte Natursymbolik zurückgeführt werden kann; denn wenn auch die Juden an ihrem Osterfest nur die Befreiung ihres Volkes aus Aegypten feiern, so ist doch diese Erlösung aus der Knechtschaft, indem sie gerade im Frühling gefeiert wird, durch die Befreiung der Natur aus den Banden des Winters vorbedeutet. Das Passahfest der Juden ist fixirt. Die christliche Kirche dagegen machte aus Ostern ein bewegliches Fest, nicht blos um sich vom Judenthum zu unterscheiden, sondern um das Auferstehungsfest stets an einem Sonntag feiern zu können, was in seinem Begriff liegt, und die hohe Bedeutung der Symbolik und der Bestimmung der ältesten Feste beweist. Vgl. die Artikel Auferstehung und Sonntag. In Strauss' Kirchenjahr S. 25. ist die Meinung ausgesprochen, durch die

Beweglichkeit des Osterfestes habe man zugleich die Starrheit des mosaischen Systems durchbrechen und zeigen wollen, der Herr sey zu Ostern für die ganze Menschheit auferstanden, das Fest also gehöre der Menschheit, nicht dem Judenthum an. Darum wurde der erste Sonntag nach dem ersten Vollmond nach der Tag- und Nachtgleiche im Frühling zum christlichen Ostertag gemacht.

In der Symbolik, welche sich an die Feier des Osterfestes anknüpft, nimmt das Osterlamm die erste Stelle ein. Es ist das alte Opferlamm, was die Juden bei ihrem Ausgang aus Aegypten schlachteten und assen und von dem ihr Passahfest den Ursprung genommen. Es ist aber ausschliesslich angewandt auf Christum als das Lamm Gottes, das sich hingab für die Sünde der Menschen. Vgl. d. Art. Lamm. Das Osterlamm ist gewöhnlich mit der Siegesfahne geschmückt, wie Christus selbst diese Fahne ausschliesslich in Auferstehungsbildern trägt. Das Lamm wird mit der Sonne identificirt. Im Brandenburgischen stellt man vor Sonnenaufgang am Ostermorgen ein Gefäss mit Wasser hin und erblickt dann darin im Moment des Sonnenaufgangs ein weisses Lämmchen. Temme, Volkssagen der Altmark S. 85. Hier erkennt man am Deutlichsten, wie alter Naturcultus christlich umgedeutet wurde.

Das Osterfest ist ein grosses Lichtfest, denn von ihm an nehmen die Tage zu und beginnt die hohe Frühlings- und Sommerzeit, was man schicklich anwandte auf die Erleuchtung der Welt durch das Christenthum. Wie daher die Ostersonne selbst ein Sinnbild Christi ist, so nicht minder das Osterfeuer, das Osterlicht, die Osterkerze, das Osteröl. Noch bis auf die neuere Zeit wurde zu Ostern auf Bergen Feuer angezündet. Man sprang darüber, man trieb das Vieh rasch hindurch, man rannte mit den brennenden Holzstücken um die Saatfelder. Man rollte ein feuriges Rad vom Berge herunter, oder schleuderte brennende Holzscheiben über die Saatfelder hinweg, um sie dadurch zu weihen und vor Schaden zu hüten. Man hob Brände und Asche vom Osterfeuer auf, die gegen allerlei Schaden helfen sollten. Grimm, d. Myth.

S. 581 f. Frank, Weltbuch S. 50. v. Haupt, Panorama von Trier S. 245. Heer, Canton Glarus 301. Schmeller, bayr. Wörterbuch III. 308. Alsatia, 1851. S. 120. Curtze, Fürstenth. Waldeck S. 404. Wahrscheinlich löschte man in älteren Zeiten alles Feuer am Ostersonnabend aus und zündete es erst in der heiligen Osternacht mit der Morgensonne wieder an. Dieser Gebrauch hat sich wenigstens in den Kirchen erhalten. Bei der Feier der heiligen Osternacht werden alle Kerzen gelöscht und erst am Morgen wieder neu entzündet, was nach altem Glauben am heiligen Grabe zu Jerusalem durch ein Wunder geschieht. Der Glaube, dass am Ostermorgen die Kerzen in den Kirchen auf wunderbare Weise durch Lichter, die vom Meere oder aus der Luft in's Fenster schweben, entzündet werden, kommt auch anderwärts öfter vor. Vgl. Pococke, Beschreibung des h. Landes I. 41. Schrökh, Kirchengesch. 23, 204. Frank, Weltbuch S. 131. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 403. P. Abraham, Judas IV. 144.

Allgemeine Sitte in der katholischen Kirche ist, zu Ostern sämmtliches zum Kirchengebrauch bestimmte Oel zu erneuern. Das alte Oel wird bei dieser Gelegenheit verbrannt, was man „den Judas verbrennen“ nennt. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 86. Ferner ist die grosse „Osterkerze“, auch das „Osterlicht“ genannt, eine riesenhafte Wachskerze, oft bunt bemalt und geputzt, dazu bestimmt, dass an ihr alle andern Kerzen angezündet werden, wobei auch das Volk herbeiströmt, sich segensreiches Feuer für seinen Heerd durch eine kleine Kerze anzuzünden. Dieses „Osterlicht“ brennt in der Osternacht zuerst. Es wird mit der Feuersäule verglichen, die den Juden bei ihrem Ausgang aus Aegypten bei Nacht vorleuchtete. Rippel a. a. O. 89. Aber sie wird, um sie als christlich zu bezeichnen, in's Taufwasser gesteckt. Das. 93. Das neue zum Kirchengebrauch bestimmte Oel wird schon am grünen Donnerstage geweiht. Das. 148.

Der Lichtweihe zu Ostern entspricht die Wasserweihe. Zu Ostern wird alles Wasser geweiht, was besonders in der griechischen Kirche mit grösster Feierlichkeit geschieht. Der

Patriarch begibt sich zum nächsten Fluss und segnet denselben. In der römischen Kirche wird nur das zum kirchlichen Gebrauch bestimmte Weih- und Taufwasser gesegnet. Jedoch schreibt man dem Osterwasser auch für den Privatgebrauch einen höheren Segen zu, als gemeinem Wasser, und schöpft es daher unter alterthümlichen Feierlichkeiten am Ostermorgen noch bei Licht, oder stillschweigend, gegen den Strom, durch eine jungfräuliche Hand etc., wobei sich ohne Zweifel ältere heidnische Erinnerungen einmischen. Vgl. Grimm, d. Myth. 52. Wigand, Archiv VI. 317. Hanusch, slav. Myth. S. 294. Osterwasser am Ostermorgen vor Sonnenaufgang unbeschrieen geschöpft, heilt alle Wunden (Panzer, Beitrag I. 264.), alle Krankheiten (Sommer, sächs. Sagen I. 148. v. Hartwig, Tirol 340. Haupt, Zeitschr. III. 363.). Auch Osterthau ist heilsam. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 374. Das wechselseitige Bespritzen der Jünglinge und Mädchen mit Osterwasser, woraus ein muthwilliger Scherz geworden ist, hatte wohl ursprünglich auch nur die Bedeutung eines Segens.

Zur Ostersymbolik gehört ferner das Osterei, der Osterball, der Osterfladen, alle drei von runder Gestalt, Sinnbilder des Erdenrundes und der mit Ostern beginnenden Erdfruchtbarkeit, aber im christlichen Sinn angewandt auf die Auferstehung Christi aus dem Grabe. Das Osterei ist zunächst Sinnbild des im Grabe verschlossenen Heilandes. Das uralte Spiel mit Ostereiern besteht darin, dass zwei sich Begegnende ihre buntbemalten Ostereier aneinander zerklopfen, was die Auferstehung des Lebens aus dem Ei bedeuten soll. Oft werden die Eier inwendig ausgehöhlt und künstliche Figürchen hineingebracht, das Christkind in der Krippe, kleine Crucifixe etc. Frömmigkeit und Witz haben sich in der Bemalung und Füllung der Ostereier bisweilen erschöpft, und dem Zarten ist viel Geschmackloses mit untergelaufen. Aber auch schon im Heidenthum war das Ei das sehr natürliche und nahe liegende Sinnbild des in der winterlich harten Erde verschlossenen Lebens, das im Frühjahr hervorbricht. Indem

man die Ostereier bunt bemalte, dachte man bei der rothen Farbe vielleicht an das Blut Christi, bei den vielen andern Farben wohl aber nur an den neuen Frühlingsschmuck der Erde, die Blumen. Vgl. über die Ostereier Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 244. Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 244. Curiositäten V. 359. Tobler, Appenzeller Sprachschatz 109. Das Eierlesen, der Eiertanz sind Volkslustbarkeiten, die durch das Osterei veranlasst wurden.

Der Osterfladen ist ein grosser runder Kuchen, den man zu Ostern bäckt und vormals auf die Berge trug, um ihn beim Sonnenaufgang zu verzehren. Wahrscheinlich ein Sinnbild der von Ostern an wieder fruchtbaren und Nahrung bringenden Erde.

Der Osterball, mit dem Kinder und Jungfrauen zu Ostern spielen, dürfte auch einer heidnischen Frühlingsfeier entnommen seyn und sich vielleicht auf den Sonnenball am Himmel zurückführen lassen, der jetzt seinen höheren Rundlauf beginnt. Vgl. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 238. Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 71. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 372.

Da Ostern der Auferstehungsmorgen des Herrn ist, so versteht es sich von selbst, dass drei Tage vorher der Charfreitag und fünfzig Tage nachher Pfingsten ist. Der gesammte Oster- und Pfingstcyclus, beginnend mit der Fastenzeit, schliesst sich an die heilige Geschichte an. Dagegen scheint auf den grünen Donnerstag mancherlei Gebrauch und Aberglauben aus einem älteren heidnischen Frühlingsfest gefallen zu seyn, bezüglich auf die ersten Gewitter, die ersten Kräuter, die ersten Eier etc., was hier, als nicht zur specifisch christlichen Symbolik gehörig, übergangen werden muss.

P

P a l m e,

Sinnbild des Sieges schon im heidnischen Alterthum, namentlich bei den Römern. Mit Palmzweigen wurde der heimkehrende Sieger empfangen und begleitet. So wurde auch Christus bei seinem Einzug in Jerusalem mit Palmen empfangen, und der jährliche Gedächtnisstag dieses Einzuges heisst deshalb der Palmsonntag. Durandus, *rat. offic.* VI. 47, 9, verlangt, dass am Palmsonntage das Volk sich schmücke mit Blumen, Oelzweigen und Palmen. Die Blumen sollen die Tugenden des Heilandes bedeuten, die Oelzweige sein Amt als Friedebringer, die Palmen seinen Sieg über Satan. Sofern das Fest in den ersten Frühling fällt, macht es den Sieg der grünen Vegetation über den unfruchtbaren Winter zum Vorbild eines höheren geistigen Sieges. *Palma* heisst überhaupt die Knospe, der junge Spross, daher die sogenannten Palmkätzchen oder Weidenblüthen, die wir im Norden am Palmsonntag statt der echten Palme pflücken, immer doch dasselbe bedeuten. Auf die Wiedergeburt im Frühling bezieht sich auch das Symbol des Phönix, welches mit dem der Palme innig verbunden erscheint. Der Phönix nämlich,

der sich selbst verbrennt und dadurch verjüngt, sitzt auf der Palme in altchristlichen Grabgemälden der Katakomben. Vgl. Bunsen, Beschr. von Rom I. 399. So auch auf Mosaiken und andern christlichen Denkmälern. *Boldetti* p. 200. *Buonarruoti tab.* 6. 1. Bellermann, Katakomben von Neapel S. 59. Der Sinn ist: durch den Sieg über Tod und Hölle im Martyrium wird die Wiedergeburt im ewigen Leben erworben.

Der Palmbaum neben Christo auf Katakombenbildern bei *Aringhi* I. 295, 297. Christus selbst heisst *palma bellatorum* in einer Hymne des heiligen Augustinus (bei Königsfeld, lat. Hymnen S. 30.).

In Dante's Paradies (IX. 41.) heisst es vom Kreuze: Palme des Sieges, die mit beiden Händen gewonnen wird (weil *palma* auch die flache Hand heisst und Christus mit ausgebreiteten Armen an's Kreuz geschlagen war). Zwei über das Kreuz gelegte Palmzweige vereinigen beide Sinnbilder, das Kreuz und die Palme, kommen daher sehr oft vor. Auf einer alten christlichen Grablampe bei *Aringhi* I. 517. sieht man eine Palme, über der zwei Tauben schweben und unter der zwei Tauben sitzen, umher ein Kranz von Weintrauben und Oelzweigen. Dies bedeutet die Freuden des Paradieses, die durch den Sieg über das Irdische errungen werden sollen. Palmen in der Hand der Engel und Martyrer kommen in eben dieser Bedeutung unzähligemal auf christlichen Bildern vor. Vgl. Münter, christl. Sinnbilder I. 31. Papst Innozenz III. hatte eben den heiligen Franz von Assisi als einen Wahnsinnigen abgewiesen, als er im Traume eine ungeheure, die ganze Welt überschattende Palme erblickte, in welcher die Macht und der Sieg des Franziskanerordens vorbedeutet wurde.

Hieran knüpft sich noch eine weitere Bedeutung der Palme. Wie sie nämlich auf das Paradies oder auf den Himmel hinweist, so soll sie auch aus diesem stammen. Die Araber haben ein Sprichwort: „Ehret eure Muhme, die Palme." Dies ist so zu erklären: die Palme soll erst am sechsten Tage

der Schöpfung aus der Erde gemacht worden seyn, die von derjenigen übrig blieb, aus welcher Gott den Adam bildete. Sie ist also eine Schwester oder Verwandte der Menschen. Nach einer andern muhamedanischen Sage entstand die Palme auf der Insel Ceylon, auf welche Adam aus dem himmlischen Paradiese heruntergefallen war, und zwar aus den Thränen, die Adam damals aus Reue vergoss. Sie ist also ein Kind des Menschen, den Menschen verwandt. Nach beiden Sagen unterscheidet sich die Palme hauptsächlich dadurch von andern Bäumen, dass sie mittelbar oder unmittelbar noch aus dem Paradiese stammt. Etwas Aehnliches findet sich nun auch in dem apokryphischen Evangelium von der Geburt Mariä und der Kindheit Jesu (20 und 21.) Hier heisst es: „Während einer Ruhe auf der Flucht nach Aegypten neigte sich ein hoher Palmbaum zum Christkind herab, um ihm seine Früchte darzubieten, und zugleich entsprang aus seiner Wurzel eine klare Quelle. Da befahl das Christkind aus Dankbarkeit einem Engel, einen Zweig dieser Palme in den Himmel zu tragen, und hier im Himmel wuchs aus demselben Zweige ein ungeheurer Baum, die Wonne aller Heiligen, die in den Himmel kommen.“ Also auch hier erscheint die Palme als einer höheren, idealen, himmlischen Vegetation zugehörig. Ob Raphael an jene Legende dachte, als er die Madonna unter einer Palme malte, steht dahin. Gewiss ist, dass Juden, Christen und Muhamedaner (wie die Buddhisten) in ihren Visionen vom Himmel immer vorzugsweise Palmen um die himmlischen Städte, in den himmlischen Gärten und an den himmlischen Bächen wachsen sahen.

In den Reden von Hellsehenden (Basel 1824. S. 18.) findet sich eine schöne Vision, die hieher gehört. Die Seherin erblickt eine unendliche Menge Palmen im Himmel, die alle bestimmt sind, noch als Siegeszeichen von sterblichen Menschen dereinst empfangen zu werden, und die Heiligen im Himmel fragen: Werden wir diese Menge von Palmen auch los werden? Unter dem Namen eines himmlischen Palmenhains (*coeleste palmatum*) erschien eine Sammlung schöner alt-

katholischer Hymnen. Dass die Pfeiler im Innern gothischer Kirchen einem Palmenhain verglichen werden, ist bekannt, und die Kirche ist gewissermassen ein Vorbild des Paradieses, unter deren Palmen die Frommen einst den ewigen Frieden finden werden. — Einen ähnlichen Gedanken wollten auch die muhamedanischen Baumeister ausdrücken, denn die hohen Minarets mit den kleinen, in gewissen Abstufungen um dieselben laufenden Galerieen und mit der kleinen zugespitzten Kuppel oben sollen Palmbäume seyn mit ihren Knoten und mit dem Palmkopf oben.

Conrad von Megenberg vergleicht in seinem Buch der Natur (1475) die weibliche Palme mit der Jungfrau Maria. Wie nämlich die Palme ohne unmittelbare Berührung durch einen blossen Hauch der männlichen Blüthe befruchtet werde, so sey auch die Madonna durch den heiligen Geist auf unkörperliche Weise schwanger worden.

Zwei kreuzweis übereinander gelegte Palmbäume bilden das Kreuz Christi auf einem Bild in der Kirche *St. Paolo fuori delle muri* bei Rom. Ein kleiner Palmbaum mit einem daran gehefteten Christus, als Crucifix in der Hand eines Heiligen, bezeichnet den heiligen Bruno von Cöln, den Stifter des Karthäuserordens. — An eine Palme mit den über den Kopf gehobenen Händen angenagelt erscheint der heilige Pantaleon, auf andere Art angenagelt der heilige Paphnutius. — Aus dem Halse des Bischofs Ursicinus von Ravenna sollen nach seiner Enthauptung Palmzweige hervorgesprosst seyn. Ein Kleid von Palmblättern bezeichnet in der christlichen Kunst immer den heiligen Einsiedler Paulus. Aus dem Grabe des heiligen Johannes in puteo wuchs eine fruchtreiche Palme. *Acta SS.* 30. März.

Ein sehr berühmter Palmenheiliger ist St. Onuphrius. Dieser Einsiedler in Aegypten lebte wie ein wildes Thier, war auch ganz mit Haaren bedeckt und machte sich ein Kleid aus Palmblättern. Dreissig Jahre lang lebte er von den Früchten des Palmbaumes unter dem er seine Wohnung aufge-

schlagen, dreissig weitere Jahre speisten ihn die Engel. In sechzig Jahren sah er Niemanden, als den heiligen Paphnutius, der ihn kurz vor seinem Tode fand und nachher begrub. 2. Juni (im 4ten Jahrhundert). Herder hat die Legende in Verse gebracht (zur schönen Lit. VI. 41.), aber mit einer höchst unpoetischen, platt rationalistischen Wendung, indem er den greisen Einsiedler zu Paphnutius sagen lässt: „Eile hinweg, Menschen sind geschaffen nur für Menschen!“ Schöner ist der Schlussgedanke des Gedichts. Tasso sollte mit dem Lorbeer auf dem Capitol als Dichter gekrönt werden, starb aber zuvor im Kloster St. Onufrio, in dessen Garten eine berühmte alte Palme wuchs, und die Palme des Heiligen gewährte ihm mehr, als der Lorbeer Apollo's.

Ein berühmtes Bild des haarigen Einsiedlers, wie ein Engel ihn speist, malte Schäufelein in Annaberg. Kunstbl. 1831. S. 235. Waagen, Deutschland I. 196. Andere Bilder von Dürer s. von Rettberg, Nürnberger Briefe S. 159, von Muziano, gest. von Cort.

Auf Münzen und Siegeln findet man oft Bischöfe, Aebte, Aebtissinnen mit Palmen in den Händen, wo an ein Martyrium nicht entfernt gedacht werden kann. Papebroch glaubte daher, die Palme bezeuge wenigstens eine entfernte Theilnahme ihrer Träger an den Kreuzzügen, durch Geldbeiträge etc. Allein Reuter hat in seiner Abhandlung über diese Art von Palmzweigen (Nürnberg 1802) nachgewiesen, dass die Palmen auch auf Münzen und Siegeln von weltlichen Herren, Kaisern und Königen, getragen werden und nichts anderes als ein Sinnbild weltlicher Gerichtsbarkeit und Regierung sind. Schon Hergot in seiner *geneal. diplom. Habsburg.* I. 100. identificirt in dieser Beziehung die Palme mit dem *baculus* und der *virga potestatis.* Da inzwischen in der älteren Symbolik jede Abweichung ihr besonderes Motiv hat, so dürfte immer noch zu ermitteln übrig bleiben, ob nicht die Palme, wenn auch immer ein Sinnbild der Gerichtsbarkeit oder Regierung, wie die Ruthe oder der Scepter,

sich doch auf eine gewisse Gattung von Besitz oder Herrnrecht insbesondere bezogen haben mag.

Pan.

Zur Zeit des Todes Jesu hörten Schiffer auf dem adriatischen Meere bei der Insel Paxos, unfern von Corfu, eine Stimme rufen: „Der grosse Pan ist gestorben!“ und ein gewaltiges, wie von Vielen ausgehendes Seufzen. Plutarch, vom Verfall der Orakel 17. Pan bedeutete bei den Alten nicht blos den Hirtengott, sondern auch, was der Name anzeigt, das All.

Panther.

Nach dem Glauben des Mittelalters hat dieses wilde Thier im Mai einen so süssen Wohlgeruch, dass ihm alle andern Thiere nachlaufen. Deshalb ist es mit der Mutter Gottes verglichen worden, die durch den Wohlgeruch ihrer Tugenden die Seelen an sich zieht. W. Grimm, goldne Schmiede S. XLV. In einem altdeutschen Thierbuch wird er aus demselben Grunde mit Christo selbst verglichen. Graff, Diutiska III. 23. In einem altdeutschen Gedicht wird er mit einem Priester verglichen, weil er sieben Farben an sich habe, wie der Priester an seinem Ornat. Haupt, Zeitschr. I. 120. — Bei Daniel 7. kommt ein pantherartiges Thier vor, welches die macedonische Monarchie bedeutet. Vgl. *Bochart, hieroz.* I. 789. Züllich, Offenb. Joh. II. 187. *Didron, man.* 119.

Papagei.

Man glaubt gewöhnlich, der Papagei, der sich nicht selten auf älteren Bildern der heiligen Familie findet, sey eine blosse Spielerei der Maler, allein es knüpft sich an ihn eine ganz bestimmte Symbolik, die Konrad von Würzburg in seiner goldnen Schmiede, Vers 1850 f., erörtert. Wie

nämlich, sagt er, der Sittig (Papagei) im schönsten Grasgrün glänzt und doch nicht wie gemeines Gras beregnet wird, sondern sich immer trocken hält, so gebar die heilige Jungfrau Maria uns den ewigen Frühling und blieb doch unbefleckte Jungfrau. Dieser Papagei findet sich unter andern auf einem Bild der heiligen Familie von Johann van Eyck. Das Christkind auf dem Schooss der heiligen Mutter spielt mit dem Vogel. Schnaase, niederl. Briefe 343. Vgl. den Catalog des Wiener Belvedere S. 220. Auf einem Stich Albrecht Dürers gesellen sich zum Papagei noch ein Affe und ein Schmetterling, wohl als Sinnbilder des Teufels und der Seele. Vgl. Heller, A. Dürer II. 2. 425. 7.

Pappelbaum,

Attribut der heiligen Gudula, wuchs an ihrem Grabe zu Ham und ein Vogel sang in den Zweigen schön. Als aber ihre Reliquien nach Moorssel gebracht wurden, erblickte man am andern Morgen jenen Pappelbaum mit dem Vogel vor der Kapelle daselbst und war er zu Ham verschwunden. Wolf, deutsche Märchen Nr. 262.

Paradies.

Paradesa bedeutet im Sanskrit schönes Land und war auch Name der königlichen Gärten in Persien. Der Name dieser späteren künstlichen Paradiese wurde nun auf das ursprünglich natürliche übertragen, nämlich auf den Garten in Eden, in welchen Gott den ersten Menschen Adam versetzte und hier das erste Weib, die Eva, aus seiner Rippe entstehen liess. Nach dem 1. B. Mosis 2. waren viele Bäume in dem Garten, lustig anzusehen und voll köstlicher Früchte. Auch sammelte Gott alle Thiere um Adam, dass er ihnen Namen gebe. Der tiefste Frieden waltete in dieser paradiesischen Natur, und die ersten Menschen waren voll Unschuld. Der Garten lag im Morgen (1. B. Mos. 2, 8.), er war selbst der

Morgen der ganzen Schöpfung. Es war noch keine Feindschaft unter den Thieren, der Pardel lag friedsam bei den Böcken, Jesaias 11, 6, der Säugling bei der Otter, das. 11, 8. Vgl. Theophilus von Antiochien an den Autolykos II. 27. Rösler, Bibliothek I. 237. Die Thierwelt musste den ersten Frieden der Natur theilen. Auch wohnt ja dieser Friede heute noch unter den Thieren auf von Menschen nie betretenen Inseln. Weltumsegler staunten, dass sich dort die Vögel auf ihre Hand und auf ihre Flintenläufe setzten. Vgl. Condamosta, afrikan. Reise 1446. Die Volkssage setzt auch in einsamen Thälern ein solches Paradies der Thiere voraus. So in den Alpen (Otte, Schweizersagen S. 60. 149, Grimm, Mährchen I. 388.).

In der Beschreibung des Paradieses im zweiten Capitel des ersten Buches Mosis fällt zuerst auf, dass die Bäume ohne Regen vom blossen Thau wachsen. Man hat daraus geschlossen, die Atmosphäre der Erde habe damals eine andere Beschaffenheit gehabt, als jetzt, und das Paradies, wie es ohnehin in die Zeit vor der grossen Fluth fällt, bezeichne eine Stufe der Vegetation und Animalisation, die längst überflözt ist. Insbesondere glaubt man, wenn in allen, auch den eisigen Zonen der Erde jetzt noch versteinerte Pflanzen und Thiere gefunden werden, die nur in einem tropischen Clima fortkommen können, so beweise dies, dass die Erde ehemals ringsum eine gleichförmigere und schwülere Atmosphäre gehabt habe, in welcher der Gegensatz von Trockenheit und Regen, Kälte und Gewitter noch nicht entwickelt war; und das würde dann mit der regenlosen Vegetation des Paradieses übereinstimmen. Es handelt sich von einer Zeit der Sabbathruhe für die ganze Natur, in der die grossen meteorologischen Gegensätze und Prozesse noch so wenig entwickelt waren, als ein feindlicher Gegensatz in der Thier- und Menschenwelt hervorgetreten war.

Linné, der grosse Botaniker, hielt das Paradies für einen Urberg, und glaubte, es sey der erste Berg gewesen, der sich über die Gewässer, die einst die ganze Erde bedeckt, erhoben habe, und auf ihm seyen alle Pflanzen und Thiere

vereinigt gewesen, um sich erst nach und nach, wenn das Wasser weiter abfloss, zu verbreiten. Sofern der Gipfel mit Schnee bedeckt, das Ufer aber sehr heiss gewesen, hätten sich hier auch alle Climate und Wärmegrade beisammen gefunden, so dass alle Arten von Thieren daselbst hätten existiren können. *De telluris habitabilis incremento*, 1743.

Begreiflicherweise hielt man sich an das nächste Land, das Palästina im Osten liegt, und versetzte das Paradies nach Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris (*Nieremberg, hist. nat.* 498.). Bald aber glaubte man, tiefer in die indischen Gebirge zurückgehen zu müssen, und als Bernier zum erstenmal das schöne Thal Kaschmir entdeckte, glaubte man dort auch das alte Paradies gefunden zu haben, welcher Meinung noch Herder und Eichhorn huldigten. Buttmann glaubte, es noch weiter östlich in den Himalaja versetzen zu müssen.

Andere schoben es nach dem Westen und Norden vor, was durchaus der Richtung widerspricht, welche die Bibel selbst angibt, und der Natur der Sache, da nur das asiatische Hochland den Vorzug ansprechen darf, zuerst aus der Fluth hervorgetreten zu seyn und die ersten Bevölkerungen ausgesendet zu haben. De Lisle (*lettre, London* 1777) sucht das Paradies im Kaukasus, Schulthess in Syrien, Reland in Armenien. Noch abentheuerlicher waren die Vermuthungen Rudbecks, das Paradies sey in Schweden, und Hasse's, es sey an der Ostsee in Preussen zu suchen. Sie gingen von übertriebener Vorliebe für ihre Heimath aus und liessen sich durch einige Nachrichten der Alten von den glückseligen Hyperboreern im Norden verleiten. Noch unlängst hat Henne in Bern behauptet, das Paradies sey in der Schweiz gewesen und von da aus sey das Urvolk mit der Urcultur ausgegangen. Link in Berlin verlegte das Paradies nach Afrika, und glaubte, die ersten Menschen seyen Neger gewesen und hätten sich erst in den andern Welttheilen gebleicht und veredelt, wie auch die Urschweine, Urpferde, Urrinder schwarz oder grau seyen und erst durch die Cultur weiss oder farbig würden. Autenrieth suchte das Paradies auf den Inseln der Südsee, eben

so willkührlich. Columbus glaubte es an den reizenden Küsten Südamerika's wiedergefunden zu haben.

Nachdem, wie schon Herodot meldet, in altägyptischer Zeit Afrika umschifft worden war, und sobald man seit Aristoteles die runde Gestalt der Erde aus den Mondsfinsternissen etc. erkannt hatte, theilte man sie in Zonen ein und nahm demnach eine zweite gemässigte Zone auf der südlichen Erdhälfte an, entsprechend der, auf welcher wir wohnen. Eratosthenes dachte sich diese Antichthon (Gegenerde) genannte glückliche Zone als eine grosse Insel, wie auch die damals bekannte nördliche Zone als eine Insel im Weltmeer angesehen wurde. Vielleicht trug man auch die Vorstellungen von den Aethiopen und Makrobiern, welche das frühere Heidenthum als höchst glückliche und treffliche Wesen im tiefsten Süden gesucht hatte, auf diese Gegenerde über. Daher bei einigen Kirchenvätern der Glaube, dass das Paradies im Antichthon liege. Vgl. *Cosmas, topogr. Christ.* 147. Schaubach, Geschichte der Astronomie S. 283. und Alexander von Humboldt, Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt II. 82. Auch Dante versetzt dahin das Paradies und sagt (*purgatorio* I. 22.), Adam und Eva haben hier einst die Strahlen des südlichen Kreuzes gesehen, was ihre Nachkommen, aus dem Paradiese auf die andere rauhe Nordseite der Erde vertrieben, nie mehr sehen könnten. Dante dichtet, als Lucifer, der erstgeborne Engel, sich Gott gleichstellen wollte und deshalb aus dem Himmel gestürzt wurde, fiel er in den Mittelpunkt der Erde und blieb darin liegen; durch diese Erschütterung wurden aber auf zwei entgegengesetzten Seiten der runden Erde zwei Berge emporgehoben, auf der einen Seite der Berg des Paradieses, auf der andern der Berg Zion. Beide stehen sich gegenüber wie Adam dem Christus, oder wie die Geburt der Wiedergeburt (Dante von Kopisch S. 132 zum 34sten Gesang der Hölle).

Auch in dieser schönen Allegorie bleibt das Paradies immer noch auf der Erde, und Dante unterscheidet davon

ausdrücklich den Himmel über der Erde, hoch in den astralischen Sphären. Uebrigens erklären sich die im Mittelalter öfter in geistlichen Dichtungen wiederkehrenden „Reisen in's Paradies" aus der Voraussetzung, man werde dasselbe jenseits des Meeres finden. So die berühmte Reise des heiligen Brandanus.

Jesaias 65, 17 f. verkündet den neuen Himmel und die neue Erde. Damit ist ausdrücklich im Gegensatz gegen das durch Adams Fall verlorene Paradies das durch den Messias wiedereroberte gemeint. Es ist dem ersten Paradies vollkommen ähnlich, wie die durch Christus gereinigte Menschheit der vor dem Falle noch reinen Menschheit Adams. Jesaias legt besondern Werth auf den wiederhergestellten Frieden unter den Thieren; aber das bedeutet nur sinnbildlich die wiederhergestellte Harmonie wie im Menschen selbst, so in der ihn umgebenden Natur. Das Paradies ist nur der Reflex der darin wohnenden sündenlosen Menschen. Des Menschen Unschuld und innere Harmonie macht die Erde zum Paradiese, seine innere Zerrissenheit, seine Leidenschaft und Sünde dagegen verdunkelt sie, erzeugt in ihren Elementen und Creaturen feindliche Gegensätze, Zerstörungstriebe und Verderben.

Diese symbolische Auffassung des Paradieses ist die allein richtige. Ohne sie würde die Frage nach dem Ort des ersten Paradieses nur eine müssige seyn. Auch der Unterschied zwischen dem alten Paradies auf Erden und dem künftigen Paradies etwa über der Erde fällt für die symbolische Bedeutung weg; denn das künftige Paradies ist nur die in Christo wiederhergestellte Unschuld Adams, also das wiedergewonnene oder nur erneute alte Paradies. Es ist die neue Erde, nur weil die alte in ihr erneuert ist. Es ist mit dem Himmel verbunden, wie auch schon das erste Paradies es war, wo Gott unmittelbar mit den Menschen verkehrte. Es ist aber volkreicher geworden und dem zahllosen Volk der Seligen ist das neue Jerusalem zur Wohnung darin erbaut.

Rupert von Deutz hat die einfachste Erklärung gegeben,

indem er das Paradies mit der Kirche identificirt. *Rup. Tuit. op.* p. 419. Die durch Christo geläuterte, durch Christo geeinte, mit Gott versöhnte und auf ewig verbundene Menschheit ist zugleich die Kirche und das Paradies.

Die Sehnsucht nach dem Freudenort der Gerechten und das ästhetische Bedürfniss, alles Schöne auf das Paradies überzutragen, hat in den bildlichen und poetischen Darstellungen desselben doch zunächst immer die Vorstellung eines schönen Gartens und jenes ersten reinen Schöpfungsmorgens der Genesis festgehalten.

Was die malerische Ausführung betrifft, so ist die Landschaftsmalerei erst spät in Uebung gekommen. Vorher begnügte man sich, das Paradies durch den Apfelbaum mit der Schlange zu bezeichnen. Wie das Bild beschaffen war, welches mit Edelsteinen in einen Teppich gestickt war, das Paradies darstellte und zu Madain von Omar erbeutet und zerstückt wurde, wissen wir nicht mehr (Schnaase, Geschichte der Kunst III. 247.). Der ausgezeichnetste Maler des Paradieses war Johannes Breughel, von der Zartheit seiner Pflanzengebilde der Sammetbreughel genannt. Er malte es ausserordentlich oft und mit verschiedenen Staffagen, bald mit der Erschaffung der Thiere, bald mit der des Adam oder der Eva etc. Immer aber ist die Staffage Nebensache und die Landschaft Hauptsache, die er in einem so hellen und lachenden Lichte malt, dass dadurch die Feier und Wonne der jungen Natur auf's Glücklichste ausgedrückt erscheint. Eben so glücklich vermeidet er in der grünen, überreichen Vegetation das Wildnissartige wie das geleckt Zierliche einer Gartenanlage, und mischt vielmehr Wald und Blumenwiese in harmonischen Uebergängen. Solche Bilder findet man von ihm in Dresden, in der Gallerie Esterhazy in Wien, im Haag, in Pommersfelden (Waagen, Deutschland I. 140.), in Paris (Waagen 547.), im Pallast Doria zu Rom (Beschreibung von Rom III. 3. 551. 555. 560.). Schnaase (niederl. Briefe S. 25) sagt sehr schön, Breughels Bilder sähen aus, als ob das vollendete Blatt, ja der Stamm der Bäume

selbst nur Knospe, nur der erste smaragdgrün emporschiessende Trieb wären, so jugendfrisch ist Alles daran. Es ist das Bild eines ewigen Mai's. Arnim hat in Ariels Offenbarungen S. 163 ein artiges Sonett auf ein Paradiesesbild Breughels in Wien gedichtet.

Unter den Italienern war es Tintoretto, der auf dem grössten Oelbild, welches existirt, von 74 Fuss Breite und 30 Fuss Höhe, zu Venedig das Paradies zu malen unternahm. Es ist mehr durch seine Grösse und durch den Namen des Künstlers, als durch seinen innern Zauber ausgezeichnet. Berühmt ist ein Bild des Paris Bordone zu Treviso (Wessenberg, christl. Bilder II. 337; aber in Kuglers Gesch. der Malerei I. 318. für sehr schwach erklärt). Desgleichen ein figurreiches Frescobild von Milocco in der Kuppel einer Kirche zu Turin (Millin I. 272.).

Im Allgemeinen herrscht entweder die Landschafts- oder die Thiermalerei vor. Dass die letztere, wenn sie die im Paradiese versammelten Thiere in grossen Gruppen vordrängt, einen heiligen Eindruck weniger hervorzurufen im Stande ist, als die erstere, versteht sich von selbst. Auch weist die Bibel den Thiermalern für ihren besondern Zweck die Arche Noä an. Das Paradies liesse sich wohl noch anders malen, als es bisher von meist frühern Landschaftsmalern dargestellt worden ist. Namentlich vermisst man noch das tropische Element. Die vorhandenen Bilder haben alle noch zu viel nordische Kühle und eine zu einfache Vegetation. Es ist indess schwer, die tropische Gluth und Fülle mit dem Naiven und Heiligen zu verbinden.

Unter den dichterischen Auffassungen des Paradieses stehen zwei Hymnen des heiligen Augustinus oben an. Königsfeld, Hymnen S. 22. 32. Die weitläufigste Beschreibung findet man im apokryphischen Buch Henoch, aber ohne viel Phantasie. Die üppigste und darum unwürdigste beliebten die Juden und Muhamedaner zu ersinnen. Diesen Auffassungen, in denen der Himmel entweiht wird, Schauplatz der gemeinsten sinnlichen Freuden zu werden, steht

die christliche immer würdig gegenüber, selbst wo unschuldige Naivetäten bei Malern oder Dichtern unterlaufen. Dante drückt in seinem grossen Gedicht durch Alles, was in seinem Paradiese körperlich und sinnlich wahrnehmbar erscheint, doch immer nur Geistiges und Tugenden aus. Die altitalienischen Maler deuten die schöne Landschaft auch nur mit wenig Grün an, drücken aber das Paradiesische desto zarter in den verklärten Mienen der Seligen aus. Signorellis schönes Bild in Orvieto zeigt nur Engel, die über Selige Blumen streuen. Der tiefste Gedanke, vor dem alle Erinnerungen irdischer Freude verschwinden, und das Geistige imperatorisch hervortritt, ist in der Lehre enthalten, nach welcher das Schauen Gottes der Seligkeiten höchste ist.

Im Paradiese convergirt gleichsam alles Räumliche zum Auge Gottes und wird eben so das Zeitliche wunderbar zusammengedrängt. Davon die schöne Legende vom Mönch Felix, wovon ein altdeutsches Gedicht in einer Gothaer Handschrift. Grimm, altd. Wälder II. 70. Coloczaer, Codex Nr. 10. Paulli, Schimpf und Ernst, 1595, Nr. 536. Genthe, Dichtungen des Mittelalters II. 273.

Der Mönch Felix las in der heiligen Schrift (Psalm 90, 4. 2. Petri 3, 8.), dass die Seligkeit im Himmel Alles übertreffe, was der Menschen Auge und Ohr sich vorstellen könne; daran zweifelnd, hörte er einen Vogel (aus dem Paradiese) wunderherrlich singen und hörte ihm die ganze Nacht zu. Als die Morgenglocke läutete, kehrte er in's Kloster zurück, aber Niemand erkannte ihn, es waren hundert Jahre verflossen. — Dieselbe Legende wird in Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257. vom Mönch Erpho im Kloster Siegburg erzählt. Ganz dasselbe erzählt Wolf in den niederl. Sagen Nr. 148. von einem Mönch des Klosters Affligheim. Desgleichen Cornerus (*chron. ad annum* 834) vom jungen Grafen Bringus, der an seinem Hochzeittage verschwand. Vgl. auch v. Schack, dramat. Lit. d. Spanier II. 510, die Sage vom heiligen Amarus.

Derselbe schöne Gedanke wiederholt sich im Volksliede von des Commandanten Tochter. Vgl. des Knaben Wunder-

horn I. 64. Der Commandant von Grosswardein hatte ein Töchterlein, Therese, die stand früh auf und pflückte Blumen in ihres Vaters Garten. Da sie die Blumen so schön im Thaue glänzen sah, gedachte sie: „Wer mag wohl der Blumen Meister seyn, der sie so schön hat aus der Erde wachsen lassen? ich hab' ihn so lieb, dürft' ich ihn einmal schauen!" Ihr Vater aber verlobte sie an einen vornehmen Edelmann, worüber sie sehr betrübt war. Da kam, als sie wieder im Garten war, Jesus zu ihr und steckte einen Ring an ihre Hand und sagte: „Du sollst meine Braut seyn." Die Jungfrau wurde roth vor Freude, brach eine Rose ab und gab sie ihrem himmlischen Bräutigam. Er aber führte sie an der Hand und sprach: „Ich will dir nun auch meines Vaters Garten zeigen." Und er führte sie in's Paradies und zeigte ihr, wie viele tausend schönere Blumen dort blühten und die Vögel lieblich von den Bäumen sangen. Voller Freude ging sie von Blume zu Blume und die Zeit ward ihr nicht lang. Da sagte Jesus zu ihr: „Komm jetzt, denn ich will dich wieder heimführen." Er begleitete sie bis vor die Stadt und schied von ihr. Als sie an's Thor gekommen war, hielten sie die Wächter auf, und frugen, wer sie wäre? Sie sagte, sie sey des Commandanten Tochter. Die Wächter aber sagten: „Der Commandant hat keine Tochter." Als sie vor die Herren der Stadt gebracht wurde, sagte sie, dass sie vor zwei Stunden erst herausgegangen wäre; aber Niemand kannte sie, und endlich fand man in einer Schrift, dass vor hundert und zwanzig Jahren eine Braut, des damaligen Commandanten Tochter, verloren gegangen sey. Als die Jungfrau dies hörte, ward sie bleich, wollte nicht Speise noch Trank mehr nehmen, als allein das heilige Sakrament, und als ihr der Priester dasselbe gereicht, verschied sie. Büsching, Volkssagen S. 163. Bechstein erzählt im Sagenschatz des Thüringerlandes III. 182. dieselbe Sage von einer Braut zu Benzhausen in Thüringen.

Nahe verwandt damit ist das schöne Volkslied von „des Sultans Töchterlein" im Wunderhorn I. 15, etwas ausge-

dehnter in einem fliegenden Blatt, das Docen (Miscell. I. 267.) wieder abdrucken liess. Hier bewundert des Sultans Tochter einmal in ihrem Garten die Schönheit der Blumen und möchte gern „den Meister der Blumen“ kennen lernen. Da erscheint ihr Jesus, spricht liebreich mit ihr, ladet sie in seinen himmlischen Garten ein und wirbt sie zur Braut. Das nämliche Lied kommt auch in Hoffmanns *horae belg.* II. (altholländ. Volkslieder) Nr. 26, in Weyden, Cöllns Vorzeit S. 272, in Mohnike's altschwed. Volksl. S. 205 vor. — Auch in einer thüringischen Volkssage bei Bechstein IV. 187. ohne den Namen Jesu. Ein Mädchen findet in der Waldschlucht bei Schweina einen hellstrahlenden Jüngling, der sie in seinen Garten führt und ihr einen Strauss Blumen pflückt. Heimkehrend, kennt sie Niemand, es sind lange, lange Jahre vergangen, und müde schläft sie auf einem Stein für immer ein, am Busen den Blumenstrauss von funkelnden Edelsteinen.

Den Namen Paradies erhielt die Vorhalle der Kirchen. Hier findet man in der Regel, wenigstens in ältern Kirchen, ein Bild des Sündenfalls im Paradiese zum Spiegel für die noch nicht Getauften oder Büssenden, die in der Vorhalle bleiben mussten und noch nicht in's Innere der Kirche zugelassen waren. Kreuser, Kirchenbau I. 123. Missbräuchlich ist der Name auf die entferntesten Bänke im Theater, wo der Pöbel sitzt, übergegangen.

Paradiesvogel.

Dieser von den frommen Spaniern auf Neu-Guinea entdeckte Vogel, der prächtigeres Gefieder als jeder andere trägt, wurde von ihnen für unmittelbar aus dem Paradiese stammend gehalten. Auch fabelte man, er lebe nur von Düften, leuchte bei Nacht und fliege unaufhörlich, da er keine Beine habe zum Sitzen. *Menestreji, symb.* p. 740 f. *Nieremberg, hist. nat.* 211. Magellans Reise, v. Bürk S. 261. Ein Symbol des paradiesischen Schwebens in ewiger Wonne.

Passionsblume.

Als die Spanier nach Amerika kamen, fanden sie daselbst diese Blume und gaben ihr sogleich den Namen *passiflora* oder Passionsblume, weil auf wunderbare Weise in ihrer Blüthe die Passionswerkzeuge dargestellt sind. Der rothgedüpfelte Nectarienkranz gleicht dem blutigen Dornenkranze; die fünf Staubfäden gleichen den fünf Wundenmalen, der Fruchtknoten dem Kelch, der Griffel der Geisselsäule, die drei Narben den drei Nägeln, das Blatt der Lanze, die Ranken der Geissel. Nach einer alten Legende soll aus dem vom Kreuze des Heilands herabträufelnden Blute eine wunderbare neue Pflanze gewachsen seyn. Damit hat man nun die Passionsblume in Verbindung gebracht. Pauline Klein in ihren schönen Parabeln hat in diesem Sinne die Blume besungen. Auch liebt man in Vignetten zu Erbauungsbüchern die Passionsblume anzubringen, wie sie zu den Füssen des Kreuzes an demselben hinaufrankt. In Stehlings jüngstem Gericht S. 17 wird die Schöpfung dieser Blume sinnig derjenigen des Pfaues gegenübergestellt, das geistig Tiefste dem sinnlich Schönsten.

Passionswerkzeuge:

Das Kreuz, die Leiter, die Lanze, der lange Stab mit dem Essigschwamm, die Säule, an der Christus gegeisselt worden, die Geissel, der Dornenkranz, der Rohrstab, der Hammer und die drei Nägel, der heilige Rock und drei Würfel, die Inschrift über dem Kreuz: *I N R I,* der Hahn Petri, die Laterne der Schaarwache im Garten, der Leidenskelch des Engels. Man findet diese Erinnerungszeichen an das Leiden Christi zuweilen nach Art der altrömischen Trophäen einfach um das Kreuz her gruppirt. Die Johanniterinnen von Toulouse trugen sie in kleinen Abbildern an Schnüre gereiht von der Brust herabhängend. Auf vielen Bildern

werden sie von Engeln getragen und zwar hauptsächlich 1) in Visionen, die dem Christkind vorschweben, als Traum des schlafenden Christkinds; häufig auch einzeln, z. B. das Christkind betrachtet sinnend das Kreuz oder den Dornenkranz; 2) auf Bildern des Weltgerichts. Indem Christus als Weltrichter thront, umgibt ihn ein Kreis von Engeln, welche seine Passionswerkzeuge tragen, um Zeugniss zu geben vom Erlösungswerke. So auf dem grossen Bilde des Weltgerichts zu Danzig und oft wiederholt.

Patriarchen.

Darunter versteht man 1) die zehn Erzväter in absteigender Linie von Adam und Seth bis auf Noah vor der Sündfluth, und 2) die Erzväter von Noah und den Juden, insbesondere von Abraham an bis Joseph. Von da an verlieren sich die physischen Väter in der Menschenmenge und nur noch die geistigen treten als Propheten in ihrer höhern Bedeutung hervor.

Die zehn Propheten vor der Sündfluth haben einen mythischen, riesenhaften Charakter, sind aber als Prototypen der Menschheit aufzufassen. In der dunkeln Geschichte dieser zehn Patriarchen sind drei Momente festzuhalten:

1. Der titanenhafte Typus, indem schon durch das hohe Lebensalter der Patriarchen selbst eine grossartigere Leibesbeschaffenheit derselben angedeutet ist, die aus der Vermischung der Kinder Gottes mit den Menschentöchtern hervorgegangenen Wesen aber ausdrücklich die Gewaltigen hiessen. Der jüdische Talmud und die muhamedanischen Fabeln haben das ganze vorsündfluthliche Geschlecht zu Riesen gemacht und unter andern einen riesenhaften Zahn, aus dem sich Abraham später eine Bettstatt machte, für den des in der Sündfluth mitbegrabenen Riesen Og gehalten. Ohne Zweifel trug das Auffinden riesenhafter Thierknochen schon im hohen Alterthum dazu bei, an ein in der Sündfluth begrabenes Riesengeschlecht glauben zu machen. Das 1. Buch Mosis

selbst deutet, wie gesagt, nur den gigantischen Typus an, ohne besondern Werth darauf zu legen. Ihm kommt es nicht auf das leibliche, sondern nur auf das sittliche Verhalten jener ersten Generationen an.

2. Die Corruption. Dies ist im 1. Buche Mosis das wichtigste Moment, weil dadurch die nachfolgende Sündfluth erklärt wird. Das Verderben der Menschen ist die natürliche Folge des Sündenfalls. Der durchgehende Gedanke ist, dass alle Erstgeburt verderben muss, und dass erst aus dem jüngern Geschlecht wieder der Retter und Erlöser hervorgeht. So verdirbt der erste Mensch Adam und sein Gegenbild erscheint erst im Erlöser Christus. Die ganze vorchristliche Zeit fällt in die dunkle Sündenseite; erst die nachchristliche Zeit in die helle Seite der Erlösung. Wie das von der ganzen Weltgeschichte gilt, so wieder im Einzelnen. Der erstgeborne Kain verdirbt, der gute Same wird nur fortgepflanzt im nachgebornen Seth. Die ganze erste Generation bis zur Fluth verdirbt, und der gute Same wird nur fortgepflanzt in Noah. In demselben Sinne ist später Esau verdorben und der jüngere Jakob wird Erbe des Segens. Das Verderben der Erstgeburt ist ein tief durch's ganze alte Testament durchgreifender Gedanke.

3. Das summarische Vorbild der ganzen spätern Weltgeschichte. Wie in einem engen Spiegel drängt sich in der Geschichte der ersten zehn Patriarchen das ungeheure Bild des Weltschicksals zusammen. Wenn auch nur in der kürzesten Andeutung ist doch Alles schon in diesem Vorbild enthalten, was später sich in weitem Raum und langgedehnter Zeit entfaltet. Die klugen Söhne Kains, Erfinder der Künste und Waffen, die Bastarde von Gott und Mensch, die Gewaltigen der Erde, was sind sie anders, als die Vorbilder aller spätern Cultur und aller spätern politischen Corruption? Läge nicht dieses Vorbildliche in ihnen, so müsste man sich wundern, warum sie nicht roher aufgefasst erscheinen. Wozu die Künste in einer so frühen Zeit? Der durchgreifende Gedanke ist, dass die Völkermassen in dieselbe Sünde fallen,

wie die ersten Eltern, indem sie vom Baume der Erkenntniss essen und hochmüthig und gottlos werden durch ihr Wissen, durch ihren Dünkel, sie brauchten Gott nicht mehr und seyen sich selber genug.

Die jüngeren Patriarchen von Noah und zumal von Abraham an sind bereits in einzelnen Artikeln behandelt. Sie vertreten theils ausschliesslich das Judenthum, wie namentlich Abraham, theils gehen sie in den Prophetencharakter über als messianische Vorbilder, wie Joseph. Die jüdischen Patriarchen und Propheten, wozu sich auch noch die heidnischen Sibyllen gesellen, bilden heilige Heerschaaren des alten Testaments und werden in diesem Sinne auf Kirchenbildern häufig zur linken Seite den zur rechten stehenden Aposteln, Kirchenvätern und Heiligen gegenübergestellt, denn das neue Testament hat immer die rechte, das alte die linke Seite.

Zu den Sibyllen gesellte die Kirchenbildnerei des Mittelalters auch weibliche Patriarchinnen und Prophetinnen, die Eva, Sarah, Rebekka, Rahel, die Mirjam, Deborah, Rahab, Balkis (Königin von Saba), Susanna, Ruth, Judith, Esther.

St. Paulus,

der grosse Apostel, der erst nach dem Tode Jesu sich bekehrte, dann aber allen andern Jüngern desselben durch seinen feurigen Geist und grossartiges Wirken voranleuchtete. Er war den Heiden zum Licht gesetzt, Apostelgesch. 13, 47. Er vor Allen war Bekehrer und Erleuchter jenes unermesslichen Völkerkreises gebildeter und mächtiger Heiden, die um das kleine Palästina lagerten. Vor ihm hatte man immer noch geglaubt, das Christenthum sey eigentlich doch nur eine jüdische Nationalangelegenheit; selbst Petrus wollte den Bekehrten aus dem Heidenthum neben der Lehre des Heilands auch noch das Gesetz des alten Testamentes aufdringen. Paulus aber vertrat das Christenthum als Weltreligion, als Erlösungsmittel für alle Völker, unabhängig vom Mosaismus.

Diesem letzteren blieb jedoch sein hoher Werth als Vorbereitungsstufe für das Christenthum und als Schutzwehr gegen die Gnosis, die als das andere Extrem des Judaismus von der Heidenseite her die christliche Lehre zu beirren drohte. Darum arbeiteten Paulus und Petrus, wenn auch in verschiedenen Richtungen, dennoch einmüthig und brüderlich an demselben heiligen Werke, und die Kirche hat ihr brüderliches Zusammenstehen zum Hauptsinnbild ihrer eignen Kraft und Einheit gemacht, worin zugleich die Weltstellung der christlichen Kirche zum Judenthum und Heidenthum ausgedrückt wird.

Nach altem, geheiligten Gebrauch der Kirche steht Paulus rechts und Petrus links, sogar auf dem Stuhl und Siegelring des Papstes. *Molani, hist. imag.* p. 304. Der Vorrang des Paulus wird *ex immortalitate* hergeleitet. Petrus diente dem noch im Leben wandelnden Christus, Paulus dem schon auferstandenen. Petrus fasste ihn mehr von seiner menschlichen, Paulus von seiner göttlichen Seite. *Durandi, rationale* VII. 44. 6.

Nach des Nicephorus Kirchengeschichte, Paris 1630, I. 2. 37, war Paulus klein, gebückt und kahl. Diese Schilderung (vielleicht hervorgegangen aus dem Bestreben, den Geist auf Kosten des Leibes zu preisen und den heidnischen Gelüsten nach Anbetung schöner Körper keine Nahrung mehr zu geben) entspricht dem nicht, was uns die Apostelgeschichte von dem ritterlichen Charakter des Apostels (schon als Saulus) meldet. Jedenfalls hat die kirchliche Kunst nur seine apostolischen Eigenschaften ausgedrückt, indem sie ihn gross, gerade und edel darstellte. Raphael in seinem berühmten Bilde stellt ihn dar, wie er zu Athen den Philosophen predigt, auf sich selbst stehend, fest wie eine Säule und strahlend von göttlicher Geisteskraft. Gewöhnlich geben die Künstler diesem Apostel eine dem Heiland nicht ganz ungleiche Kopfbildung, gescheiteltes und rollendes Haar, einen etwas längeren Bart und etwas ältere Züge. Seine Attribute sind ein Buch (das Wort Gottes) und ein Schwert. Das Schwert deutet auf sein Martyrium, sofern er enthauptet wurde, wird

aber auch symbolisch bezogen auf die Kraft seines Geistes und seiner Rede. Durandus (*rat.* I. 3. 16.) sagt: *Mucro furor Pauli, liber est conversio Sauli.* Zuweilen hat Paulus auch zwei Schwerter, vielleicht um jenen Doppelsinn damit auszudrücken, oder als Pendant zu den beiden Schlüsseln Petri. Wie diese Schlüssel Himmel und Hölle aufschliessen, so entsprechen die beiden Schwerter dem Schutz der Gerechten und dem Schrecken der Verdammten. — Ein weiteres Attribut des Apostels ist das *vas electionis.* Man findet es auf der bronzenen Thüre der Peterskirche. Abgebildet bei *Ciampini, vet. monum. musiva, tab.* 19. Paulus trägt das Schwert in der Rechten, ein Buch in der Linken. Zu seinen Füssen rechts aber steht ein durchsichtiges Blumengefäss, in dem man einen kleinen Löwen als Wurzel der Blumen erblickt, die lilienartig hervorwachsen und auf die sich eine Taube von oben (der heilige Geist) herabsenkt. Ciampini bezieht dieses seltsame Sinnbild auf Apostelgesch. 9, 15, wo Gott den Apostel sein auserlesenes Gefäss nennt. Mit Recht; doch dürfte insbesondere der Löwe die Kraft, die Blumen die Schönheit und die Taube die Heiligkeit der paulinischen Beredsamkeit bezeichnen. — Auch Wolf und Lamm kommen als paulinische Attribute vor in den Miniaturen der Herrad von Landsberg zu Strassburg. Sie bedeuten den Saulus vor, den Paulus nach der Bekehrung.

Die bedeutsamsten Hauptscenen im Leben des Paulus sind oft auf Kirchenbildern und von den grössten Meistern gemalt worden. Vor allen seine Bekehrung, wie aus dem wilden Christenverfolger Saulus der feurigste Apostel des Christenthums Paulus wird. Der Tag dieser Bekehrung wird von der Kirche besonders gefeiert am 25. Januar. Die Darstellung der Scene entsprach vollkommen dem gewaltigen Genie des Michel Angelo, auf dessen Bilde Saulus, von der Erscheinung Christi in den Wolken und nicht von einem gemeinen Blitze geblendet, niederstürzt. Vasari, deutsch von Schorn und Förster V. 353. Nicht minder dem Genie des eben so gewaltigen Rubens, auf dessen Bilde zwar zu viele

Figuren vorkommen, eine ganze Caravane, der allgemeine Schrecken aber, das Zusammenstürzen von Mann und Ross vor der Macht Gottes mit ergreifender Wahrheit dargestellt erscheint. Vgl. Waagen, Kunst in England II. 355. Passavant, Reise in England 154. Carus II. 76.

Der Bekehrung folgt die dreitägige Blindheit des Paulus und die von Rubens gezeichnete Scene, wie ihn Teufel schlagen.

Dann die Erhebung zum Apostelamte und dessen wundervolle Ausübung, unterbrochen von Leiden und Gefahren.

Unter den Bildern aus dem Leben des Apostels Paulus sind am berühmtesten die in den Tapeten von Raphael: die Bekehrung, Paulus im Kerker, Blendung des Elymas, Opfer zu Lystra, Predigt zu Athen. Die letztere ist eines seiner Meisterwerke, die Macht des Geistes und Wortes in dem Prediger lässt sich nicht grossartiger und begeisterter auffassen. Vgl. Passavant, England 38. Auf dem Kerkerbilde ist das Erdbeben allegorisch dargestellt durch einen Riesen unter der Erde.

Die Blendung des Elymas ist das Gegenbild zur Blendung des Paulus selbst. Des ungläubigen Saulus vermeintes Besserwissen endet in unschädlicher Blindheit, auf dass sein Auge hell werde, die ganze Wahrheit zu erkennen und fortan im reinsten Lichte zu wandeln. Der vorher mit der Wahrheit bekannte, innerhalb der Kirche heimische, aber durch Sünde das Licht sich selber verdunkelnde Christ, der Verräther am Christenthum wird mit ewiger Blindheit geschlagen. Das ist der Unterschied der äussern Feinde und der innern Verräther der Kirche.

Unter den Predigtscenen ist die vornehmste die Predigt zu Athen in dem schon erwähnten bewunderungswürdigen Bilde von Raphael. Das ist das Gegenbild zu der Predigt des Knaben Jesu unter den Pharisäern und Schriftgelehrten im Tempel zu Jerusalem. Denn es ist der Areopagus, es ist eine Versammlung der erfahrensten und geistreichsten Hellenen, es ist die Blüthe der antiken heidnischen Weisen, vor denen der Apostel zum erstenmal das neue Heil verkündet.

Im Tempel zu Jerusalem waren es die Weisen des alten Gesetzes, hier sind es die der classischen Vorwelt. Wie aber die Juden schon im alten Testament die Messiasidee, so hatten jene gelehrten Heiden in Athen wenigstens „den Altar des unbekannten Gottes", in dessen Errichtung eine dunkle Ahnung eines erst künftig zu verkündenden Gottes lag, vor dem alle andern verschwinden sollten. Dieses Altars gedenkt auch Pausanias, Attika I. 1. Philostratos im Leben des Apollonius VI. 2. Lukian, Philopatris 13. — Der Maler Lesueur malte die zweite unter den berühmten Predigten des Paulus, die zu Ephesus, die so gewaltig war, dass die Philosophen selber die Bücher ihrer falschen Weisheit herbeischleppten und verbrannten.

Das Gegenbild dazu ist die Predigt des Paulus und Barnabas zu Lystra und das Opfer, welches ihnen die Heiden daselbst bringen wollten, indem sie Götter in ihnen sahen und sie als Götter anbeteten. Hier ist der Unterschied des Christengottes von den Heidengöttern am schärfsten ausgedrückt. Diese Scene aber ist wieder ein Abbild der Versuchung Christi durch den Teufel in der Wüste. Der Teufel zeigt dem Heiland die Herrlichkeit der Welt, damit er durch sie geblendet werde, von Gott abzufallen, wie Lucifer. Die Heiden thun unbewusst und in gutem Willen, nur in ihrer alten Täuschung befangen, etwas Aehnliches, indem sie heidnische Ehren auf christliche Apostel häufen.

Unter den Leidensscenen, die der Apostel erlebte, steht oben an die Befreiung aus dem Kerker durch das Erdbeben, eines der erhabensten Wunder in der Apostelgeschichte. Die Tiefe der Erde selbst sträubt sich gleichsam, den Mann Gottes in ihre unterirdischen Kerker, in ihr finsteres Gestein aufzunehmen, ihn, der dem hohen Himmel angehört. Das Gegenbild dazu ist daher die Entzückung des Paulus bis in den dritten Himmel. Poussin hat diese Erhebung in den Himmel sehr schön und wundervoll in einem Gemälde dargestellt. Drei grosse Engel tragen den Heiligen wie im Sturm empor. *Landon, annales* II. 72.

Die Begebenheit auf der Insel Malta gehört ebenfalls zu den am häufigsten gemalten Kirchenbildern aus dem Leben des Paulus. Eine Schlange hing sich an ihn. Man sah das als einen Beweis an, dass er ein Mörder seyn müsse, den die Rache der Götter verfolge, weil er, kaum dem Schiffbruch entronnen, von einem giftigen Thiere angefallen werde. Aber er schleuderte die Schlange in's Feuer und blieb unversehrt. Siegreich schreitet der Heilige aus der Umdrohung von Tod und Teufel her. Weder die Tiefe des Meeres, noch die Schlangen der Tiefe können ihm, dessen Heimath die obere Welt des Lichtes ist, wehe thun, und die Thorheit und Verleumdung der blinden Menge wird beschämt. Ein Sinnbild zum Trost aller Gerechten in grossen und kleinen Gefahren und unter den Vorurtheilen des Haufens. — Man zeigt noch die Höhle auf der Insel Malta, wo Paulus das Wunder vollbrachte, und kleine Steine, die hier gefunden werden und von denen das Volk glaubt, sie helfen gegen Schlangenbiss.

Ein apokryphisches Buch von den Thaten des Paulus hat schon Eusebius als falsch verworfen. Eben so hat man ihm fälschlich einen Briefwechsel mit dem römischen Philosophen Seneca angedichtet (Rösler, Bibliothek d. Kirchenväter IV. 372.). Endlich auch eine Offenbarung (wie die des Johannes) und eine Vision, die aus jener entlehnt scheint und im 11ten Jahrhundert im südlichen Frankreich verfasst wurde. Paulus macht hier, wie Dante, eine Reise durch Himmel und Hölle. Es zeugt, besonders in den Höllenscenen, von sehr lebendiger Phantasie, weshalb es Ozanam in s. Dante S. 317 hat abdrucken lassen.

Pax,

eine kleine, meist silberne Metallplatte, die der Messe lesende Priester unter dem *agnus Dei* küsst und dann dem Administranten mit den Worten *pax tecum* gleichfalls zum Kusse reicht, wird nicht wie das Agnus Dei mit dem Lamme, sondern mit verschiedenen andern Darstellungen geschmückt, bald

in Relief, bald in Email, bald in Niello. Eine Pax mit einer berühmten Krönung Mariä von Maso Finiguerra wird im Museum zu Florenz gezeigt. Vgl. Waagen, Kunst in England I. 130.

Pech,

ein Material der irdischen und höllischen Martern, und gewissermassen dem Teufel verwandt durch die Schwärze und durch das zähe Ankleben. Der heilige Vitus wurde in einem Pechkessel gesotten, aus dem heraus er aber fromm und lieblich sang. St. Potamynäa, eine durch ihre körperliche Schönheit berühmte Jungfrau, wurde im 3ten Jahrhundert als Christin gemartert und ward ganz langsam Zoll bei Zoll in einen Kessel voll siedenden Peches getaucht. Eusebius, Kirchengesch. VI. 5. 7. Juni.

St. Amantius, Bischof von Rodez († 825), verwandelte gestohlenen Honig in Pech, und als er dem Eigenthümer zurückgegeben war, wieder in Honig. Surius zum 4. November. Das Pech wird hier dem Honig entgegengesetzt, wie höllisches Element dem himmlischen. In deutschen Volkssagen und Kindermärchen bildet dagegen Gold den Gegensatz zu Pech. Die Kinder kommen durch ein Goldthor in den Himmel, durch ein Pechthor in die Hölle. Oder das gute Kind bekommt ein Goldkleid, das böse ein Pechkleid.

Pelikan,

der bekannte Vogel, der, die Mitte haltend zwischen Schwan und Storch, im Wasser lebt und sich von Fischen nährt, daher seine weisse Brust zuweilen von Fischblut geröthet ist. Diese Thatsache erhielt eine poetische Deutung. Nach Epiphanius, Physiologus 8, tödtet das Weibchen ihre Jungen durch ihre Liebkosungen, das Männchen aber kommt dazu, reisst sich mit dem Schnabel die eigne Brust auf und lässt sein Blut auf die todten Jungen rinnen, die dadurch wieder lebendig werden. Vgl. *Isidorus*, *etymol.* XII. 7. St. Augu-

stinus zum 101sten Psalm, den von Tychsen herausg. *Physiologus Syrus*, Eustathius etc. Man findet die älteren Quellen beisammen in *Bocharti hieroz.* II. 301. Vgl. den altdeutschen Physiologus in der Massmann'schen Ausgabe der Quedlinburger Nationalbibliothek III. 322. und viele andere altdeutsche Schriftquellen, gesammelt in Grimms Vridanc S. LXXXV. Die Quellen weichen nur darin ab, dass in einigen das Weibchen, und nicht das Männchen, die Grossmuth übt, und den Jungen Schuld gegeben wird, sie hätten das Männchen vorher getödtet. Diese Abweichungen sind Nebensache. Die Hauptsache ist die symbolische Anwendung. Schon die Kirchenväter nämlich und nachher das ganze christliche Mittelalter erkannte in dem Pelikan, der sein Blut vergiesst für seine Jungen, ein Symbol des Heilandes am Kreuz. So auch Dante in s. Paradiese 25, 38.

In diesem Sinne ist der Pelikan auch unzähligemal auf Kirchenbildern angebracht worden. Vgl. Piper, Mythologie der christl. Kunst I. 463. *Twining, symb. pl.* 21. 22. 89. Auch auf dem berühmten Genter Altar, im Freiburger Münster etc. Nach Loretto wurde ein Pelikan von Gold gestiftet, dessen Blut durch Rubinen bezeichnet ist. Keyssler, Reise S. 895.

Perle,

das köstlichste Kleinod, daher Sinnbild der Seligkeit, die mehr werth ist als alle Schätze der Erde. Gleichniss vom Kaufmann, der Alles hingab um eine Perle. Matth. 13, 45. Angewandt in der Legende von Barlaam und Josaphat. Der reiche König Indiens, Josaphat, zeigt dem heiligen Barlaam alle seine Schätze; dieser aber weist auf Christus hin, als auf die Perle, die alle diese Schätze aufwiegt. Auf griechischen Bildern dargestellt, *Didron, man.* p. 209. Die Perle bedeutet auch das Wort Gottes und alles Heilige, daher bei Matth. 7, 6. geboten wird: „Du sollst die Perle nicht vor die Säue werfen.“

Schon die Alten glaubten, die Perle entstehe durch den

Thau vom Himmel, welchen die Muschel, aus dem Meer emporsteigend und über der Oberfläche des Wassers sich öffnend, im Mondschein empfange (*Ammian. Marcellinus* 23, 6.), oder durch Wirkung des Blitzes (*Tzetzes, chil.* XI. 375.), oder durch einen Regentropfen nach arabischem Glauben bei *Bochart*, *hieroz.* II. 681. Man wandte den Umstand, dass die Muschel, obgleich im Wasser lebend, doch unberührt vom Wasser durch himmlischen Einfluss die Perle empfange, auf die unbefleckte Empfängniss Mariä an. *Picinelli, mundus symb.* 442.

Die Perle ist bei den Muhamedanern ein Sinnbild belohnter Demuth. Ein Regentropfen fiel in's Meer und verglich demüthig seine Kleinheit mit der Unermesslichkeit des Ozeans. Da bewirkte Gott, dass das Tröpfchen in eine Muschel fiel und eine kostbare Perle wurde. Saadi. Nach einer andern muhamedanischen Legende sind die Perlen aus Eva's Reuethränen entstanden. — Thomas von Canterbury trug einmal Brosamen den Armen zu; als ihm der König begegnete und nachsah, was er trage, waren die Brosamen in Perlen verwandelt. *Corneri chron. ad annum* 1171 bei *Eccard* II. 745.

Perseus,

der mythische Heros, der die gefesselte Andromeda, Tochter des Kepheus, befreite, und die Alles zu Stein verwandelnde Medusa tödtete, wird in einem Auto des Calderon mit Christus verglichen, Andromeda mit der menschlichen Seele, Phineus (Bruder des Kepheus) mit dem Teufel, die Medusa mit dem Tode.

Pest

gehört unter die ägyptischen Plagen, als göttliche Strafe, bedeutet aber auch das Wehe der irdischen Welt überhaupt, im Gegensatz gegen die Gesundheit, die uns erst in der bessern Welt zu Theil werden soll. Denn die irdische Welt ist

durch Sünde verpestet. Durch die erste Sünde kam die erste Krankheit und der Tod in die Welt. In diesem Sinne ist der arme Lazarus im Evangelium eine Personification der leidenden Menschheit überhaupt, desgleichen der kranke Hiob auf dem Mist. Andrerseits aber ist auch wieder der hülfreiche Pfleger und Arzt in der Pest ein Nachfolger des Welterlösers. Zu diesen gehören vorzugsweise die beiden grossen Pestheiligen, St. Rochus und St. Karl Borromäus.

St. Rochus, zu Montpellier im 13ten Jahrhundert geboren, hatte schon bei der Geburt ein rothes Kreuz auf der Brust und hielt die Fasten an der Mutterbrust. Zwanzig Jahre alt, kam er nach Italien, diente in einem Hospital und zeichnete sich durch Pflege der Pestkranken aus, von denen er nicht nur nicht angesteckt wurde, sondern die er durch Berührung und Gebet heilte. Dann diente er in Rom selbst; hier aber überfiel ihn die Pest; man warf ihn vor die Thür, er kroch fort bis zu einer Bauernhütte, und lebte hier, von Allen verlassen, ausser von einem treuen Hunde, der ihm täglich ein Brodt brachte. Als er geheilt war, warf man ihn, indem man ihn für einen Spion hielt, in den Kerker. Hier starb er und verrieth seine Heiligkeit durch einen Glanz, der sich von ihm verbreitete. 16. August 1327. Man betet zu ihm zur Pestzeit. Lat. Hymnen s. *Coeleste palmetum* p. 492. Ein Spottgebet an ihn, von einem Ehemann, der ihn bittet, ihn auch von der Pest, d. h. einem bösen Weibe, zu befreien, von Francesco di Lemene. Ital. Anthologie II. 110. Die Rochuscapelle bei Bingen. Im Campanerthal in den Pyrenäen zeigt man noch jetzt einen Epheu, den der Heilige gepflanzt haben soll, und von dem sich die Wallfahrer Blätter pflücken. W. von R., Reise I. 149.

In Hospitälern ist er oft als Patron gemalt. Immer im Pilgerkleide, Pilgerhut und Stab, von einem Hündchen begleitet, das ein Brodt trägt. Bilder aus seiner Legende in der Jakobskirche zu Antwerpen. Burckhardt, belg. Städte S. 90, und von Abel Pugol in S. Sulpice zu Paris. Wie er die Madonna um Abwendung der Pest knieend anfleht,

malte David zu Marseille und Annibal Caracci in England. Passavant 270. Wie er für die Kranken betet, malte auch Rubens zu Aalst. Wie er die Pestkranken pflegt und heilt, malte Procaccini in Dresden, Tintoretto in der Gallerie Lichtenstein. Mit zwei Kindern malte ihn Andrea del Sarto in Florenz. Wie er Almosen austheilt, Annibal Caracci in Dresden.

Wie der Hund seine Wunde leckt, malte Spagnoletto im Escurial; mit dem Hunde in einer schönen Landschaft malte ihn auch Mostaert, gest. von Sadeler. Wie ein Engel seine Wunde heilt, malte Schiedone im Pallast Doria und Annibal Caracci in England (Passavant 204. 271.). Ein unziemliches Bild dagegen malte Tintoretto, nämlich die Ankunft des Heiligen im Himmel, wo Gott Vater selbst ihn umarmt. Vasari V. 60.

Borromeo ist eine alte, am Lago maggiore begüterte Familie, von welcher die Inseln dieses See's die borromeischen heissen, die durch ihre Schönheit so berühmte Isola bella und Isola madre. Der berühmteste des Geschlechts war Carlo Borromeo, Erzbischof von Mailand und Cardinal († 1584), ausgezeichnet durch seine frommen Stiftungen, durch den Edelmuth, mit dem er bei der grossen Pest in Mailand persönlich Hülfe und Trost ertheilte und keine Gefahr scheute, durch strengsten Lebenswandel und Kasteiungen etc., hauptsächlich aber durch den unermüdlichen Eifer und die Art und Weise, mit denen er der Reformation entgegenarbeitete, indem er der katholischen Welt die Tugend und strenge Sittlichkeit zurückgeben wollte, deren lüderliche Verscherzung die Reformation hervorgerufen hatte. Nach der Volkssage bannte er die Pest in eine Marmorsäule zu Mailand, wo sie noch jetzt an einer Beule zu sehen ist. Keyssler, Reise S. 279. — Im Dom zu Mailand ist ihm eine prächtige Grabkapelle errichtet mit silbernen Basreliefs, die sein Leben darstellen. Vgl. Millin, Lombardie I. 82 f. Zu Arona am Ufer des Lago maggiore steht seine Statue von Erz und Erzplatten, 66 Fuss hoch, das Piedestal 46 Fuss, zusammen 112 Fuss. Millin

I. 478. Wie er die Pestkranken tröstet, ist sehr oft gemalt worden. — Unter den Dichtern hat Manzoni in s. *promessi suosi* ein sehr ideales Bild von dem Heiligen entworfen. Auch in Rousseau's Legenden S. 55 wird sein Edelmuth besungen, und von Pyrker.

In einer Pest findet auch die berühmte Prozession von Echternach ihre Erklärung. St. Willibrord, ein Angelsachse, kam im 8ten Jahrhundert nach den Niederlanden und wurde Bischof von Mastricht. Er ist Apostel der Friesen. Zu Echternach bei Trier ist er begraben, 7. November. Bis auf diesen Tag wird zu seinem Grabe gewallfahrtet, und zwar im Tanz, indem die Pilger einander anstossen und je zwei Schritte vorwärts und wieder einen hinter sich springen. Nach den *Mém. de l'acad. celtique* III. 454. und *Bertholet, hist. de Luxembourg* II. 177, rührt die Sitte aus einer grossen Pestzeit her, in der die Menschen von Tanzwuth befallen wurden (der St. Veitstanz im 14ten Jahrhundert), welche nirgends als an diesem Grabe geheilt werden konnte. Noch jetzt wiederholen die katholischen Gemeinden der Eifel unter ihren Pfarrern, jede mit ihrer Fahne, den feierlichen Tanz.

Petersilie.

Als die schöne und fromme Nonne Maria Coronel den Nachstellungen des üppigen Königs Pedro von Castilien entfloh und sich, nur leicht mit Erde zugedeckt, im Garten verbarg, grünte aus dieser Erde durch ein Wunder so dicht und reichlich Petersilie, dass des Königs Blicke getäuscht wurden. P. Abraham, Judas II. 93.

St. Petrus,

Fürst der Apostel, zorniger Eiferer, der dem Malchus das Ohr abhaut, Gründer der Kirche, Führer der Schlüssel, Wächter am Thore des neuen Jerusalem, ist dieser grosse Apostel das irdische Nachbild des Engelfürsten Michael, des

kriegerischen Erzengels, der den Drachen überwindet, der den Abgrund verschliesst und das Paradies bewacht. Vgl. *Durandi, rationale* VII. 12.

Und doch ist derselbe Apostelfürst auch wieder Träger des specifisch Menschlichen. Denn wie er trutziger als andere Apostel ist, so auch wieder verzagter nach dem Spruch: „Des Menschen Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding." Nur in ihm, der da sündigt und bereut, der da schwach ist und kleingläubig und doch wieder stärker als Andere und treu bis zum Tode, stellte die menschheitliche oder volksthümliche Seite der Kirche sich dar, die, von unten her, den Geist von oben empfängt. Darum ist er nicht trotz seiner Schwächen, sondern kraft derselben Fürst der sichtbaren Kirche auf Erden. Nicht das Hirn im Kopfe, sondern das Herz in der Brust ist ausersehen zum Grundstein des Tempels. Weil Petrus schwach genug war, sagt Durandus VII. 8. sehr schön, Gott dreimal zu verläugnen, war er auch stark genug, die Herrschaft seiner Kirche über drei Welttheile zu erstrecken, was durch die ihm gewidmeten drei Jahresfeste bezeichnet wird.

Petra heisst auf griechisch der Fels. Darum sprach Christus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn." Matth. 16, 18. So hoher Ehren erklärte der Herr den für würdig, der sich kleingläubig erwies, als er zu ihm über das Meer schreiten sollte, der sich gegen Malchus im Zorn übereilte, der den Herrn dreimal verläugnete, der einschlief, als er für den Herrn wachen sollte, der lange von einem irdischen Reich des Herrn träumte und lange nicht begreifen konnte, es sey nicht von dieser Welt, der endlich auch nach dem Tode des Heilandes noch im Widerspruch mit Paulus die starren Satzungen des Judenthums festhalten wollte. Alle diese Fehler und Menschlichkeiten hielten den Herrn nicht ab, gerade Petro das Amt

der Schlüssel anzuvertrauen und gerade auf ihn seine Kirche zu gründen. Der Sinn ist: Da ihr Alle Menschen seyd und Engel nicht zu seyn vermöget (sind doch auch Engel gefallen!), so wollet ihr Alle, die ihr Christen seyd, Priester und Laien, jenem wahren Menschen Petro gleichen, dann werdet ihr genug gethan haben. Vermöget ihr die Schwächen der Menschen nicht abzulegen, so reiniget euch durch Reue und Busse.

So war Petrus ein ganzer Mensch, voll Fehler, aber doch stets bereit, sich zu bessern, und voll Muth zum Guten. Und so repräsentirt er die gesammte Christenheit, sonderlich der tapfern abendländischen Völker, deren erster Hirt er seyn sollte. Keine himmlische Reinheit ansprechend, war er seiner menschlichen Schwäche bei aller Kraft sich wohl bewusst und demüthigte sich. Daher liegt es auch noch im Geist seiner Kirche, nicht sowohl mit Engelsreinheit zu prahlen, als Sünden zu vergeben.

Im Mittelalter wurde diese menschliche Seite des Apostelfürsten klar erkannt und sinnig hervorgehoben. Seit der Reformation haben sich in einem gewissen eiteln Dünkel Viele von ihm abgewendet, als wenn er blos eine judaistische Auffassung des Christenthums gegenüber der reineren des Paulus vertreten hätte. Ueberhaupt hat man einen Riss zwischen diesen beiden grossen Aposteln gemacht, nachdem die Kirche vorher mit besserm Recht ihre Brüderlichkeit, wechselseitige Ergänzung und Unzertrennlichkeit festgestellt und ihr Gedächtniss am gleichen Tage zu feiern geboten hatte.

Um den Gegensatz zwischen Petrus und Paulus richtig zu würdigen, ist nothwendig, einen andern Gegensatz, den zwischen Petrus und Simon Magus, in's Auge zu fassen. Indem Petrus die Strenge und Aeusserlichkeit des mosaischen Gesetzes nicht ganz aufgeben wollte, war dies nicht Engherzigkeit oder Verstocktheit, sondern er wurde dazu aufgefordert durch eine Uebertreibung auf der anderen Seite. Die Heidenchristen nämlich theilten sich in solche, die ihre altheidnische Bildung in frommer Hingebung ganz vom christ-

lichen Geist durchdringen liessen, und in solche, die in Kraft ihrer heidnischen Bildung das Christenthum, wenn sie es auch aufnahmen, eigenmächtig umzubilden und mehr oder weniger zu paganisiren trachteten. War nun Paulus vorzugsweise der Apostel jener erstgenannten bessern Heidenchristen, so trat dagegen Simon Magus als Vertreter der zuletzt Genannten auf, und dürfte daher auch, wie geschehen ist, wenn er auch nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den späteren Gnostikern steht, doch als Vater der Gnosis aufgefasst werden, als derjenigen Tendenz im Christenthum, die notorisch zum Heidenthum reagirte. Gegen diese Tendenz aber waren begreiflicherweise die Judenchristen zunächst berufen, zu protestiren. Sollte nicht die christliche Lehre in gnostischen Mythus, die christliche Praxis in theatralische Magie aufgelöst werden, so musste daran erinnert werden, dass beide in Moses und den Propheten wurzeln. Deshalb ist es nach der Apostelgeschichte gerade Petrus, der den Zauberer Simon bekämpft und überwindet.

Petrus steht auf Kirchenbildern immer links, Paulus rechts. Petrus zeigt eine kürzere, gedrungenere Gestalt, Paulus eine längere, idealere. Jener hat krauses Haar (krauses Haar, krauser Sinn), seit dem Ende des Mittelalters wurde er ältlicher und mit einer Glatze gemalt. Paulus hat schlichtes Haar und einen längeren Bart. Petrus verräth in seinen Mienen verschlossenen Zorn, Paulus ist sanfter. Jener trägt seine ganze Menschlichkeit zur Schau, dieser erhebt sich höher. Petrus ist auch als Apostel noch immer ein Fischer, Paulus hat etwas von einem Redner und Gelehrten. Vgl. den petrinischen Typus nach Nicephorus Calixtus, wie er den Kirchenbildern zu Grunde gelegt wurde, bei *Didron, man.* p. 300: *Petrus non crassa corporis statura fuit, sed mediocri; capilli crispi et densi, oculi quasi sanguine respersi et nigri, supercilia sublata. Nasus non in acumen desinens, sed pressus imusque magis.*

Den kahlen Kopf, den Petrus übrigens erst in späteren Bildern, nicht in den ältesten, erhalten hat, suchte man sym-

bolisch zu deuten. Der altrömische Janus, von dem der Monat Januar den Namen hat, stand gleichsam an der Pforte (*janua*) des Jahres, eben so wie Petrus an der Pforte des Himmels, dessen Schlüssel er führt. In dieselbe Zeit der Wintermitte fielen die Saturnalien, das Fest des kahlen Saturnus. Im Winter ist die Erde selber kahl. Man glaubte daher, auf den heiligen Petrus sey im Kalender übertragen worden, was vorher von Saturn und Janus gegolten habe, wie denn Petrus mit Paulus vereint allerdings die ersten beiden Jahresmonate beherrscht. Aber gerade die späteren Maler, die den heiligen Petrus kahl malten, haben schwerlich an eine Vergleichung mit Saturnus gedacht, sondern mehr die Tonsur, als das allgemeine Kennzeichen des Priesterstandes, im Sinne gehabt, wie sie denn auch den Abel in der Tonsur malten.

Attribute des heiligen Petrus sind: 1) die beiden Schlüssel des Himmels und der Erde, wozu auf älteren Bildern zuweilen noch ein dritter für die Hölle kommt. Vgl. d. Art. Schlüssel. Diese Schlüssel sind Attribute aller Nachfolger Petri auf dem römischen Stuhle geblieben, wie der Felsen Sinnbild der Kirche. Als Vorgänger der Päpste erscheint Petrus selbst zuweilen im päpstlichen Ornat mit dreifacher Krone. So auf einem alten Bilde in Köln. Kunstbl. 1841. S. 50. 2) Der Hahn. Derselbe kennzeichnet den Petrus schon auf den ältesten Katakombenbildern, nach Matthäus 26, 75: „Ehe der Hahn krähen wird, wirst du mich dreimal verläugnen."

Die am meisten charakteristischen Situationen, in denen Petrus auf Kirchenbildern erscheint, sind ferner: 1) der Fischzug. Petrus hat lange vergebens gefischt, da heisst ihn der Herr sein Netz noch einmal auswerfen und es wird übervoll von Fischen. Damit ist gemeint: eigne Kraft thut's nicht, was ihr vermöget, das vermöget ihr allein durch den Herrn. Unter den Fischen aber sind Seelen gemeint, die durch die heilige Taufe gerettet werden. 2) Das Wandeln über Meer. Petrus geht aus dem Schiff dem über das Meer wandelnden

Heiland entgegen, sinkt aber unter, weil er zweifelt, und die Hand des Herrn nur kann ihn retten. Darunter ist wieder die Unzulänglichkeit des Menschen verstanden, dem Gott allein die Stärke verleiht. Sofern aber das Schiff die Kirche bedeutet, wird hier das Verhältniss des Herrn zur sichtbaren Kirche und ihren Lenkern sehr deutlich bezeichnet. — 3) Die Befreiung des gefangenen Petrus durch einen lichten Engel aus Kerkernacht und Ketten. Vorbild der Befreiung der Kirche aus dem Heidenthum, und jedes frommen Christen aus der Qual des Lebens. Raphael malte diese Scene in den Stanzen im Vatican an die Wand unterhalb eines Fensters, also im ungünstigsten Schatten, aber mit solcher Meisterschaft, dass der Lichteffect der Engelserscheinung seine volle Wirkung behält. — 4) Die Fusswaschung. Petrus allein will sich vom Herrn nicht die Füsse waschen lassen, missverstehend die Liebe als zu weit getriebene Selbsterniedrigung. Damit wird aller menschliche Hochmuth auf's Tiefste beschämt und sonderlich der Stolz des Priesterthums zur wahren Demuth hingewiesen. — 5) Die verkehrte Kreuzigung Petri. Nach alter Tradition bat Petrus, als er gekreuzigt werden sollte, man möge ihn kopfunter kreuzigen, weil er sich für unwürdig hielt, aufrecht wie der Heiland selbst zu sterben. Diese letzte Demuth im Sterben bewies, wie tief ihn jede Anwandlung von Stolz reute, dem er sich hingegeben.

In der Peterskirche zu Rom, der nach ihm benannten grossen Mutterkirche des Abendlandes, befindet sich als Reliquie sein Stuhl (von antiker Arbeit) in einem Ueberzug von vergoldeter Bronze. Daher heisst der päpstliche Thron der Stuhl Petri. Petri Stuhlfeier am 18. Februar bezieht sich dagegen auf den Bischofssitz des Apostels zu Antiochia. — Auch die Ketten, mit denen Petrus im Kerker gefesselt war, sind in Rom (in der Kirche S. Pietro in vincoli) aufbewahrt und ist ihnen am 1. August ein Fest gewidmet, Petri Kettenfeier. Beschreibung von Rom III. 2. 235. Sein Hauptfest ist aber seine und Pauli Todesfeier, 29. Juni. An diesem Tage wird

seine sehr alte Statue in der Peterskirche festlich geschmückt. v. Martens, Italien II. 575. Ein besonderes Heiligthum hat er zu S. Pietro in grado, wo er zuerst den italienischen Boden betrat, und in S. Pietro in montorio, wo er gekreuzigt wurde. Beschreibung von Rom III. 3. 619.

In Venedig heisst ein Fisch *pasce san Piero* (*Zeus Faber*, Linné), weil er schwarze Flecken hat. Es sollen die Spuren der Finger des Apostels seyn, der in dem Fische den Zinsgroschen gefunden und ihn dann wieder in's Meer geworfen. v. Martens, Italien II. 366.

Pfau,

Sinnbild der Unsterblichkeit, weil sein Fleisch unverweslich bleiben soll. *Augustinus, de civit. Dei* 21, 4. Deshalb sehr oft auf altchristlichen Gräbern angebracht. *Aringhi* II. 59. 287. 303. 317. *Bottari* I. 52. Mit dem Lamme verbunden, *Aringhi* II. 328. *Boldetti* 36. Mit dem Kreuz, *d'Agincourt, tab.* 6. Auf der Weltkugel, *Bottari* III. 184. *Twining, symb. pl.* 21. Aus einem Becher trinkend (Unsterblichkeit, gewonnen durch das Blut Christi), das. *pl.* 88. Ein sehr grosser radschlagender Pfau an die Wand eines Grabgewölbes gemalt, welches voller Todtenköpfe hängt. Bellermann, Katakomben von Neapel *tab.* 2. Wenn nach Münter, christl. Sinnbilder 92, die Thomaschristen in Asien einen Pfau auf dem Kreuz zum Sinnbild hatten, so kann der Pfau hier auch als Sinnbild von Indien gelten, wo er herstammt. Man hat in den bunten Federn des Pfau's ein Sinnbild und eine Verheissung des ewigen Frühlings sehen wollen, was viel zu gesucht ist.

Conrad von Megenberg im Buch der Natur *s. v.*, sieht im Pfau das Sinnbild eines Bischofs. Die saphirne Brust soll den Glauben bedeuten; der Schweif stellt die Unterthanen vor; dass er jährlich die Federn wechselt, bedeutet, er ziehe einen neuen Menschen an etc., nicht sehr geistreich.

Die altdeutschen Maler gaben häufig den Engeln Pfauenfedern in die Flügel, ohne Zweifel nur der Schönheit wegen.

So auf dem berühmten Danziger Weltgericht der Engel Michael, so in einer Verkündigung des Johann van Eyck der Engel Gabriel etc.

Ein Pfau flog dem heiligen Liborius voran und zeigte ihm den Weg nach Paderborn, daher er sein Attribut ist, und man ihm an seinem Fest in Prozession einen Pfauenschweif voranträgt. Christl. Kunstsymbole S. 139. Otte, Kunstarchäol. 2te Aufl. 134. — Als Stephan der Heilige einst den Mönch Günther aus Böhmen zwingen wollte, von einem gebratenen Pfau zu essen, machte dieser den Pfau lebendig, dass er davonflog. Weber, Möncherei I. 262.

Gleichwohl ist der Pfau auch Sinnbild des Stolzes. Nach der muhamedanischen Sage soll er im Paradiese lieblich gesungen, aber seine Stimme verloren haben, sobald er mit der Schlange und dem ersten Elternpaar zugleich aus dem Paradiese verbannt wurde. Er bedeutet hier die Eitelkeit der Eva, oder überhaupt den Hochmuth Adams und Eva's. — Ein frommer Diener bekehrte einen sündhaften Herrn durch ein Gleichniss vom Pfau. Als er ausgeschickt war, einen Esel zu kaufen, kam er wieder und brachte keinen, indem er sich vertheidigte, er habe keinen Esel mit einem Pfauenschweif gefunden. „Aber," sagte der Herr, „gibt es denn Esel mit Pfauenschweifen?" „Nein," antwortete der Diener, „aber so gewiss der Esel keinen Pfauenschweif hat, so gewiss hat ein sündhaftes Leben kein seliges Ende." Judas der Erzschelm von Pater Abraham a St. Clara III. 427.

Pfeil.

Pfeile des göttlichen Zorns kommen vor 5. B. Mos. 32, 42. Auf einem alten Miniaturbild jagt Gott die ersten Menschen aus dem Paradiese, indem er wie Apollo Pfeile auf sie schiesst. *Didron, icon.* p. 121. Auch der Tod in der Offenbarung Johannis 6, 8. wird gewöhnlich, auf einem fahlen Pferde reitend, mit Pfeil und Bogen dargestellt. Desgl. im alten Hymnus *horrenda mors.* Königsfeld, lat. Hymnen S. 246.

Der Pfeil bedeutet aber auch die geistige Waffe in Gottes Dienst. „Gott hat mich zu seinem reinen Pfeil gemacht und mich in seinen Köcher gesteckt," heisst es bei Jes. 49, 2.

Unter den Heiligen, die mit Pfeilen getödtet wurden, sind am berühmtesten der heilige Sebastian und die h. Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen, ferner der h. Edmund, Lambertus, Petrus Thomas; desgleichen die neuentdeckte, in Italien hochverehrte h. Filumena. Vom h. Philemon sagen die *acta SS.* zum 8. März, die auf ihn geschossenen Pfeile seyen in der Luft hängen geblieben. Der h. Otto von Bamberg schmiedete die Pfeile, die zu einem Kriege bestimmt waren, für den Bau einer Kirche zu Nägeln um. Alle diese Heiligen haben den Pfeil zum gewöhnlichen Attribut. — Ein durch den Kopf geschossener Pfeil bezeichnet den heiligen Jacob von Bergamo, den die Arianer auf diese Art tödteten. 4. Mai.

Abu Naovas, ein tyrannischer König in Arabien, verfolgte die Christen und liess einst einen ihrer ungenannten Heiligen (wie den heiligen Sebastian), an einen Baum gebunden, mit einem Pfeilregen beschiessen. Aber kein Pfeil traf, bis der Heilige dem König sagte: „Schiesse du selbst einmal im Namen meines Gottes!" Als der König dies that, traf ihn der Pfeil in's Herz. Dieses Wunder bekehrte alle Schützen, nur den König nicht, der alle Jene in einer Grube verbrennen liess. Herbelot.

Pferd.

Das Pferd tritt in der heiligen Schrift nirgends bedeutsam hervor, ausgenommen in der Offenbarung Johannis Cap. 6. Hier treten vier Rosse mit vier schrecklichen Reitern als Personificationen des göttlichen Zornes und Vollstrecker der göttlichen Gerichte auf. Zuerst das weisse Pferd mit dem gekrönten Reiter, der den Bogen führt, der auszieht und überwindet. Zweitens das rothe Ross und der Reiter darauf mit dem Schwert, der den Frieden von der Erde nimmt und

bewirkt, dass die Menschen sich unter einander erwürgen. Drittens das schwarze Ross und der Reiter mit der Waage. Viertens das fahle Pferd mit dem Tod als Reiter, dem die Hölle nachfolgt. Diese vier Pferde sind schon vorgesehen beim Propheten Zacharia 1, 8. Der auf dem weissen Pferde ist der himmlische Richter, Christus; der auf dem rothen ist der Krieg; der auf dem schwarzen wird als Hunger erklärt. Das fahle Pferd kann auch scheckigt oder gesprenkelt heissen, was man auf die Pestbeulen bezogen hat. Vgl. Züllich, Offenb. Joh. II. 51. Andrerseits bezieht man die vier Rosse auf die Theile der Welt, aus denen die Strafe kommt: der weisse Reiter kommt vom Himmel, der rothe von der Erde, der schwarze vom Meer, der fahle vom Abgrund. Die Waage des dritten Reiters wird von Züllich S. 60 auf die Kaufmannschaft bezogen und auf den Handel, den das Meer vermittelt. Darauf beziehen sich auch die Worte des Engels Offenb. Joh. 6, 6, die vom Maass und Preise handeln. Demnach würde der dritte Reiter Rächer des Betrugs und Eigennutzes seyn, und die vier Reiter würden Bezug nehmen auf die vier Hauptlaster der Menschen: Gottlosigkeit, bestraft vom weissen Reiter; Mord- und Blutgier, Gewaltthat, bestraft vom rothen; Betrug und Arglist, bestraft vom schwarzen; Sünden gegen den Körper, Wollust, Völlerei, bestraft durch den fahlen. Ueber alte Abbildungen dieser Reiter vgl. *Didron, man.* p. 242. Schopenhauer, Joh. van Eyck I. 144. Ein berühmtes Bild des jüngeren Palma in Venedig.

Todes- und Teufelsrosse kommen in der deutschen Volkssage ausserordentlich häufig vor. Wer kennt nicht das Teufelsross, auf dem Dietrich von Bern, Thedel von Wallmoden, Lenore und ihr todter Reiter davonritten? Indess liegen diesen Volkssagen wohl mehr heidnische als christliche Erinnerungen zu Grunde. Ueber den Pferdefuss des Teufels vgl. d. Artikel Teufel. Agnes a Jesu, ein wildes Mädchen, schloss mit dem Teufel einen Bund und setzte sich zu ihm auf sein schwarzes, flammendampfendes Ross, wurde aber von einem

Engel geschützt und vor eine Klosterpforte geleitet, an welcher der Teufel und sein Ross Abschied nehmen mussten. Agnes ward im selbigen Kloster die frömmste Nonne.

Unter den Heiligen erscheinen besonders der heilige Apostel Jakob der ältere, der h. Georg und h. Martin, überdies die heiligen Könige und Ritter zu Ross. Den Martyrertod durch Rosse, an deren Schweif sie gebunden wurden, erlitten der heilige Quirinus, Gobdeleas. St. Hippolyt, Schüler des heiligen Laurentius, dessen Leiche er auch zur Erde bestattete, wurde dann selbst als Christ verfolgt und von Pferden zu Tode geschleift oder zerrissen, sofern er zugleich an zwei angebunden wurde, unter Kaiser Decius im 3ten Jahrhundert. 12. Mai, 13. August. Prudentius hat ihn in lateinischen Hexametern besungen. *Fabricii thes.* 150 f., übersetzt von Sibert. Vgl. Jacobi, Werke I. 77. 82. Seine Marter ist gemalt zu Brügge in einem sehr berühmten Bilde von Hemling. Passavant, England S. 365. Schnaase, Briefe S. 334. Desgleichen von Heim zu Paris, Kunstbl. 1822. Nr. 76. Ein anderes berühmtes Bild, ein Nachtstück von Novarette im Escurial, zeigt ihn, wie er mit seinen Gefährten den heiligen Laurentius bestattet. — St. Florian, ein besonders in Oestreich (im Stift seines Namens) hochverehrter Heiliger, der daselbst unter Diocletian den Martyrertod erlitt, indem ihn wilde Rosse zu Tode schleifen mussten. 4. Mai. Besungen ist sein Tod von Pyrker, gemalt von Schulz in München. Kunstbl. 1837. S. 37. Weil die über seinem Grabe erbaute Kapelle von einem Bösewicht angezündet, aber nachdem der Brandstifter plötzlich Todes verblich, sogleich wieder erbaut wurde, hat man ihn zum Schutzpatron gegen Feuersgefahr gemacht. Vgl. Rettberg, Kirchengesch. I. 156. St. Irene wurde als Kind von ihrem Vater Regulus mit dreizehn andern jungen Mädchen in einen Thurm verschlossen, um ihre wunderbare Schönheit zu hüten. Allein ein Engel besuchte sie und bekehrte sie zum Christenthum. Als der Vater es erfuhr, wüthete er und liess sie an den Schweif eines Rosses binden. Aber sie blieb unversehrt, das Ross trat den bösen Vater todt; als ihn jedoch die Tochter

wieder erweckte, bekehrte er sich. Doch erlitt sie bald darauf den Martyrertod durch das Schwert. Im 1ten Jahrhundert. 5. Mai.

Als der heilige Andreas von Pferden durch die Strassen geschleift wurde, betete er kopfüber liegend, so andächtig, dass ein panischer Schrecken über das Volk kam und Alles, zu seinen Füssen niederstürzend, mit ihm betete. Nach der apokryphischen Apostelgeschichte des Abdias.

Der eitle Petrus Consalvus ritt einst geputzt vor Damen und liess das Ross courbettiren, als es ihn aber in den Koth warf und die Damen ihn auslachten, schämte er sich so, dass er sich bekehrte und ein Heiliger wurde. P. Abraham, Judas I. 8.

Pferde sollen im Wettlauf siegen, wenn man sie mit Wasser aus dem Krug des heiligen Hilarion besprengt. In Neapel werden die Pferde am 17. Januar zur Kirche des heiligen Antonius getrieben und dort mit Weihwasser besprengt und eingesegnet, um sie vor Schaden im nächsten Jahr zu hüten. v. Martens, Italien II. 570. In Deutschland aber ist St. Leonhard Patron der Pferde, wie alles zahmen Viehes.

St. Charalampius wurde unter Kaiser Severus als Christ verfolgt, als ihn aber ein Heide schlagen wollte, fielen demselben die Hände ab, und als ihn ein Anderer anspeien wollte, wurde demselben der Hals umgedreht. Gleichwohl half ihm das nichts, denn man marterte ihn doch noch so grässlich, dass sogar ein Pferd mit menschlicher Stimme zu reden anfing und den Henkern ihre Grausamkeit vorwarf. *Acta SS.* 10. Februar.

St. Severus von Avranches, Bischof im 6ten Jahrhundert, hütete als Knecht die Pferde eines Herrn und schenkte einmal eines der Pferde einer armen Frau, ohne dass die Zahl der Pferde verringert wurde. 1. Februar. Er hinterliess einen Stab, der, in die Erde gesteckt, zu einem grossen Baum erwuchs. Derselbe ist so heilig, dass sich kein Vogel auf ihn setzt, oder er stirbt, und dass jeder Unreine, der ihn berührt, unsinnig wird.

Pfingsten,

πεντηκοστή, der fünfzigste Tag nach Ostern, beschliesst die heilige Dreizahl der grossen christlichen Freudenfeste (Weihnachten, Ostern, Pfingsten), weshalb auch auf den Sonntag unmittelbar nach Pfingsten das Fest der heiligen Dreieinigkeit fällt. Zu Weihnachten wird im Sohne der Vater verherrlicht, zu Ostern hat der Sohn sein göttliches Werk vollbracht, Pfingsten gehört dem heiligen Geiste. Es ist die Feier der Ausgiessung des heiligen Geistes über die Gemeinde.

Alttestamentalisches Vorbild des Festes war die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, so wie im altheidnischen Naturcultus das Darbringen der ersten Feldfrüchte, die um diese Zeit reifen. Die Erstlinge des Ackers dienten auch noch für die Christen zum Sinnbild der Erstlinge der Geistesfrüchte, die der heilige Geist in der Gemeinde erweckt. Auch der Blumen, die in dieser Jahreszeit in Fülle aufgehen, bedient man sich bei der Feier des Festes als Sinnbilder der christlichen Tugenden. Vgl. den Artikel Blumen. Dagegen stammen eine Menge ländlicher Pfingstgebräuche offenbar noch aus dem Heidenthum und sind ihrer unschuldigen Art wegen im Christenthum beibehalten worden, ohne eine specifisch christliche Deutung zuzulassen. So der Pfingstritt, der Aufzug des Maigrafen und der Maibraut, der Umzug mit dem Pfingstochsen, der sogenannte Pfingstlümmel und Pfingstschläfer, das Pfingstschiessen (Vogelschiessen) etc., worüber man in Grimms deutscher Mythologie S. 746 f. und in Kuhns märkischen Sagen S. 314 f. ausführlichere Nachricht findet. In allen diesen Gebräuchen spricht sich die Freude des Volkes über die Wiederkehr des Sommers und des neuen Jahressegens in Ackerbau und Viehzucht aus.

Zur Symbolik der Kirchenbilder, auf welchen die Ausgiessung des heiligen Geistes zu Pfingsten dargestellt wird, ist zu bemerken, dass sie stets die freudig aufgeregte und begeisterte Versammlung der Apostel und Jünger in einem

Gebäude darstellen. Dabei darf die heilige Jungfrau als Wittwe im dunkelblauen Kleide und weissen Schleier niemals fehlen. Die Flamme der Begeisterung wird in herkömmlicher und durchaus zulässiger Weise in wirklichen Flammen dargestellt, die von oben auf die Zungen oder Scheitel der Jünger fallen. Man hat in neuerer Zeit diese Flammen als zu grobsinnlich wegklügeln wollen und ohne sie eine Versammlung mit begeistertem Ausdruck für ausreichend gefunden. Dabei fehlt nun aber immer das wahre charakteristische und altkirchliche Merkmal. Eben so ist altes Herkommen, den heiligen Geist in Gestalt einer Taube über der Versammlung schweben zu lassen. Auch sie hat man wegdisputiren wollen. Sogar Wessenberg in seinen christlichen Bildern II. 226. erklärt sich gegen die Taube, die jedoch als ein uralt anerkanntes und würdiges Symbol hier um so weniger fehlen darf, als sie wesentlich die Jüngerversammlung zu Pfingsten charakterisirt und von jeder andern Versammlung Begeisterter deutlich unterscheidet.

Pflug,

Attribut des heiligen Isidorus, des Schutzpatrons aller Bauern. Als der harte Herr dieses Bauern ihn einmal zwang, ein steinhartes Feld zu ackern, that es für ihn ein Engel mit einem Gespann schneeweisser Rinder. *Acta SS.* 15. Mai. Der heilige Ecianus pflügte mit Hirschen, der h. Jacobus von Tarentaise mit einem Bären, der h. Kentigern spannte einen Wolf und einen Hirsch zugleich an seinen Pflug. — Eine glühende Pflugschaar ist Attribut der heiligen Kunigunde, weil sie zum Beweis ihrer Keuschheit die Feuerprobe bestand.

Pharao,

der mächtige Aegypterkönig, ist im alten Testament Personification der Staatsgewalt gegenüber der von Gott geheiligten Gemeinde, und des Heidenthums gegenüber dem reinen

Glauben, also auch für die Christen Vorbild der weltlichen Macht in ihrer kirchenfeindlichen Tendenz. In den römischen Katakomben findet sich ein altchristliches Bild, auf welchem der Untergang Pharao's im rothen Meere dem Einzug des Heilands in Jerusalem gegenübergestellt ist. *Bottari* I. *tav.* 40. Da es ein Grabbild ist, scheint der Gegensatz von Hölle und Himmel gemeint zu seyn, wenigstens von Zeitlichkeit und Ewigkeit. Die weltliche Macht geht mit der Zeit unter, die göttliche währt ewig.

Pharisäer

und Schriftgelehrte sind als alttestamentalische Vorbilder der Bureaukraten, Gelehrten, Schulmänner und Literaten zu betrachten, die heute noch neben der Kirche das grosse Wort führen und den Menschensohn hassen oder verachten, die mit der weltlichen Macht, mit dem weltlichen Gesetz, mit dem weltlichen Wissen dem göttlichen trotzen. Der pharisäische Dünkel wurzelte hauptsächlich 1) in der zähen Nationalität, im Stockjudenthum, das nichts Neues, Fremdartiges, etwa gar vom Himmel Kommendes in seinem Bereich dulden will; 2) in dem Herkommen und Gesetz, dessen privilegirte Wächter und Ausleger sie waren; 3) in der Schulweisheit, vermöge deren sie sich allen andern Wesen weit überlegen glaubten.

Christus trat schon als Kind mitten unter diese Herren im Tempel und — belehrte sie, die staunend dem göttlichen Knaben horchten. Darin liegt ausgesprochen, dass es zum Begreifen der höchsten Weisheit nicht grauhaariger Gelehrsamkeit, sondern nur eines kindlichen Sinnes bedarf. Schöner kann die ewige Weisheit nicht über die zeitliche triumphiren, als hier das Kind über die Greise.

Der Knabe Jesus unter den Schriftgelehrten im Tempel, ein berühmtes Bild von Leonardo da Vinci, erst vor Kurzem aus Rom nach London verkauft. Jesus erscheint auf demselben in höchster Milde und Schönheit den charaktervollen

und aufgeregten Köpfen der Alten gegenüber. Kunstblatt 1832, Nr. 66. Kugler, Mal. I. 162. Passavant, England S. 13. Ein anderes berühmtes Bild von Mazzolino in Berlin ist durch den Humor in den Pharisäerköpfen berühmt. Kugler, Berl. Mus. I. 75. Auf einem Bilde von Garofalo in Paris erscheint Jesus schon viel zu sehr zum Jüngling erwachsen. Auf einem von Landi (gest. von Persichini) ist die Scene wie ein Inquisitorium aufgefasst, die arglistigen Pharisäer stellen dem Knaben verfängliche Fragen. Auch das ist nicht die richtige Auffassung. Die Befangenheit und das giftige Aushorchen trat erst ein, als Christus schon erwachsen war. Dem Knaben gegenüber drückten sie mehr nur Verwunderung und Ueberraschung aus.

Später sind es hauptsächlich listige Ausforschungen und Unterstellungen, durch welche die Pharisäer den Heiland versuchen, ihr Müthchen an ihm kühlen, ihn *ad absurdam* führen oder dahin bringen wollen, dass er sich dem Gesetz und der weltlichen Gewalt gegenüber compromittire. Aber überall schreitet er siegreich durch ihre Spinnenweben hindurch. Nichts charakterisirt die Nichtigkeit des irdischen Wissens so tief, als diese Anmassung schwacher Menschen, den ewigen Geist, der sich ihnen offenbart, auf die Probe stellen zu wollen. Die berühmtesten dieser Proben, in denen die Pharisäer beschämt worden, sind der Zinsgroschen und die Ehebrecherin vor Christo. Vgl. diese Artikel.

Die Pharisäer stehen ferner in einem bedeutsamen Gegensatz zu den Zöllnern und Samaritern. Wie der Pharisäer der Vornehmste und Hochgeachtetste in Israel, so ist der Zöllner der Geringste und Verachtetste. Wie der Pharisäer der Inhaber der reinen Lehre, des reinen Gesetzes, der Gerechte schlechthin ist, so der Samariter der Abgefallene, der im Irrthum Befangene, der Häretiker. Nun zeigt aber die heilige Schrift in mehreren Beispielen, wie jene Zöllner und Samariter bessere Menschen sind als die Pharisäer, ein offenes Herz haben für das Rechte und Gute, mitleidig dem leidenden Nebenmenschen beispringen und trotz ihres geringen

Bildungsgrades die himmlische Offenbarung früher erkennen, als die stolzen Pharisäer, deren Herz sich gegen die Leiden des Nebenmenschen, wie gegen das Heil von oben verstockt. Man pflegt daher zu sagen, die Pharisäer haben das Gesetz ohne die Liebe, den Buchstaben ohne den Geist; sie halten die vorgeschriebenen Ceremonien ein, aber nicht die höhere sittliche Pflicht.

Wenn man in neuerer Zeit gern die Pharisäer als heuchlerische Pfaffen und Scheinheilige hat charakterisiren wollen, so entspricht das nicht ihrem ursprünglichen Begriff in der heiligen Schrift; denn in dieser vertreten sie vielmehr die Classe im alten Jerusalem, die wir heutzutage die Bureaukratie, die Juristen und die Schulmänner nennen würden.

St. Philippus,

der Apostel, dessen Attribut auf Kirchenbildern der lange Kreuzstab ist, um ihn als wandernden Bekehrer zu bezeichnen. Am häufigsten aber malte man ihn in der Handlung begriffen, die Apostelgeschichte 8, 38. aufgezeichnet ist, indem er nämlich den schwarzen Kämmerling tauft. Die Quelle, an der es geschah, wird noch im Morgenlande gezeigt. Pococke II. 68. An derselben Stelle sollen Weintrauben ohne Kern gewachsen seyn, mit Beziehung auf den Eunuchenstand des getauften Mohren. *Nieremberg, hist. nat.* 473. Weil der Tag des Apostels der 1. Mai ist, hat die gelehrte Paganomanie, die alles Christliche auf heidnischen Mythus zurückführen möchte, in dem Mohren das schwarze Erdreich und in dem Täufer den Frühlingsregen wiedererkennen wollen.

Phönix,

Sinnbild des auferstandenen Heilands. Schon die heidnischen Griechen und Römer hegten eine grosse Verehrung gegen den fabelhaften Vogel Phönix, verglichen ihn aber mit der sich ewig neugebärenden Zeit, sofern sie glaubten, der Vogel

verbrenne sich, wenn er alt werde, in seinem eigenen Neste und werde dadurch wieder jung und schöner, als vorher. Herodot II. 73. fand die Kunde von ihm zuerst in Aegypten. Dahin komme der Vogel alle fünfhundert Jahre einmal aus Arabien, sey gross wie ein Adler, aber purpurfarben und golden, und bringe seinen Vater in den Sonnentempel, um ihn hier in Myrrhen zu bestatten. Des Selbstverbrennens und Verjüngens gedenkt erst Plinius, Naturgeschichte X. 2. Hier wird der alte Phönix nicht mehr in Myrrhen einbalsamirt und begraben, sondern macht sich ein Nest aus Wohlgerüchen und verbrennt sich. Die Fabel wird nun oft von alten Autoren wiederholt, worüber man die Schrift Feiners „vom Phönix“, München 1850, und Pipers christl. Myth. I. 446 f. nachlesen kann. Begreiflicherweise eignete sich der sich selbst opfernde und verjüngende Purpurvogel auf's Trefflichste zu einem Sinnbild des sich für die Menschheit opfernden und auferstehenden Heilands. Er wurde daher schon in den ersten Jahrhunderten der Christenheit in diesem Sinne aufgefasst, und Epiphanius (*Ancorat. c.* 85. II. 89.) lässt den Phönix nach drei Tagen aus der Asche des Nestes wiedererstehen, wie Christum am dritten Tage aus dem Grabe. Seitdem wird die Vergleichung von vielen Kirchenvätern und christlichen Dichtern wiederholt. Sonderlich besitzen wir noch ein lateinisches Gedicht *de phoenice* von Lactantius, wonach im Phönix das Mysterium der Zeugung des Sohnes durch den Vater, der doch im Sohne er selbst bleibt, personificirt wird.

At fortunatae sortis filique volucrem,
Cui de se nasci praestitit ipse Deus.
Foemina sit, vel mas, seu neutrum, seu sit utrumque,
Felix, quae Veneris foedera nulla colit.
Mors illi Venus est: sola est in morte voluptas;
Ut possit nasci, haec appetit ante mori.
Ipsa sibi proles, suus est pater et suus haeres,
Nutrix ipsa sui, semper alumna sibi.

Mit dem aus Weihrauch und Myrrhen gebildeten edeln Neste, in dessen reinen Flammen der Phönix verjüngt wird,

wurde folgerecht Maria verglichen. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, herausg. von Grimm S. XXXIV und 12. Vgl. auch Sepp, Heidenthum I. 288.

Im Griechischen hat der Palmbaum und der Vogel Phönix denselben Namen φοῖνιξ, woher auch der des Landes Phönizien kommt. Der Palmbaum legt alle Monate ein Blatt ab und ersetzt es durch ein neues. Auch fabelte man, er verjünge sich aus seiner Asche. Zugleich ist er Baum des Sieges und in vielen andern Beziehungen ein Sinnbild Christi. Vgl. den Artikel Palme. Daher findet man diesen Baum und Vogel in den altchristlichen Grabbildern und Sarkophagen mit einander verbunden, mit Bezug auf Psalm 92, 13: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum (oder Phönix).“ Vgl. Piper, christl. Myth. I. 459 f., wo Alles über jene alten Bildwerke gesammelt ist. Auf einem vatikanischen Sarkophage steht Christus zwischen zwei Palmbäumen und auf dem Wipfel des einen sitzt der Vogel Phönix. *Aringhi* I. 295. *Bosio* p. 63. *Bottari* I. *tav.* 22. Eben so auf alten Mosaiken in Rom. *Ciampini* II. 61. 147. Auf Gräbern soll der Phönix den begrabenen Christen das ewige Leben verheissen, was sie durch Christo gewonnen haben.

In der spätern kirchlichen Kunst seit dem 13ten Jahrhundert findet man den Phönix nicht mehr mit Palmen, desto öfter aber mit dem Pelikan verbunden. Hier bedeutet dann der Phönix eben so ausschliesslich die Auferstehung, wie der Pelikan den Opfertod. Vgl. Piper a. a. O. 463, wo der einschlagenden Bildwerke an den Portalen der Lorenzkirche in Nürnberg, des Magdeburger Doms etc. gedacht ist. Oefters befindet sich zwischen dem Phönix und Pelikan ein Löwe in der Mitte, von dem Piper keine andere Erklärung gibt, als S. 466: „Der Löwe des Abgrunds, der einen Menschen zerreisst.“ So nämlich sah er ihn selbst an der „wiederhergestellten“ Kathedrale zu Lund, und sofern der Löwe hier einem Christusbilde gegenübersteht, mag er auch das Abgründliche bedeuten. In andern Fällen jedoch ist unter dem Löwen, der zwischen dem Phönix und Pelikan steht, ohne

Zweifel der Löwe Simsons gemeint. So wenigstens steht er deutlich zwischen beiden an der Kirche zu Caen. *Twining, symbols*, *pl.* 21.

Vom Chol, einem sagenhaften Vogel der Juden, heisst es: Als Adam und Eva vom verbotenen Apfelbaume gegessen, thaten alle Thiere das Gleiche und wurden dadurch böse und sterblich, wie die Menschen; nur der Vogel Chol ass nicht mit und blieb daher unsterblich. Eisenmenger I. 371. 829. Kraft, jüd. Sagen S. 11. — Eine andere jüdische Sage vom Phönix (in Herders Werken zur schönen Lit. und Kunst IX. S. 25): „In Mitte des Paradieses standen die wunderbarsten Bäume der Welt, der Baum der Erkenntniss und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen war den Menschen erlaubt; von jenem zu kosten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals noch der König des ganzen gefiederten Reichs, er nur nistete in diesen Zweigen und ass von ihnen unsterbliche Götterspeise. Als Eva lüstern zum Baum der Erkenntniss trat und kosten wollte, da war's, als furchtbar auf dem Baum der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob und also sprach: „Betrogene, wo irrest du hin? was zu erblicken öffnest du die Augen? Dich nackt zu sehen, wirst du weise; dich arm zu fühlen, willst du Göttin werden!" — Aber Eva's Blick hing an der täuschenden Frucht und am listigen Verführer; sie übertrat des Herrn Gebot, und hörte des weissagenden Vogels Stimme nicht. Als über alle Geschöpfe des Paradieses der Tod kam, sonderte Gott den treuen Vogel aus, fortan auf ewige Zeit ein Zeuge der Wahrheit. Zwar musste auch er mit allen Lebendigen den Sitz der Unschuld räumen; König der Vögel, die jetzt einander bekriegten, wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen, ruhigen Thron nahm ein Raubvogel ein, der blutgierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren giftigen Erdenluft anders nicht als durch Verwandlung werden. Aber durch eine Verwandlung, die nach Jahrhunderten erst, und schnell und herrlich dann ihn wieder verjüngt. Wenn seine

Stunde nahet, ist ihm vergönnt, in's Paradies zu fliegen; vom Baum des Lebens und vom Erkenntnissbaum bricht er sich dort die dürren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück, und trauert um das Paradies; der schöne, einzige, selten gesehene, noch seltener befolgte Vogel unsterblicher Wahrheit."

Pilatus,

der berühmte römische Statthalter in Jerusalem, der bei völliger Gleichgültigkeit gegen die Händel, welche die Juden unter sich hatten, und trotz der Ueberzeugung, dass Christus unschuldig sey, denselben doch aus politischen Rücksichten dem Hasse des jüdischen Volkes aufopferte und kreuzigen liess. Das Vorbild aller weltlichen Herren, die sich indifferent gegen das Heilige verhalten. Die christliche Legende von Pilatus erhielt eine dreifache Ausbildung, indem sie zuerst von Römern, dann von Galliern, endlich von Deutschen aufgenommen wurde. Vgl. Mone, Anzeiger 1835, S. 421. 1838, S. 526.

Was zuerst die biblische Auffassung betrifft, so ist der Contrast des gefangenen Erlösers vor dem weltklugen Römer von hoher Schönheit. Dem Stellvertreter der römischen Weltherrschaft gegenüber sagt Christus auf die Frage, ob er der Juden König sey: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ev. Joh. 18, 26 f. Nach den andern Evangelien spricht Christus: „Ich bin in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit zeugen soll." Da fragt Pilatus blasirt: „Was ist Wahrheit?" — aber der Sinn ist derselbe. Pilatus erkennt seine Unschuld und Reinheit, will die Verantwortung seiner Hinopferung nicht übernehmen, mag aber auch die Juden nicht allzusehr reizen und überlässt daher ihnen selbst die Sache in der Art, dass er, indem er der Ostersitte gemäss, an der ein Verbrecher begnadet zu werden pflegt, ihnen die Wahl zwischen

Christus und dem Mörder Barabbas lässt, welchen sie sich freibitten wollen. Zugleich wäscht er sich die Hände, d. h. sagt sich sinnbildlich von aller Schuld frei, wenn sie Christum nicht wählen, Matth. 27, 24. Dass Pilatus den Juden nachgegeben, wurde ihm durch die treue Anhänglichkeit belohnt, die ihm Herodes seitdem widmete, da sie vorher Feinde gewesen waren. Lucas 23, 12. Pilatus wollte jeden Anlass vermeiden, die ohnehin zu Empörungen geneigte jüdische Provinz aufzustacheln. Als ihr Statthalter hatte er das Interesse, die Ruhe zu erhalten. — Matth. 27, 19. ist der Frau des Pilatus gedacht, die ihn bat, er solle Christum schonen, weil sie im Traume seinetwegen geplagt und gewarnt worden sey. Diese Frau heisst bei Nicephorus I. 30. und im Evangelium Nicodemi 2. Procla oder Claudia Procula.

Die sogenannte *acta Pilati* oder die Protokolle des Verhörs Christi vor Pilatus bilden den ersten Theil des apokryphischen Evangeliums Nicodemi, und sind schon sehr alt, schon von Eusebius (Kirchengesch. I. 9.) als falsch erkannt. Als poetisch ist darin zu bemerken, dass wie Christus zu Pilatus eintritt, alle Bilder auf den Fahnen sich vor ihm neigen. Im Uebrigen enthalten die Acten nur eine langweilige Paraphrase des Evangeliums Johannis und eckelhafte Zänkereien der Juden über die angeblich uneheliche Abstammung Christi. Vgl. Borberg, Apokryphen I. 287. Winer, bibl. Realwörterbuch *s. v.* Pilatus.

In der spätern Legende ist der Gedanke durchgeführt, dass sich indifferent gegen das Heilige verhalten, schlimmer sey, als es offen anfeinden. Die kalte Weltklugheit, die ein vorübergehendes zeitliches Interesse wichtiger nimmt, als das ewige Heil, kann nicht stark genug verdammt werden. Der unbarmherzige Tyrann Herodes, der grausame Mörder der unschuldigen Kindlein, ist daher dem wahren Christen nicht so verdammlich und verhasst, wie der glatte, kühle Diplomat Pilatus.

Das schwedische Volksbuch von Judas Ischarioth, welches in Hagens Germania VI. 144 f. mitgetheilt ist, enthält

Folgendes: In der Nacht, in welcher Judas erzeugt wurde, hatte Liboria, seine Mutter, so ängstliche Träume und eine solche Furcht befiel sie, dass sie zu ihrem Manne Ruben sagte, wenn sie einen Sohn bekäme, würde sie ihr ganzes Leben lang traurig bleiben. Er wollte es ihr ausreden; als sie aber wirklich den Judas gebar, entsetzte sich auch der Vater selbst vor seinem Anblick. Beide Eltern beschlossen, dieses schreckliche Kind von sich zu thun, und setzten es in einem kleinen Kasten in's Wasser. Es schwamm zur Insel Scharioth. Hier fand es die Königin, die längst sich ein Kind gewünscht hatte, gab es für das ihrige aus und erzog es fürstlich. Nachher bekam sie selbst noch einen Sohn und bereute bitterlich, den Judas angenommen zu haben, denn dieser plagte ihren eigenen Sohn auf alle Art, und als sie ihm einmal im Zorne sagte, dass er nicht ihr Sohn, sondern nur ein Findelkind sey, brach die ganze Teufelsgewalt in ihm hervor und er erschlug den Sohn der Königin. Darauf entfloh er und nahm Dienste beim Pilatus. Da sah Pilatus einmal reife Aepfel in Rubens Garten und wünschte davon. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel und schlug seinen Vater, der es wehren wollte, todt, nahm aber nachher seine eigne Mutter zur Frau. Als beide erkannten, wer sie seyen, rieth die fromme Mutter dem gottlosen Sohne, sich um Trost an Jesum zu wenden, der damals aufgetreten war, und so wurde Judas Jesu Jünger, um ihn zu verrathen. Das Uebrige nach der heiligen Schrift.

Pater Abraham a St. Clara hat in seinem humoristischen Werke über „Judas den Erzschelm“ diese Legende benutzt. Sie findet sich auch in einem lateinischen Gedicht des Mittelalters, abgedruckt in Mone's Anz. VII. 532. Hier heisst die Mutter Cyborra.

Schon sehr früh bildete sich die Sage aus, Pilatus habe sich aus Verzweiflung selbst umgebracht. *Euseb.* II. 7. *Orosius hist.* VII. 5. *Freculfi chron.* II. 1. 12. Vgl. Mone, Anzeiger 1835, S. 422. Wie die Sage nach Gallien hinübergeleitet wird, zeigt am besten das *chron. S. Aegidii* in *Leibnit.*

script. rer. Brunsv. III. Hier heisst es, Pilatus sey zu Rom von Kaiser Caligula bedroht und bedrängt worden, habe sich deshalb umgebracht und der Kaiser habe seine Leiche in die Tiber werfen lassen, aber die bösen Geister hätten seine Leiche besessen` und im Tiber Ueberschwemmungen und Ungewitter erregt, bis man die Leiche wieder herausgenommen und in die Rhone gebracht habe bei Vienne; als sie aber auch hier Sturm und Ungewitter erregte, habe man sie in die Alpen in irgend einen tiefen Brunnen versenkt. Vgl. Döbeneck, Volksglauben II. 117. Dagegen die Lokalsage von Vienne (Mylius, Reise I. 2. 257.) bemerkt, Caligula habe den Pilatus in einen Thurm gesperrt, in dem er sich gehenkt habe. Der Thurm heisst Pilatusthurm und steht noch. Die Sage von der Tiber wiederholt sich in einer alten Freiburger Handschrift. Mone, Schauspiel des Mittelalters I. 59.

Von Gallien verbreitete sich die Sage nach der deutschen Schweiz. Jener Brunnen in den Alpen, wohin die Leiche von Vienne aus versenkt wurde, ist der See auf dem Pilatusberge bei Luzern. Wenn man etwas in diesen See wirft, soll er aufbrausen und ein Ungewitter erzeugen, immer noch die alte Eigenschaft der Leiche, wie im Tiber und Rhone. An den Felsen umher zeigt man Spuren der Teufelsklauen, indem die Teufel des Pilatus Leiche jährlich am Charfreitage in eisernen Ketten aus dem See herausschleppen und auf einen Thron setzen, auf dem er sich die Hände wäscht. *Conr. Gessneri descr. montis Pilati.* Zürich 1555. *Kircheri mundus subterr.* VIII. 4. 2. *Kornmann, mons Veneris* 394. *Nieremberg*, *hist. nat.* 432. Berckenmeyer, Antiquit. I. 317. Dass man gerade diesen Berg auswählte, hat einen etymologischen Grund, der Berg heisst *pileatus*, wegen des Nebelhutes, den er zu tragen pflegt. — In einer Romanze von Reithart in den Alpenrosen 1832, S. 320, wird auf eine sehr empfindsame Weise die Seele des armen Pilatus aus dem wüsten Bergsee befreit und steigt zu den Seligen empor; durchaus sagenwidrig.

Man hat eine in lateinischen Hexametern geschriebene

Legende von Pilatus, die auch im 13ten Jahrhundert in altdeutsche Verse gebracht wurde, jedoch in dieser Form nicht vollendet auf uns gekommen ist. Vgl. Mone, Anzeiger 1835, S. 424. Vilmar, Nationallit. S. 208. Dieselbe Legende steht auch im altdeutschen Passional (herausg. von Hahn 1845, S. 81). Nach dieser Legende war Pilatus von dem deutschen König Atus mit der Pila, Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers, gezeugt, brachte aber nachher den rechtmässigen Sohn des Königs, seinen Bruder, um, und wurde von seinem Vater nach Rom geschickt als Geissel. Auch hier lud er Blutschuld auf sich und wurde nach dem Pontus geschickt, die dortigen Barbaren zu bezwingen, daher er Pontius zubenannt wurde. Als er sich hier durch Tapferkeit und Grausamkeit ausgezeichnet, schickte man ihn in's heilige Land, die Juden im Zaume zu halten. Hier nun ward er Schuld am Tode des Erlösers, was ihn nachher so reute, dass er, nach Rom zurückgekehrt, sein Leben freiwillig im Tiber endete. Aber sein Geist fand keine Ruhe und erregte im Fluss solche Ueberschwemmungen, dass man den Leichnam aufsuchte und aus dem Tiber über Meer in die Rhone führte. Nun tumultuirte er aber dermassen auch in der Rhone, dass man sich endlich entschloss, ihn in einen tiefen See in den Alpen auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust und böse Wetter erregt.

Zu der Annahme, er sey aus Deutschland gekommen, gab der Söldnerdienst der Germanen in den römischen Legionen Veranlassung, zumal da die in Jerusalem stationirte Legion wahrscheinlich Deutsche unter sich zählte. Daher auch die mancherlei Spottreden über die Westphalen, die eigentlich Christum sollen gekreuzigt haben.

Die abyssinischen Christen haben den Pilatus als Heiligen in ihrem Kalender (19. Juni), weil sie seine Unschuld am Tode Jesu voraussetzen. Harris Schoa II. 107.

Christus vor Pilatus, gemalt von Tintoretto in Venedig. Ein berühmtes Bild von Schiavone ist gestochen von Groensvelt

und Henriquez (Waagen, England I. 325. 509. Passavant, England 275.). Ein Bild von Holbein d. Aelt. in der Pinakothek in München, von Quintin Messis in Antwerpen. Das Bild von Rembrandt ist seiner erstaunlichen Hässlichkeit wegen berühmt (im Pallast Esterhazy in Wien. Kugler, Mal. II. 180.). Ein Bild von Honthorst in Lucca, von Smirke (Fiorillo V. 795.). Ein grosses Bild von Hensel (Kunstbl. 1835, S. 18).

Das poetische Motiv sollte in diesen Bildern immer seyn der Contrast des himmlischen Reichs in Christo mit dem von Pilatus vertretenen römischen Weltreich.

Pilger.

Pilgerstab und Muscheln am breiten Hut nebst Kürbisflasche kennzeichnen die heiligen Pilger. Allen andern steht voran der heilige Apostel Jakobus der Aeltere. Zu den berühmtesten und kirchlich am meisten gefeierten sodann der heilige Rochus, zugleich Patron der Pestkranken, da die Pilger zum heiligen Grabe häufig von der Pest befallen worden, auch der h. Sebaldus, Gallus, Maternus, die h. Brigitte von Schweden. — Weil der Erzengel Raphael mit Tobias wanderte, kommen auch ihm die Pilgerattribute zu, eigenthümlich verbunden mit den Engelflügeln.

Pieta

(*pietas*), der italienische Kunstausdruck für Bilder, welche den Leichnam des Heilands gewöhnlich auf dem Schoosse seiner Mutter liegend, seltener auch auf dem Schoosse Gott des Vaters oder allein von Engeln beweint darstellen. Wie der Name sagt, wird hier das tiefste Mitleid, der herbste Schmerz über den Tod des Heilands ausgedrückt, soll der Beschauer zur thränenreichsten Andacht gerührt werden. Solche Bilder sind in Menge und von den berühmtesten Meistern gemalt worden.

Ueber die Leiche des Heilands ist schon in den Artikeln

Christus, Kreuzigung und Leichnam gesprochen worden. Viele Maler haben die schwere Aufgabe, die Spur des göttlichen Geistes und Lebens im gestorbenen Menschenleibe zu zeigen, zu lösen mit mehr oder minder Glück versucht, andere sich dagegen mehr die Aufgabe gestellt, nur eine seltene Kunstfertigkeit zu zeigen, z. B. die grösste Naturtreue in der Anatomie des todten Leibes, die abschreckendste Wahrheit in der Auffassung des Todes, oder die Meisterschaft des Pinsels in der Darstellung des Leichnams in schiefer Lage und in der Verkürzung. Das Alles ist Missbrauch. Ein echtes Kirchenbild darf nie auf solche Effecte ausgehen, sondern muss den todten Heiland in einfach natürlicher Lage, in möglichster Ruhe, in heiligem Schlummer darstellen. Alles, was zu gewaltsam, zu menschlich gemein dabei wäre, würde den heiligen Eindruck schwächen oder stören.

Die schmerzenreiche Mutter, die den Sohn todt auf dem Schoosse hält, wird am besten ganz in seinen Anblick und in ihren Schmerz versunken aufgefasst, in tiefster Trauer weinend. Aber ihr Schmerz darf nicht gemein werden, muss immer eine heilige Würde behaupten. Weniger zu empfehlen ist der hoffnungsreiche, wohl gar stolze Aufblick der Mutter, indem sie sich über das Opfer durch den hohen Preis desselben tröstet. Das Magnificat und der Siegesblick der thronenden Maria eignet sich nicht für Pieta-Bilder.

Zu vermeiden dürften auch die kleinern Zärtlichkeiten seyn, die man dem Leichnam erweist, z. B. das Ausziehen der Dornen aus dem Haar, die Küsse, die ihm von den Angehörigen oder von Engeln aufgedrückt werden. Die feierliche Ruhe des Bildes wird dadurch gestört.

Plagen.

Die zehn ägyptischen Plagen, womit Pharao und Aegyptenland heimgesucht werden, bis Moses mit den Kindern Israel frei entlassen wird (2. Mos. Kap. 8—11.), kehren wieder als letzte sieben allgemeine Schrecken und Verderbnisse

des Menschengeschlechts vor dem Weltende in der Offenbarung Johannis, Kap. 8. Die ägyptischen Plagen sind: 1) die Verwandlung des Wassers in Blut, 2) die Unzahl von Fröschen, 3) von Läusen, 4) von Ungeziefer, 5) das Viehsterben, 6) die Blattern, 7) Hagel, 8) Heuschreckenschwärme, 9) Verwandlung des Tages in Nacht, die sogenannte ägyptische Finsterniss, 10) Tod der Erstgeburt. — Die apokalyptischen sieben Plagen sind: 1) Verbrennung des dritten Theils der Erde, 2) Verwandlung des dritten Meertheils in Blut, 3) Verwandlung des dritten Wassertheils in tödtlich bittere Wermuth, 4) Verfinsterung des dritten Theils an Sonne, Mond und Sternen, 5) der Brunnen des Abgrunds, aus dem eine Wolke von Heuschrecken kommt, 6) die vier schrecklichen Reiter, welche Tod und Verderben unter die Menschen bringen (vgl. den Artikel Pferd), 7) der siebenköpfige Drache. Dem entspricht auch wieder das Ausgiessen der sieben Zornschalen durch die Racheengel im 16. Kapitel der Offenbarung Johannis. Sie giessen Pest, Blut, Feuer, Finsterniss, Dürre, Gewitter und Erdbeben aus.

Der Grundgedanke bleibt hier immer, dass die Menschen als höhere, von Gott geschaffene Wesen gleichwohl der Gewalt der niederen Natur, den nichtswürdigsten Thieren und rohesten Elementarmassen unterliegen müssen, weil sie durch eigene Verschuldung, durch ihre Sünde, durch freiwillige Verthierung und Verwilderung das höhere Recht mit der höheren Würde verloren haben. Sie werden nun durch dieselben Elemente, über die sie die Herrschaft hätten führen sollen, bestraft. Jene Plagen, unter denen sie erliegen, sind nichts anderes als eine grosse Revolution der Natur gegen den Menschen als unwürdigen Herrn der Natur.

Der heilige Augustinus, *serm.* 8. *de decem plagis*, bezog die zehn Plagen auf die zehn Gebote. Weil ihr Menschen die zehn Gebote Gottes nicht gehalten, darum sind jene zehn Plagen über euch gekommen.

Platane,

Attribut des heiligen Basiliscus, weil der Pfahl, an dem er angenagelt wurde, sobald das heilige Blut auf ihn träufelte, wieder zu grünen begann und ein grosser schöner Baum wurde. *Acta SS.* 3. März.

Predigt.

Der Heiland selbst ist der Logos, das Wort, das Evangelium eine Verkündigung des Wortes. Der Heiland selbst predigte, wie schon die Propheten ihn verkündet hatten und wie hinwiederum die Gabe der Predigt durch Ausgiessung des heiligen Geistes auf seine Jünger überging. Christus als Prediger auf dem Berge oder im Schiff vor der am Ufer versammelten Menge ist eine der Situationen, in der wir ihn uns am häufigsten vorzustellen gewohnt sind. Nach ihm schwebt der Apostel Paulus uns fast ausschliesslich als Prediger vor, so oft wir an ihn denken.

Das Sinnbild der Predigt ist die flammende Zunge. Vgl. d. Art. Pfingsten. Auch die Taube, weil diese den heiligen Geist bedeutet. Daher über Kanzeln so oft die Taube angebracht wird.

Die Entgeistung und Abgestorbenheit der griechischen Kirche bewährt sich hauptsächlich in der Abwesenheit wie im ausdrücklichen Verbot der Predigt. Das andere Extrem ist bei einigen aus dem Protestantismus hervorgegangenen Sekten die ausschliessliche Geltung der Predigt und die Concentration des Cultus in eitles und willkührliches Geschwätz, welches der Eine übt und die Andern anhören.

St. Romanus von Antiochia wurde unter Diocletian verfolgt und, nachdem man ihm die Zunge ausgeschnitten, erwürgt, 280, 18. November. Er predigte noch ohne Zunge, wie der lateinische Dichter Prudentius in seinem langen Hymnus auf ihn (*Fabricii thes.* p. 145.) sagt: *Christum*

loquenti nunquam lingua defuit. Der heilige Aigulf, Abt zu Lyron, wurde, nachdem sein Kloster von Mummolus ausgeplündert worden, gefangen mit den übrigen Mönchen auf ein Schiff gebracht, und fuhr noch fort, zu predigen, obgleich man ihm die Zunge ausgeschnitten hatte. Surius zum 3. September. — St. Raymundus nonnatus, der Ungeborne, weil er aus Mutterleib geschnitten war, predigte zu Algier den Christensklaven und suchte auch die Muselmänner zu bekehren. Da legte ihm der Dey spöttisch ein Schloss vor den Mund, aber Raymund predigte dennoch fort und wurde bald darauf ausgelöst. 31. August. Besungen von Böneke. St. Leodegar, Bischof von Autun, wurde von dem fränkischen Majordom Ebroin verfolgt, der ihm die Zunge ausschneiden und die Augen mit einem Bohrer ausziehen liess. Gleichwohl predigte Leodegar auch ohne Zunge noch fort. 2. October.

Beda von Rovigo, ein italienischer Heiliger des 9ten Jahrhunderts, predigte zuweilen allein, aber statt der Menschen kamen die Engel, ihm zuzuhören. Die Kirche verehrt ihn am 10. April. In Kosegartens Legenden kommt unter dem Namen „das Amen der Steine" ein Gedicht vor, in welchem der blinde Beda von einem ruchlosen Knaben angeblich an einen Ort geführt wird, wo viele Menschen auf ihn warten sollen, wo aber wirklich nur eine menschenleere Steinwüste ist. Da predigt der Heilige und die Steine rufen von allen Seiten Amen, auf dass erfüllt werde, was geschrieben steht: „Wenn die Menschen schweigen, werden die Steine reden."

St. David, Erzbischof von Meneve in Wallis, aus altwallisischem Königsgeschlecht entsprossen, wurde ein grosser Prediger. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging und einmal in eine Kirche trat, verstummte der Prediger, zum Zeichen, dass der Sohn, den sie gebären würde, alle Redner der Welt übertreffen sollte. Seine Beredsamkeit war nachher auch wirklich so gross, dass die Erde unter seinen Füssen sich hob und einen Hügel unter ihm bildete. Er starb 544. 1. März. — St. Vitus ist auf Kirchenbildern daran kenntlich, dass er, an der Folterleiter hängend, dennoch den Schmerz

überwindet und dem Volke mit feuriger Rede predigt. Petrus Gonzalez predigte unter einem heftigen Gewitter im Freien, aber die Stelle, wo er mit seiner kleinen Gemeinde stand, blieb sonnenhell und trocken. Als St. Angelus predigte, fielen ihm Rosen und Lilien aus dem Munde.

St. Chrysostomus hat den Namen von dem goldnen Munde, d. h. von seiner heiligen Beredsamkeit.

Einander entgegenstehende Bilder des christlichen Priesterthums sind: der Prediger in der Wüste, den Niemand hören will, und — der gottvergessene Priester, der aus Menschenfurcht schweigt, wo er reden sollte, und den das Sinnbild des „stummen Hundes“ schändet.

Priester.

Die Priesterweihe ist voll Symbolik. Indem alle anwesenden Priester den zum Priester zu Weihenden die Hände auf das Haupt legen, bezeichnen sie ihn als ihren künftigen Bruder und theilen ihm gleichsam den Vorschmack dessen mit, was ihm schliesslich durch die Handauflegung des Bischofs zu Theil werden soll. Indem ferner der Bischof ihm zum erstenmal die Priestergewande reicht und vor Allem ihm die Stola kreuzweis über die Brust legt, schmückt er ihn nicht nur mit dem hohen Vorrecht, sondern beladet ihn auch mit der schweren Pflicht seines Amtes. Indem er ihm drittens die Hände mit Chrysam salbt, reinigt und weiht er dieselben zur Ertheilung der Sakramente. Indem er alsdann ihm das Brod und den Kelch überreicht, befähigt er ihn zum Sakrament des Altars, zum Opfer für die Lebendigen und die Todten. Hierauf folgt die Handauflegung des Bischofs auf das Haupt des neuen Priesters, wodurch ihm der heilige Geist mitgetheilt und seiner neuen Amtswürde und Gewalt das Siegel aufgedrückt wird. Zum Schluss gibt er ihm den Friedenskuss. Vgl. Rippel, Alterthum d. Cäremonien 236 f. Binterim, Denkw. I. 1. 471 f.

In der Priesterkleidung ist ebenfalls Alles mehr oder weniger symbolisch. Das priesterliche Urkleid ist offenbar die *alba* (das weisse Priesterhemd) mit langen und weiten Aermeln. Es erhebt den Priester über die bunte Gemeinde zu einem höheren Wesen gleich den Engeln und Seligen, die weisse Kleider tragen zum Zeichen ihrer Reinheit, als Kinder des Lichts. Schon in den ältesten Katakombenbildern finden wir dieses priesterliche Hemde. Das zweite Hauptkleid des Priesters ist sodann die *stola* (*orarium*), die sich über der Brust kreuzt und hinten über die Schulter fällt, bedeutend die Last des Kreuzes und das Joch des Herrn. Wenn die Alba den Priester als dem Lichtreich oben näher stehend bezeichnet, so verweist ihn die Stola dagegen auf seine schwere Pflicht auf Erden und mahnt ihn, das Kreuz zu tragen, wie Christus. Das dritte Hauptstück der Kleidung ist das *cingulum*, der Gürtel, das Sinnbild der Zucht, Keuschheit, Sittenstrenge und Ascese, so wie der heiligen Kraft im Widerstand gegen alle böse Verlockung. — Die übrigen Kleidungsstücke sind: *amictus* oder *humerale*, Umschlagetuch um die Schultern, Halskragen oder Kapuze; *planeta, penula, casulum, pallium*, der Mantel; das schwere Messgewand, bedeckt mit Stickereien, zuweilen mit Gold und Juwelen; *manipulus* oder *sudarium*, ein am linken Arm getragenes Tuch zum Abtrocknen; endlich die *dalmatica*, ein ärmelloses Hemde, das ursprünglich die Diaconen trugen, nachher aber kurze und weite Aermel erhielt und über der Alba getragen wird. — Dazu kommt noch die Tonsur, die an den Dornenkranz des Heilandes erinnern soll, und die Calotte, das Mützchen zu ihrer Bedeckung. Vgl. Binterim, Denkw. I. 200 f. Kreuser, Kirchenbau II. 147 f. Der lange, schwarze, zugeknöpfte Talar, die gewöhnliche Tracht der Priester im Privatleben, ist, wie auch das Barett oder der breite Hut, eine Auszeichnung des Standes ohne tiefere symbolische Bedeutung.

Propheten.

Prophet heisst wörtlich *interpres*, Dolmetscher, Verkündiger der göttlichen Befehle. Samuel hatte eine Schule derselben gegründet, Knaben wurden von Jugend auf zum Dienste Gottes erzogen, und unter ihnen wählte Gott sich aus, welchen er würdigen wollte, seine Befehle auszurichten. Aber auch ausserhalb dieser Schule suchte Gott seine Propheten, wie bisher. Amos z. B. war ein Hirt, und kein gelehrter Prophetenschüler.

Die Prophetenschule erscheint immer auf's Innigste verbunden mit dem Hohenpriesterthum, so oft das Priesterthum selbst seines Berufes sich bewusst ist, wie unter Samuel, Ahia, Jojada. Wo aber das Priesterthum gesunken ist und Baalsdienst herrscht, steht der Prophet allein. Ein Gegensatz zwischen Propheten und Priester, wie später zwischen Christus und Pharisäern, findet sich damals noch nicht. Der Prophet steht immer den Priestern zur Seite oder für dieselben einerseits dem fremden Baalsdienst, andrerseits den bösen Königen gegenüber.

Die Propheten stellen das Gewissen des Volkes dar, dem die Gebote Gottes dann am lebhaftesten vorschweben, wenn sie am frechsten übertreten werden. Wo Fürst, Volk und entartete Priester im Uebermuth des Glücks von Gott abfallen, oder in der Noth verzagen, da treten die Propheten auf und ermahnen hier zur Reue, Busse und Besserung, dort zur Fassung, zur frohen Hoffnung. Wie die Zunge an der Waage, zeigen sie das Rechte an, ob das Volk auf die Seite des Trotzes oder des Verzagens neige. Immer stellen sie das Gleichgewicht her.

Die Macht der Wahrheit, die sich in ihnen ausspricht, wird noch erhöht durch ihre persönliche Demuth und Bescheidenheit. In völliger Anspruchslosigkeit, ja mit Aufopferung sagen sie die Wahrheit, und setzen sich dadurch der Verfolgung, zuweilen sogar dem Tode aus.

Das Wunderbare aber an den Propheten ist ihre stete Hinweisung auf die Zukunft. Alle übereinstimmend verkündigen dem Volk Israel für seine Sünden die Gerichte Gottes, aber nach dieser Busse eine herrliche Wiedergeburt, den Sieg des Reiches Gottes und die Ausdehnung desselben über alle Völker auf Erden durch einen neuen König von Zion. Wie schon in den Büchern Mosis, der Richter und der Könige überall sich deutlich aussprach, dass Gott die Kinder Israel einem ihnen selbst verborgenen Ziele entgegenführe, und die Art, wie er ihre vorübergehenden älteren Generationen behandelte, sich nur durch diesen Hinblick auf die Zukunft erklären lässt, so verstärkt sich das Ahnungsvermögen der Propheten gleichsam in dem Maasse, in welchem sie dem Ziele näher rücken, und immer deutlicher und bestimmter wird der Messias verkündet, ja es werden die unzweideutigsten Kennzeichen desselben vorausgesagt. Er wird vom Stamme Davids seyn, er wird zu Bethlehem geboren werden, er wird einer Jungfrau Sohn seyn.

Den Propheten selbst war es mehr oder weniger unbewusst, dass der Messias, den sie verkündeten, weit über ihre altjüdische Vorstellungsweise hinausreichen würde. Sie dachten sich einen König Juda's, der, noch weiser und mächtiger als Salomo, alle Reiche der Welt unter seinen Scepter vereinigen würde. Sie dachten noch nicht an ein geistiges Reich, wie es Christus stiftete. In demselben Irrthum waren auch später noch die Apostel selbst befangen.

Aber das ist gerade das Erhabene der heiligen Schrift, dass sie Gottes Führungen enthüllt, wie sie sich nach und nach in ihrem gesammten Verlauf erkennen lassen, ohne dass die jedesmaligen Propheten, deren sich Gott zu seinen Absichten bedient, selber wissen, wozu sie gebraucht werden; und dass die Absicht Gottes immer eine viel grossartigere ist, als selbst die besten seiner Diener begreifen. Denn wie ärmlich würde sich der Messias, den sie als weltbeherrschenden Judenkönig sich dachten, neben dem wahren Messias ausnehmen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist? Und wie unmöglich würde

es den Juden, als solchen, gewesen seyn, sich alle Völker zu unterwerfen; während der Cultus aller, auch der fernsten Erdenvölker, um die alleinige Burg Zion her sich ganz natürlich durch die allmählige Verbreitung der christlichen Lehre und Heiligung erklärt.

Man theilt die Propheten, welche nach Elias und Elisa in der Zeit des tiefsten Verfalls und des Exils auftraten, in die vier grossen und zwölf kleinen ein. Von jedem derselben ist uns ein Buch erhalten, doch gehören die erzählenden Bücher Daniel und Jonas mehr der Geschichte an, während die andern sämmtlich Lehren und Visionen enthalten.

Die vier grossen Propheten sind Jesaias, in dem die erhabenste Begeisterung; Jeremias, in dem die tiefste Klage; Ezechiel, in dem die kühnste visionäre Phantasie, und Daniel, in dem die heiterste Hoffnung, gleichsam die ewige Jugend des Volkes Gottes mitten im tiefsten Elend sich aussprechen.

Man hat in ihm die vier Temperamente wiederzuerkennen geglaubt, in Jesaias das cholerische, in Jeremias das melancholische, in Ezechiel das sanguinische und in Daniel das phlegmatische. Auch vier Altersstufen, sofern Daniel als aufblühender Jüngling, Jeremias als hinwelkender Greis, die beiden andern mehr in männlichen Jahren gedacht wurden. Nach dem byzantinischen Typus erscheint Ezechiel älter als Jesaias. Kunstbl. 1832. S. 10.

Die Propheten sind „Gottes Mund“, aber ihr menschliches Wesen contrastirt mannigfach mit ihrer Mission. Elias ist allzu feurig, allzu zornig; deshalb mahnt ihn Gott zur Milde, indem er ihm nicht im Sturmwinde, nicht im Gewitter, sondern im sanften Säuseln erscheint. Jonas ist allzu gerecht und will die schuldigen Bewohner von Ninive bestraft sehen; aber Gott mahnt ihn zur Milde, indem er ihn beschämt. Jeremias ist ein milder, idyllischer Charakter, aber in den schrecklichen Tagen des Gerichts muss auch der Schwache erstarken; gerade ihm wird die Aufgabe, Prophet zu seyn in der Jammerzeit.

Die Propheten sind häufig von Malern in einer Reihe zusammengestellt worden, nicht selten gegenüber den Aposteln, als Vertreter des alten Testaments gegenüber dem neuen, wobei wieder insbesondere die vier grossen Propheten den vier Evangelisten gegenüberstehen. Häufig sind den Propheten symmetrisch nebengeordnet die Sibyllen. Die Sibyllen sind sämmtlich Frauen und Heidinnen, welche Christum verkündigen, während die Propheten, die dasselbe thun, sämmtlich Männer und Juden sind. Die berühmteste Zusammenstellung der Propheten und Sibyllen ist die von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle. Beide sind im grossartigsten Style, statuarisch, voll Kraft und Leben aufgefasst in übermenschlicher Hoheit.

Wo sich Propheten und Apostel gegenüberstehen, unterscheiden sie sich nach byzantinischer Regel dadurch, dass die Propheten stets (wie die Juden in ihren Synagogen) mit bedecktem, die Apostel stets (wie die Christen in ihren Kirchen) mit unbedecktem Haupt erscheinen. Kugler, Kunstgesch. S. 385. Die grossen und kleinen Propheten haben insgemein Schriftrollen in der Hand, wegen der Bücher, die sie hinterlassen haben, die Apostel dagegen häufig gebundene Bücher. In der griechischen Kirchenmalerei kommen den Propheten Heiligenscheine zu, in der abendländischen nicht. *Didron, man.* p. 309. Die Propheten tragen Schuhe, die Apostel Sandalen. Kreuser, Kirchenbau II. 85.

Unter den grossen Propheten hat Jesaias die Säge, Jeremias die Ruthe, Ezechiel ein Thor mit Thürmen, Daniel die babylonische Mütze und zwei Löwen zum Attribut. Unter den kleinen: Abdias wegen 1. Könige 18, 4. Wasserkrug und Brodt, Amos Hirtenstab und Schaf (Amos 1, 1.), Jonas den Wallfisch, Malachias einen Engel (Mal. 3, 1.), Zacharias den Tempelbau, Joel einen Löwen, Nahum Bergspitzen, über die er schreitet (Nah. 2, 1.). Die übrigen werden nur durch die Form des Bartes und durch die Inschriften unterschieden, Stellen aus ihren Büchern enthaltend, die sich auf den Messias und die Geburt durch die Jungfrau beziehen. Das sind

in der griechischen Kirche unabänderliche Typen. *Didron, man.* p. 136 f. Daher findet man auch häufig die zwölf Propheten gruppirt um Marien mit dem göttlichen Kinde. In einer Gothaer Handschrift sind sie auf's Zierlichste in dem Laubwerk angebracht, welches ein Bild der Verkündigung umgibt. Rathgeber, Annalen S. 40. Auf einem Bild von Eberwin vertheilen sich je drei Propheten unter einen Evangelisten in der Umgebung der heiligen Jungfrau. Kunstblatt 1841. S. 414.

Dies gilt nur von den Propheten, die mit ihren Schriftrollen den Aposteln gegenüberstehen. Zu den Propheten gehören aber noch die grossen Gesetzgeber, Könige und Helden Juda's und die Propheten, die nicht selbst geschrieben haben. Sie sind mit ihren Attributen: Moses kenntlich durch langen Bart, Hörner und Gesetzestafeln; Aaron durch die Priesterkleidung und den blühenden Stab; Josua durch kriegerische Rüstung; Gideon desgleichen und durch das Fell; Hiob durch den Misthaufen; David durch Krone, Purpurmantel und Harfe; Salomon durch jugendliche Schönheit und königliche Pracht, auch durch den Tempelbau oder Löwenthron; Elias durch den Raben, das Schwert (nach 1. Könige 19, 1.) und den feurigen Wagen; Elisa durch den zweiköpfigen Adler (2. Könige 2, 9.). — Sehr oft werden diesen Propheten auch heroische Frauen aus dem alten Testament als Prophetinnen zur Seite gestellt (wie die Sibyllen den Schriftpropheten). Darunter Debora, die Königin von Saba, Ruth, Judith, Susanna. Da ihre Zahl nicht ausreicht, haben sie die Künstler, z. B. Sürlin in den Ulmer Chorstühlen, durch Frauen ergänzt, die eigentlich nicht zu den Propheten, sondern zu den Patriarchen gehören, Sara, Rebekka, Rahel.

Psalmen.

Es ist hier nicht der Ort, mich über die Herrlichkeit des Psalters auszubreiten. Nur die symbolische Beziehung darf hier nicht übergangen werden, in welcher die alten Psalmen

zur christlichen Gemeinde stehen. Die Psalmen des alten Testamentes enthalten, wenn auch in friedlicher Zeit unter den Königen verfasst oder gesammelt, doch wesentlich die Erinnerung an die lange Wanderung des Volkes Gottes durch die Wüste, an die Schrecken der Verfolgung, an die Gefahren der Verführung und Gottesvergessenheit, an den Zorn und die Gerichte Gottes, an die Reue, Busse und überschwengliche Dankbarkeit für die wiedergeschenkte Gnade Gottes. Auch unter seinen Königen und im anscheinend sichern Besitze des gelobten Landes, erscheint das Volk Gottes immer noch als ein Wandervolk, jeden Augenblick in Gefahr, wieder in fremde Gefangenschaft entführt zu werden, aus der ägyptischen in die babylonische. Und wirklich wurde dem Volk der heilige Boden unter den Füssen entrissen und der Tempel zerstört, und es wandert noch jetzt ruhelos durch die Welt. Dieses alte Volk Gottes aber dient insofern nur zum Vorbild auch für die Christenheit. Denn auch wir sind nur Pilger auf Erden, auch wir sind Menschen, leicht der Verführung anheimfallend, trutzig im Glück, verzagt im Unglück, und haben tausendmal Gott in tiefster Noth um Hülfe anzuflehen, und tausendmal ihm für unsre Rettung und seine gnädige Führung zu danken.

Daher das Psalmensingen in der christlichen Kirche beibehalten und der ganzen spätern Hymnologie zu Grunde gelegt worden ist. Unser Kirchengesang klingt fort in Psalmentönen, unsre Kirchenmusik wiederholt diese Grundtöne, den gellenden Nothschrei der misshandelten Natur, den tiefen, wühlenden Schmerz des Gerechten, das innerste Erbeben der schuldvollen Seele, die Innigkeit des kindlichen Hülferufes, die Hingebung in Gottes Willen, die Wonne der Rettung und Erlösung, die heisse Gluth des Dankes und das hohe Wogen der Siegsgesänge, wie sie die Psalmen uns darbieten. Nie wurde das menschliche Gemüth tiefer getroffen, höher erhoben in Gram und in Lust. Was sie uns aber vorzugsweise heilig machen muss, ist, dass es sich in ihnen nicht um ein individuelles Interesse, sondern um die Leiden und Freuden, Ver-

sündigungen und Rettungen eines ganzen Volkes handelt. Jede persönliche Eitelkeit, jeder Egoismus verschwindet von vorn herein vor der Grösse des Schicksals, das hier seinen schrecklichen Donner entrollt.

Gleichwohl ist die christliche Kirchenmusik in den Psalmen und ihrer Nachahmung nicht erschöpft. Sie geben doch nur die alttestamentliche Auffassung, sie kehren die menschliche Seite hervor, die sich zu Gott wendet. Dem kommt nun eine auf das neue Testament gegründete Musik entgegen, die mehr die himmlische Seite festhält, und in der minder die Donner vom Sinai als der Harfenton vom Altar des Lammes und Stimmen der Engel in der Höhe wiederklingen, in der die heilige Beruhigung des neuen Testamentes sich über die nächtlichen Stürme des alten ausbreitet wie das Licht einer grossen Morgensonne.

Q

Quelle,

Sinnbild des ewigen Lebens, weil sie nie versiegt, aber auch Sinnbild der Genesung, Wiedergeburt, weil das Quellwasser heilkräftig wirkt, endlich Sinnbild der Heilslehre. Schon im ersten Paradiese war eine Quelle, aus der die vier paradiesischen Ströme flossen. 1. B. Mos. 2, 10. Diese Quelle kehrt wieder im neuen Jerusalem, Offenb. Joh. 22, 1. Das ist der Urquell des ewigen Lebens im Himmel. Vgl. *Rupertus Tuit.* 22. Bruder David von Augsburg, von Pfeiffer edirt in Haupts Zeitschr. XX. 31. Auf dem berühmten Genter Altar zertheilt sich dieser himmlische Urquell in sieben Strahlen, das sind die sieben Geister Gottes und Gaben des heiligen Geistes. Vgl. Joh. 4, 14, wo Christus spricht: wem er das Wasser des ewigen Lebens gebe, der werde ewiglich nicht dürsten. Auf einem berühmten Eyck'schen Bilde in Madrid entspringt diese Quelle des ewigen Lebens neben dem thronenden Christus, dem das Lamm zu Füssen liegt und den Apostel und Propheten umgeben. In dem Wasser der Quelle aber schwimmen Hostien in ein Becken hinab, vor dem Papst und Kaiser, Geistliche und Laien (d. h. die ganze Christenheit) knieen. Passavant, christl. Kunst in Spanien S. 126.

Diese Beziehung der Hostien auf die Quelle des Lebens fällt zusammen mit der Auffassung der Seitenwunde des Heilandes am Kreuz als der Urquelle des neuen christlichen Heiles. Schon die Quelle, welche Moses in der Wüste aus dem Felsen schlug, wird als Vorbild der Seitenwunde Christi und seines welterlösenden, aller Seelen Durst stillenden Blutvergiessens genommen. So ist auch das in den altchristlichen Grabbildwerken der römischen Katakomben sehr oft wiederholte Sinnbild des Mosesstabes, der die Quelle anschlägt, zu verstehen. Dem Verstorbenen wird durch den Quell ein neues Leben, ein frisches Hervorspringen aus dem steinernen Grabe verheissen, aber nur unter der christlichen Bedingung, d. h. durch das Verdienst des Todes Jesu. Vgl. *Aringhi*, *Roma subt.* I. 319, 323, 539, 571, 613 f.

Auch wird die Quelle des Lebens speciell als das Wort Gottes aufgefasst. Eine Quelle mit den Zeichen der vier Evangelisten (auf Miniaturen, Waagen, Paris S. 239.) bedeutet die vier Evangelien, verglichen mit den vier Flüssen des Paradieses. Vgl. den Artikel Fluss.

Sofern Christus das Wasser des Lebens (*aqua vitae*) heisst, wird Maria als die Quelle gedacht, aus der es fliesst, als *fons puritatis,* auch als *fons amoris, fons Jacob.* Auf einem griechischen Bilde bei *Didron, annales* I. 213, erscheint die Mutter Gottes als Brunnenheilige über einer Quelle, aus welcher von einer Seite Patriarchen, Könige und Fürsten, von der andern Kranke und Elende trinken. Eine Inschrift bezeichnet die Quelle als die des Lebens. Es gibt auch mehrere Gnadenorte, Mariabronn genannt, wo ein wunderthätiges Marienbild in einer Quelle gefunden worden.

Eine grosse Anzahl heilig gehaltener Quellen leitet ihren Ursprung von Heiligen her, die sie auf wunderbare Weise hervorspringen liessen, sey es, um Nothleidenden zu helfen, sey es nur, um ihre Heiligkeit kund zu geben. Vgl. die Register der *Acta SS. s. v. fons.* Sie wiederholen das Wunder des Moses, zuweilen aber lassen gemarterte Heilige eine Quelle nur entspringen, um grossmüthig den Durst ihrer

eigenen Peiniger zu löschen, z. B. der heilige Venantius, oder um die heidnischen Mitgefangenen zu taufen. Zum Beweis der Heiligkeit entspringen Quellen da, wo das abgeschlagene Haupt eines Martyrers hinfällt, oder wo er seinen Stab in die Erde steckt.

Eine Quelle in der Höhle des heiligen Servulus bei Triest duldet keine Unreinigkeit, weil der Heilige hier in Jünglingsreinheit lebte. Jede Verunreinigung heiliger Quellen ist ein Frevel nach der christlichen Anschauung nicht minder, wie nach der ältern heidnischen; denn wenn auch das Wasser an sich nicht heilig ist, so hat es doch seine Weihe entweder durch das Heilige oder als ein von Gott zum Heil der Menschen geschaffenes Element, das derselbe nicht zum Unheil werden lassen soll. Eine der ältesten Kirchen in Schleswig ist die zu Sieversted. Hier taufte der heilige Poppo die ersten Christen in einer Quelle. Nachher kam einmal ein Reiter, liess sein Ross aus der Quelle trinken und wünschte, das Ross möchte das Wasser verunreinigen, zum Hohne des Heiligen. Das Ross that es auch, konnte aber sammt dem Reiter nicht mehr von der Stelle, bis letzterer gelobte, sich selbst taufen zu lassen und den Christen hier eine Kirche zu bauen. Müllenhoff Nr. 536.

Die christliche Wahrheit im Kampf mit der Täuschung, Lust und Gewalt der Welt wird verglichen mit dem reinen Brunnquell, gegen den ein überschwemmter Fluss anströmt. Archippus, ein frommer Knabe, pflegte eine Heilquelle, die da entstanden war, wo der Apostel Johannes einmal gepredigt hatte. Da leiteten die Heiden aus Schadenfreude den nahen Fluss Chrysus herbei, um durch das wilde Wasser desselben die Heiligkeit des Brunnens auszutilgen; aber das inständige Gebet des Knaben rief den Engel Michael herbei, der die anstürmenden Wasserwogen mit der Hand aufhob und ein Erdbeben bewirkte, in dessen Folge sich eine Erdschlucht öffnete, wohinein der Fluss in einem grossen Wirbel seitdem zu verschwinden verdammt war. Surius zum 29. September.

R

R a b e,

Sinnbild des Todes, weil er vom todten Aase lebt. Die Juden fabeln, der Rabe habe das erste Grab auf Erden gegraben für seine Jungen. Das habe ihm Adam abgesehen und dadurch gelernt, wie er den Leichnam Abels beerdigen solle. Tendlau, jüdische Sagen S. 179. Nach einer andern jüdischen Fabel war der Rabe ursprünglich weiss, wurde aber schwarz zur Strafe, weil er sich in der Arche Noä paarte. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 448. Auch fabeln sie, der Rabe, den Noah aus der Arche fliegen liess und der nicht wiederkam, weil er sich auf die schwimmenden Thierleichen setzte, lebe heute noch. Rupert von Deutz hat ihn mit dem ewigen Juden verglichen und überhaupt im Raben, der sich zum Aase der vorsündfluthlichen Zeit gesellt und im Schmause desselben allein wohlgefallen, ein Symbol des Judenthums erkannt, welches auch dann noch immer rückwärts verliebt in die Vergangenheit blicke, nachdem das neue Heil in Christo aufgegangen sey. *Rupert. Tuitensis* p. 44. Ein schönes Sinnbild! Die Taube hat längst den Oelzweig gebracht, Noah mit den Seinen hat die Arche verlassen, die

Erde trocknet, die Wolken verziehen sich, Gott spannt am Himmel den Regenbogen aus zum Zeichen der Sühne und des neuen Bundes, aber der Rabe ist nicht dabei, er verweilt immer noch in den Sümpfen, die von der Sündfluth zurückgeblieben, bei den faulenden Aesern. — Das grösste Festessen aber erwartet der Todtenvogel noch nach der Offenbarung Johannis 19, 17, wo der auf der Sonne stehende Engel alle Vögel zusammenrufen soll, um das Fleisch der Könige zu fressen. Dieses Schreckensbild aus der Apokalypse entspricht genau jenem Bild aus der Sündfluth.

Der Rabe ist auch Sinnbild des Teufels, weil der Teufel den Seelen Verstorbener nachstellt, wie der Rabe deren Leibern. In vielen Legenden versuchen Teufel in Rabengestalt heilige Einsiedler zu necken, z. B. die Heiligen Bonifacius und Macarius, oder fliegen aus dem Leibe der Besessenen, nachdem sie von Heiligen gebannt worden, in Rabengestalt aus. Auf einem altdeutschen Bilde, das sich früher in Unterlimburg bei Schwäbisch Hall befand, jetzt aber in Stuttgart ist, wird der Teufel, der sich als Rabe beim Evangelisten Johannes eingeschlichen, vom zürnenden Adler, dem gewöhnlichen Begleiter dieses Apostels, gepackt und in die Augen gehackt. Der heilige Augustinus bezeichnet den Raben als teuflisches Thier schon deshalb, weil er immer *cras* (morgen, morgen, nur nicht heute!) rufe und dadurch die Menschen zur Faulheit verführen wolle. Draudius, Commentar zu *Solinus* III. 23.

Gott erweist seine unerschöpfliche Gnade, indem er auch so schlechte Thiere leben lässt und ernährt. Hiob 39, 3. Psalm 147, 9. Lucas 12, 24. Auch bedient er sich zuweilen gerade solcher Thiere, wie sie in Wüsten nicht besser vorkommen, zu Boten seiner Huld. Schon der Prophet Elias wurde in der Wüste durch einen Raben gespeist, 1. Kön. 17, 6. Eben so der heilige Einsiedler Paulus. Nachkommen des Raben, der dem h. Benedikt Brodt brachte, sollen noch auf dem Monte Cassino leben. So werden auch zu Lissabon am Grabe des h. Vincenz vier Raben unterhalten, weil sie

einst seine Leiche über Meer begleiteten. *Nieremberg, hist. nat.* p. 388. Wenn einer stirbt, findet sich immer wieder ein neuer ein. Berckenmeyer, kur. Antiquarius S. 17. — Die Stadt Ravenna soll den Namen von unzähligen Raben haben, welche sich jährlich am Feste des Ortsheiligen St. Apollinaris vor der Stadt zu versammeln pflegten, und denen man ein todtes Pferd zum Frasse hinlegte. *Nieremberg, de miraculis naturae* I. 4. p. 389. — In dem altdeutschen Gedicht vom heiligen Oswald kommt ein Rabe vor, der demselben einen Brief bringt. Ein Rabe mit einem Ring im Schnabel ist Attribut der heiligen Ida, weil ein Rabe ihr den Trauring entwendet hatte, ihr Gatte aber sich einbildete, sie habe ihn einem Liebhaber gegeben, und sie aus Wuth in einen Abgrund stürzte.

St. Meinrad, ein Graf im Saulgau (aus dem Geschlecht der Zollern), entsagte der Welt und begab sich als Einsiedler in den „finstern Wald“ im nachmaligen Kanton Schwyz. Einst fand er ein Nest von jungen Raben, schonte und pflegte sie. Als nun einige Zeit nachher Räuber ihn überfielen und ermordeten, flogen jene Raben über ihm und er rief sie zu Zeugen an. Die Raben aber folgten den Mördern nach und liessen nimmer von ihnen ab mit Hauen und Kratzen. Da nun das umwohnende Landvolk die Raben des Heiligen wohl kannte und jene Bösewichte mit zerstörtem Gesicht und voll Bestürzung sich fliehend der Raben erwehren sah, vermuthete es Arges, hielt sie fest, entdeckte und bestrafte den Mord. 23. Januar. Ein altes Lied darauf in des Knaben Wunderhorn III. 170. Die Legende ausführlich in *Murer, Helvetia sancta* p. 123. Ueber dem Grabe des Heiligen wurde das berühmte Kloster Einsiedeln erbaut, noch jetzt ein grosser Wallfahrtsort.

Rad.

Ueber die rotirende Kraft als Sinnbild göttlicher Allmacht, die flammenden und augenvollen Räder, vgl. die Artikel Cherubim und Engel. Derselben Symbolik gehört

das Kreuz im Zirkel, gleichsam die Speiche eines Rades darstellend, als ausschliessliches Attribut der höchsten Personen der Dreieinigkeit an. Der Kreis bedeutet die Welt, das Kreuz Gott, das ganze Zeichen die Allherrschaft Gottes in der Welt.

Dieses heilige Zeichen wird in Spanien mit dem Rade der heiligen Katharina identificirt. Ein zackiges Rad, unter welchem die h. Katharina den Martyrertod leiden sollte, welches aber dabei zersprang, ist das allbekannte, unzähligemal auf Bildern wiederholte Attribut dieser Heiligen. In Spanien gibt es aber mit besondern Wunderkräften ausgerüstete Menschen, die in die Zukunft sehen und Kranke heilen können, die sogenannten *saludadores,* welche behaupten, diese Gabe komme ihnen vom Radzeichen jener Heiligen, welches irgend einem Theil ihres Körpers nicht auswendig, wohl aber inwendig eingeprägt sey. *Torquemada, flores* 1577, p. 159. Hier scheint auf das Rad der Heiligen etwas von der höheren Kraft der ganz ähnlichen höheren Signatur des dreieinigen Gottes übertragen zu werden.

Vom heiligen Bernhard berichtet die Legende, er habe einmal den Teufel gezwungen, ihm als Felge in seinem zerbrochenen Rade zu dienen. Panzer, Beitrag zur deutschen Myth. S. 116. Ein Rad ist Attribut des heiligen Donatus und des h. Pantaleon, die damit gerädert wurden. Das Rad des Letztern wandte sich gegen die umstehenden Heiden und rollte zermalmend über sie hin.

Das Rad im Wappen des Erzbisthums Mainz stammt vom Erzbischof Willigis, der eines Radmachers Sohn war und es in sein Wappen setzte mit den bescheidenen Worten: „Willigis, deines Ursprungs nicht vergiss.“ Grimm, deutsche Sagen Nr. 468.

Räuber.

Der zum Raubthier verwilderte Mensch, der Mensch auf der tiefsten Stufe selbstverschuldeter Verderbniss, ist gleichwohl der Besserung und des Heiles fähig, das Christus

gewährt, indem er für alle Menschen gestorben ist. Das lehrt das Beispiel des bekehrten Schächers, der mit Christo gekreuzigt wurde. Es sind aber ihrer zwei, und der andere bekehrt sich nicht, sondern stirbt in seiner Verstocktheit. So theilt sich die Menschheit durch eignen Willen und eigne Schuld auf den Wegen zum Himmel und zur Hölle.

Die Legende kennt mehrere Heilige, die auf die Räuber wirkten, wie Christus am Kreuz auf den frommen Schächer. Die wilden Naturen wurden gezähmt durch die Erscheinung heiliger Milde und Liebe. Das berühmteste Beispiel bot der heilige Amandus. Dieser Heilige, seines wahren Namens Heinrich Seuss oder Suso, 1300 zu Constanz am Bodensee geboren, empfing den Namen Amandus von seiner wunderbaren Schönheit, die so gross war, dass wilde Räuber, die ihn einmal im Walde überfielen, vor ihm niederknieten und ihm beichteten. Gott selber aber soll ihm den Namen Amandus gegeben haben, weil Suso, ganz erfüllt von Gottesminne, verdiente, auch wieder von Gott absonderlich geliebt zu werden. Suso liebte aber Gott zumeist unter der Gestalt der „ewigen Weisheit", die ihn einst sichtbar mit einem Kranz blühender Rosen geschmückt haben soll. Er selbst sagt in seiner Lebensbeschreibung: „Willst du hoher Minne pflegen, so sollst du zu einem holdseligen Lieb die ewige Weisheit nehmen." Sein ganzes Leben war nun eingenommen von dieser Liebe, und was er in schwäbischer Sprache uns hinterlassen hat, das Buch von der ewigen Weisheit, das Buch von dem neuen Felsen und die Predigten (herausgegeben von Diepenbrock, Regensburg 1829), athmet nur diese mystische Liebe. Von ihr getrieben, schrieb er sich den Namen Jesu auf sein Herz mit so scharfen Stichen, dass das Blut herabrann, und trug acht Jahre lang ein schweres Kreuz mit Stacheln auf dem Rücken. Herder hat ihn besungen und Görres in der Vorrede zu der Ausgabe von Diepenbrock seine Seelenschönheit in's volle Licht gestellt. Die Kirche verehrt ihn am 25. Januar.

Auch Alexander, der Akömet, ein syrischer Mönch des

5ten Jahrhunderts, war so fromm und beredt, dass er einmal, als er auf einer Reise unter die Räuber gerieth, dieselben bekehrte und sogar dahin brachte, ihr Raubnest in ein Kloster zu verwandeln. Er stiftete den Mönchsorden der Akömeten oder Schlaflosen, die mit einander abwechselnd Tag und Nacht ununterbrochen Loblieder auf Gott anstimmten. Helyot I. 294. *Acta SS.* 15. Januar. Desgleichen wurde der selige Petrus von Pisa, ein Eremit des 14ten Jahrhunderts, von Räubern überfallen, bekehrte sie aber und bewog sie, bei ihm zu bleiben und Mönche unter ihm zu werden. 17. Juni.

In andern Legenden tritt dagegen die Räubernatur in ihrer ganzen Bösartigkeit und Unzähmbarkeit hervor und contrastirt damit die Reinheit der Heiligen. St. Colomanus, ein Irländer, wollte als Pilger zum heiligen Grabe wandern, wurde aber unterwegs im Oesterreichischen für einen fremden Kundschafter genommen und zwischen zwei Räubern aufgehenkt (im Jahr 1012). Seine Heiligkeit aber gab sich dadurch zu erkennen, dass sein Leib unversehrt blieb, während die beiden andern von den Raubvögeln verzehrt wurden, und dass der Baum, an dem er hing, mitten im Winter grünte und blühte. Solches geschah zu Stockerau, von wo aber der Leichnam nach Mölk erhoben und über ihm eines der grössten Klöster der Welt gebaut wurde. — St. Gudwalus, Bischof in England im 7ten Jahrhundert, bewirkte durch sein Gebet, als er unter Räuber fiel, dass diese sich alle unter einander selbst ermorden mussten. 6. Juni. St. Chariton wurde von Räubern gefangen, aber eine Schlange kroch in das Weingefäss derselben und vergiftete sie alle, wodurch der Heilige gerettet wurde. Surius zum 28. September.

Wie nahe in der menschlichen Natur die Verthierung zum Räuber und die Erhebung zum Heiligen in einem Ausgangspunkte sich berühren, hat der Spanier Tirso de Molina in einem merkwürdigen geistlichen Schauspiel gezeigt, wie man denn in den spanischen Autos und geistlichen Dramen die sinnreichsten Ausdeutungen der Legenden findet. Er handelt vom Einsiedler Paulus. Dieser Fromme träumt einmal

vom jüngsten Gericht und dass er selbst unter den Verdammten sey. Da erwacht er höchst erschrocken, überlegt aber, wie wenig er bei seiner grossen Frömmigkeit eine solche Strafe verdient habe und zweifelt einen Augenblick an Gottes Gerechtigkeit. Da ersieht der Teufel sogleich seinen Vortheil und beschleicht ihn in Engelsgestalt, indem er ihm verkündet, in Neapel lebe ein gewisser Enrico, dessen Loos genau sein eignes seyn werde, an diesem also könne er sich spiegeln. Paulus begibt sich sofort nach Neapel und findet in jenem Enrico den gröbsten Sünder, wie er eben die wildesten Orgien feiert. Dieser muss verdammt werden, denkt Paulus, also auch ich, und wenn ich doch einmal verdammt seyn soll, wozu nützt mir das heilige Leben? Er geht nun zwar in die Wüste zurück, aber nicht mehr, um zu beten, sondern um sich an die Spitze einer Räuberbande zu stellen. Nun treibt er es so toll und noch toller wie Enrico. Der Letztere aber, von dem Gerichte verfolgt, hat sich in's Meer gestürzt und schwimmt an das Ufer, wo Paulus mit seiner Bande haust. Paulus erkennt ihn und will sein *alter ego* prüfen, lässt ihn daher an einen Baum binden, Pfeile auf ihn zielen und ermahnt ihn unter den Schrecken des Todes zur Busse. Aber Enrico lästert Gott und trotzt dem Tode. Da bindet ihn Paulus wieder los und erzählt ihm seine Geschichte. Beide setzen ihr wildes Leben fort, aber Enrico hat mitten unter Lastern eine Tugend bewahrt, Treue und Ehrfurcht vor seinem Vater. Als er nun den Gerichten in die Hände fällt, und der Teufel ihn befreien will um seine Seele, wird er auf einmal fromm, übergibt seine Seele Gott, lässt sich hinrichten und wird von Gott begnadet. Paulus aber versinkt immer tiefer in Greuel, lässt sich auch durch eine Erscheinung Enrico's nicht warnen und wird endlich vom Teufel geholt. v. Schack, span. Drama II. 603. Eine tiefsinnige Lehre: Der kleinste Fehler führt den Frömmsten in's Verderben; die geringste Aeusserung einer guten Gesinnung kann auch den Lasterhaftesten noch retten.

Rahab,

die Buhlerin zu Jericho, die den Juden mit List beistand, sich dieser Stadt zu bemächtigen, daher sie von allen Einwohnern allein verschont und belohnt wurde. Buch Josua 6, 25. Das Vorbild der heiligen Magdalena, h. Afra und anderer Buhlerinnen späterer Zeit, die den weltlichen Lüsten entsagten, Heilige wurden und das Reich Gottes förderten. Dante im 9ten Gesang des Paradieses stellt sie dem Papst gegenüber, welcher, obwohl zur Heiligkeit berufen, unheilig lebe und wirke, während sie, die Verachtete und Verworfene, zu Gottes Ehren ungleich mehr gethan habe. Ihr Attribut ist ein Strick. Kunstbl. 1825, S. 102.

Rahel.

Schon Matthäus (2, 17.) bezog die Stelle des 1. Buches Mosis 35, 19, wo es von der Rahel heisst, sie beweine ihre Kinder, auf den bethlehemitischen Kindermord, und erklärte hier eine alttestamentalische Prophezeihung durch das neue Testament für erfüllt. Aber auch in anderer Weise sah man in Rahel, wie in ihrer Schwester Lea, alttestamentalische Vorbilder. Cyrillus (*Glaphyr. in Genesin* 4, 135.) vergleicht die Lea mit dem Judenthum, die Rahel aber mit dem Heidenthum, weil in dem letztern das Christenthum tiefere Wurzeln geschlagen und bessere Früchte getragen habe. Ferner bilden sie denselben Gegensatz, wie später Martha und Magdalena. Lea ist die minder schöne, aber brave und nützliche Hausfrau, Rahel ist schöner und geistiger, dem beschaulichen Leben und den Idealen zugewendet. So contrastiren sie als die zwei Hauptrichtungen des Lebens neben der berühmten Mosesstatue des Michel Angelo. Vasari V. 343. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 235. An den Chorstühlen des Ulmer Münsters hält Lea ein hölzernes Werkzeug (Stössel in's Butterfass?), Rahel aber eine steinerne Säule. In Dante's Fegfeuer 27. pflückt

sich Lea Blumen, um sich schöner zu machen (die Werkheiligkeit), während Rahel ungeschmückt, durch sich selbst schön, keinen Blick vom Spiegel (der göttlichen Betrachtung) abwendet.

Es scheint jedoch, man müsse nach Jesaias 31, 15—17. Rahel noch höher fassen als Vorbild der schmerzensreichen Mutter. Am Grabe Rahels, nur eine Stunde von Jerusalem, erscheint ihr Geist und wehklagt über das Schicksal ihrer Kinder, d. h. der Kinder Israel zur Zeit der babylonischen Heimsuchung. Aber der Herr spricht zu ihr: „Lass dein Weinen, denn deine Kinder werden wiederkommen.“ Das lässt eine Beziehung auch auf den Jammer der christlichen Welt und auf die Verheissung der himmlischen Heimath zu.

Raphael,

unter den Erzengeln vorzugsweise der Schutzengel für die Unschuld, daher umherwandernd in der Welt, um, wo es Noth thut, zu helfen. Raphael war es, der den jungen Tobias begleitete und ihn sowohl als seine Eltern nach harter Prüfung glücklich machte. Er wird daher auch als Pilger gemalt mit Reisestab und Kürbisflasche, die ihn von allen andern Engeln, so wie hinwiederum seine schönen Engelflügel von allen andern Pilgern unterscheiden. Er steht als Wanderer allen andern Schutzengeln voran, wie Michael als Krieger den Engeln des Schwertes und Gabriel als Bote den Engeln der Verkündigung und himmlischen Herolden.

Rauch,

Sinnbild des Eiteln und Vergänglichen. *Ascendendo vanescit*, indem er steigt, verschwindet er. *Picinelli, mundus symb.* 78. Der Himmel (die sichtbare Natur) wird wie ein Rauch vergehen. Jesaias 51, 6. Vor dem Papst wird ein Büschel Flachs verbrannt mit den Worten: *Sic transit gloria mundi*, um ihn zu mahnen, seiner irdischen Macht nicht zu viel zu vertrauen.

Einen ganz andern Sinn hat der Weihrauch. Dieser nämlich durchdringt die irdische Luft mit himmlischem Duft und heiligt den Raum. Er verbannt alles Profane aus dem Heiligthume. Er ist eine Weihluft im Sinne des Weihwassers, des von den geweihten Kerzen ausstrahlenden Lichts und des von den Glockentönen durchdrungenen und geweihten Raumes. Im alten Testament kam zum Begriff des Heiligen im Weihrauch noch der des Verhüllens. Jehovah verhüllte sich absichtlich in der „Wolke im Heiligthume", wenn er dem Hohenpriester im Allerheiligsten erschien. Auch der Engel, der die Juden aus Aegypten führte, verhüllte sich in eine Wolke. In der Erscheinung solcher ausserordentlichen Wolken und göttlichen Nebel erkannten die Juden die Nähe Gottes. 2. Mos. 40, 35. 2. Chron. 7, 2. 1. Könige 8, 10. Jesaias 6, 4. Ezechiel 44, 4.

Der Unterschied zwischen dem Gott wohlgefälligen, gerade aufsteigenden Rauch von Abels Opfer und dem Gott missfälligen, zerstreuten und niedrig sich verkriechenden Rauch von Kains Opfer hat für die christliche Symbolik keine Bedeutung, da wir Christen keine Brandopfer mehr kennen. Wohl aber liegt darin ein allgemeiner, auch für die Christen beherzigenswerther Sinn, dass nämlich gute Werke vollbracht seyn müssen auch in reinem Gemüth bei gutem Glauben, und dass sie todte Werke werden, wenn sie mit unreiner Seele und bösem Glauben unternommen werden.

Die heilige Zoe wurde in dickem Rauch erstickt. *Acta SS.* 20. Januar.

Rechts und links.

Rechts ist die Ehrenseite. Der Sohn sitzt zur Rechten des Vaters, wie Jeder aus dem Glaubensbekenntniss weiss. Vgl. Psalm 110, 1. Matthäus 22, 44. Marcus 12, 16. Lucas 20, 42. Apostelgeschichte 2, 34. Eben so hatte schon beim Segen Jacobs die rechte Hand den Vorzug. 1. B. Mos. 48, 13.

Aus demselben Grunde kommt dem neuen Testament die rechte, dem alten die linke Seite zu, wenn sie neben einander gestellt werden. Daher steht auch Paulus rechts und Petrus links, denn der letztere hängt noch mehr mit dem Judaismus des alten Testamentes zusammen. Vgl. *Durandi, rationale* VII. 44, 6, wo der rechten Seite die *immortalitas*, der linken die *mortalitas* zugewiesen ist, mithin dem Paulus, der erst nach dem irdischen Tode des Heilands Apostel wurde, die rechte Seite, den Aposteln vor jenem Tode aber nur die linke gebühre. Ferner stehen unter den Heiligen die Martyrer rechts, die Bekenner links. Der Gegensatz der beiden Seiten ist fesgehalten im Raume der Kirchen. Nach ältestem abendländischen Gebrauch sitzen die Männer während des Gottesdienstes rechts vom Altare, die Weiber links. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 91. 213. In der griechischen Kirche herrscht dieser Gebrauch nicht, denn hier ist den Männern der untere Raum der Kirche ganz überwiesen, während die Weiber auf der Emporkirche sitzen. In vielen protestantischen Kirchen ist das Verhältniss umgekehrt, die Weiber sitzen unten und die Männer oben.

Hier handelt es sich nur von einem Vorrang solcher, die im Uebrigen gleich berechtigt sind. Aber auch der schroffeste Gegensatz des Guten und Bösen musste bei unmittelbarer Gegenüberstellung die Regel festhalten, so dass z. B. auf Bildern des Weltgerichts die Seligen sich stets rechter Hand, die Verdammten linker Hand befinden.

Regen,

Sinnbild des göttlichen Segens. Gottes Worte sind Werke. Der Regen kehrt nicht zum Himmel zurück, sondern wird Frucht auf Erden, Jesaias 55, 10. Als Sinnbild der Werke im Gegensatz gegen blosse Worte wird der Regen auch aufgefasst in den Sprichwörtern Salomonis 25, 14: „Versprechen und nicht halten ist eine Wolke ohne Regen.“ — In der

Legende wird oft von Heiligen berichtet, sie seyen, während sie dem Volke predigten, oder auf der Reise waren, oder im Freien ausruhten, im heftigsten Platzregen trocken geblieben. So die Heiligen Albinus, Aidanus, Bernard, Kentigern, Marius, Nilus, Odo, Petrocus etc. Vgl. die Register der *Acta SS. sub voce: pluvia.* St. Adalbert von Prag betete einmal in Böhmen bei grosser Dürre auf einem Berge und auf einmal kam ein Regen und verwandelte das ringsum dürr und wüst liegende Land in das schönste Grün. — St. Hergeir, Apostel in Schweden, ahmte das Beispiel des Elias mit den Baalspriestern nach, indem er mit den heidnischen Priestern ein Wettbeten einging, um Regen abzuwenden. Die Priester wurden nun mit einem desto stärkern Guss überschüttet, er aber stand trocken. Afzelius, schwedische Volkssagen II. 27.

Regenbogen,

Sinnbild des Friedens. Zunächst des Bundes zwischen Gott und den Menschen, denn der schöne Bogen steht im Himmel wie ein Ring, dessen andere Hälfte in die Erde geht, und bindet gleichsam beide an einander. Nach dem 1. Buche Mosis 9, 13—17. spricht der Herr nach der Sündfluth zu Noah: „Meinen Bogen hab ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen seyn des Bundes zwischen mir und der Erden. Und wenn es kommt, dass ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund, dass nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme." Ein herrliches Bild. Nach der langen Sturm- und Regenzeit durchbricht die Gnadensonne wieder das Gewölk und malt den schönen Bogen auf den dunkeln Hintergrund der fliehenden Wolken.

Auf diese älteste Nachricht des 1. Buches Mosis bezieht sich der Glaube des Mittelalters an ein Verschwinden des Regenbogens vor dem Weltende. Wie vierzig Tage vor dem

Erscheinen des ersten Regenbogens die Sündfluth eintrat, so soll vierzig Jahre vor dem Weltende der letzte Regenbogen erscheinen und dann keiner mehr. Nach demselben Glauben bedeuten von den Hauptfarben im Regenbogen das Blau die erste Sündfluth, das Roth den künftigen Weltbrand. *Gervasius Tilber.* I. 24. Wenn nun gleichwohl nach der Offenbarung Johannis 4, 3. Christus beim Weltgericht auf dem Regenbogen thront, was schon bei Ezechiel 1, 28. vorgebildet ist, so kann das entweder gedeutet werden: „Ich habe den Bund gehalten, den ihr gebrochen habt," oder es ist ein neuer Bund für den neuen Himmel und die neue Erde gemeint. Daher auch auf altdeutschen Bildern des Weltgerichts Christus häufig auf zwei Regenbogen zugleich thront, auf dem neuen sitzend, auf den alten tretend. Schon auf den ältesten christlichen Wandbildern der römischen Katakomben thront Christus auf einem bogenförmig gewölbten Schleier des heidnischen Himmelsträgers Atlas. *Aringhi* I. 277. 317. Zuweilen haben die Maler den Bogen des alten Bundes dem Weltrichter nur zum Fussschemmel, und einen zweiten Bogen des neuen Bundes zum Thronsitz gegeben. Kreuser, Kirchenbau I. 504. II. 48. Auf einem Bilde zu Padua ist Christus von einem regenbogenfarbenen Kreise umgeben, in dem lauter Cherubim schweben. Kunstblatt 1838, Nr. 13.

Damit hängt auch die Symbolik der Regenbogenfarben zusammen. Das Blau bedeutet die Sündfluth, das Roth den künftigen Weltbrand, das Grün die neue Erde. Gottfried von Viterbo, am Schluss des 2ten Theils und Gilbert Tilb. a. a. O. Man hat jedoch die drei Hauptfarben auch einfach als Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit gedeutet und, wie es scheint, auch als Sinnbild der drei Himmel. Auf alten Miniaturen, z. B. des berühmten Psalteriums der Stuttgarter Bibliothek Nr. 23, wird Gott gewöhnlich durch eine Hand bezeichnet, die aus einem oben am Himmel befindlichen dreifachen und regenbogenfarbigen Zirkel heruntergreift. Damit scheint eben so wohl die heilige Dreieinigkeit als der dreifache Himmel bezeichnet zu seyn. Auch sofern der Regenbogen

in der Luft stehend einen Fuss auf die Erde, den andern auf das Meer stellt, nahm man ihn als Sinnbild der Dreieinigkeit. Wegen der sieben Farben auch als Sinnbild der sieben Geister Gottes und der sieben Sakramente.

Der Regenbogen ist auch Sinnbild der Maria, weil sie die Mutter der Liebe und Versöhnung ist. Darum heisst sie in den altkirchlichen Hymnen *arcus pulcher aetheri*, wobei *arcus* (der Bogen) auf *arca* (die Arche) anspielt, beides Bilder der Sündfluth, die auf Marien bezogen werden. *Nakateni, coeleste palmetum* p. 249. Auf alten Bildern kommt Maria zuweilen vor, wie sie auf einem Regenbogen thront. *Didron, icon.* 269. Man erklärt das Sinnbild nicht blos als Zeichen des Friedens und der Versöhnung, sofern die grosse Fürbitterin Maria Himmel und Erde zusammenbindet, sondern auch als das Thor, durch welches sie die Seligen in den Himmel einführt, den „Himmelrinc", wie es in einem alten Marienliede in Haupts Zeitschrift VIII. 282. heisst, Maria, die uns die Himmelpforte zu öffnen gebeten wird. Wieder anders fasst Picinelli (*mundus symb.* 94.) das Bild als *verbum divinum, humana carne vestitum*, sofern im Regenbogen die himmlische Sonne in irdischen Farben incarnirt wird, und *circumdat immensum*, sofern er gleichsam den ganzen Himmel umspannt. Aus *Menestrerii symbol.* p. 613 und 614 ist noch hinzuzufügen: ein Regenbogen in einer ganz schwarzen Wolke, der die Empfängniss der heiligen Jungfrau bedeuten soll, mit der Devise: *Ex nigra, sed pura.* Ein anderer Regenbogen, auf die Maria Magdalena gedeutet: *Ex lachrymis meus decus.*

Reich, das tausendjährige.

Die Juden glaubten, wie Jehovah die Welt in sechs Tagen geschaffen, am siebenten aber geruht habe, so werde auch die Weltgeschichte in sechs Jahrtausenden ablaufen, im siebenten aber der Messias kommen und tausend Jahre lang mit dem Volke Gottes die Sabbathruhe feiern. Vgl. die Citate aus dem Talmud bei Züllich, die Offenb. Joh. II. 369.

Die Offenbarung Johannis 20, 3. diente zur Verbreitung der gleichen Ansicht auch unter den Christen. Inzwischen stimmte die Wiederkehr des Satans nach Vollendung der tausend Jahre und der letzte Kampf und Sieg, wie ihn die Offenbarung Johannis schildert, mit der von den Juden vorausgesetzten, nicht mehr zu störenden Sabbathruhe eben so wenig, wie ihr irdischer Messias mit dem christlichen, „dessen Reich nicht von dieser Welt ist.“ Deswegen lehnte der heilige Augustinus die sinnliche Auffassung ab, indem er *de civit. Dei* 20, 2. sagt: nur die Seelen der Heiligen werden vor der allgemeinen Auferstehung tausend Jahre lang mit Christo regieren. *Regnaverunt cum Jesu mille annis animae martyrum nondum sibi corporibus redditis. Neque enim piorum animae mortuorum separantur ab ecclesia.* — Welche umfassende Einheit und innere Vollendung auch dem Reiche Gottes auf Erden noch zu Theil werden wird, immerhin kann es sich nur um „den Ausdruck eines innern Lebens“ handeln, indem wir hier ganz „auf ethischem Gebiete“ stehen (Möhler, Symbolik S. 444). Von einem blos sinnlichen Wohlleben im tausendjährigen Reich, wie es die Juden träumen, kann also eben so wenig die Rede seyn, wie von der gewaltsamen Einführung desselben im Sinne der Hussiten und Wiedertäufer.

Die Juden träumen von einem tausendjährigen Reich, in welchem ihr Volk allein zuletzt auf Erden herrschen würde. Die Erde wird wieder Paradies. In der Mitte steht der Baum des Lebens von so ungeheurer Höhe, dass fünfhundert Jahre nöthig sind, um ihn abzuschneiden. Die Juden erhalten die Grösse der patriarchalischen Zeit zurück, Jeder wird 200 Ellen lang. Die Erde bringt von selber Speisen aller Art und Kleider hervor. Ein Waizenkorn ist so gross wie zwei Ochsennieren; die Traube so gross, dass man die einzelnen Beeren wie Fässer anzapft. Alles ist nur Wohlleben und Ueppigkeit. Die Weiber empfangen und gebären an demselben Tag etc. Eisenmenger, entdecktes Judenth. II. 296 f. 817 f. Gfrörer, Jahrhundert des Heils II. 242.

Die christliche Sekte der Chiliasten oder Millenarier ging von einer ziemlich unschuldigen Hoffnung aus, verirrte aber nach und nach in Ausschweifungen, die jenen jüdischen nur wenig nachgaben. Sie hofften nämlich, den vollkommenen und idealen Zustand des Reiches Gottes auf Erden, wie er am Ende der Zeit seyn sollte, schon jetzt herstellen zu können, wenigstens insularisch, eine kleine fromme Gemeinde für sich, in der vollkommene Gleichheit und Brüderlichkeit, Gemeinschaft des Vermögens und allgemeine gegenseitige Liebe herrschte. Das führte aber schon frühe zu sinnlicher Entartung, Gemeinschaft der Weiber und zum sogenannten Adamismus, indem man dem Adam vor dem Sündenfalle im paradiesischen Zustande gleichen wollte. Andere Sektirer fassten die Sache noch rigoristischer. Sie wollten nicht blos für sich und ihre nächsten Gesinnungsgenossen jenes Friedensreich gründen, sondern die ganze Menschheit mit Gewalt in diese Bahn bringen. So war das Ziel der Hussiten Herstellung des Reiches Gottes auf Erden, aber das Mittel: Todtschlag aller Sünder, damit nur die Heiligen allein übrig blieben. Das Reich der Wiedertäufer in Münster gab im Jahre 1535 ein abschreckendes Beispiel des communistischen Wahnsinns, zu dem der missverstandene Chiliasmus führen kann. Die Wiedertäufer theilten Güter und Weiber und emancipirten sich von jeder Scham, weil sie sich für die allein Heiligen auf Erden hielten, denen Alles erlaubt sey.

Reinigung Mariä.

Da die unbefleckte Jungfrau keiner Reinigung bedurfte, so bezweckte ihr Gang zum Tempel nur die Darstellung des neugebornen Kindes und die übliche Opferung. Diese Ceremonie erfolgte bei den Juden 40 Tage nach der Geburt eines Knaben, 80 Tage nach der eines Mädchens. Man brachte dabei dem Jehovah ein Lamm zum Opfer, Aermere aber brachten zwei Tauben. Das war zur Sühne und zum Ersatz der Erstgeburt, die dem Jehovah als Opfer gebührte.

In diesem althebräischen Opfer aber war die grosse Opferung Christi vorgebildet, so wie auch Lamm und Taube seine Sinnbilder sind. *Durandi, rat.* VII. 7. Jamin, Geschichte der Kirchenfeste S. 86. Man hat auch Beziehungen des christlichen Reinigungsfestes auf das altheidnische gesucht, welches um dieselbe Zeit gefeiert wurde, weil die vom Winter schmutzige Erde durch den Frühlingsregen gereinigt und zur Hervorbringung der Pflanzen vorbereitet wird. Auch wurde bemerkt, das christliche Fest sey im Jahr 542 nach einer grossen Pest eingeführt worden mit Beziehung auf die Reinigung des Menschengeschlechts von diesem Uebel. Schrökh, Kirchengeschichte XVII. 486. Indess sind diese symbolischen Deutungen der Hauptbedeutung nur untergeordnet. — Alttestamentalisches Vorbild der Darstellung im Tempel ist die Darstellung des Samuel durch seine Mutter. Deshalb werden sie beide in der alten *biblia pauperum* nebeneinander gestellt. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 119.

Lucas 2, 22 f. bringt ein tieferes poetisches Motiv in die Feier, indem er dem zarten Kinde den hochbetagten Simeon gegenüberstellt, der den Tod nicht sehen sollte, er hätte denn zuvor den Herrn gesehen, und der nun beim Anblick des göttlichen Kindes mit Entzücken ausruft: „Nun lässest du deinen Knecht in Frieden fahren!“ Man weiss nicht, wer dieser Simeon gewesen ist, erst später hat man einen vornehmen Priester aus ihm gemacht, und ihn überhaupt als Repräsentanten des alten Priesterthums im Gegensatz gegen die neue Kirche aufgefasst, sofern in dem alten Levitenthum schon eine Ahnung der christlichen Kirche gelegen, die jetzt erst in Erfüllung ging. Nahe liegt auch die Parallele zwischen dem alten Simeon, der erst stirbt, nachdem er den Herrn gesehen, und Moses, der erst stirbt, nachdem er das gelobte Land gesehen.

Die Scene ist sehr oft gemalt worden und bietet zunächst dasselbe Motiv dar, wie die Anbetung der Könige, indem der malerische Reiz hauptsächlich im Contrast des Kindes mit dem Greise liegt. Doch ist der Ausdruck des alten Kö-

nigs, der vor dem Christkind kniet und auf dessen kahlen Scheitel es seine weichen Händchen legt, durchweg demüthige Anbetung, während der Ausdruck Simeons mehr freudiges Staunen und die Aufregung ist, die sich des hinfälligen Greises bemächtigen muss, indem er zugleich Gott und dem Tode in's Gesicht sieht. Die Genialität dieses Motives ist wohl nicht von allen Malern erfasst worden. Insgemein geben sie dem Simeon die Miene und Haltung eines zärtlichen Grossvaters, der das Kind, wenn auch mit einer Beimischung von Ehrfurcht, doch nur liebkost, und dem man nicht ansieht, dass er an den Tod denken soll. Scheinbar besser sind die Darstellungen, auf denen er, indem er das Kind hält, dankbar zum Himmel emporblickt (z. B. von Guido Reni); allein wenn man erwägt, dass er Gott selbst in dem Kinde schauen soll, so darf er nicht vom Kinde weg nach dem Himmel sehen. Es ist schicklicher und natürlicher, dass er ganz in den Anblick des Kindes versunken bleibt.

Religion.

Vgl. die Artikel Glauben und Kirche.

Die allegorische Darstellung der Religion gehört entweder als *fides* zu den christlichen Tugenden oder sie bedeutet die Autorität, die Geschichte und den Sieg der Kirche. Insgemein ist es eine verschleierte, madonnenartige, weibliche Gestalt, die ein Kreuz in den Armen hält. Von den Triumphen der „Kirche“, die besonders häufig im 17ten Jahrhundert gemalt wurden, unterscheidet sich „die in den Künsten triumphirende Religion“ von Overbek (vgl. Kunstbl. 1840. S. 431.) eigentlich nicht, sofern hier die Gläubigkeit und die äussere Pracht der Kirche zusammenfällt. Inzwischen sind Selbstbespiegelungen der Kunst, selbst der heiligen Kunst, nicht zu loben. Die Kunst, die andachtsvoll vor dem heiligen Gegenstande knieen soll, geräth zu leicht in die Gefahr, sich nur wie Narcissus in sich selbst zu verlieben. Diese Kunstpreisungen gehören dem modernen Cultus des Genius an

und schliessen sich schon deswegen principiell von der heiligen Kunst aus, sogar wenn sie sich speciell auf die heilige Kunst beziehen. *Soli Deo gloria.*

Richter, die.

In den ersten Jahrhunderten seit der Einwanderung der Juden in Kanaan heissen ihre obersten Lenker Richter (*Schophtim*). Es sind nicht die Hohenpriester, obgleich sie zuletzt mit denselben in Eli zusammenfallen; vielmehr stehen sie als die weltlichen Richter und Heerführer neben den Hohenpriestern, wie Moses neben Aaron, Josua neben Eleazar. Es hat nicht immer Richter gegeben, sie treten nur in kritischen Zeiten als Retter hervor, und es ist sogar einmal ein Weib (die Deborah) Richterin, zum Beweise, dass hier immer nur wieder Erweckte zu verstehen sind, die der Herr aufruft, wie er früher den Abraham, den Moses aufrief. An ein ununterbrochenes Amt ist dabei nicht zu denken, eben so wenig an eine Erbfolge. Der Versuch des Sohnes Gideons, das Richteramt erblich zu machen, misslang kläglich.

In derselben Zeit sehen wir die Kinder Israel in fast unaufhörlichem Streit mit ihren arabischen, syrischen und phönikischen Nachbarn, und von denselben häufig unterjocht; die Einheit unter den jüdischen Stämmen selbst erscheint meist ganz aufgelockert, und das Ansehen der Stiftshütte tief gesunken. Massenweise buhlen die Kinder Israel mit den fremden Götzen und vermischen sich mit fremden Weibern, was natürlich ihre Selbstständigkeit untergräbt und den heidnischen Nachbarn den Sieg erleichtert. So ist denn die grosse Erhebung des Volkes unter Moses wieder vergessen; die Erfüllung der Weissagung, die dem Abraham geworden, die endliche Einführung der Kinder Israel in ihr verheissenes Erbe, der Besitz des gelobten Landes hat sie nicht dankbar gemacht; der Gott der Väter, der sich so gnädig an ihnen erwiesen, wird nicht mehr von ihnen geehrt; fremde Götzenbilder erheben sich rings im Lande und ihnen dampft der Weihrauch. Die

grosse Idee der republikanischen Theokratie kann unter einem so erbärmlichen Volke nicht verwirklicht werden. Wie viele Generationen auch aufeinander folgen, keine genügt; die Gegenwart ist immer eine verlorne, und nur der Blick in die Zukunft erfrischt den gesunkenen Muth. Die ganze jüdische Geschichte ist ja nur Vorbereitung auf die christliche. Das ganze alte Testament ist nur die Verheissung des neuen. Die messianische Idee ist der goldne Faden, der sich durch das alte Testament fortzieht, ohne den es keinen Sinn hätte. Tiefe Sehnsucht aus dem Schlamme der Corruption, aus dem immerwährenden Zurücksinken in's Heidenthum ist der poetische Charakter des Buchs der Richter und des Buchs Samuels, wie der späteren prophetischen Bücher. Diese Sehnsucht des alten Testamentes aber motivirt das neue.

Unsre wirre Zeit, in der so viel wieder mit allen Arten des Heidenthums gebuhlt wird, das Verband der Christen im Innern so tief gelockert und überall Kampf ist, hat viele Aehnlichkeit mit jener alten Zeit der Richter.

Richtschnur

oder Winkelmaass, Canon, daher alles Gesetzliche, auf giltigen Beschlüssen der Concilien und Verordnungen der Päpste Gegründete in der Kirche canonisch heisst, weil es den Gläubigen Maass und Richtschnur ist.

Ring,

Sinnbild einer ewigen Verbindung, sofern die Kreisform ohne Anfang und Ende (die sich in den Schwanz beissende Schlange) die Ewigkeit, der Ring als Glied an der Kette aber die feste Verbindung bedeutet. Daher uraltes Zeichen der ehelichen Verlobung, der Ring, den Braut und Bräutigam gegenseitig austauschen. Binterim, Denkw. VI. 2. 114, irrt, wenn er unter dem Brautring den Siegelring, das Zeichen der Beschliesserin, der künftigen Hausfrau versteht. — Der Braut-

ring ist Attribut der heiligen Katharina von Siena, die ihn vom Christkind empfing. Auch der heiligen Ida, die über dem Haupt der Bräute Christi (Nonnen) Ringe schweben sah. — Auch die geistlichen Siegelringe bedeuten zugleich die Vermählung des Bischofs mit der Kirche und Kraft des Siegels, die Herrschaft und den Besitz des Amtes. Der Papst wird mit dem Fischerring Petri begabt, auf dem das Bild des fischenden Petrus dargestellt ist. Ueber den Ring, den der Doge von Venedig jährlich in's Meer warf, vgl. d. Artikel S. Marcus.

Drei ineinander verkettete Ringe sind Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Nur zwei übereinander erhobene Ringe oder Kreise bedeuten Himmel und Erde. Vgl. die Artikel Dreieinigkeit und Nimbus.

St. Robert wurde Stifter des Cisterzienserordens im 11ten Jahrhundert. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, träumte sie, Maria erschiene ihr mit einem Ringe, um sich mit ihrem künftigen Sohne zu vermählen. Er widmete sich daher auch von früher Jugend auf gänzlich der Himmelskönigin, und gründete im Wald Citeaux in Burgund das weltberühmte Kloster, das die Mutter zahlloser andrer wurde, 1098. 29. April. Ein im römischen Colosseum Ball spielender Jüngling steckte seinen Ring, der ihn beim Spielen hinderte, einer in der Nähe stehenden Statue der Mutter Gottes an den Finger. Als er ihn wieder nehmen wollte, krümmte sich der Finger und liess den Ring nicht mehr los. Der Jüngling erkannte daraus, er sey der heiligen Jungfrau verlobt und widmete sein übriges Leben ihrem Dienste. Nach Mion und Maerland.

Ritter.

Ritterlichkeit ist eine, besonders bei den tapfern abendländischen Völkern beliebte Form, in welcher eine der Cardinaltugenden (*fortitudo*) erscheint. Schon im alten Testament führt Jehovah das Schwert, Helm, Harnisch, indem er das Böse bekämpft und straft und die bedrängte Unschuld rettet.

Auch Christus erscheint in einem spanischen Auto des Lope de Vega als „Kreuzritter". Leviathan hat am Eingang aller Menschen in's Leben eine Brücke gebaut und lässt keinen herüber, der nicht dem Bösen zuschwört. Alle Menschen thun das und kommen dadurch in seine Gewalt. Nur Maria nicht, vor der er zusammenbebt. Darauf rüstet sich ihr Sohn als Kreuzritter mit Schild und Lanze, besiegt den Leviathan, befreit die Menschheit und baut eine andere Brücke zum Himmel. v. Schack, dram. Lit. d. Spanier II. 408.

In Gassiers *hist. de la chevalerie,* 1814, werden die ritterlichen Waffen also christlich gedeutet. Das Schwert bedeutet das Kreuz; die Lanze, ihrer Geradheit wegen, die Wahrheit; der Helm, weil er die Augen deckt und zwingt, niederzusehen, die Demuth; der Harnisch Schutz gegen alle Laster; der Sporn die Ehre; der Schild die Pflicht; der Handschuh endlich die Sorge, nichts Schlechtes und Verbotenes anzurühren.

Ritterliche Rüstung kommt dem streitbaren Erzengel Michael zu, den heiligen Helden St. Georg, St. Moriz, St. Gereon etc. Man findet sie in goldnen Rüstungen beisammen auf einem Bild des Theodorich von Prag auf dem Schlosse Karlstein. Wiener Jahrb. 27, 39. Ein gefesselter und im Wald einsam verschmachtender Ritter ist der heilige Wilhelm. — Ueber die vierzig Ritter vgl. d. Artikel Eis.

Sofern der ritterliche Michael nur den Engeln vorsteht, Georg aber fast immer nur einzeln im Kampf mit dem Drachen erscheint, ist es dem heiligen Mauritius (Moriz) vorbehalten geblieben, auf Kirchenbildern die übrigen heiligen Ritter anzuführen. Denn er war im Leben Anführer der thebaischen Legion (*legio fulminatrix*) und wurde sammt der ganzen Legion, da sie als Christen den Götzen nicht opfern wollten, in Wallis, unfern vom Genfersee, hingerichtet. Erst wurde die Legion decimirt, dann schlug man vollends alle todt. 22. Sept. 280. Auf sein Grab wurde das berühmte Kloster S. Maurice erbaut. Man bildet ihn ab als einen Mohren, schwarz, aber schön und edel in ritterlicher Rüstung

mit der Fahne in der Hand. So malte ihn Hermskerk in der Boisserée'schen Sammlung. So Theodorich von Prag im böhmischen Schlosse Karlstein. Wiener Jahrb. 27. 40. Wie er sich weigert, den Götzen zu opfern, und wie er enthauptet wird, malte De Mares in München. — Die Schwester des Heiligen, die heilige Fides, wird auch als Mohrin gemalt. Otte, Kunstarchäologie S. 130. Sofern der Heilige Patron von Magdeburg ist, knüpfen sich an seine Bilder noch merkwürdige Sagen. Als einst Erzbischof Odo das Stift schlecht verwaltete und auf keine Warnung hörte, erschien Christus mit der thebaischen Legion und befahl dem heiligen Moriz, sein Schwert zu ziehen und den bösen Bischof zu enthaupten, wie auch geschah. Sommer, sächs.-thüring. Sagen I. 51. Ein Bild in Halle stellt ihn bedeckt mit Schellen dar (wahrscheinlich in einer Zeit gemalt, in der Schellen eine neue Modetracht der Ritter waren). Davon heisst er der Schellenmoriz. Nun erzählt aber das Volk, er sey der Bauherr der Kirche und so böse gewesen, dass ihm seine fromme Schwester Schellen angehängt habe, damit die Arbeiter immer wüssten, wann er käme. Derselbe Schellenmoriz spielt auch eine Rolle in der Prozession am dritten Pfingstfeiertag. Daselbst S. 75 und 153.

Ein anderer berühmter Ritter, der heilige Norbert, zu Xanten am Rhein geboren, aus dem Geschlecht von Gennep, lebte sehr üppig, bis ihn einmal unterwegs ein Ungewitter überfiel und ein Blitz ihn vom Rosse warf, wie den heiligen Paulus. Von Stund an bekehrte er sich und gründete im dunkeln Thale Prémontré das berühmte Prämonstratenserkloster und einen neuen Mönchsorden nach seiner strengen Regel. Weltberühmt durch die strenge Zucht, die er übte, ward er nach Deutschland zurückgerufen und starb als Erzbischof von Magdeburg, 6. Juni 1134. Ein eigenthümliches Wunder geschah lange nach seinem Tode. Als Magdeburg protestantisch geworden, wünschte der Kaiser die Reliquien des heiligen Norbert heraus, und im dreissigjährigen Kriege drang er auf's Ernstlichste darauf und drohte der Stadt mit

seinem ganzen Zorn. Der Magistrat war nun auch gern bereit, die Reliquien, die für Protestanten keinen Werth hatten, herauszugeben, aber die Bürgerschaft, obgleich protestantisch, widersetzte sich, weil eine alte Sage ging, Magdeburg könne nicht erobert werden, so lange es den heiligen Norbert in seinen Mauern habe. Endlich liessen sich die Bürger durch Zureden, nicht so abergläubig und papistisch zu denken, überreden, den Leichnam ziehen zu lassen, und schon im nächsten Jahre wurde Magdeburg erobert und verbrannt.

Rittersporn,

Attribut der heiligen Ottilie. Wer drei dieser Blumen in Jungfernwachs gewickelt am Halse trägt und drei Messen zu Ehren der heiligen Ottilie lesen lässt, auch drei Almosen in ihrem Namen ertheilt, der wird von kranken Augen heil. Grimm, d. Mythol. auf der vorletzten Seite der ersten Auflage. Dieser Aberglauben stammt wohl aus heidnischen Erinnerungen. Rittersporn kommt bei den heidnischen Gebräuchen vor, die sich an das Johannisfeuer knüpfen. Zu Johanni endet der Siegeslauf der Sonne, der mit Weihnachten begann, und fangen die langen Nächte der Winterzeit an. Aber die Sonne, obgleich im Winter erblindend, gelangt im nächsten Frühling wieder zu vollem Glanze. Die heilige Ottilie, als Heidin blind, wurde als Christin sehend. Die Blume nun, die zu Johanni blüht, sollte daran erinnern, dass Blindheit, Nacht und Tod nicht ewig dauern.

Rock.

Der bunte Rock, den Jakob seinem geliebtesten Sohne Joseph hatte machen lassen, der seiner Brüder Neid erregte und mit Blut besprengt dem Vater gebracht wurde, ist alttestamentalisches Vorbild des heiligen Rockes unsers Heilandes, der den Schergen zu Theil wurde und um den sie würfelten.

Nach den Apokryphen ist der ungenähte Rock des Heilandes von der heiligen Jungfrau Maria schon auf der Flucht in Aegypten aus der reinen Wolle eines Lammes für das Christkind gewebt worden und mit demselben gewachsen. Er hat das heilige Kind schon in seiner Jugend vor allen Elementen geschützt, im brennenden Ofen und im tiefen Wasserbrunnen lebend erhalten. Vgl. Hofmann, Apokryphen S. 190.

Als der Heiland am Kreuz hing, wurde sein Rock, wie bei Hinrichtungen üblich war, den Kriegsknechten zur Beute überlassen; weil das Gewand aber ohne Nath war, zertheilten sie es nicht, sondern würfelten, wer es besitzen solle. Matth. 27, 25. Joh. 19, 23. Hierin liegt eine tiefsinnige Symbolik. Der Rock bedeutet als äusseres Kleid des Heilandes die Kirche, die eben so wenig je getrennt und in Stücke zerrissen werden soll, wie der heilige Rock, und die zwar in fremde Gewalt fallen, aber doch nicht aus ihrem Zusammenhange gerissen werden noch die Eigenschaft, einziges Eigenthum ihres ursprünglichen Herrn zu seyn, verlieren kann.

Daran nun zu erinnern, war im Jahr 1844, als die Fluthen des Unglaubens am höchsten wogten und unberufene Schergen von allen Orten um das Erbe der Kirche würfelten, die rechte Zeit gekommen, und dadurch erhielt die Ausstellung des zu Trier als hochverehrte Reliquie aufbewahrten heiligen Rockes eine weltgeschichtliche Bedeutung. Mehr als eine Million andächtiger Wallfahrer knieten vor dem heiligen Zeichen, um die zu beschämen, die das Wesen selbst nicht mehr achteten.

Im gleichen Jahr wurde die Geschichte des heiligen Rockes ausführlich beschrieben von Marx, v. Hammer und Andern. Von der Hagen aber gab das altdeutsche Gedicht heraus, in welchem die Legende desselben enthalten ist. Hier nur ein kürzester Auszug daraus. Herodes soll befohlen haben, den ihm verhassten Rock in's Meer zu versenken, aber eine Sirene brach den Steinsarg auf, worin er ruhte, und nun spülten ihn die Wellen an's Ufer, wo ihn ein Pilger

fand. Als dieser aber die Blutflecken nicht auswaschen konnte, ahnte er, dass es ein Kleid sey, das kein Sünder tragen dürfe und gab es dem Meere zurück. Ein Wallfisch verschlang den Rock, wurde aber vom jungen Orendel gefangen. Orendel war ein Sohn des Königs Eigel von Trier und ausgefahren, um die schöne Brida, die Herrin des heiligen Grabes, zu freien. Allein er litt im Klebermeer Schiffbruch, entkam nackt und bloss und diente nun bei einem Fischer, mit dem er den Wallfisch fing. Mit dem Rock angethan, hat er übermenschliche Kraft, siegt in jedem Kampfe, gewinnt auch die schöne Königin, erfährt aber durch einen Engel, wessen das Kleid gewesen, das er trage, und entsagt sofort allem irdischen Glück, und sowohl er als Brida widmen sich dem Himmel. So kam der heilige Rock nach Trier. Vgl. die Sage vom heiligen Rock, herausg. von H. von der Hagen, 1844. Nach Anderen war es die heilige Helena, Mutter Constantins des Grossen, die den heiligen Rock nach Trier brachte.

Ein schönes altes Kirchenlied lautet:

Qui coelos implet lumine
Ornat quoque sideribus
Et quem adorant angeli,
Vestitu privant milites.

Qui vestit volatilia
Diversisque coloribus
Et ornat agros roseis,
Ipse privatur vestibus.

Precamur ergo cernui
Te creatorem saeculi,
Jam sic privatus vestibus
Nos indue virtutibus. Amen.

Rohrstab,

Sinnbild der Gebrechlichkeit. Aegypten soll wie ein Rohrstab zerbrochen werden. 2. Könige 18, 21. Jesaias 36, 6. — Ein Rohrstab, dem Heiland zum Spott als Scepter in die

gebundenen Hände gesteckt, kennzeichnet ihn als *Ecce homo*. — Ein kleines Kreuz von zwei Rohrstäbchen, kunstlos zusammengebunden, ist das gewöhnliche Attribut Johannes des Täufers in seiner Kindheit.

Rose,

uraltes Sinnbild der Liebe, daher in der christlichen Symbolik vorzugsweise der Maria, als der Mutter der Liebe und des Erbarmens und der allgemeinen Fürbitterin für die Sünder; ferner Sinnbild der Gebete, die sich zum Rosenkranz aneinander reihen. Daher auch der Glaube, dass der Teufel, als Princip des Hasses, keine Rosen leiden könne und durch den Geruch dieser Blume aus Besessenen vertrieben werde. Görres, Mystik IV. 1. 350.

Inzwischen hält die christliche Symbolik vornehmlich die Blutfarbe der Rose fest und bringt die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blut, vergossen von der göttlichen Liebe, um die Menschen zu erlösen. Zunächst in der spätern Poesie der Jesuiten, wie in den herrnhutischen Gesangbüchern blühen aus dem Blute des Heilandes die reichsten Rosen der Liebe auf. Die Seele wird zur Biene, die nach der Seitenwunde Jesu wie zur süssen Rose fliegt. „Niemand, der die Dornen scheut, geht in seine Rosen ein.“ Herrnhuter Gesangbuch 1741. S. 350. Unter den Rosen, mit denen die wichtigsten Momente im Leben Jesu in einem alten Kirchenliede verglichen werden, ist die letzte und schönste sein Tod am Kreuz. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 157. Nach einer wahrscheinlich modernen Legende entstand die Moosrose aus einem Tröpfchen Blut des Heilands, welches in's Moos fiel. Blumen, Leipzig 1847. S. 94. — Auch dem Blut der Martyrer entblühen Rosen. In dem schönen altlateinischen Hymnus auf die unschuldigen Kindlein heisst es:

Quos lucis ipso in limine
Christi insecutor sustulit
Ceu turbo nascentes rosas.

Nach Herders Dichtungen aus der morgenländischen Sage kommt die rothe Färbung der Rose von dem ersten Blut her, das auf Erden vergossen wurde: „Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weissen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere verwandelt, die sie noch nie gesehen. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich ringsum, und eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis Alles sich zuletzt in süsse Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehört hatte. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugendparadies; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weiss gekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süssen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm. Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehen und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest. Die Brüder brachten ihr Opfer, die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn, und fand nur seine zerstreute traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar: die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle. Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah, die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen: weinende Mutter, schaue hinauf. Sieh jenen glänzenden Wagen dort! er fährt zu anderen Auen, zu schöneren Paradiesen, als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle

Seufzer sich in süsse Töne wandeln.“ — Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzt hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angesicht einer schönern Morgenröthe. Oft aber sassen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternen-Wagen, und suchten ihren Schäfer dort.“

Eva wird auch noch in andrer Weise mit der ersten Rose in Verbindung gebracht. So lange sie in Unschuld lebte, war die Rose weiss. Erst als sie in die Sünde fiel und zum erstenmal darüber erröthete, färbte sich auch die Rose roth. Blumenwelt, Halberst. S. 124. Der heilige Basilius brauchte das Gleichniss, die Rose sey anfangs dornenlos gewesen, je mehr und länger aber die Menschen gesündigt hätten, um so mehr Dornen seyen an ihr gewachsen.

Die Rose ist vorzugsweise der heiligen Jungfrau geweiht. Auf sie wird die Stelle des Hohenliedes 2, 2. bezogen: „Wie die Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern.“ Maria heisst die Rose oder der Rosenzweig von der Wurzel Jesse oder Isai (Davids Vater, von dem sie stammte). Jesaias 11, 1. Daher das schöne alte Kirchenlied:

Ein Rose ist entsprungen,
Von Jesse war die Art.

Wackernagel, Kirchenlied Nr. 160. Maria heisst die Rose ohne Dornen. Das. Nr. 148. Conrad von Würzburgs goldne Schmiede, von W. Grimm XXXVII. Maria heisst die Rose aus Anna's Schooss. Paderborner Liederbuch Nr. 92. Einmal aber wird Maria nur als der Rosenstrauch und Christus als die Rose selbst bezeichnet. Grimm, altd. Wälder II. 199. — Besonders beliebt war im Mittelalter die Vorstellung, Maria sitze im Rosenhag oder Rosenthal. So in Gottfried von Strassburgs Marienliede. Haupts Zeitschr. IV. 520. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 130. So ist sie gemalt auf einem alten Bild in Strassburg in einer Rosenhecke voll singender Vögel. Waagen, Deutschland II. 318. So auch auf dem berühmten

Bilde von Schongauer in Colmar. Kunstblatt 1841. S. 26. 1846. S. 170. Und auf einem Bilde von Botticelli, thronend, von Engeln mit Lichtern umringt, die sie mit Rosen kränzen. Kugler, Berliner Museum S. 31.

Die sieben Freuden Maria's werden als sieben Rosen besungen. Görres, Volks- und Meisterlieder S. 319. Eben so alle ihre Tugenden ihr zum Rosenkranz geflochten. Marian. Liederschatz. Augsb. 1841. S. 385. Neben einem Muttergottesbild bei Lucca wachsen Rosen, die hoch verehrt werden, weil einst hier ein stummer Hirtenknabe eine Rose brach und durch ihren Duft die Sprache wieder bekam. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 338. *Rosa rubiginosa*, die Rost- oder Weinrose, soll die rostfarbene Unterfläche ihrer Blätter von den Windeln erhalten haben, die Maria einst auf dem Strauch trocknete. — St. Joscio, Mönch zu St. Omer, starb in Ecstase, weil er die Madonna so sehr liebte; da wuchsen aus seinem Munde fünf Rosen mit den Buchsaben *M, A, R, I, A*. Man hat in einem Bilde jedem Buchstaben noch einen Satz hinzugefügt, es sind die Anfänge fünf berühmter Mariengebete: *Magnificat — Ad Dominum — Retribue — In convertendo — Ad te levavi.* Emmeran, Glorie der Jungfrau S. 164.

Wegen des sogenannten Rosenwunders ist die Rose Attribut der heiligen Elisabeth. Diese heilige Fürstin von Hessen und Thüringen pflegte in eigner Person den Armen und Kranken Brodt zu bringen. Ihr Gemahl sollte es nicht wissen. Als er ihr aber einmal mit dem Korbe am Arm begegnete und sie frug, was sie trage, sagte sie in der Verwirrung: „Rosen." Er deckte den Korb auf und siehe, es waren Rosen. Das Nämliche berichtet die Legende von der heiligen Casilda in Toledo und von der heiligen Rosa von Viterbo. — So brachte auch einmal die fromme Frau Ada einen Aussätzigen in's Haus und legte ihn sogar in das Bett ihres Gemahls, um ihn zu pflegen. Als dieser Gemahl aber heimkam, davon hörte und zornig nach seinem Bette eilte, fand er es nur voll Rosen. *Thomas Cantipr. de apibus* II. 25.

Eine schöne Rosensage findet sich bei Montevilla Bl. 33. Zu Bethlehem wurde eine unschuldige und reine Jungfrau verleumdet, sie hätte ihre Keuschheit verloren, und sollte lebendig in dürren Dornen verbrannt werden. Als sie aber in die brennenden Dornen trat, erlosch das Feuer und statt der Flammen schlugen blühende Rosen aus den Dornen.

Nach *Suquet, lacrymae div. Magdalenae,* heissen die weissen Rosen Magdalenenrosen, weil die vorher rothen Rosen durch die Thränen der heiligen Magdalena entfärbt wurden.

Ein Korb mit Rosen ist Attribut der heiligen Dorothea, weil sie denselben ihrem irdischen Bräutigam aus dem Paradiese ihres himmlischen Bräutigams zum Wahrzeichen schickte. Auf altdeutschen Bildern sind diese Rosen weiss, auch trägt die Heilige einen Kranz weisser Rosen und eine weisse Rose in der Hand. Kunstblatt 1840. Nr. 98.

Ein Kranz von rothen Rosen schmückt das Bild der wunderthätigen heiligen Rosalia in ihrer berühmten Höhle bei Palermo. Rothe Rosen sind das Attribut der heiligen Rosa von Lima, die ein Kirchenlied in Peru die schönste Blume im schönsten Garten der Erde nennt. Die Legende sagt von der Heiligen, sie habe Rosen in die Luft geworfen, um sie Gott anzubieten, und die Blumen hätten sich in der Luft in die Form eines von einem Kreise umgebenen Kreuzes zusammengefügt (die Nimbusform Gottes), zum Zeichen, dass Gott ihr kindliches Geschenk annehme. — Als sich der heilige Franciscus zur Busse in Dornen wälzte, blühten dieselben voller Rosen. Berühmtes Bild von Murillo, vgl. v. Quandt, Reise in Spanien S. 162. Als Kaiser Ludwig der Fromme einmal auf der Jagd bei Hildesheim sein Reliquiarium mitten im Schnee des Winters an einen dürren Dornstrauch hing, wuchsen daraus plötzlich Rosen. Der Strauch blüht noch jetzt. Die uralte Mauer einer Kapelle, älter als der Dom von Hildesheim, ist absichtlich da offen gelassen, wo der Strauch hervorwächst. Botanische Literaturblätter. Regensburg 1830. 5ter Band S. 467.

Rosen blühten mitten im Winter aus den Gräbern der

heiligen Acifelus und Victoria, des h. Alexander Martyr, des h. Julianus, des h. Rufinus. Eine weisse Rose wurde in dem Chorstuhle desjenigen Chorherrn oder Mönchs gefunden, der bald sterben sollte, zu Hildesheim, Lübeck, Breslau, Altenburg. v. Döbenek, Volksglauben II. 53. Harrys, niedersächs. Sagen I. 42. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 28.

Der Rosensonntag (Lätare) hat seinen Namen von der goldnen Rose, die der Papst an diesem Tage feierlich einweiht und gewöhnlich irgend einem um die Kirche hochverdienten Fürsten schenkt, und zwar zur Erinnerung an die Befreiung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, die sie bekanntlich der Gnade des Cyrus verdankten. Die goldne Rose gilt also dem Fürsten, der sich jenen gnadenreichen Cyrus zum Muster nimmt. *Durandi, rationale* VI. 53, 9. Willkührlich hat v. Biedenfeld in seinem Werk über die Rose S. 459 die Ertheilung der goldnen Rose abgeleitet von einem Mosaikbild in der Susannenkirche zu Rom, welches Karl den Grossen darstellt, wie er vom heiligen Petrus eine mit Rosen besäete Fahne empfängt.

In der kirchlichen Baukunst und Bildhauerkunst wird die Rose zunächst in Verbindung gebracht mit dem Kreuz. Das Kreuz, das über den gothischen Thürmen und Thürmchen sich am höchsten erhebt, blüht gewöhnlich in runde Rosen aus. Dieses Rosenkreuz ist sehr alt. Vgl. *Aringhi, Roma subt.* I. 381. Am reichsten ausgeführt ist es an dem Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Wenn die Rosen aus dem Kreuze herausblühen, so hat das denselben Sinn, wie das Blühen aus den Dornen, die höchste Freude der Welt, die aus den bittersten Schmerzen kommt. Dagegen ist das von der einen Rose ringsumschlossene Kreuz (die Kreuzrose) dasselbe, was das Kreuz im Kreise, der Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Auch in den Fensterrosetten der gothischen Kirchen wiederholt es sich oft und bezeichnet immer den Sieg des Kreuzes, die Herrschaft der Kirche über die ganze Welt.

Andere Fensterrosetten, namentlich die in dunkler Rubin-

farbe glühenden, die in vielen gothischen Marienkirchen vorkommen, bezeichnen die heilige Jungfrau als die *rosa mystica.* Da die grössten Fensterrosen immer auf der Westseite der Kirchen vorkommen, bilden sie vielleicht auch einen symbolischen Gegensatz zu dem grössten Schlussfenster des Chors auf der Ostseite. — In das Stab- und Maasswerk der Randverzierungen, wie der Radien der gothischen Fensterrosetten, in denen bald mehr das Peripherische (die Radform), bald mehr das Radiale (die Sternform) vorherrscht, spielen alle geometrischen Symbole hinein, und wie das Kreuz den Kreis, so durchbricht das Dreieck die viereckigen Formen. Die Rosette hat Manches mit dem Nimbus gemein und ist gleichsam ein frei gewordener, selbstständiger Nimbus. Daher ahmt sie in ihren Randverzierungen die verschiedenen Formen und Farben der Kronen und Kränze nach, bald mehr die Kronen von Gold und Edelsteinen, bald mehr die Kränze von Blumen; in vielgezacktem Stab- und Maasswerk aber auch die Dornenkronen. Durch alle diese Beziehungen aber geht die ursprüngliche Symbolik der Rose im Fenster nicht verloren.

In vielen altdeutschen Kirchen ist über dem Beichtstuhl eine fünfblätterige Rose angebracht. Stieglitz, altd. Baukunst S. 184. Schon die Alten pflegten über ihren Tafeln bei grossen Mahlzeiten eine Rose aufzuhängen, als Zeichen, dass Alles, was hier in der Munterkeit des Mahles geplaudert werde, nicht weiter gesagt werden solle. Daher das bekannte, noch heute übliche Sprichwort: „Ich sage dir das nur *sub rosa.*“ Das gibt wohl auch für jene Rose des Beichtstuhls die natürlichste Erklärung.

In Dante's Paradies 30, 32. findet sich das schöne und grossartige Bild einer unermesslich grossen weissen Rose, die aus lauter Kreisen von Engeln und Seligen gebildet ist. Auch in den Reden von Hellsehenden, Basel 1824, S. 299, ist von weissen Rosen die Rede, die im Himmel blühen und einen ausserordentlichen Glanz und berauschenden Duft haben sollen.

Rose von Jericho,

anastatica, eine ästige Staude mit kleinen weissen Blümchen, die in den Winkeln der Zweige wachsen, also einer Rose ganz unähnlich. Aber wenn sie welk ist, zieht sie sich in eine Kugel zusammen und bildet eine Art von Rose. Man glaubt von ihr, sie liege den Winter über unter dem Wasser und hebe sich im Frühling wieder heraus; ferner: sie könne Jahrhunderte lang dürr daliegen, und lebe, wenn man sie in's Wasser lege, in voller Frische wieder auf. Deshalb heisst sie die Auferstehungsblume und ist dem Heiland geweiht. Nach der Legende war sie vor Christi Geburt noch nicht vorhanden und sprosste zuerst in der Wüste unter den Tritten der heiligen Jungfrau auf, als sie mit dem göttlichen Kinde nach Aegypten floh. Ihm zu Ehren soll sie seitdem auch in der heiligen Christnacht, wenn sie auch noch so alt und welk ist, wieder blühen. Pilger, die zum heiligen Grabe in Jerusalem wallfahrten, bringen sie von dort als heiliges Andenken mit zurück. Auch mir hat sie ein Pilger gebracht. Vgl. *Prätorius, Saturnalia* p. 82. Ausland 1841, Nr. 336. Schubert, Reisen II. 158.

Rosenkranz.

Man verglich die Gebete aus unschuldsvollem oder reuigem Munde mit aufblühenden Rosen. Daher eine Folge von Gebeten einem Rosenkranze. Nach der Legende wurde ein edler und frommer Jüngling im Walde von Räubern ermordet, seine letzten Gebete aber pflückte ihm ein Engel als zwölf weisse und drei rothe Rosen vom Munde und wand daraus einen Kranz, der in kirchlichen Rosenkränzen von Gebetperlen nachgeahmt wurde. Dies der Ursprung des berühmten Rosenkranzes. Binterim, Denkw. VII. 1. 104. Alonso de Tobar malte in Madrid eine Allegorie des Rosenkranzes, die Gnadenmutter als Hirtin, wie sie ihre Schafe mit Rosen

füttert. Kugler, Gesch. der Malerei II. 269. Albrecht Dürer gab der Gnadenmutter selbst auf das Haupt einen Rosenkranz, in einem Stich. Heller, A. Dürer II. 2. 411. Die auf ihre Lieblinge Rosen herabstreuende Madonna kommt öfter vor. Domenichino malte sie in Bologna, Rosen auf die Martyrer streuend. Hier beziehen sich die Rosen ohne Zweifel nicht auf Gebete, sondern auf die Wunder und das Blut der Martyrer. Indess ist die Rose auch hier ein Sinnbild des Verdienstes, welches aus den guten Werken erblüht, sey es der Wunden, sey es der Gebete. Auf einem Bilde von Carlo Maratti theilt die Madonna Rosenkränze unter Nonnen aus. In Karl Försters Gedichten I. 349. findet sich eine schöne Legende vom Bruder Cölestin, welcher der Gottesmutter täglich, so lange die Rosen blühten, einen Rosenkranz flocht, und als sie verblüht waren, täglich einen Rosenkranz betete, wofür sie ihm einmal erschien und ihm einen unverwelklichen Rosenkranz auf's Haupt setzte.

Der aus Gebetperlen zusammengereihte Rosenkranz hat die praktische Bestimmung, dem Theil des Volkes, welches nicht lesen kann, als eine Art Handbuch beim Beten zu dienen. Vgl. Binterim a. a. O. 100. Der kleine Rosenkranz heisst die Krone und enthält 33 kleine Perlen, nach den Lebensjahren des Heilands, nebst fünf grössern Perlen, nach den fünf Wunden des Heilands. Jede kleine Perle bedeutet ein Ave Maria, welches man beten soll, jede grössere ein Paternoster. Der mittlere Rosenkranz zählt 63 kleine Perlen, nach den Lebensjahren der Maria, und sieben grosse, nach ihren sieben Freuden und Schmerzen. Der grosse Rosenkranz zählt 150 kleine und 15 grosse Perlen, so dass auf je zehn Ave ein Paternoster folgt. Er wird der Psalter genannt, mit Bezug auf die 150 Psalmen, gewöhnlich aber der Marienpsalter, weil er hauptsächlich aus Ave's besteht und der Maria geweiht ist. Denn nach dem heiligen Dominicus, in dessen Orden der Rosenkranz die erste grosse Verbreitung fand, flocht der Engel Gabriel aus 150 himmlischen Rosen drei Kränze für die heilige Jungfrau, einen weissen der

Freuden, einen rothen der Schmerzen, einen goldenen der Glorien. Diese zusammen würden nun nachgeahmt in dem Einen Gebetrosenkranz aus 150 Perlen. Alt, christl. Cultus S. 63. Die Farben ahmt man in den Perlen nach. Es gab prachtvolle Rosenkränze aus farbigen Edelsteinen. Die gewöhnlichen sind aus Holz, Glas, wohlriechenden Stoffen. Vgl. Binterim a. a. O. 118.

Im berühmten Weltgericht von Michel Angelo werden Selige an einem Perlenkranz in den Himmel emporgezogen. Auf einem alten Bilde in *Ciampini, vet. monum. musiva tab.* 68. tragen die Seligen im Himmel Ehrenkronen in Gestalt von Perlenkränzen. — Ueber die Literatur der Rosenkränze vgl. Grässe, Lehrbuch der Literärgeschichte II. 2. 1. 398.

Eine zweite Form, in welcher der Rosenkranz in kirchlichen Gebrauch gekommen, ist folgende. Rosenkranz heisst nämlich auch in der Kirchenmalerei die grossartige Einrahmung von Dreieinigkeitsbildern in einem einzigen grossen Rosenkranze, der zuweilen noch in kleinere Rosenkränze sich theilt. Hier bedeuten die Rosen das Band der Liebe, welches die heiligen Geheimnisse umschlingt. Berühmte solche Rosenkränze findet man noch in Nürnberg, Schwabach. Der ausgezeichnetste ist aber wohl der in Weilheim im Württembergischen. Er besteht aus drei Kränzen; der äussere ist weiss, der mittlere roth, der innerste golden; jeder zertheilt sich wieder in fünf Medaillons. In der Mitte thront Maria mit dem Kinde im Rosenkranz unter Engeln, oben erblickt man die heilige Dreieinigkeit, unten eine grosse Anbetung der Priester unter dem Papst und der Laien unter dem Kaiser. Die übrigen Bilder beziehen sich auf das Leben Jesu zwischen Verkündigung und Weltgericht. Vgl. Kunstblatt 1840, S. 416.

Rost.

Ein eiserner Rost ist Attribut des heiligen Laurentius, Archidiakon der römischen Kirche im 3ten Jahrhundert. Er sollte unter Valerian die Schätze derselben ausliefern, brachte

aber nur eine Menge Kranker und Bettler: das seyen die, durch welche man Schätze im Himmel erwerbe. Der Kaiser liess ihn nackt auf einem eisernen Roste braten. 10. August. Die Spanier rühmen sich, er sey ihr Landsmann. Deshalb ehrte ihn auch Philipp II. so hoch, indem er bei einem Sturm auf der See gelobte, wenn er davonkäme, dem heiligen Laurentius eine riesenhafte Kirche zu bauen, die so viele Quartiere und Höfe haben sollte, als der Rost Quadrate. Diesen Wunderbau führte er wirklich im berühmten Escurial auf.

Roth,

die Königsfarbe, daher auf Kirchenbildern Gott Vater den Purpurmantel trägt und eben so Christus in seiner königlichen Würde. Roth ist aber auch die Blutfarbe und darum die Farbe der Richter. Wenn Christus im rothen Mantel beim Weltgericht thront, trägt er die Farbe in doppelter Eigenschaft als König und Richter. Als Blutfarbe ist Roth auch die Farbe aller Martyrer. Daher die Kirchen wie an den hohen Freudenfesten mit dem königlichen Purpur, so an den Tagen der Martyrer mit der Blutfarbe drapirt werden. Kreuser, Kirchenbau' II. 159.

Rothkehlchen.

Von diesem friedlichen kleinen Vogel glaubt man, wenn er eine menschliche Leiche im Walde finde, decke er sie mit Moos und Blumen zu. Schmidt, Anmerkungen zum Shakespeare S. 422. Curiositäten VIII. 241. Büsching, Volkssagen S. 396. — In der Bretagne glaubt man, dieser Vogel habe sich auf den Dornenkranz des Heilands gesetzt, und mit seinem kleinen Schnabel die Dornen weggepickt, damit Er weniger Schmerzen leide. Keller, bretagn. Volkslieder S. 248.

Rufus,

der rothhaarige Jude von abschreckender Brutalität, der auf altdeutschen Bildern der Leiden Christi häufig und fast regelmässig vorkommt, wie auch in den altdeutschen Passionsspielen. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters S. 57. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 43. Personification des Judenhasses gegen Christum.

Ruhe in Aegypten.

Kirchenbilder, welche diesen Namen führen, zeigen Maria, Joseph und das göttliche Kind während der Flucht nach Aegypten im Moment des Ausruhens, in heiterer Landschaft, voller Blumen und Früchte, häufig von Engeln umgeben. Diese Bilder stehen daher in der Mitte zwischen den Flucht- und Reisebildern einerseits und den häuslichen Familienbildern andrerseits, indem sie von beiden etwas theilen. Ihr eigentlicher Zweck aber ist, das Paradiesische in dem Innern der Jungfrau und des Kindes auch äusserlich anschaulich zu machen. Mitten in der Wüste und in der Angst der Flucht strömt paradiesische Wonne und Schönheit hier aus dem Innern aus und verbreitet sich über die Landschaft, der Himmel küsst die Erde und Engel steigen nieder.

Weil aber Maria der Schlange, die Eva verführte, den Kopf zertrat und durch Christum das Paradies wiedererobert wird, welches Adam verloren, nehmen die Maler in den Bildern der „Ruhe in Aegypten“ auf das erste Paradies Adams mannigfache Rücksicht. Namentlich soll die paradiesische Schönheit der Landschaft und die paradiesische Unschuld der Thiere andeuten, dass das einst durch Adam verlorne Paradies durch Christum wiedergewonnen worden sey. Der Apfelbaum, unter dem öfter die heilige Familie ruht, bezieht sich gleichfalls auf das Paradies. Der Palmbaum bedeutet den Sieg des Christenthums. Die Quelle, die am Baume

oder zu Füssen des Christkinds entspringt, bedeutet das neue Heil der kranken Menschheit. Die Bilder sind wohl immer am schönsten, wenn die heilige Familie darin allein vorkommt. Grosse Engelgesellschaften erscheinen störend. Uebrigens ist nicht immer klar zu unterscheiden, ob es sich um heilige Familienbilder im Garten neben dem Hause oder um eigentliche Fluchtbilder handelt. Das Idyllische der Scene lässt hin und wieder auch eine geistreiche Spielerei zu, namentlich ein Vorkommen der Thiere. Doch ist das Sonderbare und Phantastische hier eben so auszuschliessen, wie das Gemeine: ein sonderbares Thier in der Hand des Christkinds z. B. eben so, wie die Wasch- und Kämmscenen.

Die tiefste Ruhe drückt sich in den Bildern aus, auf denen das Christkind schläft. Ein wunderschönes Kind auf dem Schooss der Mutter schlafend malte Bellini in Venedig. Auf einem Bilde des Annibal Carracci in England beten Engel das schlafende Kind an. Waagen II. 60. Auf einem von Ludwig Carracci in Dresden wacht die Mutter bei dem schlafenden Kinde und blickt zu Engeln empor, die ihr in einer Vision die Passionswerkzeuge zeigen. Auf einem berühmten Bilde von Murillo in Petersburg (Hand I. 375.) schläft das Kind in tiefer Nacht und alles Licht geht von ihm allein aus und beleuchtet die zärtliche Mutter und den etwas ferner beim Maulthier wachenden Joseph. Ueberaus lieblich ist das berühmte Bild Correggio's, auf welchem das Kind schon entschlafen ist und die Mutter noch mit dem Schlafe kämpft. Wessenberg, christl. Bilder II. 45. Das Bild heisst *Zingarilla*, weil die Madonna eine Kopfbinde hat, wie eine Zigeunerin. Kugler, Mal. I. 292. Auf einem Bilde von Mola schläft das Kind und Joseph, nur die Mutter wacht (*Crozat* I. 112.). Auf einem Nachtstücke von Rotari ist das Kind, von dem alles Licht ausgeht, blendend weiss (in Dresden). Auf einem Bilde von Deveria schläft Alles, nur das Christkind wacht, sitzt aber gar zu anspruchsvoll wie ein kleiner Napoleon da, und seine schlafende Mutter ist eine kokette Pariserin.

Die Bilder, auf denen das Christkind wacht, theilen sich

hauptsächlich in Baum- und Quellenbilder. Auf jenen steht ein Baum im Mittelgrunde, unter dem die heilige Familie ruht und deren Früchte Joseph oder Engel für das Kind abpflücken. In italienischen Bildern sind es meist Palmen, in deutschen meist Aepfelbäume, deren Bedeutung oben schon erklärt ist. Auf den Quellenbildern ruht man am Wasser und wird eine Schale gefüllt oder getrunken. Einige andere Bilder, bei denen Baum und Quelle fehlen, zeichnen sich aus durch das Phantastische der Landschaft, oder durch das gar zu Natürliche des Familienlebens, gehören also eher den Landschafts- oder Genrebildern, als der eigentlichen Heiligenmalerei an.

Eines der berühmtesten Bilder Raphaels zeigt uns die unter der Palme sitzende heilige Familie. Joseph reicht dem Kinde Blumen und das Kind greift darnach mit bezauberndem Lächeln. In England, s. Passavant, England S. 53. Waagen I. 316. Giulio Romano malte Engel, die dem Kinde einen vollen Dattelzweig herabbiegen. Vasari III. 2. 412. Trevisari lässt auf einem Bilde in Dresden die Engel von einem Baume Früchte sammeln, die Joseph im Mantel auffängt. Romanelli lässt sie gleichfalls Früchte sammeln, gestochen von Chateau. Eben so Albani, gest. von demselben. Eben so Cagliari in München. Auf einem Bilde von Tiro Ferri, gest. von Farjat, zeigt die Madonna dem Kinde eine Dattel. Eine Menge Engel auf dem Baume unter der heiligen Familie malte Hans Baldung im Münster zu Freiburg.

Auf einem Bilde von Wierix reicht Joseph dem Kinde eine Traube. Engel pflücken dem Kinde Trauben auf einem Bilde von Anselmi. Eine Traube hebt das Kind empor auf einem Bilde von Lucas von Leiden. Fiorillo III. 423. Auf einem von N. Poussin überreichen ihm zwei Engel kniend Milch und Honig. Auf einem von Engelbrechtssen in Wien überreicht ihm ein Engel einen Teller voll Kirschen. Auch Mabouse malte das Christkind mit Kirschen (in Berlin). Auf einem Bilde von C. Maratti reicht Joseph die Kirschen dem Kinde. Das Kind mit dem Apfel malte Bernhard von Orley

in Berlin, mit den Birnen Crivelli in Mailand, auch ein Stich von Dürer.

Mit einer Nelke malte das Kind Raphael (Waagen, England II. 15.) und Luini in der Karthause bei Pavia. Mit einer Rose Baroccio (Huber, Kupferst. III. 258.).

Quellenbilder. Die heilige Familie ruht auf der Flucht und Maria schöpft aus der Quelle, von Domenichino. *Landon, oeuvres, pl.* 104. Von Carraccio, gestochen von Cort. Joseph pflückt zugleich hier dem Kinde Kirschen. Füssli, Kupferst. I. 211. Von Correggio in Parma, das berühmte Bild der Madonna della Cordella (Schale), weil sie die Schale hält. Hier pflückt Joseph Datteln. Millin, Lombardei II. 271. Von Claude Lorrain eine Ruhe am Bache.

Ruth,

die arme Aehrenleserin, die Boas zu seiner Gemahlin und zu hohen Ehren erhob, ist eine Personification der demüthigen und gottgefälligen Armuth, von der das Wort gilt: „Wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden.“ Rupert von Deutz bezog auf sie die Stellen bei Jesaias Cap. 16 und 35, wo es von der Wüste Moab heisst, sie werde fruchtbar werden und das Heil der Welt werde von ihr kommen. Denn Ruth war eine Moabiterin und wurde Stammmutter unsers Heilands. Sie wird in der christlichen Allegorie zusammengestellt mit der Thamar, der Sünderin, aus deren ungesetzlicher Empfängniss gleichwohl das Heil der Welt hervorging, denn auch sie gehört zu den Stammmüttern des Heilands. In ihr ist *poenitentia*, die Busse, wie in Ruth *paupertas*, die Armuth, personificirt, beides gleichsam vorbereitende Tugenden des Judenthums und Heidenthums, die dem Christenthum den Weg bereiteten. Vgl. den Artikel Thamar. — Auf Kirchenbildern hat Ruth als Aehrenleserin die Garbe zum Attribut, woran sie, wenn sie unter andern Frauen des alten Testamentes vorkommt, erkannt wird. *Parva petit, ut magna recipiat*, ist ihre Devise bei *Picinelli, mundus symbol.* p. 197.

Ruthe,

Sinnbild des göttlichen Zorns. Als solche Zornruthe braucht Gott Assur, um andere Völker zu züchtigen, Jesaias 10, 5; schlägt aber nachher mit seiner Zornruthe Assur selbt; das. 30, 31. Diese Zornruthe kommt auch vor bei Jeremias 1, 11. und ist auf Bildern das Attribut dieses Propheten. — Dagegen bedeutet die Ruthe Isai, d. h. das Reis aus dem Stamm Isai nach Jesaias 11, 1, den Messias, weil Christus aus dem Stamm Davids, dessen Vater Isai war, seine irdische Abkunft leitet. In der christlichen Bildnerei und Dichtkunst wird jedoch mit demselben Recht unter der Ruthe Isai oder Jesse vorzugsweise die heilige Jungfrau, Mutter des Heilands, verstanden, und die Ruthe oder das Reis als Rosenzweig aufgefasst. — Die Ruthe ist Attribut des Propheten Jesaias. *Didron, annales* IV. 67.

S

Saba,

die Königin von, ist alttestamentalisches Vorbild der heiligen drei Könige, indem sie aus weiter Ferne kommt, um den weisen König Salomo zu verehren, wie jene, um das Christkind zu verehren. Beide Bilder werden zusammengestellt in der *biblia pauperum.* Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 119.

Sack,

Attribut des h. Theobald. Dieser, ein Sackträger zu Alba und Montferrat, gab einst alles Mehl, das er im Sack trug, einem Armen, füllte Sand hinein und siehe, als er es seinem Herrn brachte, war es wieder Mehl, im 12ten Jahrhundert. 1. Juni.

Säge,

Attribut des Propheten Jesaias und des Apostels Simon, weil beide zersägt wurden.

Säule,

Sinnbild der tragenden Kraft, daher auf Bildern, welche die christlichen Tugenden darstellen, Attribut der *fortitudo*. Auch Attribut der Rahel im Gegensatz gegen den Butterstössel der Lea in den Ulmer Chorstühlen. Vgl. Rahel. Gegensatz der Glaubenskraft und der Weltlichkeit, der Tendenz zum Ewigen und zum Vergänglichen. Nach der Offenbarung Johannis 21, 14. standen auf den zwölf Grundsteinen des neuen Jerusalems die Namen der Apostel. Dieselben Namen stehen auf den zwölf Pfeilern des Kölner Domchors. Im paulinischen Briefe an die Galater 2, 9. werden Jakobus, Kephas und Johannes Säulen genannt. Noch jetzt nennt man sprichwörtlich wie die Apostel und Kirchenväter, so alle grossen Martyrer, Bekenner, Lehrer und Bischöfe Säulen der Kirche. Die sieben Säulen, auf welche nach den Sprichwörtern Salomonis 9, 1. die Weisheit ihr Haus erbaut, werden auf die sieben Gaben des heiligen Geistes bezogen. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 549.

Die beiden berühmten Säulen Jachim und Boas am Tempel Salomo's, nach 1. Kön. 7, 21, haben dieselbe Bedeutung als Grundpfeiler. Will man sie mit den Säulen des Herkules, mit den Stützen des Himmels am Weltende nach heidnischer Vorstellungsart vergleichen (Sepp, Heidenthum I. 148. 154.), so hat das wenigstens für die christliche Symbolik keine Bedeutung, so wenig wie die Anwendung, welche in der Freimaurerei von jenen Säulen gemacht wird. — Die Säule, an welcher Christus gegeisselt worden, nimmt ihren Platz unter den Passionswerkzeugen ein ohne eine besondere symbolische Bedeutung.

Nach der spanischen Legende betete der heilige Jakob auf seiner Reise durch Spanien einst in der Gegend von Saragossa, als die heilige Jungfrau ihm erschien und ihre Hand auf eine abgebrochene Säule legte, hier solle er ihr eine Kirche bauen. Daraus entstand die grosse Kirche Unsrer

Lieben Frau del pilar zu Saragossa. Die Hauptkirche zu St. Jago aber wurde bezeichnet durch einen darüber leuchtenden Stern. Dahin brachte man seine Leiche und baute darüber die Kirche, die der berühmteste Wallfahrtsort im Abendlande wurde. Cuendias, Spanien S. 85.

St. Simon Stylita führt diesen Beinamen, weil er jahrelang zur Busse auf einer Säule stand. Abt Pietro von Perugia hielt durch sein Gebet eine fallende Säule auf.

Feuersäulen erschienen über den Heiligen Briocus, Cuthbert, Gregor, um ihre Heiligkeit zu beurkunden. Die Feuersäule, die Nachts den aus Aegypten ziehenden Juden vorleuchtete, bei Tage aber als Wolkensäule erschien, ist ihr Vorbild. Vgl. den Artikel Wolke.

Eine Säule, an welche Wahnsinnige gekettet sind, ist Attribut des heiligen Gregorius Thaumaturga; denn weil durch seine Wunderkraft Irre geheilt wurden, pflegte man sie an die ihm geweihte Säule zu binden. 17. November.

Saifenblase,

zuweilen auf modernen Gräbern angebracht als Sinnbilder der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Freude. Nur passen die antiken Genien, die sie blasen, nicht auf christliche Denkmäler.

Sakramente.

Die sieben Sakramente sind: *baptismus,* die Taufe — *confirmatio*, die Firmelung nach Apostelgesch. 8, 15. 19, 6. — *eucharistia,* das Abendmahl — *poenitentia*, die Busse nach Matth. 3, 2. 4, 17. Marcus 6, 12. Lucas 9, 6. — *unctio extrema,* die letzte Oelung nach Marcus 6, 13. Jakob. 5, 17. — *ordo,* die Priesterweihe nach Apostelgesch. 6, 6. 13, 3. 1. Timoth. 5, 22. 2. Timoth. 1, 6. — *conjugium,* die Ehe nach Ephes. 5, 32. — In dem berühmten Bilde des Roger von Brügge werden sie durch Engel in verschiedenfarbigen Kleidern personificirt, die Taufe weiss (Sinnbild des Reingewordenseyns),

die Firmelung gelb (Farbe des Oels), die Eucharistie grün (Farbe der Hoffnung und Verjüngung), die Busse roth (Farbe des Blutes), die letzte Oelung schwarz (Farbe des Todes und der Trauer), die Priesterweihe violett (Priesterfarbe), die Ehe blau (Farbe der Treue). Kunstblatt 1843, S. 250. Schon Dante verglich die Sakramente mit den sieben Farben des Regenbogens.

Die Sakramente sind sehr oft und von berühmten Meistern in sieben verschiedenen Bildern gemalt worden. Auf einem der berühmtesten von Nicolas Poussin wird 1) Christus getauft, werden 2) Kinder von einem Bischof gefirmelt, ertheilt 3) Christus das Abendmahl, weint 4) Magdalena büssend zu des Heilands Füssen, empfängt 5) ein Sterbender die letzte Oelung, ertheilt 6) Christus dem heiligen Petrus das Amt der Schlüssel, und wird 7) Maria mit Joseph vermählt. Fiorillo III. 135.

Die Sakramente wurden verglichen den sieben Gaben des heiligen Geistes (Jesaias 11, 1.) und den sieben Geistern Gottes und Sternen in der Offenbarung Johannes, desgleichen mit dem siebenarmigen Leuchter. Vgl. Dante von Kopisch S. 255. Vivaldo schrieb ein Buch von den Sakramenten unter dem Titel des siebenarmigen Leuchters. Etwas zu kühn gibt Dante der Kirche die sieben Sakramente als Häupter und die zehn Gebote als Hörner. Dante von Kopisch S. 76.

Salamander,

Sinnbild der Seelen im Fegefeuer, weil man glaubte, diese Thiere leben im Feuer, ohne zu verbrennen. Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 127, sagt, es reinige sich im Feuer und werde darin immer schöner.

Salomo

nahm zu Anfang seiner Regierung einige gewaltsame Reinigungsprozesse vor, durch Tödtung seines Bruders Adonia,

der die Unverschämtheit hatte, die schöne Abisag zum Weibe zu verlangen; ferner durch Tödtung des gefährlichen Joab und des Simei, der als ein Nachkomme Sauls auf den Thron hätte Anspruch machen können. — Gegen diese Grausamkeiten, die ihm die Politik geboten, und die auch bei ihm, wie das Tadelnswerthe bei David, grosse Tugenden und die Gnade Gottes nicht ausschliessen, sticht dann im 3ten Capitel des ersten Buchs der Könige die fromme Gottesfurcht Salomo's und sein wunderbar schönes Königsgebet merkwürdig ab. 1. Buch d. Kön. 3, 9. „So wollest du deinem Knecht geben ein gelehrsam Herz, dass er dein Volk richten möge und verstehen, was gut und böse.“ Und Gott sprach: „Weil du nicht um langes Leben, Reichthum und Sieg über die Feinde bittest, sondern um Verstand, so will ich dir Weisheit geben.“

Als Probe dieser Weisheit gibt das 3te Capitel des ersten Buchs der Könige das berühmte Urtheil, durch welches Salomo erkannte, welches von zwei um ein Kind streitenden Weibern die wahre Mutter desselben sey. Aber das Buch der Könige sagt weiter, die Weisheit Salomo's sey grösser gewesen, als die aller übrigen Menschen in der weiten Welt, dazu habe er auch alle Dichter übertroffen, und sey berühmt gewesen unter allen Heiden umher, und seiner Lieder waren 1005. Und in der ganzen Natur war ihm nichts verborgen, er verstand Alles von Kräutern und Bäumen, von allen Thieren in der Luft, im Wasser und auf Erden. Und es kamen aus allen Völkern, zu hören die Weisheit Salomo's, und von allen Königen auf Erden.

Die jüdische und muhamedanische Legende hat noch viel mehr von der Weisheit Salomo's gefabelt. Schon Josephus (*antiq.* VIII. 2.) erwähnt, Gott habe ihm Macht über die Dämonen gegeben. Nach v. Hammers Rosenöl I. 147. und Weils bibl. Legenden S. 225 dienten ihm alle guten und bösen Engel, und alle Vorsteher der Geschöpfe. Als Könige der Thiere erschienen vor ihm ein Wallfisch, Adler, Löwe und eine Schlange. Auch verstand Salomo die Sprache aller

Thiere und redete mit ihnen. Den bösen Dschinnen drückte er sein Siegel auf, um sie als seine Sklaven zu stempeln, und brauchte sie zu allerlei Diensten, besonders zu Bauten. Die widerspenstigen bannte er unter den Grundstein der Gebäude und versiegelte sie, dass sie nimmer sich wenden konnten. So namentlich beim Bau der Stadt Tadmor (Palmyra) in der Wüste. Oder er sperrte die Dschinnen in Töpfe ein und versenkte sie auf den Grund des Meeres. Der Siegelring Salomo's trug einen Edelstein, worin die Worte: „Allah ist Allah und Muhamed sein Prophet" eingegraben waren und mit dem er Alles zaubern konnte. Ausserdem gab ihm Gott einen Wind, mit dem er fahren konnte, wohin er wollte. Herbelot *s. v. Soliman.* — Nach derselben Fabel war der berühmte Vogel Simurgh (der Phönix) Wessir des Königs Salomo. Dieser Vogel besass die höchste Weisheit mit dem höchsten Alter, indem er schon lange vor Erschaffung Adams gelebt und den siebenzig präadamitischen Salomonen als Wessir gedient hatte. Vor den Menschen nämlich wohnten Geister auf Erden, von Königen beherrscht, welche Salomone hiessen, und von denen jeder tausend Jahre lang regierte, zusammen 70,000 Jahre. Rosenöl I. 13.

Die heilige Schrift preist vorzugsweise nur den Bau des grossen Tempels zu Jerusalem, den Salomo betrieb, und dem wir einen besondern Artikel widmen. S. Tempel. Salomo regierte in vollkommenem Frieden und vermehrte den Wohlstand seines Reichs auf alle Weise, unter andern auch durch Handel. Seine Verbindung mit Phönizien und Aegypten machte es möglich, dass er einige Schiffe auf dem rothen Meere nach Ophir (Ceylon) senden und die Reichthümer Arabiens und Indiens von dort holen konnte. Da hörte die mächtige Königin von Saba (im südlichen Arabien, die Alterthümer der Stadt sind erst in jüngster Zeit entdeckt) von Salomo und beschloss, seine Weisheit zu prüfen. Sie selbst kam mit grossem Gefolge zu ihm und versuchte ihn mit Räthseln (die von der heiligen Schrift nicht näher bezeichnet sind); da er aber alle diese Räthsel löste und ihm nichts

verborgen war, was er ihr nicht gesagt hätte, erkannte sie, seine Weisheit übertreffe in der Wirklichkeit noch weit Alles, was sie früher nur davon gehört hatte, und sie schenkte dem König die Reichthümer, die sie mitgebracht, 120 Centner Goldes, köstliche Edelsteine und Spezereien. Er liess es aber auch an Gegengeschenken nicht fehlen. — Mit dieser einfachen Erzählung begnügt sich die heilige Schrift, ohne den Namen der Königin zu nennen. Desto ausführlicher handeln von ihr die muhamedanischen Sagen.

In der Bibel heisst es nun weiter: Salomon habe von dem Golde, das ihm die arabische Königin geschenkt und das er noch durch Handel gewann, sich einen prachtvollen Thron mit zwölf Löwen, je sechs auf den Stufen einander gegenübergestellt, und viele andere herrliche Sachen zur Ausschmückung seines Pallastes verfertigen lassen. Auch das haben nun die muhamedanischen Sagen wieder ausgesponnen. Da heisst es, die zwölf Löwen brüllten, sobald sich ein böser Mensch dem Throne nahte. Den Thron umgaben ferner goldne Bäume mit singenden Vögeln von Edelsteinen in den buntesten Farben, Weinstöcke mit Trauben von Edelsteinen. Dazu versammelten sich um denselben die Repräsentanten nicht nur aller menschlichen Reiche und Völker, sondern auch des Thierreichs und aller Thiergattungen, und eben so der Dschinnen, oder Geister. Vgl. Klaproth, as. Magazin I. 113. Curiositäten III. 387. Rosenöl I. 179.

Mit diesem Throne Salomo's ist nicht zu verwechseln der sogenannte Thron Salomo's *Takut Soliman* im Solimangebirge oberhalb Kabul in Afghanistan. Bis dahin soll Salomo (nachdem er in der Wüste Tadmor oder Palmyra gegründet und sein Reich weit nach Osten ausgedehnt hatte) gedrungen seyn und von hier aus in das ferne Indien hinabgeblickt haben. Ritter, Erdkunde VIII. 130.

Alle muhamedanischen Fabeln von Salomon hier wiederzugeben, ist nicht wohl am Ort. Firdusi häufte sie in siebenzig Folianten seines persischen Suleimaname zusammen. Rosenöl XV. Hier nur eine.

Die Erbauung von Tadmor (Palmyra). Als Salomo diese Stadt mitten in der Wüste zu bauen beschloss, fand er unterwegs einen Einsiedler, den er frug, warum er sich keine Wohnung gebaut habe. Der Einsiedler antwortete: „Ich wollte es thun, aber als ich Steine nahm, sagten die Steine: Lass uns, wir haben schon Gräber gedeckt. Als ich Bäume fällen wollte, sagten sie: Lass uns, wir sind vom Blut erschlagener Menschen durchdrungen. Als ich Staub sammelte, um Lehm daraus zu kneten, sagte der Staub: Lass mich, ich bin von Todten. Da sah ich, dass wir doch Alle bald sterben, und hielt es nicht der Mühe werth, mir ein Haus zu bauen." Allein Salomo liess sich dadurch nicht abhalten, Tadmor zu erbauen, und weil ihm die Ameisen zum Bau der schneeweissen Moschee die weisseste Erde zusammentrugen, nannte er die Stadt nach ihnen (*tad*, Hügel, *mur*, Ameise). Auch die Dschinnen halfen am Bau und schleppten die prachtvollen Marmor- und Granitsäulen herbei. Rosenöl I. 189.

Salomo lebte ganz auf dem Fuss eines morgenländischen Despoten, denen er daher auch immer zum Vorbild gedient hat. Er hielt sich an seinem prachtvollen Hofe einen Harem von 700 rechtmässigen Frauen und noch 600 Kebsweiber dazu. 1. B. d. Könige 11, 3. Im Hohenliede 6, 7. sind nur 60 Frauen, nur 80 Kebsweiber, dazu aber noch unzählige Jungfrauen angegeben. Darin jedoch unterschied er sich von fast allen orientalischen Despoten, dass er nicht bloss dem fleischlichen Genusse lebte, sondern auch geistig thätig war als Denker und Dichter, wovon seine Sprüche und sein Buch der Weisheit, so wie sein unübertreffliches Hohelied zeugen.

Als Salomon alt geworden, erzählt die heilige Schrift, habe er in seiner Weisheit nachgelassen und sich dem Einfluss seiner vielen ausländischen Weiber hingegeben, so dass er auch Jehovahs vergessen, oder wenigstens neben demselben auch die Götzen seiner heidnischen Weiber angebetet und ihnen Tempel gegründet habe. Deshalb sey der Herr über ihn ergrimmt worden und habe ihm noch am Ende

seiner so lange friedfertigen Regierung einen ruhestörenden Feind in Hadad, dem Edomiter, erweckt.

Von Salomo's Tode, der in der heiligen Schrift nur ganz einfach berichtet wird, hat das Suleimaname wieder eine sehr schöne Sage. Salomon ging wie gewöhnlich in den Garten, die Blumen zu betrachten, da sah er aus der Wand des Tempels ein Kraut hervorwachsen. Unwillig frug er es, was es sey? „Ich bin das Steinbrech," antwortete das Kraut, „geschaffen, um die festesten Tempel und Burgen mit der Zeit zu zerstören." Da schnitt es der König ab und machte sich einen Stock daraus, indem er sprach: „Statt zu schaden, sollst du nützen." Rosenöl I. 251. Bald aber begegnete ihm der Todesengel selbst (mit sechs Gesichtern, um nach allen Weltgegenden hin die zu sehen, die er holen wollte), und nachdem er den Salomo belehrt über die Auferstehung und das ewige Leben, nahm er seine Seele mit sich, Salomon aber blieb noch ein ganzes Jahr lang unverwest aufrecht stehen, so dass man ihn noch für lebend hielt, und binnen dieser Zeit bauten, wie er gewünscht hatte, die Dschinnen den Tempel vollends aus. Erst als der Stock Salomons zusammenbrach, fiel auch er selbst, und Alles sah nun, dass er todt sey. Weil, 275 f.

Man hat dem Salomo auch viele apokryphische Bücher zugeschrieben, so einen Psalter, einen Schlüssel Salomonis, eine Geisterbeschwörung. Vgl. *Fabricii codex pseudepigr.* 914. 1052. 1032. Der Schlüssel besonders wurde im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts bei den Alchymisten sehr populär, indem darin die ganze verborgene Naturweisheit der Vorwelt enthalten seyn sollte. Nach Herbelot haben die Teufel selbst viele Zauberbücher unter dem Namen Salomons edirt. Herbelot *s. v. Soliman.*

Nachdem wir im Ueberblick erkannt, welchen hohen Rang Salomon in der fabelhaften Vorstellungsweise des Orients einnimmt, hebt sich die allegorische Bedeutung, die er für die abendländische Welt hat, schärfer und deutlicher hervor.

Salomo, der junge weise König, hat hier alle mensch-

liche Schwäche abgestreift und wird das Ideal der irdischen Könige, und als Gründer des Tempels ein Vorbild Christi selber, des himmlischen Königs und Herrn. So ist er aufgefasst in der Handschrift der Herrad von Landsberg zu Strassburg (vgl. Engelhardt S. 43.). Vornehmlich aber ist Salomo als Bräutigam des Hohenliedes Vorbild Christi, als des Bräutigams der Kirche. Die zwölf Löwen am Throne Salomons entsprechen den zwölf Aposteln. Der Tempel Salomons ist Vorbild der christlichen Kirche. Vgl. d. Artikel Tempel.

Ausserdem aber ist Salomon auch Vorbild des Königthums oder der weltlichen Staatsgewalt in ihrem wahren und allein zulässigen Verhältniss zur Kirche. Was bei David noch schwankt, steht bei Salomo fest. Während David vorzugsweise ein lyrischer Dichter war, war Salomo ein gnomischer. Jener dichtete Psalmen, dieser Sprüche, ein Buch der Weisheit und einen Prediger. Man hat gezweifelt, ob Salomon selbst dergleichen geschrieben. Darauf kommt wenig an. Entweder die Bücher gehören dem Kreise an, in welchem Salomo unmittelbar wirkte, oder sie sind etwas später in seinem Sinn und Namen zusammengefasst. Jedenfalls herrscht in ihnen das, was man die salomonische Weisheit zu nennen pflegt, die von einem König und Laien, also vom Staate aus dem Priesterthum gebrachte Huldigung, dass alles irdische Ding eitel sey, wenn es nicht im Dienste Gottes stehe. Diese salomonische Weisheit ist gleichsam das Abfinden des neuen Königthums mit dem Priesterthum, die Versöhnung Samuels und Sauls in einer neuen, innigen Vereinigung des Staats mit der Kirche.

In den Sprüchen Salomonis ist der Grundgedanke: Gott fürchten und seine Gebote halten ist mehr denn alles Wissen; nicht dem Irdischen soll man vertrauen, sondern Gott allein. — Im Prediger Salomonis ist der Grundgedanke: Alles ist eitel, nur wer Gott folgt, gelangt zum Wahren und Unvergänglichen. — Im Buche der Weisheit Salomonis wird zuerst das Streben nach Weisheit empfohlen, dann der aus der

Weisheit fliessende Segen gepriesen und endlich der Gang der ewigen Weisheit in der jüdischen Geschichte nachgewiesen.

Man hat diese Bücher späterer alexandrinischer Philosopheme verdächtigt, allein das kann nur mit Aengstlichkeit in ihnen gesucht werden. Ihr wesentlicher Inhalt ist praktisch und erbaulich. Sie haben zugleich den grossen Vorzug, die Menschen und Natur und Leben zu nehmen wie sie sind, und keine zu ideale Voraussetzung von der Perfectibilität des Menschengeschlechts zu hegen. Sie verlangen daher nicht zu viel vom Menschen, muthen ihm im Durchschnitt keine zu strenge Ascese und Engelsmoral zu, sondern tragen allen menschlichen Bedürfnissen und Schwächen Rechnung und Nachsicht, und gehen mehr darauf aus, Vorsicht vor der Sünde und Reue und Busse nachher zu predigen, ohne zu zweifeln, dass doch werde gesündigt werden. Das ist auch die kirchliche Voraussetzung von der Menschlichkeit des Laienstandes im Gegensatz gegen die manichäische und puritanische Strenge der Sekten, die den Menschen entweder zu hart anfassen oder hoffärtig über sich selbst erheben. Insofern nun ist Salomo auch Vertreter der gesammten Laienwelt in ihrer natürlichen Beschaffenheit und Wahrheit mit ihren Ansprüchen an die Hülfe der Kirche.

Endlich bietet Salomo noch zwei Seiten dar: 1) als Richter, und 2) als Magier. Das nach ihm sprichwörtlich genannte salomonische Urtheil ist ein Muster für jedes Laiengericht, der gesunde Menschenverstand von einem frommen Könige im Dienst Gottes angewandt zum Wohl des Volkes und zum Schutz der Bedrängten. Was die Magie Salomo's betrifft, so ist kein Zweifel, dass ihm die heilige Schrift selbst wenn nicht übermenschliche Weisheit, doch jedenfalls die Kenntniss von allem dem zuschreibt, was sich sonst nur an ganze Gattungen von Gelehrten vertheilt. Vgl. 1. B. d. Könige 4, 30 f. Auch in Bezug auf das Wissen vertritt Salomo das Verhältniss des Weltlichen zum Kirchlichen, der Philosophie, Rechtskunde, Geschichte, Poesie und Naturkunde zur Theologie.

In gewissem Sinne steht ihm die Königin von Saba als die noch nicht dem Heiligen dienende Wissenschaft und Kunst mit ihren Räthselfragen gegenüber, die nur er, der den Schlüssel zu den göttlichen Geheimnissen hat, lösen kann. Er ist die Wissenschaft im Dienst des Herrn und erleuchtet vom Herrn, jene Königin vertritt dagegen die noch wildgewachsene des Heidenthums. Indem die Muhamedaner in ihren Legenden von Salomo seine Weisheit und Magie hervorheben, ihm den allmächtigen Siegelring, einen Alles öffnenden Schlüssel, einen Zauberstab etc. beilegen, verleihen sie ihm so viel Macht, dass er eigentlich Gott gleich steht und seiner nicht mehr bedarf, was ganz gegen seinen biblischen Charakter läuft.

Auf Kirchenbildern wird Salomon immer im königlichen Schmuck, aber jung und ohne Bart gemalt. Zuweilen hat er den Tempel als Attribut neben sich. Vgl. *Didron*, *man.* p. 127. 137.

Salz,

dasjenige Mineral, das sich auch in der Asche der Pflanzen und in den thierischen Körpern findet, also allen Naturreichen gemein und überhaupt die äusserste Concentration des Lebens im Stoff zu seyn scheint. Daher Sinnbild der Quintessenz, des Ausbundes aller Kraft und Trefflichkeit. „Ihr seyd das Salz der Erden, so nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ Matth. 5, 13. Lucas 14, 34. — Zugleich schützt Salz alle organischen Dinge vor Verwesung. Daher der Salzbund des Herrn mit Israel so viel als der ewige, unzerstörliche Bund. 4. B. Mose 18, 19. 2. B. d. Chronik 13, 5. Dieselbe Bedeutung hatte das Salz auch bei den Alten. Vgl. Plutarch, Tischreden V. 10. Hieraus erklärt sich der Gebrauch des Salzes als eines Sinnbildes der heiligen Geisteskraft und des ewigen Lebens bei der Taufe. Ferner beim Exorcismus. Alle bösen Geister fliehen das Salz, weil in ihm die Kraft des heiligen Geistes wohnt. Wie es gegen die Verwesung schützt, so auch gegen die Ansteckung mit

dem geistig Bösen. Vgl. Görres, Mystik IV. 2. 237. Daher nach den zahlreichen Hexensagen bei einer Hexenmahlzeit niemals Salz erscheint. Wer, der Sache unkundig, Salz verlangt, bewirkt dadurch, dass die ganze Versammlung plötzlich verschwindet. *Bodini*, *daemonomagia* p. 105. — Nach allgemeinem Volksglauben bedeutet Salzverschütten ein Unglück. Man schreibt es daher dem Teufel zu, der unsichtbar das Umstossen verursache. In Paris wirft, wer Salz verschüttet, ein wenig Salz hinter sich dem unsichtbaren Teufel in's Auge, dann schadet es nichts mehr. Ausland 1840. Nr. 269. In Schottland warf man ehemals Salz auf die Leichen. Arndt, Nebenstunden S. 389.

Samariter,

der barmherzige, gleicht Christo selber und ist Vorbild für alle Christen in Bezug auf die guten Werke. Priester und Leviten gehen mitleidlos am Schwerverwundeten vorüber, der verachtete Samariter aber hält an, pflegt ihn liebreich, giesst Oel in seine Wunden. An diesem Gleichniss wird gezeigt, wie unendlich viel höher die Liebe des neuen Bundes über dem Gesetz des alten stehe, und wie zur Uebung dieser Liebe alle Nationen und Stände, auch die verachtetsten, gleich berufen seyen. Aber nicht blos die christliche Humanität wird hier gegenüber der starren Ausschliesslichkeit des Judenthums, nicht blos die Berechtigung aller Menschen, Kinder Gottes zu seyn, dem angemassten Vorrecht der Juden gegenübergestellt, sondern das Gleichniss legt auch den grössten Werth auf die guten Werke im Gegensatz gegen den todten, unfruchtbaren Glauben. Der Priester und Levit hat nach mosaischem Begriffe den rechten Glauben, der Samariter nicht. Und doch wird der Samariter hoch über sie gestellt kraft der guten Werke, die er übt. — Der barmherzige Samariter ist am häufigsten für Hospitäler gemalt worden, um die christliche Tendenz derselben zu charakterisiren.

Samariterin,

die, am Brunnen. Nach dem Evangelium Johannis 4. Christus trifft an einem Brunnen mit einer Samariterin zusammen und bittet sie, da er ermüdet ist, um einen Trunk. Sie erstaunt, wie ein Jude von ihr einen Trunk verlangen kann, da ja alle Samariter den Juden für unrein gelten, reicht ihm aber vergnügt das Wasser und preist es, weil es aus dem nämlichen Brunnen ist, aus dem Jakob einst die Schafe tränkte. Christus aber erwiedert: „Erkenntest du den, der dich bittet, du bätest ihn um das Wasser des Lebens.“ „Bist du mehr als unser Vater Jakob?“ spricht das Weib. Christus aber spricht: „Wer aus diesem Brunnen trinkt, dürstet wieder, aber wer das Wasser des Lebens getrunken hat, dürstet nicht mehr.“ Nun bittet ihn das Weib, ihr von dem Wasser des Lebens zu geben. Aber Christus verlangt, sie soll erst ihren Mann rufen, und da sie das nicht kann, enthüllt er ihr ihren bisherigen bösen Lebenswandel, dass sie fünf Männer gehabt und mit dem sechsten ein unerlaubtes Leben führe. Damit deutet er ihr an, dass das Wasser des Lebens nur in ein reines Gefäss gefasst werden kann, nicht in ein unreines. Das beschämte Weib hat Trutz und Geist genug, von diesem Gegenstande des Gesprächs abzuspringen, und bittet ihn, da er ein Prophet zu seyn scheine, ihr zu sagen, wer Recht habe, die Juden oder die Samariter? Er spricht sich gegen die Willkühr der Samariter aus, die künstlich machen wollten, was bei den Juden historisch geworden, weist sie aber auf eine höhere Versöhnung beider in der Verehrung des wahren Gottes. Sie weiss schon, dass der Messias kommen soll, der da Christus heisst. Er sagt ihr: „Ich bin's.“ Sie geht nun, ihren Krug zurücklassend, eilend zu ihrem Volk, es herbeizurufen.

In dieser überaus schönen Idylle sind die erhabensten und schönsten Seiten des Christenthums enthüllt. Schon der Brunnen Jakobs deutet auf die ursprüngliche Einheit der

Juden und Samariter hin, Christus aber knüpft an dieses Vorbild die höhere Einheit des ganzen Menschengeschlechts. Seine Humanität frägt nicht mehr nach rein und unrein im jüdischen Sinn. Die Samariter sind ihm so lieb als die Juden. Wichtig ist diese Idylle aber hauptsächlich deshalb, weil sie in's Licht setzt, dass Christus die Weiber so gut wie die Männer zum Reiche Gottes befähigt erkannte. Die Juden gestatteten nicht, ein Weib im Gesetz zu unterweisen, hier aber lässt sich Christus mit einem Weibe in die tiefsten Lehren ein.

Samuel

wurde, wie seine Mutter gelobt, dem Herrn gewidmet, daher schon als Knabe zum Hohenpriester Eli gebracht. Während Eli's Söhne den ärgsten Unfug trieben, weckte die Stimme des Herrn den frommen Knaben Samuel und weihte ihn in seinen grossen Beruf ein. Eckhout malte, wie er als Kind zum Priester geweiht wird (Waagen, Paris 587.). Josua Reinolds malte ihn ebenfalls als Kind in der ersten glühenden Begeisterung des von Gott empfangenen Berufes (Waagen, England II. 196, bemerkt hiezu: er scheine ihm doch weder ein rechtes Kind, noch ein rechter Prophet).

Die Wirksamkeit Samuels als Hoherpriester beginnt erst nach der Rückkehr der Lade. Samuel rief ganz Israel zusammen und verkündete ihm Erlösung von den Philistern, wenn es allen fremden Götzendienst abthäte. Da wurden Baalim und Astaroth verbannt und Alles diente wieder nur dem Gott Abrahams, dem Samuel ein grosses Brandopfer darbrachte. Während dieses Opfers stürmte das Heer der Philister heran, aber Gott liess gewaltige Donner über sie rollen und sie erlitten eine furchtbare Niederlage.

Samuel bewirkte eine vollkommene Restauration der mosaischen Theokratie, reinigte das Land von allem Schmutz des Heidenthums und von den Feinden, und waltete ganz allein, ein Priester, mitten unter dem republikanischen Volke.

Um sich her gründete er eine Prophetenschule zur Befestigung der Hierarchie.

Allein das Volk vermochte sich zur Idee der Theokratie nicht zu erheben; und da es sah, dass Samuels Söhne aus der Art schlugen, Geschenke nahmen und das Recht beugten, trotzten sie dem Vater um der Söhne willen und verlangten statt des regierenden Priestergeschlechts einen König, „wie ihn alle Heiden haben.“ Der Herr sprach zu Samuel: „Thue ihren Willen auf ihre Gefahr, denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen.“ Samuel aber stellte dem Volk noch einmal in einer sarkastischen Rede vor, wie thöricht es handle, den himmlischen Herrn mit einem irdischen zu vertauschen, und sich selbst einen Tyrannen zu setzen, der nur Böses thun werde. (1. B. Sam. 8.)

Inzwischen machte das Volk noch geltend, dass es Krieg mit den Nachbarn zu führen habe und deshalb einen Krieger, keinen Priester zum Haupt haben wolle. So wurde Saul ihr König. Nun trat das irdische Königthum im ganzen grellen Gegensatz gegen die verschmähte Theokratie hervor. Von nun an wird Samuel, der in seiner Person das Hohepriesterthum mit dem Prophetenthum vereinigt, in seinen Kämpfen mit dem Königthum Vorbild jener grossen Päpste und Bischöfe, welche die christliche Kirche rein erhielten und schützten gegen die laxe Observanz und Gewaltthätigkeit der weltlichen Macht.

König Saul trachtete nicht, sein Volk als treuer und demüthiger Diener Jehovahs zu regieren, sondern nach eigener Willkühr. Samuel verlangte, der König wie das Volk sollten dem höchsten Herrn unterworfen bleiben, und seine Gebote halten, wo nicht, so werde er sie für ihre Sünden strafen, und vor Allem für die Sünde, statt Gottes einen Menschen zum König gemacht zu haben. Zur Bestätigung seiner Worte liess Gott donnern und regnen, und das Volk erschrack sehr und gelobte dem Priester Alles, was er verlangt hatte. Diese ergreifende Scene ist, so viel ich weiss, nie von einem bedeutenden Maler aufgefasst worden. — Saul aber trachtete

bald, sich von dem Priester zu emancipiren und bestand die Probe nicht, auf die ihn dieser stellte. Denn als Saul ein grosses Opfer angesagt hatte, als Vorbereitung zum Kampf gegen die Philister, kam Samuel nicht, der das Opfer verrichten sollte. Saul wartete sieben Tage, dann opferte er selbst. Nun erst erschien Samuel und machte ihm schwere Vorwürfe, dass er ihm in's Amt gegriffen.

Im Kampf wider die Philister beging Saul eine neue Uebereilung. Er verfluchte Jeden und weihte ihn dem Tode, der etwas essen würde, bis er Rache an den Philistern genommen. Dadurch feuerte er die Wuth seines Volkes an und siegte wirklich. Aber sein eigener Sohn Jonathan hatte, ohne des Vaters Befehl zu kennen, etwas Honig gegessen, und sollte nun sterben. Das Volk zwang jedoch den König, sein unvernünftiges Wort zurückzunehmen. Also ein neuer Beweis, dass die Handlungen und Worte der Könige nichtig und eitel sind, wenn Gott nicht davon weiss, wenn sie Gott dabei nicht zu Rathe gezogen.

Zum drittenmal übereilte sich Saul in seiner Eigenmächtigkeit, als ihm Samuel im Namen des Herrn gebot, die feindseligen Amalekiter und alle ihre Habe zu vernichten, damit nichts von ihnen übrig bleibe. Saul schlug das Volk, konnte sich aber nicht überwinden, auch die fetten Heerden derselben zu vertilgen und nahm sie als gute Beute mit. Samuel hörte das Blöcken der Schafe und das Brüllen der Rinder, und machte Saul bittere Vorwürfe. Saul wollte das erbeutete Vieh nun Jehovah opfern, aber Samuel sprach: „Gehorsam ist dem Herrn lieber, als Brandopfer.“ Saul demüthigte sich vor dem Priester und bat ihn um Vergebung; aber Samuel wandte sich im Zorn von ihm. Saul suchte ihn dabei aufzuhalten und riss ihm einen Zipfel seines Gewandes ab. Da sprach Samuel: „Gott hat heute das Königthum von dir gerissen und einem Andern gegeben, der besser ist als du!“ Allein auf Sauls dringende Bitte kehrte Samuel doch wieder um, liess sich aber den gefangenen Amalekiterkönig Agag vorführen und hieb ihn mit eigener Hand in

Stücken. Ein venetianischer Dichter, Carrer, hat 1819 ein Trauerspiel daraus gemacht und darin im kirchenfeindlichsten Sinne den Samuel als ein priesterliches Scheusal, den Agag aber als einen edeln Martyrer aufgefasst.

Als Samuel einst im tiefen Leide dasass, darum, dass er den Saul zum König gemacht hatte, sprach der Herr zu ihm und befahl ihm, einen Würdigeren zum König zu salben, und zwar den jungen Sohn des Isai von Bethlehem. Samuel begab sich nach Bethlehem und besah des Isai's Söhne, der Herr aber bezeichnet ihm den jüngsten, David, als den verheissenen. Man musste ihn von der Heerde hereinholen, die er im Felde hütete. Samuel salbte ihn, wie er den Saul gesalbt hatte. Eine grosse Vorbedeutung liegt darin, dass der bessere König in Bethlehem geboren ist. Dort soll dereinst der höchste König selbst geboren werden. Wie fromm nämlich auch David ist, so bleibt er als irdischer König doch immer nur ein Surrogat für den himmlischen König. Gott lässt dem Volk einen irdischen König, um seiner Schwäche willen, ohne doch je die Idee der Theokratie aufzugeben. So wie er bald darauf auch den Tempelbau zulässt, ohne die Idee der unsichtbaren und allgegenwärtigen, darum keines Hauses bedürftigen Göttlichkeit aufzugeben. Beides, der König David wie der Tempel Salomo's, sind nur provisorische Vorbilder des himmlischen Königs, der einst aus Davids Stamm entsprossen soll, und des himmlischen Zions oder neuen Jerusalems, des allgemeinen Gottesreichs auf Erden, das durchaus nur noch Tempel und in dem Jeder Priester seyn soll. Diese Hinweisung ist in den Büchern Samuelis deutlich ausgesprochen.

Aber Samuel starb, David war auf der Flucht und Saul herrschte noch. Die Philister bekriegten ihn auf's Neue und machten ihm grosse Sorge. Saul glaubte sich von Gott verlassen und bewog die Hexe von Endor, ihm den Geist Samuels aus dem Grabe zu beschwören, um sich Raths bei ihm zu erholen, bei dem, den er bis in den Tod gehasst und verfolgt hatte. Aber der Geist Samuels verkündete ihm nur

Gottes Zorn und nahen Untergang. Das ist eine der grossartigsten Scenen im alten Testament, und ein Vorbild für das Verhältniss des Staats zur Kirche. Denn wenn der Staat, um von der Kirche unabhängig zu seyn, die Kirche ganz unterdrückt, ihre Diener vertreibt und sich auf eigne Hand stellt, alle Abhängigkeit von Gott verleugnend, so kommt er in seiner Gottentfremdung in Bedrängnisse, die ihn nöthigen, angstvoll noch nach dem blossen Schatten der verlornen Kirche zu greifen. Aber dann ist es zu spät und das Gericht des Herrn wird ohne Erbarmen vollzogen, ehe ein frömmeres Geschlecht die Kirche wiederfindet.

Die Verheissung ging in Erfüllung. Saul wurde in einer grossen Schlacht von den Philistern überwunden; sein Sohn Jonathan und mehrere seiner andern Söhne fielen, er selbst liess sich von seinem Waffenträger mit dem Schwert durchstechen, worauf auch der Waffenträger sich in sein Schwert stürzte. So endete der unglückliche König, der wider seinen Willen zur Krone berufen worden war und sich ihrer nicht würdig erwiesen hatte, weil er nicht Gottes Geboten, sondern dem eigenen Willen gehorchen wollte. Er verstand das Königthum in der Weise, wie die Heiden, und sollte es doch in einem ganz andern Sinne verstehen; denn ein Gesalbter des Herrn bei den Juden sollte auch in der Furcht des Herrn leben und nicht selber Herr seyn wollen.

Saul eignet sich in vorzüglichem Grade zum Helden eines Trauerspiels. Deshalb ist er schon durch Hans Sachs, dann durch Holzwart (zu Gabel in Böhmen, vgl. Jördens VI. 346. Meyer, Faust S. 43.) 1571, ferner in einer Tragödie von 1606 (Gottsched, Vorrath I. 160.) und in einem Singspiel von Rolle auf die deutsche Bühne gebracht worden. Aber die Dichter standen alle schon auf dem Standpunkt der modernen Staatstheorie und konnten die Idee der Theokratie und den Charakter Samuels nicht mehr begreifen.

Tiefer fasste den Saul zuerst Alfieri auf, aber nicht glücklich; denn er gibt ihm dem Priester gegenüber Recht, und stellt ihn als ein edles Opfer dar. Der Franzose Soumet

behandelte denselben Stoff 1822, dann wieder die Deutschen Knebel, Bock (1840) und Rückert. Alle fassen nur das individuelle Schicksal des Königs auf und stellen seine beklagenswerthe Persönlichkeit in's Licht, ohne dabei die grosse Idee der Theokratie zu würdigen oder würdigen zu wollen. Die Grösse Samuels ist allen Dichtern der Neuzeit unerreichbar geblieben.

Samuel erscheint auf Kirchenbildern im vollen Ornat des Hohenpriesters, und weil er schon als Kind vom Herrn zum Priesteramt berufen wurde, ist er auch häufig noch als zarter Knabe im Priesterornat, aber voll prophetischen Geistes und Feuers in den wunderbar strahlenden Augen gemalt worden. So von Josua Reinolds und Eckhout.

Saphir,

der blaue Edelstein, Sinnbild des blauen Himmels. Daher sitzt der im Himmel thronende Jehovah auf einem Saphir. 2. B. Mos. 24, 10. Ezechiel 1, 26. Aus demselben Grunde war nach dem Titurel die Decke des Tempels von Montsalvaz von Saphir. Bekanntlich ist im altdeutschen Titurel des Wolfram von Eschenbach der Tempel auf Montsalvaz das Ideal einer gothischen Kirche. — Sofern die Edelsteine im Brustschild Aarons auf die zwölf Söhne Jakobs, und später auch auf die zwölf Apostel bezogen wurden, kommt der himmelfarbige Saphir dem Naphthali und dem heiligen Petrus zu. *Didron*, *annales* V. 222.

Sarg.

Die Heiden pflegten häufig ihre Todten zu verbrennen oder den wilden Thieren zur Speise auszusetzen. Der Christ, wie der Jude begräbt seine Todten. Der Mensch, der vom Staube genommen war, soll wieder zu Staub werden. Die Erde, der Gott Odem einblies, soll wieder Erde werden, wenn der Odem von ihr weicht. Darum heisst der Leib des Menschen

die irdische Hülle seiner Seele nicht in Bezug auf sein kurzes Leben auf der Erde, sondern in Bezug darauf, dass er aus der Erde genommen ist. — Dass bei der hiedurch bedingten Beerdigung der christlichen Leichen ein Sarg gebraucht wird, hat nur zum Zweck, die Leiche auch noch im Tode vor fremder Berührung, insbesondere aber vor dem heidnischen Verschlungenwerden durch Thiere zu schützen und den einfachen Verwesungsprozess derselben zu sichern.

Dem Sarg, der unter die Erde verborgen werden soll, kommt demnach auch nur Zweckmässigkeit in Stoff und Form, aber keine Symbolik zu. Nur auf dem Wege zum Grabe pflegt man ihn zu schmücken und in den Grüften der Fürsten und Vornehmen, wo er gar nicht unter die Erde kommt. Alsdann werden den Wappen, Namen etc. zuweilen Symbole zugefügt, wie sie auch bei Grabdenkmalen vorkommen, Hinweisungen auf Tod und Unsterblichkeit, oder Allegorien der Tugenden, durch die der Verstorbene sich auszeichnete. Wenn aber schon an Grabdenkmälern allzu viel Prunk dem Ernst des Todes und Gerichtes nicht selten widerspricht, so gilt das noch mehr vom Schmuck der Särge, der einem unmittelbaren Putz der Leiche noch näher kommt. Wo die Kunst den Gräbern naht, kann sie sich nicht genug einer edlen Einfachheit befleissigen.

In der Legende der Heiligen kommt oft vor, dass Särge mit heiligen Leibern stromauf schwimmen. Der Sarg des heiligen Bartholomäus, obgleich schwer von Blei, schwamm doch über das Meer nach Sicilien. Der Leib der h. Priscilla liegt zu Laibach in einem gläsernen Sarge, der des h. Paulinus in Trier schwebte frei in der Luft. v. Haupt, Panorama von Trier S. 210.

Schächer.

Von den beiden Schächern, zwischen denen Christus gekreuzigt wurde, hat man eine ausführliche Legende in den apokryphischen Evangelien. Nach dem *Evang. infant. Christi*

arab. cap. 23. hiess der bessere Schächer Titus, der schlimme aber Dumachus. Sie trafen schon bald nach der Geburt Christi mit demselben zusammen, als seine frommen Eltern ihn nach Aegypten retteten. Dumachus wollte die Reisenden ausplündern, Titus aber hielt ihn ab. Im apokryphischen *Evangel. Nicodemi cap.* 9. heisst der bessere Schächer Dismas, der böse Gesmas. Nach demselben *Cap.* 26. wurde der erstere am Kreuze dadurch bekehrt, dass der Schatten des Heilands auf ihn fiel. Dieser Schächer, den der Herr nach Lucas 23, 39. selber in's Paradies berief, wird als heiliger Dismas und als Patron der zum Tode verurtheilten Verbrecher verehrt. In ihm ist die christliche Reue personificirt, der da Gnade widerfährt. Künstlichere Erklärungen, wie wir sie bei Sepp, Heidenthum III. 5, finden, wonach Christus den Sem, der gute Schächer Japhet, der böse Cham bedeuten soll, haben keinen Werth für die christliche Anschauung.

Auf einem alten Bilde in Braunschweig wird dem Gismas und Jesmas (guten und bösen Schächer am Kreuz) noch der Barabbas zugesellt, der Schächer, der freigegeben wurde, damit Christus gekreuzigt werde. Fiorillo II. 62. Diese Zusammenstellung ist sinnig; denn Barabbas, der vom Pöbelwahne frei erklärte, bildet einen Gegensatz zu dem von Christo gerechtfertigten Schächer.

Auf Kirchenbildern unterscheidet sich die Kreuzigung der beiden Schächer von der des Heilandes häufig dadurch, dass sie nur angebunden, nicht angenagelt sind, und dass ihr Kreuz nur die Form eines T hat. Man wollte damit nur ihre Unterordnung ausdrücken und den Heiland auszeichnen. Auf altdeutschen Bildern sieht man nicht selten die Seelen der Schächer aus ihrem Munde fahren in Gestalt kleiner Kinder. Die Seele des guten Schächers wird von einem Engel, die des bösen von einem Teufel in Empfang genommen. *d'Agincourt*, *sculpt.* 133, 154, 155.

Schafe,

Sinnbild der Frommen, wie Böcke, Sinnbild der Gottlosen. Die Böcke sollen von den Schafen gesondert werden. Matth. 25, 32. Das verlorne Schaf, das vom guten Hirten gesucht und zurückgebracht wird, ist Sinnbild der verirrten Seele; Wölfe in Schafskleidern, Sinnbild der Heuchler und falschen Propheten. Matth. 7, 15. Schafe sind ferner Attribute des Propheten Amos, als eines Hirten, desgleichen der heiligen Hirten Drogo, Florens, Magnus, Wendelin, Genofefa, Regina etc. Vgl. die Artikel Hirt und Lamm.

Schatten.

Ungewöhnliche und widernatürliche Schatten verkünden schwere Verhängnisse und sind durch Gottes Zulassung bewirkt, um den ungläubigen Hochmuth zu überzeugen. So das Zurücklaufen des Schattens an der Sonnenuhr des Ahas. 2. B. d. Kön. 20, 11. Sirach 48, 26. — In den spanischen Auto's bedeuten die Schatten allezeit die Sünde. v. Schack, dramat. Lit. d. Spanier II. 401, III. 267. — Im Nassauischen glaubt das Volk, wenn es stürmt, erscheine der Schatten des heiligen Lubentius in der Lahn und stille den Sturm. Deshalb nennt es auch den sanften Wind einen Lubentiwind. Henninger, Nassau und s. Sagen III. 78. Durch den Schatten des Heilandes am Kreuz, der auf ihn fiel, wurde der gute Schächer bekehrt. *Evang. Nicodemi c.* 26.

Schaum,

Sinnbild des Nichtigen, Werthlosen, auch des Unreinen und Schlechten. Mehrmals wird in der heiligen Schrift das Gleichniss vom Silber gebraucht, welches erst ein reines Gefäss gibt, wenn der Schaum beim Schmelzen weggefegt ist. Sprichw. Salomonis 25, 4. Jesaias 1, 22. 25. Das bedeutet den Menschen,

der sich vom Unrath der Sünde reinigen soll. Vom Schaum des Meeres gilt dasselbe. Die Gottlosen sind gleich dem Meere, das Unrath auswirft. Jesaias 57, 20.

Schauspieler.

Der grösste Schauspieler in der Welt ist der Teufel, denn er liebt es, sich in allen möglichen Formen zu verstellen, um die Menschen zu täuschen und zu berücken. Die Maske ist Symbol der Lüge. Das leichtsinnige Volk der Mimen und Histrionen zählte im Beginne des Christenthums zu dessen erbittertsten Feinden, denn als die Kirchen sich zu füllen begannen, wurden die Theater leer. Das damalige Verhältniss wird durch eine schöne Legende klar. Genesius, ein römischer Possenreisser unter Kaiser Diocletian, äffte auf der Schaubühne die christlichen Ceremonieen nach, wurde aber plötzlich, indem er in der Rolle eines kranken Christen auf dem Sterbebette die letzte Beichte ablegen sollte, vom heiligen Geist ergriffen, beichtete wirklich alle seine Sünden und wurde ein Christ, wofür er den Tod litt. 25. August.

Scheiterhaufen,

auf Kirchenbildern das Attribut unzähliger Heiligen, die den Feuertod erlitten. Einzelne werden dabei durch besondere Umstände gekennzeichnet, z. B. ein Engel löscht das Feuer der heiligen Columba, Regen das der h. Martina, St. Fructuosus singt auf dem Scheiterhaufen. Das Feuer theilte sich und wich nach allen Seiten aus, um den h. Polykarpus zu verschonen. An einen Baum gebunden kniet die h. Afra. Zwischen zwei Bäumen über dem Feuer hängt die h. Augusta. Zwischen drei Pfählen brennt die h. Anastasia. Mit der Dornenkrone auf dem Haupte brennt der h. Theodorus Thyro. Von Thieren umgeben die h. Thekla.

Schenkungen.

Nehmen, rauben, erobern war das Princip der grossen Weltreiche im alten Heidenthum; Festhalten war das Princip des Judenthums; Geben wurde erst das Princip des Christenthums. Gott selbst gab sich den Menschen hin, und Alle, die Christo nachahmen, müssen den Vorschmack der Seligkeit schon auf Erden im Geben finden. „Geben ist seliger als nehmen. — Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wem Gott gegeben, der gebe wieder seinem Nächsten, denn wir sind nicht Eigenthümer, nur Verwalter im Namen des ewigen Gebers. Daher vom Anfang der Kirche an das unablässige Ausströmen aus ihr von geistigen und leiblichen Wohlthaten für die Bedürftigen. Daher die Wechselwirkung, die Schenkungen an die Kirche, um wieder durch die Kirche die wirksamste Anwendung zu finden. Daher die unzählbaren Heiligen und Frommen, die Alles, was sie hatten, den Armen gaben. Daher endlich der hohe Werth, der schon im Evangelio auf das Scherflein auch der ärmsten Wittwe gelegt wird. Denn das Kleinste, was die freie Liebe gibt, ist mehr werth, als viel, was ungern gegeben wird.

In keiner Legende ist der innere Liebesdrang, der da geben möchte und nicht hat, die Seligkeit des Gebens bei der bittersten Armuth, naiver und lebendiger aufgefasst, als in der Legende der heiligen Zitta. Sie war eine Magd in Lucca, verrichtete die schwersten Arbeiten, lebte hart, wurde wegen ihrer Einfalt oft ausgelacht, war aber eine grosse Heilige. Sie schöpfte aus einem Brunnen für einen Armen Wein statt Wasser. Sie gab von ihres Herrn Vorräthen den Armen, und die Vorräthe blieben doch dieselben. Sie verschenkte sogar ihres Herrn Rock, und der Rock fand sich wieder. Für jeden Missethäter, der hingerichtet wurde, betete sie drei Tage lang. Sie starb am 27. April 1272.

Scheuer,

Attribut des heiligen Ansovinus und der h. Brigitta, weil dieselben leere Scheuern durch ihr Gebet mit Korn anfüllten.

Schiff,

altes Sinnbild der Kirche. Die Kirche selber stellt ein Schiff, der Chor die Cajüte, der Thurm den Mast, die Strebepfeiler Ruder dar. Das Kreuz gilt bald als Anker, bald als Mast, die Siegesfahne mit dem Kreuz als Segelstange. Cyprianus Hymne bei Fortlage S. 115. In einem Auto des Lope de Vega wird die Vergleichung sinnig durchgeführt. Das Schiff der Kirche trägt das Kreuz als Mast, darauf den Kelch als Wimpel, drei verschiedenfarbige Masten als Glaube, Liebe, Hoffnung, die Passionswerkzeuge als Tackelwerk, das heilige Grab als die heilige Fracht auf dem Verdeck und St. Petrus führt das Steuerruder. v. Schack, dramat. Lit. der Spanier II. 405.

Sofern die Kirche gleich einem Schiff auf stürmischem Meere in der Menschheit schwimmt und immer neuen Gefahren ausgesetzt ist, aber doch die Verheissung der sichern Landung hat, wird sie mit der Arche Noä verglichen. Darin liegt zugleich die Lehre: *Extra ecclesiam nulla salus.* Ringsum ist Sündfluth und Tod, nur im Schiff der Kirche ist Rettung. Hiebei ist von besonderer Wichtigkeit Matth. 8, 24. Christus schläft im Schiff, während seine Jünger ob des Sturmes verzagen. Erwachend ruft er: „Ihr Kleingläubigen!" und stillt das Meer. Sie hätten an ihn glauben sollen, auch wenn er nicht erwacht wäre. Vgl. den Artikel Gergesener Säue, wo die tiefere Symbolik dieser Begebenheit erklärt ist. Die Säue, vom Teufel besessen, müssen in die Tiefe des Meeres versinken, weil sie der Tiefe angehören, als ihrer eigentlichen Heimath, während das Schiff, wenn auch von Gefahren umringt, der himmlischen Heimath sicher zusegelt. Das Symbol

ist im Mittelalter zu einer sehr ausführlichen Legende ausgesponnen worden. Der heilige Brandanus schifft sich mit seinen Mönchen ein, um das Paradies zu erreichen, fährt um die ganze Erde und besteht eine Menge Gefahren, schaut eine Menge wunderbarer Dinge, in denen sinnbildlich der Weg des Christen durch's Leben, der Weg der Kirche durch die Welt charakterisirt ist. *Acta SS. Maji* III. 602. Bearbeitet in einem altfranzösischen Gedicht. Vgl. Keller, altfranzösische Sagen II. 1. und als deutsches Volksbuch gedruckt, Basel 1491. In dieser Legende wird einmal das Schiff des Heiligen von unzähligen Teufeln bestürmt, die ringsum das Meer erfüllen.

Der kürzeste Auszug des Symbols ist auf Gräbern, altchristlichen Lampen, Ringen das Schiff mit dem Kreuz als Anker, auch das Schiff mit der Taube, ferner Christus auf einem Delphin (christliche Anwendung eines antiken Motivs). Vgl. Münter, Sinnbilder I. 99. Piper, christl. Myth. I. 218 f.

Auf christlichen Gräbern hat das Schiffsymbol den besondern Sinn eines glücklichen Hinüberschiffens in die Seligkeit. Schon die Alten glaubten, die Seelen der Verstorbenen würden von Charon auf einem Kahn über den Styx gefahren. Diese Vorstellung wurde im Christenthum um so mehr beibehalten, als noch der neue Begriff des Schiffs der Kirche hinzukam, in welchem man dem ewigen Verderben, wie in der Arche Noä der Sündfluth entgehen sollte. Daher in den Grabbildern der Katakomben zu Neapel, herausgegeben von Bellermann S. 31, Christus als Steuermann. Vgl. *Boldetti* p. 345. 360. 362. 372. Hier kommt namentlich auch die Taube als Sinnbild des heiligen Geistes auf dem Mast des Seelenschiffes vor. Walz im Kunstblatt 1840. Nr. 16. ist geneigt, bei diesem Schiffe auf Grabdenkmälern nur an die glückliche Ueberschiffung aus dem einen Leben in's andere oder in den Hafen der Ruhe zu denken; allein offenbar haben die frommen Christen, die einander jenes Schiff auf das Grab setzten, darunter zunächst das Schiff der Kirche verstanden, in dem allein im Tode Rettung sey. Ganz verschieden von jenen Gräbersymbolen erscheint das von Teufeln besetzte

Schiff am Grabe des heiligen Dagobert zu St. Denis; das ist noch ganz der Nachen des Charon. Die Teufel wollen den armen König in die Hölle fahren, aber Engel kommen, ihn zu retten. Vgl. Piper I. 229.

Wieder ganz eigenthümlich ist das Schiffsymbol der Manichäer. Diese nämlich hielten den Mond für das Schiff, welches sich periodisch mit den gereinigten Seelen der Frommen anfülle, um sie von der Erde in den Himmel zu befördern. Baur, manichäische Systeme S. 231.

Das Schiff der Kirche kommt auch als Luftschiff vor. Nach einem schönen alten Weihnachtsliede fuhr es vom Himmel herab und ankerte auf der Erde, indem es uns den Heiland brachte. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 119. Ein merkwürdiges Bild zu Weilheim stellt das Schiff der Kirche gleichfalls in der Luft schwebend dar, wie es ein auf der Erde stehender Mann zu entern versucht. Fiorillo I. 311.

Auch Maria kommt auf dem Schiff der Kirche fahrend vor, theils als Retterin aus Stürmen, theils als Fischerin der Seelen. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 177.

Ein sehr gutes Gleichniss vom Schiffe ist folgendes. Eine alte, sehr reiche Dame fuhr aus Holland ab. Als nun auf dem Meer ein gewaltiger Sturm tobte und man das Schiff erleichtern musste, warf sie willig alle ihre Kisten, Güter und Schätze in's Meer, um nur noch die wenigen ihr übrigen Lebensjahre zu fristen. Aber nicht einen Heller hatte sie je zum Opfer bringen wollen, um sich das ewige Leben im Himmel zu erkaufen. P. Abraham, Judas II. 40.

Das Schiff als Attribut von Heiligen. Die heilige Magdalena fuhr mit den Ihrigen nach Marseille und ging, nachdem das Schiff versunken war, zu Fuss mit ihnen weiter. Die heilige Ursula fuhr mit ihren vielen Jungfrauen zu Schiffe auf dem Rhein, als sie vom Ufer her durch die Hunnen mit Pfeilen getödtet wurden. St. Restituta wurde in einem Schiffe verbrannt. Gegen den Strom schifften ohne Ruder eine Menge heiliger Leichname, z. B. der des h. Emmeranus zu Regensburg, des h. Melanius, Werenfridus etc. Vgl. *Fluvius* in

den Registern der *Acta SS.* St. Castor, Patron von Coblenz, rettet ein sinkendes Schiff.

St. Andres von Slagelse, ein dänischer Heiliger, pilgerte nach Jerusalem und wollte sich auf dem Rückweg zu Joppe einschiffen, hörte aber erst eine Messe und unterdess fuhr das Schiff ab. Ein unbekannter Reiter aber nahm ihn mit auf sein Pferd, und als der entschlafene Heilige erwachte, befand er sich daheim und erst lange Zeit nachher kamen seine Reisegefährten mit dem Schiffe an. Dänische Volkssagen von Thiele.

Patron der Schiffer ist im Abendlande ausser St. Elmo (vgl. den Artikel Elmsfeuer) hauptsächlich der heilige Nicolaus von Bari, der schon bei Lebzeiten Schiffe im Sturme rettete und trocknen Fusses über die Wellen schreiten konnte. In der Levante St. Phokas. Dieser Gärtner in Sinope wurde unter Kaiser Diocletian verfolgt. Die Schergen kamen in sein Haus, ohne ihn zu kennen, und er bewirthete sie gastfrei. Bei Nacht aber grub er sich selber sein Grab und gab sich des Morgens seinen Gästen als den an, den sie suchten, worauf er enthauptet und begraben wurde. Die Schiffer des schwarzen Meeres ehren ihn als ihren Patron, denn er erscheint ihnen in Stürmen und lenkt das Schiff, oder weckt die Schlummernden in Gefahren; weshalb sie ihn auch bei ihren Mahlzeiten als unsichtbaren Gast ansehen und ihm Speise und Trank vorsetzen. Dieselben kauft dann Einer ab und schenkt das Geld den Armen. Eine sehr schöne Sitte. Surius zum 22. September. Die Gartenscene hat Börnecke besungen. Legenden, Leipzig 1846. II. 415. In der Türkei gelten auch die heiligen Siebenschläfer als Patrone der Schiffer und werden oft auf Schiffen abgebildet, weil es am Schlusse des Koran heisst, sie seyen in ein Schiff gestiegen.

Schlaf.

Die heilige Schrift macht unter den berühmten Schläfern, deren sie gedenkt, einen genauen Unterschied, soferne der

Unschuldige im Schlafe gesegnet oder durch einen wunderbaren Traum erfreut wird, den Schuldigen aber im Schlafe Unheil überfällt oder wenigstens böse Träume ängstigen. Selig ist der erste Schlummer Adams, denn er erwacht im Anblick der neugeschaffenen Eva im Paradiese. Selig ist der Schlaf des Jakob, denn die Engel steigen auf der Himmelsleiter zu ihm nieder. Selig schläft das Jesuskind, der tiefste Frieden Gottes bezeichnet den Schlaf des Heilands auf dem Schiffe während des Meersturmes. Unheilvoll aber ist der Schlaf Noah's, weil er vorher im Weingenuss gesündigt; der Schlaf des Simson, weil er sich von der Delila bethören liess; der Schlaf des Pharao und des Holofernes, weil sie das Volk Gottes bedrohten.

Unter den Heiligen kommt das Attribut des Schlafes vorzugsweise den sogenannten Siebenschläfern zu. Sieben Jünglinge von Ephesus (Maximian, Malchus, Martinian, Dionysius, Johannes, Serapion und Constantin) versteckten sich als verfolgte Christen in einer Höhle, wurden darin entdeckt und auf Befehl des Kaisers Decius zugemauert, 27. Juli. Nach 180 oder 196 Jahren im 5ten Jahrhundert wurden Steine daselbst gebrochen, wodurch ein Loch in die Höhle geöffnet wurde und die Sonne hinein schien. Da erwachten die Schläfer, glaubten, sie hätten nur eine Nacht geschlafen, und schickten einen von ihnen aus, um ihnen vorsichtig Brodt zu holen. Wie erstaunte nun dieser, als er ringsum das Land voll Kirchen und Kreuze fand! Ihn selbst aber staunte man wegen seiner fremden und alterthümlichen Tracht an. Nachdem sie Alles erfahren hatten, schliefen sie wieder ein. Die Legende wurde syrisch verfasst und von Gregor von Tours (*de gloria martyrum* I. 95.) in's Lateinische übersetzt. Vgl. Photius S. 1400. Eutychius. *Alsemanni, bibl. orient.* I. 336. *Acta SS.* Jul. VI. 375. 700 Jahre später erwachten sie noch einmal. Eduard der Heilige, König von England, sass 1065 bei Tisch und lachte. Als man ihn frug, warum er lache, erwiederte er, er habe gesehen, wie die sieben Schläfer sich im Schlafe umgewandt hätten. Man liess

nachsehen und es fand sich wirklich so. Das deutete man auf die grossen Veränderungen der Zeit, die Eroberung Englands durch die Normannen, den Investiturstreit und die Kreuzzüge. *Hygden, polychronicon* bei *Gale* 15. *script.* p. 283.

Muhamed hat die Legende auch in den Koran aufgenommen und den sieben Schläfern noch einen treuen Hund beigegeben. Sie ist sehr phantastisch ausgebildet in den persischen Mährchen des 1001 Tages (494ster Tag f.). Der Wiederauferstandene heisst hier Dschemlicha (d. i. Jamblichus). Die schöne Legende wurde von Moreto in einem Auto auf die spanische Bühne gebracht (v. Schack, dramat. Lit. der Spanier III. 344.). In der Ambrosiuskirche zu Mailand sind die Schläfer auf einem sehr alten Bilde, angeblich aus dem 10ten Jahrhundert, abgebildet. Millin I. 218.

Der Sinn dieser Legende ist sehr einfach. Die Schläfer sind Unschuldige und Verfolgte. Gott erbarmt sich ihrer, indem er ihnen mitten in einer Welt von Mord und Greuel die süsse Ruhe des Schlummers gewährt. Sie sind Zeugen seiner ewigen Güte, des Schutzes, der die Unschuld doch irgendwo mit Heiligkeit und Unverletzlichkeit umkleidet, wenn auch die Welt sie auszurotten tobt. Und sie knüpfen auf sinnige Weise die erste Jugend der Christenheit, in der sie lebten, an die ferne Zukunft an, in der die Christenheit sich wieder läutern soll. Dass solche junge fromme Zeugen aus frühester Vergangenheit noch leben und einmal wieder erwachen sollten, musste dem Volke ein freudiger Glaube seyn, und darum waren die sieben Heiligen so populär. Die von Strauss (Kirchenjahr S. 306) versuchte Erklärung, die mit Beziehung auf den 27. Juni, als dem Tag der Heiligen, an den Stillstand, beziehungsweise Schlaf der Sonne denkt, ist nicht glücklich.

Schlange,

Sinnbild der Bosheit wegen ihres Schleichens und wegen ihres Giftes, zugleich Sinnbild der Verführung wegen ihrer glänzenden Schönheit und zierlichen Beweglichkeit. Mit allen

diesen Eigenschaften erscheint die Schlange im Paradiese, indem sie die Eva verlockt, das Gebot des Herrn zu übertreten und vom Apfel zu essen. Sie wird im 1. Buche Mosis selber nicht Teufel genannt, dass sie aber denselben darstelle, beweist Buch der Weisheit 2, 24. Johannes 8, 44. Apostelgeschichte 12, 9. Eigentlich ist sie nur das Werkzeug des Teufels. Nach Jesaias 11, 8. ruhte im Paradiese die Otter friedlich neben dem Säugling. Sie wurde erst vom Teufel besessen und dadurch schädlich. Dies drückt das 1. Buch Mosis 3, 14. dadurch aus, dass Gott die vorher mit Füssen begabte Schlange verflucht, zur Strafe fortan auf dem Bauche zu kriechen. In den Mährchen des Mittelalters und in Volkssagen tritt überall der Volksglaube hervor, wonach die Schlange alle Sprachen verstehe, und wer Schlangenfleisch esse, werde dieser Gabe theilhaftig. Andrerseits wurde es Volksglaube, die giftigste Viper greife doch niemals einen nackten, sondern immer nur bekleidete Menschen an, in Erinnerung an das Paradies, aus dem sie verbannt worden. Isidor XII. 4. *Vincent. Bellov. spec. nat.* XX. 14.

Die um den Baum ringelnde Schlange ist allgemeines Sinnbild 1) des Paradieses, wenn es an Raum gebricht, etwas mehr davon darzustellen, aber auch 2) der von der Sünde umstrickten Welt, der Menschheit. — Auf Bildern des Sündenfalls hat die Schlange zuweilen einen Jungfrauen- oder einen Jünglingskopf, oder auch beide zugleich. Diese seltsame Symbolik erklärt sich aus der jüdischen Fabel, nach welcher Eva, ehe sie noch das Weib Adams wurde, mit der Schlange, in welcher der männliche Teufel Sammael verborgen war, Adam aber eben so mit der Teufelin Lilith gebuhlt haben soll. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 371. Gfrörer, Kirchengeschichte I. 80. Darauf nun bezieht sich der menschliche Doppelkopf der Schlange. Der Jungfrauenkopf ist Lilith, der Jünglingskopf Sammael; auf einem italienischen Miniaturbild der Pariser Bibliothek hat die Schlange beide Köpfe, um Adam und Eva zugleich zu verführen. *Didron, icon.* p. 81; *annales* I. 74. *Twining, symbols, pl.* 76.

Auch Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 123, erwähnt das Menschengesicht der Schlange. Auf einigen Bildern dieser Art fällt auf, dass der Jungfrauenkopf der Schlange dem Kopf der Eva selber ähnlich ist. Sollte damit nicht Eva's eigne Seele gemeint seyn, in die das Gift der Verführung eingeschlichen, und objectiv aufgefasst wird? Auf einem Bild des *chron. Zwifalt.* in der Stuttgarter Bibliothek p. 56 ist auch die Seele der sterbenden Maria nur als ein ihr ganz ähnlicher Kopf gemalt.

Eine andere Erklärung gab Münter (christl. Sinnbilder II. 46.), indem er das Menschengesicht der Schlange auf die zahlreichen und besonders im alexandrinischen Zeitalter der ersten christlichen Jahrhunderte weit verbreiteten Bilder des ägyptischen Agathodämon zurückführte. Dagegen aber lässt sich einwenden, dass jener Agathodämon, als Personification der Weltseele in Gestalt einer Schlange mit Menschen- oder auch Löwenkopf und Nimbus, immer nur eine gute Bedeutung hatte und folglich nicht auf die anerkannt böse Paradiesesschlange angewandt werden konnte. Nur ausserhalb der orthodoxen Kirche, bei den gnostischen Ophiten, wurde in ganz antibiblischer und widerchristlicher Weise das natürliche Verhältniss umgekehrt und die Schlange des Paradieses als Agathodämon aufgefasst, der vom höchsten Gott abgesandt worden sey, dem Adam die Erkenntniss zu gewähren, die ihm der niedere Erden- und Judengott untersagt habe. Vgl. Neander, gnostische Systeme S. 245. Darum beteten die Ophiten auch die Schlange förmlich an.

Die Schlange des Paradieses ist das Böse selbst, kann also nie eine gute Bedeutung haben. Eine nur äusserliche Verwandtschaft hat sie daher mit den in heidnischen Mythen vorkommenden Drachen und Lindwürmern, die unter dem Baume der Hesperiden, des goldnen Vliesses, unter den Lindenbäumen des deutschen Heldenbuchs etc. von frommen Helden erschlagen werden. Inzwischen hat das gar keinen innern Zusammenhang mit der christlichen Idee, heiligen Geschichte und Symbolik, und es ist vollkommen überflüssig,

davon in einem Werk über specifisch christliche Symbolik zu reden. Der Paradiesesbaum mit der Schlange ist bisher von den Erklärern nur deshalb so oft auf den Hesperidenbaum bezogen worden, weil es ihnen darum zu thun war, die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der christlichen Ideenwelt in Zweifel zu ziehen und das Christliche überall aus heidnischen Wurzeln herzuleiten; da doch alle Vergleichungspunkte darauf hinauslaufen, dass dieselbe Giftschlange eine schlimme Bedeutung in den heidnischen Mythen annahm, wie in der ganz davon verschiedenen und unabhängigen christlichen Geschichte; eine zufällige Uebereinstimmung, die ganz natürlich ist, weil an der Schlange hier wie dort immer die nämlichen gefährlichen Eigenschaften wahrgenommen wurden.

Während in heidnischen Mythen immer ein männlicher Heros die Schlange überwindet, hält ganz unbekümmert darum und ohne Kenntniss dieser heidnischen Symbolik das 1. Buch Mosis die Vorstellung von „des Weibes Samen" fest, welcher der Schlange den Kopf zertreten soll, 1. Buch Mos. 3, 15. Diese Hervorhebung des weiblichen Elementes stellt der Sünderin Eva die Mutter des Erlösers, Maria, gegenüber, der ersten Schuld auf Erden die erste wieder rein himmlische Unschuld auf Erden. Deshalb ist es in der kirchlichen Bildnerei allezeit Maria, welche den Kopf der Schlange tritt, unter deren Fuss sie sich windet, gewöhnlich den Apfel im Maul, der sie speciell als die Schlange des Paradieses bezeichnet. So in der Lorenzkirche zu Nürnberg und öfter. Fiorillo I. 259. Zuweilen ist der Apfel im Maul der Schlange auch die Weltkugel selbst, was den nämlichen Sinn hat, denn indem die Schlange die ersten Eltern verführte, hat sie die ganze Welt verführt. Das Zertreten des Schlangenkopfs durch Maria hat sein alttestamentalisches Vorbild in der Enthauptung des Holofernes durch Judith. Marian. Liederschatz, Augsb. 1841, S. 118.

Ursache und Folge der Sünde wird häufig contrastirt in den Bildern der verführenden und der überwundenen

Schlange, oder der von der Schlange verführten und verderbten Menschheit. Ersteres geschieht, indem man dem von der Schlange umwundenen Apfelbaum des Paradieses das Kreuz Christi gegenüberstellt, zu dessen Füssen sich die Schlange unter Dornen krümmt. Letzteres wird bezeichnet durch eine Schlange, die sich durch ein menschliches Gerippe windet, wie sie vordem durch den fruchtreichen Baum sich wand. Solche Gerippe mit Schlangen finden sich öfter auf Gräbern.

Ein schönes Auto von Calderon (*la serpiente de Metal*) stellt den Kampf Mosis mit Belphegor (dem Satan) und Idololatria (dem personificirten Götzendienst) dar, die sein Volk verführen. Als ihnen alle Mittel fehlschlagen, Verlockung, das goldne Kalb, die Waffen der Amalekiter etc., ergrimmen sie und schicken die feurige Schlange in's Lager Israels. Da richtet Moses die eherne Schlange auf und alle Wunden werden unschädlich. Staunend fragen Belphegor und Idololatria, wie das möglich sey? Da sagt Moses: „Die Sünde ist ein Gift, wer dessen Wirkung an den Sündern heilen will, muss die Gestalt des Sünders annehmen, ohne an der Sünde Theil zu haben.“ Das deutet auf Christum, der Menschengestalt annahm, um die Menschen von den Bissen der höllischen Schlange zu heilen. Um das Bild noch deutlicher zu machen, erblickt man im Hintergrunde auf dem Hügel, auf dem das goldne Kalb gestanden, plötzlich das Crucifix. v. Schack, dramatische Literatur der Spanier III. 270. Das ist die einzig passende Erklärung des Schlangensymbols bei Moses, mit Bezug auf Joh. 3, 14, wo die eherne Schlange als Christus gedeutet ist. Dagegen haben Alle geirrt, welche dabei wieder an den Agathodämon denken zu müssen glaubten, oder an die Heilsschlange des Asklepios, der bei den Griechen Gott der Aerzte war.

Durch den Spruch: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ (Matth. 10, 14.) wird der Christ ermahnt, dem bösen Geist in Hinsicht auf Erkenntniss nicht nachzustehen, nur aber nicht durch bösen Sinn und Willen das Wissen zu missbrauchen, sondern sich in Gesinnung und

That immer nur vom heiligen Geist (der Taube) inspiriren zu lassen. Schlange und Taube stehen sich hier geradezu als Teufel und heiliger Geist gegenüber. — Die Vergleichung mit Dan, einem der zwölf Söhne Jakobs (1. B. Mos. 49, 17.) hat eine einfach ethnographische Bedeutung für die jüdischen Stämme und keinen Bezug auf christliche Symbolik. Das häufig auf alten Kirchen des europäischen Südens vorkommende Steinbild eines Weibes, an deren Brust Schlangen saugen, ist dagegen der ältern heidnischen Symbolik entlehnt, in welcher die in der Erde lebende Schlange auch das Element der Erde bedeutete, und stellt lediglich eine Personification der Erde dar. Vgl. Piper, christl. Mythol. II. 67.

Die Schlange über dem Kelche, Attribut des Evangelisten Johannes, wird erklärt als Gift, welches er einmal ohne Schaden im Kelche getrunken habe. Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass sich gerade in dieses Sinnbild jene schon bezeichneten gnostischen Vorstellungen gemischt haben können, die den Agathodämon in's Christenthum übertrugen. Und vielleicht gerade weil bei diesem Evangelisten Johannes allein die Deutung der Mosesschlange auf Christum vorkommt, wurde Werth darauf gelegt, ihm die Schlange zum Attribut zu geben. Allein die ganz abgeschmackte und nichtswürdige Weise, in welcher die modernen Erklärer bei christlichen Symbolen stets zunächst an geistlose Nachahmung oder Adoption heidnischer Symbole denken, ist hier so wenig als anderswo anwendbar. In Böttigers kleinen Schriften I. 93 ff. wird mit einem fast lächerlichen Aufwand von Gelehrsamkeit die Agathodämon-Hypothese in Bezug auf den Kelch mit der Schlange durchgeführt. Wenn hier die Schlange allerdings etwas mehr zu bedeuten scheint, als das physische Gift, welches Johannes unschädlich getrunken, so doch gewiss nicht den Agathodämon oder gar die mystische Schlange des Dionysos. Man muss vielmehr jenes Gift geistig und ganz so verstehen, wie das oben erwähnte Sinnbild von der Schlangenweisheit, mit Taubensinn vereint, nämlich als die ihres Gifts beraubte Schlange der Erkenntniss. Alsdann

behält die Legende Recht, welche vom Gift spricht, aber auch die Symbolik behält Recht, die in der Schlange nichts Böses mehr sieht. Der Evangelist Johannes aber ist der weiseste, geistreichste unter allen Evangelisten. Auf ihn passt vor allen die Schlangenklugheit mit der Taubeneinfalt. Es ist nicht unbedeutsam, dass vom heiligen Bernhard von Clairvaux dieselbe Legende vom Kelch und von der Schlange erzählt wird. Dieser Heilige war einer der weisesten und zugleich mildesten des Mittelalters.

Die Schlange, welche der Apostel Paulus auf der Insel Malta in's Feuer schleuderte, ist wieder einfach Sinnbild des Bösen. Apostelgesch. 28, 1. Steine aus der Grotte, worin es geschah, sollen gegen Schlangenbiss helfen. Niebuhr, Reise I. 19. — Auch der Apostel Andreas soll durch sein Gebet eine riesenhafte Schlange besiegt haben. Nach der Apostelgeschichte des Abdias.

Schlangen sind das Attribut vieler Heiligen in dreifacher Beziehung. Erstens nämlich solche Schlangen, denen die heiligen Martyrer vorgeworfen wurden, die aber, ihre Heiligkeit respectirend, dieselben unverletzt liessen, so die Heiligen Didymus, Paternus, Phocas, die Heiligen Anatolia, Christina, Thecla. Zweitens Schlangen, die durch ihre Grösse oder Menge eine Gegend beunruhigten, aber von Heiligen vertrieben wurden, wobei darauf Rücksicht zu nehmen ist, dass in einigen Fällen diese Schlangen wohl nur symbolisch zu verstehen sind und nicht wirkliche Schlangen, sondern die alten heidnischen Priester, Druiden etc. bedeuten, die von christlichen Bekehrern vertrieben wurden. So war einer der berühmtesten Schlangenvertreiber der heilige Patricius (Patrik), Apostel von Irland. Nach der Legende bannte er alle Schlangen des Insellandes auf das Vorgebirge Cruachanaigle, von wo sie sich in's Meer hinabstürzen mussten. Der heilige Romanus zu Rouen überwältigte dagegen eine einzige, aber ungeheuer grosse Schlange, indem er ihr sein Skapulier umwarf. Andere heilige Schlangenvertreiber waren St. Magnus, Julius, Hilarius von Arles, wiederum in Gallien als Gegner

der heidnischen Druiden. — Drittens Schlangen, welche sich gleich andern wilden Thieren, von der Macht des Heiligen bezwungen, frommen Einsiedlern dienend unterordneten. St. Aemilianus oder Millan wurde als Einsiedler unter Schlangen, als seiner einzigen Gesellschaft, lebend, die ihm aber nichts zu Leide thaten, über hundert Jahre alt. St. Josephus Anchieta lebte im wilden Walde, zähmte giftige Schlangen und wilde Vögel, die sich auf seine Arme setzten etc. *Nieremberg, hist. nat.* 205. St. Verdiana, eine fromme Jungfrau in Etrurien, lebte 30 Jahre lang einsam in einer Zelle mit zwei grossen Schlangen, die sie durch das Kreuzeszeichen gezähmt hatte, im 13ten Jahrhundert. 1. Februar. Eben so der Einsiedler Goderich. Dem Stabe des Abts Heldrad folgten alle Schlangen von Novalese. Görres, Mystik II. 225. Als Räuber den heiligen Chariton gefangen hielten, kroch eine Schlange in ihre Weinflasche und vergiftete den Wein, dass alle umkamen und der Heilige frei wurde. Surius zum 28. September.

Schleier,

Sinnbild der Verhüllung, der Zucht und Schamhaftigkeit, daher kein Frauenzimmer in der Kirche ohne Schleier erscheinen soll. 2. Korinth. 11, 5. Vgl. Binterim, Denkw. VI. 2. 151. Daher auch die Einweihung der Nonnen mit dem Schleier, desgleichen der Bräute. Wittwen aber mussten immer verschleiert gehen, und auf Kirchenbildern ist deshalb die ältliche und weissverschleierte Gottesmutter stets als Wittwe kenntlich. — Nach der Legende brachte der heilige Geist in Taubengestalt der heiligen Adelgunde selbst den Nonnenschleier, woran man sie auf Bildwerken erkennt.

Der Schleier erhielt aber auch die Bedeutung des Mantels als Schutzmittel. — Wenn auf Sicilien der Aetna Feuer auswirft und Lavaströme die Stadt Catanea bedrohen, wird aus den Mauern derselben in feierlicher Prozession der Schleier der heiligen Agathe getragen, der das Feuer abwehrt. Die Heilige war im Martyrium auf glühenden Kohlen gewälzt,

aber ihr Schleier nicht verbrannt, sondern nur vom Feuer geröthet worden. Seitdem besass er die Kraft, jedem Feuer zu widerstehen. Auch im Schwarzwald ist die Heilige wirksam. Die sogenannte Wanne ist ein alter Krater ganz nahe bei der Stadt Villingen; er soll einmal einen Feuerstrom durch's Thor der Stadt ergossen und diese in Brand gesteckt haben. Seitdem hat man (wie am Aetna) das Bild der heiligen Agathe am Thor aufgestellt, die vor dem vulkanischen Feuer schützt. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 446. Auch der Schleier der heiligen Emerita in der Schweiz blieb unversehrt, als sie selbst auf dem Holzstoss verbrannt wurde. Diese Unverbrennlichkeit des Schleiers, die auch schon in alten römischen Sagen von einer Vestalin vorkommt, charakterisirt die heilige Macht der Jungfräulichkeit. Vgl. den Artikel Jungfrau. Für unverbrennlich galt auch der Schleier der heiligen Ludmilla, mit dem diese Fürstin von Böhmen auf Antrieb ihrer heidnischen Schwiegertochter Drahomira erdrosselt worden war. 16. September.

Die heilige Bova, Aebtisin zu Rheims, aus königlichem Geblüte, war so schön, dass ein Grosser des Reichs sie heirathen und mit Gewalt entführen wollte; als er aber ihren Schleier berührte, verdorrte ihm der Arm und wurde nicht eher gesund, als bis er feierlich entsagte und selber Mönch wurde. Die Kirche verehrt sie am 24. April. Die heilige Franchea wollte einmal über einen Fluss, fand keine Fähre, breitete aber nur ihren Schleier aus, setzte sich und zwei Nonnen darauf und fuhr mit ihnen getrost hinüber. — Der heiligen Adelgunde brachte eine Taube vom Himmel selbst den Nonnenschleier herab, 30. Januar.

Schlüssel,

Sinnbild des Besitzes und der Amtsgewalt gleich dem Scepter und Hirtenstabe. Der Schlüssel Davids oder der Schlüssel zum Hause David bei Jesaias 22, 22. und Offenb. Joh. 3, 7. ist alttestamentalisches Vorbild der Schlüssel Petri, das Haus

David Vorbild der christlichen Kirche, des Gottesreichs, dessen Hut auf Erden dem heiligen Petrus anvertraut ist. Bei Matthäus 16, 17. spricht der Herr zu Petro: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.“ Darum sind zwei Schlüssel, einer des Himmels, der andere der Erde, Attribut des heiligen Petrus und aller seiner Nachfolger auf seinem Stuhl in Rom. Schon auf sehr alten christlichen Bildern, *Aringhi, Roma subt.* I. 293. Ein Schlüssel ist von Gold, der andere von Silber. Kreuser, Kirchenbau II. 100. Selten hat Petrus auch noch einen dritten Schlüssel, nämlich zu denen des Himmels und der Erde auch noch den der Hölle. So auf einem Mosaikbild bei *Ciampini*, *tab.* 77. Allein dieser dritte Schlüssel kommt nach der Offenbarung Johannis 20, 1. vielmehr dem heiligen Erzengel Michael zu. Nach derselben 1, 19. hat der Herr selber den Schlüssel der Hölle und des Todes.

Marienschlüssel oder Himmelschlüssel heisst die Schlüsselblume, *primula veris,* weil sie, im Frühling zuerst aufblühend, gleichsam das ganze Blumenreich des Frühlings aufschliesst. Himmelschlüssel heisst Maria selbst in einem altdeutschen Marienliede bei Haupt, Zeitschr. VIII. 282, weil sie durch die Geburt des Heilands der Menschheit das Thor zum Himmel öffnete.

Schlüssel sind, wie Stäbe, Zeichen der bischöflichen Kirchengewalt, daher Attribut mehrerer heiligen Bischöfe, z. B. des heiligen Servatius, Benignus, und Wappen mehrerer Bisthümer, z. B. von Regensburg, Minden, Bremen, Genf. Der heilige Hippolytus führt den Schlüssel nur als Kerkermeister.

Hubertusschlüssel hiessen die Zeichen, die man mit eisernen Hörnlein dem Vieh aufbrannte, um es vor Schaden zu hüten. Journal von und für Deutschland III. 500. Ohne Zweifel bedeutete hier der Schlüssel, dass das gesegnete Vieh verwahrt seyn sollte, wie wenn es im verschlossenen Raum gehütet würde. — Ein Schlüsselbund im Maul eines Fisches

ist Attribut des heiligen Benno, Bischofs von Meissen. Als dieser nämlich als Anhänger Gregors VII. unter Kaiser Heinrich IV. flüchten musste, warf er die Schlüssel zu seiner Kirche in die Elbe. Als er aber wiederkam, fand er sogleich die Schlüssel wieder im Bauch eines grossen Fisches, den man gefangen hatte, 16. Juni.

Schmach

vor der Welt müssen Alle leiden, die Gott dienen. Gottes Sohn selbst wurde den Juden zur Schau, zum Spott und Hohne ausgestellt im Purpurmantel, mit der Dornenkrone und dem Rohrscepter. Vgl. *Ecce homo.* Viele Heilige suchten daher freiwillig die Schmach auf, um sich durch harte Prüfungen im Glauben zu stärken. St. Simon Salus oder Stultus, ein Syrer des 6ten Jahrhunderts, stellte sich freiwillig thöricht und wahnsinnig, um von den Kindern und vom Pöbel verspottet und misshandelt zu werden und dadurch seine christliche Geduld zu erproben. 1. Juli. Auch Andreas Salus oder Stultus, ein Heiliger des 10ten Jahrhunderts in Constantinopel, stellte sich aus Demuth wahnsinnig und liess sich von aller Welt verhöhnen und verspotten, schlief in einem Hundestall etc., verkündete aber einem Knaben, dem Einzigen, der ihn nicht verspottete, er werde Bischof werden, und blieb, als er einst zur See war und das Schiff scheiterte, von der ganzen Mannschaft allein am Leben. Lieblich contrastiren mit dem Schmutz und Elend seines Lebens seine Visionen, in denen er das Paradies mit den herrlichsten unbekannten Pflanzen und Vögeln sah und durch drei Himmel, der eine durch ein, der andere durch zwei, der dritte durch drei Kreuze bezeichnet, zum Thron des Messias emporstieg. Auch hatte er sich eine wunderliche Naturphilosophie gebildet. Doch theilt sein Biograph Nicephorus nur wenige Bruchstücke daraus mit, die Entstehung des Regens, des Blitzes, der Engel und Teufel betreffend, und auch Phantasieen über das Weltende und den Antichrist.

Acta SS. 28. Mai. — Gleicher Schmach unterzog sich bekanntlich auch der grosse Franciscus von Assisi und Johannes de Deo in Spanien.

Ein weibliches Beispiel gleicher Art ist Agatha a Cruce, eine spanische Nonne des 16ten Jahrhunderts. Sie litt in ihrer Jugend grosse Noth und Verfolgung, wurde auch noch im Kloster verleumdet, mehrmals verstossen und unschuldig der allgemeinen Verachtung preisgegeben, blieb aber immer standhaft und geduldig und suchte die Leiden, die ihr wider Willen angethan wurden, noch durch die zu übertreffen, die sie freiwillig litt, indem sie sich auf alle Art kasteite und acht Jahre lang sich nicht einmal den Schlaf gönnte. Görres, Gesch. der Mystik I. 421.

Schmetterlinge

haben in der christlichen Symbolik nicht ursprünglich die Bedeutung der altgriechischen Psyche. Da indess ihre Entpuppung ein gutes Sinnbild der Auferstehung des Leibes ist, so findet man sie zuweilen auch auf christlichen Gräbern angebracht, offenbar entlehnt aus dem heidnischen Alterthum. — Weisse Schmetterlinge kommen jährlich aus dem Grabe des heiligen Torpes, *Acta SS.* 17. Mai. Schmetterlinge umkreisen in grosser Menge das Sterbebett des heiligen Vinzenz Ferrer. Görres, Mystik II. 224. Darunter sind aber nicht Seelen Verstorbener zu verstehen, sondern diese theilnehmenden Thiere erscheinen nur der Magie unterworfen, welche die Nähe des Heiligen auf die Natur übt. In der Legende der heiligen Rosa von Lima wird eines weiss- und schwarzgefleckten Schmetterlings gedacht, der sie in der Jugend umflogen habe, zum Zeichen, dass sie eine Dominicanerin (in schwarz und weisser Tracht) werden würde.

Schmied.

Gott selbst heisst in altdeutschen Dichtungen „der Schmied vom Oberlande“, d. h. der Schmied im Himmel,

der alle Werke schafft. Vgl. Grimm, Conrad von Würzburgs goldne Schmiede S. XXVII. — Patron der Schmiede ist der heilige Eligius, der einmal einem lahmen Pferde das verlorne Bein wieder anheilte (Bild von Imola in Berlin, Kugler I. 105.). Oft wiederholt sich in Volkssagen, dass ein frommer Schmied mit seiner glühenden Zange dem Teufel die Nase abzwickt. Diese Sagen wurzeln in folgender Legende. Apelles, der Mönch, schmiedete einmal als Klosterschmied, da erschien ihm der Teufel in Gestalt eines schönen Weibsbildes und wollte ihn verführen, aber er zwickte ihm mit einer glühenden Zange in die Nase, und der Teufel schrie dermassen vor Schmerz, dass alle Mönche zusammenliefen und das Wunder sahen. Seitdem erhielt der Heilige die Gabe, glühendes Eisen ohne Schaden mit der Hand anzurühren. Leben der Altväter, 1725. S. 78.

Schmuck.

Man soll sich zur Ehre Gottes schmücken, wie Gott selbst bei der Schöpfung die Erde für den Menschen schmückte und Alles wohl machte. Daher das Gebot des hochzeitlichen Kleides und die Verwerfung dessen, der da zur Feier kommt und jenes Feierkleides entbehrt. Der Kirche ist Schmuck nicht nur erlaubt, sondern geboten, denn sie ist das Haus des Herrn.

Nur der Schmuck im Dienst des Teufels, der Sinnlichkeit, der Verführung, des Stolzes ist verdammlich. Daher die heilige Magdalena ihre Seiden- und Sammtgewande, ihr Goldgeschmeide und ihre Perlen mit ihren Sünden von sich wirft, um in der Wildniss als einsame Büsserin zu leben. Derselbe Contrast tritt hervor in der Legende von der St. Pelagia meretrix. Dieses überaus schöne Frauenzimmer zu Antiochia ritt einst im goldnen Kleide und in Schuhen, die mit Edelsteinen geschmückt waren, mit offenen Brüsten und Perlen im Haar lachend bei der Kirche vorüber, in der eben die Bischöfe zu einem Concil versammelt waren. Da drückten

die Bischöfe ihren Aerger aus; Nonus aber sagte nur: „Was tadelt ihr dieses schöne Weib, dass sie sich für die Männer so kostbar und mit so vieler Mühe ziert? Thut sie nicht mehr, als wir thun, die wir unsre Seelen eben so mühevoll für Christus schmücken sollten?“ Darauf hörte Pelagia seine Predigt mit an, und wurde tief erschüttert durch den Gedanken, dass sie einst für all ihr Thun würde Rechenschaft ablegen müssen. Von Stund an war sie bekehrt und der Teufel wich von ihr in Gestalt eines greulichen schwarzen Hundes, sich auf's Bitterste beschwerend, von dem schönen Weibe scheiden zu müssen. Nachdem sie getauft war, zog sie männliche Gewande an, suchte die Stätte auf, wo Christus gelitten, widmete sich ihm zur Braut und wohnte als Einsiedler unter dem Namen Pelagius auf dem Oelberge. Erst nach ihrem Tode erkannte man ihr Geschlecht. 8. October.

Schnee,

wegen seiner reinen weissen Farbe und zugleich wegen seiner Kälte Sinnbild der jungfräulichen Reinheit und Keuschheit, insonderheit der Jungfrau aller Jungfrauen. So wird der Schnee gedeutet in altdeutschen Marienliedern. Vgl. Conrad von Würzburgs goldne Schmiede, herausg. von W. Grimm, S. XXXVII. Auch fällt der Schnee vom hohen Himmel, daher die marianischen Devisen: *Mihi candor ab alto — Meus est ab origine candor.* So ist denn auch der Schnee, der nach der Legende wunderbarerweise mitten im Sommer ein Feld bei Rom genau so weit bedeckte, als der Raum der darauf erbauten, noch jetzt prangenden Kirche Maria maggiore einnehmen sollte, ursprünglich nur ein Sinnbild der Jungfräulichkeit der Gebenedeiten. Dem Papst Liberius war dieselbe im Traum erschienen und hatte eine Kirche von ihm verlangt, wozu sie den Platz ihm anwies, und am Morgen zeigte sich eben dieser Platz mit Schnee bedeckt, alles andere Land umher aber grün. Da baute jener Papst ihr die berühmte Kirche und gründete das Fest Mariä Schnee-

feier am 5. August. Diese „Maria zum Schnee, *Notre Dame aux nièges*“ wird seitdem auch in vielen andern Ländern verehrt und war hauptsächlich geeignet für Kapellen in hohen Alpenregionen, daher auch ihr Cultus auf dem Rigi in der Schweiz. Die nördlichste Kirche der Gnadenmutter, die man kennt, liegt tief im Schnee Sibiriens zu Abalak unfern von Tobolsk. Hier befindet sich ein wunderthätiges Bild von ihr, zu dem man aus weiter Ferne wallfahrtet.

Strauss, Kirchenjahr S. 143, macht darauf aufmerksam, dass auf die kalte und schneereiche Jahreszeit zwischen dem 6. und 17. Januar so viele Tage heiliger Einsiedler fallen und bezieht darauf ihr ascetisches Leben. Das stimmt ganz mit der alten Symbolik des Schnee's in den Marienliedern überein.

Das Sinnbild der Aehren und Trauben im Schnee hat man in gleicher Weise auf die segensreiche Geburt Christi aus dem Schooss der keuschesten Jungfrau zu erklären. Das Sinnbild einer Rose im Schnee gilt dagegen von der heiligen Jungfrau selbst, sofern sie aus der keuschen Ehe der lange unfruchtbar gebliebenen Anna stammte.

St. Eulalia von Barcellona wurde als Christin verfolgt und mit Fackeln gebrannt, die aber an ihrem zarten Leibe erloschen. Nach vielen andern Martern wurde sie nackt an's Kreuz geschlagen, aber ein Schnee (*nix*, nach einer andern Lesart eine Wolke, *nubes*) fiel und verhüllte sie vor den Augen der Wächter. *Acta SS.* 12. Februar. Das ist ein sehr schönes Wunder. Die Keuschheit der gottgeweihten Jungfrau verwandelt sich reell in ihr Symbol, den Schnee, um sie zu schirmen.

Barbanaria, eine fromme Jungfrau, glühte von solchem heiligen Liebesfeuer, dass sie sich im Schnee wälzte, wie aus gleicher Ursache der heilige Franciscus. Görres, Mystik II. 29. — Der irische Abt Berach verwandelte den Schnee auf den Dächern der Frevler in Feuer, dass ihre Häuser verbrannten. *Acta SS.* 15. Februar. Ueber dem heiligen Petrus von Alcantara blieb, wenn er im Freien wandelte oder meditirte, der fallende Schnee hängen, ohne ihn zu

berühren, und bildete ein Dach über ihm. — Das Grab des heiligen Servatius grünt auch im Winter und wird nie mit Schnee bedeckt. *Gregor. Turon. hist. Franc.* II. 5.

Dem Wunder des Schneiens mitten im Sommer steht das Wunder des Grünens und Blühens mitten im Winter gegenüber und bezieht sich ebenfalls auf die Maria und besonders auf ihre gnadenreiche Geburt; denn in der Geburtsstunde des Heilandes sollen nach dem Volksglauben die Bäume blühen, wenn auch der tiefste Schnee liegt. Vgl. den Artikel Weihnachten.

Schöpfung, die.

Die mosaische Schöpfungslehre unterscheidet sich von allen heidnischen dadurch, dass sie einen allmächtigen und allgütigen Gott voraussetzt, welcher schon vor der Welt existirt und die Welt aus Nichts hervorbringt, wie ein Künstler das Kunstwerk, mit dem Wohlgefallen des Meisters, dem sein Werk gelungen ist, und sofern er lebende Wesen nach seinem Bilde schafft, mit der Liebe eines Vaters, dem das Wohl seiner Kinder am Herzen liegt. Noch weiter unterscheidet sich die mosaische Schöpfungslehre dadurch, dass sie sich nach Zeit und Raum möglichst beschränkt, sich an das Wirkliche, des Menschen nächste Umgebung hält, und von Allem absieht, was etwa der Zeit nach vor der Schöpfung der Erde könnte gewesen seyn, oder was im Raum weit über die Erde hinaus liegt.

Die heidnischen Schöpfungslehren kennen den väterlichen Schöpfer nicht. Sie sind entweder pantheistisch, oder polytheistisch oder dualistisch.

Der Pantheismus der Inder sieht in der Welt nur den auseinandergefallenen Gott, den aus der Einheit des Geistes in die Vielheit der Materie emanirten Gott, der seiner Zeit sich aus der wieder verschwindenden Materie in seine geistige Einheit zurückziehen soll. Ja nach dieser Lehre ist Gott durch seine eigene Sünde gezwungen, aus der ewigen Ruhe

in die Bewegung und Mannigfaltigkeit der Materie wie in einen Kerker zur Strafe einzugehen, um sich durch Busse wieder zu reinigen. Ein Grundgedanke, der beiden indischen Systemen, dem des Brahma, wie des Buddha, zu Grunde liegt. Deshalb ist in dieser Lehre auch der Mensch nicht absolut verschieden von Gott, sondern er wird durch angestrengte Busse selber Gott gleich, und sofern die Inder ihren Pantheismus mit Polytheismus verbinden und eine Menge Götter als einseitige Emanationen des göttlichen Urwesens annehmen, zweifeln sie nicht, dass der Mensch durch Busse sich über alle diese Götter erheben und dem höchsten Wesen näher als sie kommen könne. Ja auf dieser Voraussetzung beruht der dem Brahmanismus aufgepfropfte Buddhaismus ganz wesentlich; denn da Brahma, durch seine Phantasie (die Maja) verführt, seine göttliche Ruhe aufgab, um die Bilder seiner Einbildungskraft zu verwirklichen, und aus der Geisteswelt in die Sinnenwelt heraustrat, konnte der Rückweg in die ewige Ruhe des Geistes nur durch die strengste Busse und tiefste Contemplation des Menschen gefunden werden, d. h. im Buddha, der im Gegensatz gegen Brahma nicht von der Gottheit sich erniedrigt zur Menschheit und Thierheit, sondern sich aus der letztern wieder zur Gottheit erhebt. Jenes ist der sündigende Gott, dieses der erlösende Mensch. Es leuchtet ein, dass diese etwas complicirte Vorstellungsweise erst in einer spätern Zeit entstehen konnte, in welcher das Menschengeschlecht schon weit aus der Kindlichkeit herausgetreten war, und in welcher sich einerseits der philosophirende Hochmuth des Menschen, andrerseits auch das böse Gewissen und die Erfahrung im Laster schon geltend gemacht hatten. Die mosaische Lehre erscheint ungleich kindlicher und wahrer.

Der Polytheismus hat überall wenig über die Schöpfung reflectirt. Es genügte ihm, die wichtigsten Elemente und Naturkräfte einzeln zu vergöttern und in dieser Vergötterung zu personificiren. Die auf diese Weise vermenschlichten Götter liess man andre zeugen, unter denen man sich wieder

entsprechende Personificationen der Naturreiche dachte. Dies war bekanntlich die Lehre der Griechen. Da ist zuerst Uranus der Himmel und Gae die Erde. Die zeugen miteinander den Chronos, die Zeit. Diese zeugt den Zeus (Aether), die Here (Luft), den Poseidon (Meer) etc. Aus andern Zeugungen gehen dann auch die Götter von mehr moralischer Bedeutung hervor. Ueberall entsteht hier die ganze Natur in einer immerwährenden Weiterzeugung; von einem alleinigen Gott, der Alles aus Nichts macht, ist nicht die Rede, noch weniger von einem liebenden Vater. Denn der Mensch selbst wird nach dieser Lehre nur verstohlen und wider Willen des herrschenden Gottes Zeus von dem untergeordneten Titanen Prometheus geschaffen, Zeus ärgert sich darüber, straft den Titanen dafür, und stellt sich zu dem Menschen in ein ironisches und durchweg gemüthloses Verhältniss.

Der Dualismus, der sich am entschiedensten in Persien aussprach, nahm eine durchgängige Zweiheit in der Gottheit wie in der Welt an. Die gute Hälfte Gottes, Ormuzd, schuf auch die gute Welthälfte, die böse, Ahriman, die böse. Hier heisst es also nicht, wie in der Genesis, Alles, was Gott gemacht hatte, war gut; sondern das Gute war von Anfang an mit Bösem verschmolzen, und der Teufel erhielt schon bei der Schöpfung gleiches Recht mit Gott.

Ferner gefielen sich die heidnischen Systeme des Orients in einem ausserordentlichen Luxus der Zeit- und Raumbestimmungen. Sie nahmen eine Menge Welten und Weltgeschichten vor der unsern an. Vielmal war die Welt schon untergegangen und eine neue an ihre Stelle getreten, ehe die unsere an die Reihe kam. Dieser Erstreckung der Zeit entsprach auch eine des Raumes. Man thürmte über unserer Erde eine Menge Himmel als Wohnsitze höherer Geister oder untergeordneter Götter auf. Von allem diesem Luxus weiss unsere Genesis nichts. Sie beginnt mit dem ersten Tag auf Erden und kennt vor ihm nichts, und sie beschreibt die Erde, über der sich der Himmel wie ein Zelt ausdehnt, ohne in die Tiefe der Vorwelt irgend eindringen zu wollen.

Man sieht, dass der tiefpoetische Gedanke des e r s t e n Erwachens der schönen Welt aus der Nacht des Nichts, das Feierliche des ersten Morgenwehens der Schöpfung nur in unserer Genesis erfasst ist, während alle andern Kosmogonieen ihn haben fallen lassen. Man sieht ferner, dass die mosaische Lehre allein es ist, die in jenem ersten Erwachen das Unschuldige, die jungfräuliche Reinheit der Natur anerkennt, in der unbefangenen Weise, in welcher jede reine und gesunde Seele die Schönheit der Schöpfung anerkennen und bewundern muss. Gegen diese so natürliche und liebenswürdige Auffassung erscheinen die erwähnten heidnischen Auffassungen alle roh, oder durch finstere Nebengedanken getrübt. Anstatt der Erde ihren schönen Morgen, den Menschen ihr erstes kindliches Erstaunen über das wundervolle Werk der Schöpfung zu gönnen, beginnen sie schon mit dem vollen Bewusstseyn alles Weltelends, nicht mit kindlichen, sondern mit Greisesgefühlen.

Schon aus diesem innern Grunde macht die Genesis darauf Anspruch, die ältere und reinere Tradition zu bewahren, während alle andern Schöpfungslehren erst späteren Ursprungs und durch spätere Erfahrungen getrübt erscheinen, und keineswegs mehr das kindliche Bewusstsein der ersten Erdenbewohner bewahren.

Der ästhetische Grundcharakter der Genesis ist auch in andern biblischen Büchern festgehalten. Jeder neugeborne Mensch soll, dem ersterschaffenen gleich, kindlich das Wunder der Welt anstaunen und kindlich dem gütigen Schöpfer eines so schönen Werkes danken. So heisst es im 8ten Psalm: „Was ist der Mensch, dass du an ihn dachtest, und ihn erschufest und in diese schöne Welt setztest?“ Wie grell sticht dagegen die Lehre der Inder ab, die statt dieser demüthigen Gottesfurcht und kindlichen Freude eine greisenhafte Weltverachtung und ihr *nil admirari* voranstellen!

Im Stufengang der mosaischen Schöpfungslehre durch die sechs Tage, denen die Sabbathsruhe des siebenten folgt, ist mit weiser Oekonomie Alles ausgedrückt, was der kindliche

Mensch zu wissen braucht. In drei Tagen wird das Feste gefestet, in drei weitern Tagen wird das Leben in den geschaffenen Elementen erregt und bewegt Im allgemeinen Licht, das schöpferisch aus der uralten Nacht bricht, sondert sich die Feste des Himmels, als Fussboden Gottes, von der Feste der Erde, als dem Fussboden des Menschen. In den besondern Lichtern der Sonne und des Mondes, die später hervortreten, sondert sich die grünende und von lebenden Geschöpfen erfüllte Erde vom Meere, in dem gleichfalls das Lebendige wimmelt. Zum Element des Aetherlichtes verhalten sich Sonne, Mond und Sterne als darin gleichsam lebende Geschöpfe, wie sich die Fische und Vögel zu dem flüssigen Element des untern und obern Wassers, des Meeres und der Luft, und wie sich die Pflanzen und Thiere zur Erde verhalten. In dieser dreifachen Gliederung der sechs Tage ist mit weiser ästhetischer Oekonomie alles Wesentliche zusammengefasst. Am siebenten Tage ruht Gott aus und freut sich seines Werkes. Die Wechselbeziehung der irdischen Tage zu den Schöpfungstagen hat eine Art von innerer Nothwendigkeit, sobald die Schöpfung als das Werk eines grossen Meisters aufgefasst wurde. Die Kinder Gottes werden dadurch erinnert, in ihren kleinen Werken nach ihren bescheidnen Kräften den Vater nachzuahmen, um Gutes zu wirken und der Arbeit mehr Zeit zu widmen, als der Ruhe; aber auch nicht in zäher Hast unaufhörlich schaffen zu wollen, sondern zur rechten Zeit auszuruhen und zu betrachten und zu prüfen, was sie gethan haben.

Auf die Versuche, die mosaische Schöpfungsgeschichte aus der Physik zu erklären, können wir uns hier nicht einlassen. Nur des einen wollen wir seiner Sinnigkeit wegen gedenken. Es ist der Versuch von Heinrich Steffens in seiner Anthropologie, Breslau 1822. Er geht von der Hypothese aus, unsere Erde sey zuerst ein Mond, dann ein Comet gewesen, ehe sie ein Planet geworden, und nimmt nun an, die zwei ersten Schöpfungstage fallen in die Mondperiode. Die Erde war, sagt er, ein Metallkern und breitete als ersten

Gegensatz von sich das Element der Luft um sich aus; dann bildete sich das Wasser zwischen beiden. Das Wasser aber warf sich auf die von der Sonne abgekehrte Seite und das Land trat hervor auf der andern, der Sonne zugekehrten Seite, weshalb wir noch jetzt die Südhälfte der Erde voll Wasser, die Nordhälfte voll Land sehen. Nun ging aber am dritten Schöpfungstage die Erde in die Cometenperiode über. Der unbändige Trieb der Vegetation strebte hinauf zur Sonne, riss gegen das Gesetz der Schwere die irdischen Stoffe an sich und breitete sie als Zweige der Sonne entgegen; ja riss die Erde selbst aus ihren Angeln, brach das Gesetz, durch welches sie bisher als Mond gezwungen war, der Sonne nur eine Seite zuzukehren, begann sich zu drehen und stürzte auch zugleich in einer Cometenbahn der Sonne selber zu. Die Sonne aber, die vorher nur eine dunkle Erde, ein Planet war, wurde jetzt erst Sonne. Unsere Vegetation und die Lichtkraft der Sonne riefen sich wechselseitig hervor. Deshalb konnte die Bibel sagen, die Sonne sey später entstanden, als die Pflanzenwelt, und was vorher unsinnig schien, erhält nun einen schönen Sinn. In der Sonnennähe erreichte die Vegetation ihre höchste Ueppigkeit; in der Sonnenferne versank sie wieder in Nacht und Eis. (I. 233.) Um aber zu erklären, wie auch der Mond erst so spät entstand, sagt Steffens I. 259, der Mond sey aus der Erde geboren worden, und zwar durch einen Act der Zeugung zwischen dem männlichen und weiblichen Erdprincip, die sich in den ersten Regungen der Thier- und Pflanzenwelt bethätigt hätten. Die Meteorsteine seyen fortwährend solche Erdkinder in kleinerem Maasstabe. Allein die Erdrevolutionen, die Wehen der Schöpfung waren damit noch nicht beendigt. Erst als im Menschen ein Wesen geschaffen wurde, in dem alle Elemente und Naturkräfte in vollkommenster Harmonie erschienen und dessen Schönheit Gott selbst zu seinem Ebenbilde machte, war das Ziel erreicht, jeder Streit ruhte, die Erde war Paradies. Und nur weil die ersten Menschen sündigten, konnten die durch Harmonie gefesselten Naturkräfte wieder ausbrechen und wurde

die Sündfluth nothwendig. Der Grundgedanke, dass alle Naturvorgänge sich auf das sittliche Wesen des Menschen beziehen, ist sehr poetisch. Steffens schliesst daraus ferner, dass es nur Ein menschliches Urpaar gegeben haben könne, weil die Harmonie der Elemente und die Ebenbildlichkeit Gottes keiner Mehrheit von Individuen bedurft habe. Das Auseinanderfallen der Racen erklärt er aber II. 415. consequent durch die Sünde, welche die Menschen wieder unter die Naturgewalt habe fallen und von derselben verschieden modificiren lassen.

In der Schöpfungsgeschichte der Bibel wurde die Stelle: „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht,“ schon von dem Heiden Longinus in seiner Abhandlung vom Erhabenen ihrer Erhabenheit wegen bewundert. Haydn hat sie in seiner grossen Composition „die Schöpfung“ durch Töne zu versinnlichen gesucht, die in rascher Steigerung machtvoll aus der Stille, wie das Licht aus der Nacht hervorbrechen.

Parallelstellen zur mosaischen Schöpfungslehre sind in der Bibel der 104te Psalm, der die ganze Schöpfungsgeschichte kurz zusammenfasst, und das Buch Hiob, Cap. 38.

Poetische Umschreibungen der Genesis kommen viele schon frühzeitig vor. Einer abyssinischen Genesis wird gedacht in Harris' Reise nach Schoa, II. Anhang 58. Lateinische Umschreibungen mit geringer Abweichung schon von Tertullian (Bähr, christl. Dichter 18.), von Juvencus (27.), von Hilarius von Arles (34.), von Victor (62, auch in *Fabricii thes.* I. 307.), Dracontius (*Fabr.* 353.), Avitus (*Fabr.* 367.).

Die Schöpfung wurde im Mittelalter als geistliches Schauspiel dargestellt, in England in einem Stück, das sieben Tage lang spielte und dadurch die Schöpfungstage nachahmte. v. Schack, span. Drama I. 51. Ein spanisches Stück von Calderon fasst Gott den Vater als Orpheus auf, überaus phantastisch (das. III. 264.). Orpheus tritt aus einer Himmelskugel, spielt und singt, da erwachen die zu seinen Füssen schlummernden Tage, der eine mit der Fackel des Lichts, der andere die Gewässer vom Lande scheidend, der dritte

Blumen und Früchte streuend etc.; endlich erwacht auch die menschliche Natur und dankt knieend dem Orpheus. Dieser kehrt in die Himmelskugel, aus der er im Anfang hervorgekommen, zurück, und die menschliche Natur bleibt auf der schönen Erde, im Paradiese. Da kommt Satan und der Neid in Gärtnerstracht und verlockt die menschliche Natur zum Apfelbiss. Sogleich verschwindet das Paradies, die Tage ziehen wieder weiter, aber der erste hält statt der Fackel ein Flammenschwert, der dritte theilt statt der Blumen und Früchte Disteln und Dornen aus. Die menschliche Natur wird in die Hölle geschleppt; da kommt Orpheus wieder und spielt vor dem schrecklichen Charon, dass er ihn einlasse, die menschliche Natur zu befreien. Charon weigert sich, bis Orpheus sich zum Opfer erbietet und sich von Charon tödten lässt. Nun kommen die sieben Tage wieder und jammern, bis plötzlich Orpheus auf einem Schiffe, dessen Mast das Kreuz trägt, wieder erscheint und die befreite menschliche Natur (Euridice) mit sich führt. — Die Schöpfung wurde auch von dem Spanier Azevedo als Epos behandelt. Velasquez, span. Dichtkunst S. 395. Desgleichen von Saluste de Bartas.

In Miltons verlornem Paradiese ist die Schöpfung sehr malerisch aufgefasst, namentlich die Schöpfung der Thiere. Das Krokodil steht zweifelnd da, ob es das Wasser oder die Erde zu seinem Elemente wählen soll. Behemoth, das grösste Thier, reisst sich mühevoll aus dem Schlamme. Die Vögel rauschen auf, ein unzählbares Heer etc. Eben so glücklich ist Haydn in seiner musikalischen Auffassung gewesen, wenn auch ein wenig Spielerei hier mit unterläuft.

Die Schöpfung in Gemälden darzustellen, ist freilich eine schwere Aufgabe, weil sich das Grosse nicht wohl in's Kleine zusammendrängen lässt. Doch lassen sich einzelne Momente der Schöpfung wohl in ein klares Bild fassen.

Erster Moment: Der Geist Gottes schwebt über der Tiefe. Phantastisches Bild des Engländers Martin. Gott Vater erscheint hier als ein riesenhafter Ossianischer Nebelgeist im Halblicht der Wolken. Vgl. Kunstbl. 1825. S. 238.

Ein ähnliches Bild von Gudin (das. 1844. S. 376.) lässt nur die Gestalt aus und bezeichnet das göttliche Wesen nur durch die Lichtwirkung allein. Viel naiver fassten die alten Maler den Gegenstand auf. Auf Glasmalereien namentlich findet man die Schöpfungsmomente durch Kugeln bezeichnet, die Gott Vater als Greis oder Kaiser vor sich hält. Die erste Kugel ist weiss und farblos (Licht), die zweite blau (Wasser), die dritte farbig (Scheidung der Elemente), die vierte blau mit Sternen (Sternhimmel), die fünfte grün (die Erde). Vgl. d. Artikel Kugel. In einem französischen Miniaturbilde steht Gott Vater mit Sonnennimbus und Reichsapfel vor einem Wasser, über das eine Taube zu ihm fliegt. Am Wasser bildet sich eine Landschaft. *Didron, icon.* p. 452. Auf einem andern Miniaturbild in Turin sitzt Gott Vater auf der Sonne und hält in der Hand die Erdkugel. Millin, Reise durch Savoyen I. 281. Naive Darstellungen aller Schöpfungstage in Mosaiken zu Venedig. Kunstbl. 1831. Nr. 32. Auch im Dom zu Orvieto und im Campo Santo zu Pisa. Die über dem Wasser als heiliger Geist schwebende Taube, die verschiednen Kugeln des Himmels und der Erde, dann die besondere Schöpfung von Sonne und Mond, von Kräutern und Bäumen, von Thieren und Menschen wiederholen sich am öftesten. Auch die grösseren Maler des 16ten Jahrhunderts behielten die naiven Motive noch bei. Raphael malte Gott als einen lebhaft bewegten Greis mit genial zurückgeworfenem Haar, schwebend in den Lüften, wie er Sonne und Mond gleichsam gewaltsam mit beiden Händen anpackt. Das ist seiner Würde nicht ganz angemessen und erinnert mehr an einen italienischen Baumeister, der mit Heftigkeit und Zorn seine Werke beschleunigt, etwa an Michel Angelo, Raphaels Zeitgenossen.

Die Schöpfung der Pflanzenwelt fällt mit den lieblichen Abbildungen des Gartens Eden zusammen. In dieser Darstellung zeichnete sich der sogenannte Sammet-Breughel besonders aus. Die Schöpfung der Thiere wurde von Thiermalern benutzt zu Darstellungen aller Art von Thieren.

Man brachte die neue, geistige Schöpfung, die mit der Ausgiessung des heiligen Geistes begann, in Verbindung mit jener ersten Schöpfung und stellte namentlich den (in Taubengestalt) über dem Wasser schwebenden heiligen Geist mit dem gleichfalls als Taube über den Aposteln und Jüngern schwebenden heiligen Geist zu Pfingsten zusammen. Waagen, Kunst in Paris S. 345.

Schriftgelehrte und Pharisäer,

die alttestamentalischen Vorbilder aller gegen die christliche Weisheit sich erhebenden, aus weltlicher Macht und weltlichem Verstande hervorgehenden Collegien und Facultäten, überhaupt der Menschenweisheit gegenüber der Gottesweisheit. Sie kommen übrigens in verschiedenartige Berührung mit dem Heiland. Den im Tempel lehrenden Knaben begrüssen sie mit Staunen und Ehrfurcht, dem vollendeten Meister aber grollen sie nachher und trachten ihn arglistig zu versuchen, endlich wirken sie wesentlich mit zu seinem Verderben. — Christus als Knabe unter den Gelehrten im Tempel hat das schöne Motiv in dem Gegensatz der himmlischen Weisheit, die sich in einem Kinde offenbart, gegen die irdische Weisheit, die in einer Vielheit von Männern und Greisen vertreten wird. Es ist nicht der Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge. Es ist daher auch von Malern falsch und ungerecht, wenn sie in die Mienen der Schriftgelehrten Arroganz oder Bosheit legen. Diese erste Zusammenkunft des Erlösers mit den Schriftgelehrten war eine unschuldige und friedfertige. Sie verdammten ihn nicht, sie staunten nur über ihn und hörten ihm mit Theilnahme zu. Wenn nun auch die schlechten Elemente, die unter ihnen waren, durch die Maler in ihren Mienen ausgedrückt werden dürfen, so darf doch das Wohlwollen und die gute Meinung nicht fehlen und sollte sogar vorherrschen. Eben so wenig dürfen die Gelehrten komisch aufgefasst werden. — Am meisten beschämt erscheinen die Schriftgelehrten und Pharisäer bei der Erklärung des Zins-

groschen, bei dem Urtheil über die Ehebrecherin. Am erbittertsten aber bei der Verurtheilung Jesu und am schadenfrohsten bei der Kreuzigung.

Schuh,

Mittel und Sinnbild des irdischen Wandels. Wer sich dem Heiligen und Himmlischen naht, bedarf dieses Mittels nicht mehr und muss daher auch das Sinnbild ablegen. Moses zieht, als er vor Gott im feurigen Busche kniet, seine Schuhe aus, „denn hier ist heiliges Land." 1. B. Mos. 3, 5. Alle Muhamedaner ziehen vor den Moscheen, auch alle Inder vor ihren Tempeln die Schuhe aus. Unser nordisches Clima leidet die Entblössung der Füsse nicht und im Christenthum ist die innerliche Demuth das Wesen, wobei das äussere Zeichen nicht wesentlich ist. Doch ist es geheiligtes Herkommen, die göttlichen Personen auf Kirchenbildern immer unbeschuht zu malen und auch den Aposteln nur Sandalen zu geben, im Gegensatz gegen die beschuhten Propheten.

Auch die Todten dürfen nach christlichem Gebrauch keine Schuhe tragen. *Augustinus, serm. de sanct.* 42, 6. Hier ist offenbar ein scharfer Gegensatz des Christenthums gegen das ältere Heidenthum ausgedrückt, weil in letzterem ausdrücklich die Beschuhung der Todten verlangt wurde. Die Heiden nämlich glaubten, ihre Todten kämen in eine materielle, sinnliche Welt, brauchten Fährgeld, um über den Todtenfluss zu schiffen, Schuhe, um auf den steinigen Wegen der Unterwelt nicht zu ermüden, wohl gar ein Ross, um zu reiten, daher geopferte Rosse mit ihnen begraben wurden, Waffen, sogar Nahrungsmittel für die Reise etc. In Deutschland findet man noch viele alte Heidengräber mit solchen Utensilien für die Todtenreise gefüllt. In der Grafschaft Henneberg nennt man noch jetzt jedes Begräbniss den „Todtenschuh", zum Beweise, für wie wichtig man in frühern Zeiten die Beschuhung der Todten hielt. Dagegen lehrt die christliche Kirche, die Todten bedürfen all dergleichen Mit-

gaben nicht, sie stehen in Gottes Hand und können sich nicht mehr mit irdischen Mitteln helfen, sondern nur noch mit Busse im Reinigungsorte.

Der alte sinnbildliche Gebrauch, wenn man irgendwo ungastlich aufgenommen worden ist oder sonst über Frevel zu klagen hat, beim Weggehen den Staub von den Schuhen zu schütteln, wurzelt in derselben Symbolik. Es wird nämlich damit ausgedrückt: „Ich hätte diesen Weg zu euch Gottlosen gar nicht antreten sollen, er ist vergebens, er ist zum Unheil ausgeschlagen, darum reinige ich meine Schuhe vom Staub wieder, als hätte ich den Weg gar nicht gemacht."

Der Schuh war bei den Alten auch ein Symbol der Herrschaft. Darauf bezieht sich auch Psalm 60, 10: „Auf Edom werfe ich meinen Schuh." Doch scheint es, der mit dem Kreuz gestickte bischöfliche Schuh und päpstliche Pantoffel ist nur insofern zugleich Sinnbild der Herrschaft, als er die Fusstapfen des heiligen Petrus und die apostolische Mission, „den Fleiss für die Heerde Christi" bedeutet. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 270. Denselben Sinn scheint mir der „Frauenschuh" oder „Marienschuh" zu haben, die blumenartige Steinverzierung auf den Spitzen gothischer Thürme und Thürmchen. Diese Form, eine bauchige, rundgeschlossene, in der Mitte sich ein wenig öffnende Blume darstellend, eignet sich in vorzüglichem Grade für die gothische Steinornamentik, der offenere Formen und zerbrechlichere Ausstrahlungen ungünstig wären, entspricht aber zugleich der natürlichen Form der bekannten Blume „Frauenschuh", *cypripedium vulgare*, und lässt daher auch eine höchst sinnige Beziehung auf die Gottesmutter zu, deren Wandel auf Erden die Kirche gründete, so dass ihre Fusstapfen, der höchsten Spitze der Kirche aufgedrückt, theils den heiligen Ursprung der Kirche, theils die ewige Herrschaft und Fürsorge der Gottesmutter innerhalb der Kirche bezeichnet. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 174. II. 355. 564, wo jedoch diese Symbolik noch nicht erschöpfend genug behandelt ist.

Schuhe als Heiligenattribute. Die Heiligen Eutropius,

Sergius und Sozon erlitten das Martyrium durch Nägel, die man ihnen in die Füsse schlug. Der heilige Anthemus von Nicomedien und Basiliskus durch glühende Metallschuhe. Schuhe in der Hand getragen kennzeichnen die heilige Hedwig, die als Fürstin aus Demuth immer barfuss ging und als ihr Gemahl, Heinrich der Bärtige von Schlesien, ihr befahl, Schuhe zu tragen, dieselben nur in der Hand trug.

Bei Stintebüll am Meeresufer stand das Bild des heiligen Pancratius mit goldenen Pantoffeln. Die stahl ein Dieb, aber auf dem Meer ergriff ihn ein Sturm und schleuderte seinen Leichnam an demselben Ufer aus, wo das Bild stand. Daher das Sprichwort: Pancratius holt seine Pantoffeln wieder. Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 158.

Schwalben.

Nach schwedischem Volksglauben zwitscherten die Schwalben bei der Kreuzigung des Heilands voll Mitleid: *Hugswala, swala, swala hom,* tröste, kühle, kühle ihn; deshalb sind sie dem Volke heilig. Afzelius, schwedische Volkssagen III. 243. — Eine gute Bedeutung haben die Schwalben auch in den Legenden. Der heilige Einsiedler Gutlach war immer von ihnen umgeben. Auch der heilige Franciscus von Assisi befahl ihnen einmal, stille zu schweigen und seine Predigt zu hören, und sie hörten ihm andächtig zu. Dasselbe berichtet die Legende vom heiligen Aldelrandus und Gandolphus.

Schwan,

Attribut der Heiligen Cuthbert, Lutger und Hugo, weil sich zu diesen ein wilder Schwan gesellte und ihnen diente. — Ein Schwan aus dem Paradiese soll einmal über Henoch geflogen seyn und eine Feder aus seinem Flügel haben fallen lassen, mit welcher Henoch sein apokryphisches Buch schrieb.

Schwarz,

Farbe der Nacht, Negation des Lichts, mithin Sinnbild und Farbe des Teufels. Die Hölle ist ewige Nacht, nur erhellt durch die Flammen der Qual. Der Teufel ist durch und durch schwarz, so weit er nicht andere Farben braucht, den Menschen zu betrügen. — Als Negation des Lichts wurde Schwarz auch zur Farbe des Todes und der Trauer über den Tod, jedoch mit Einschränkung. Die ältesten Christen gaben (Binterim, Denkw. VI. 3. 407.) ihren Todten weisse Kleider, wie sie einst erscheinen sollten als Gerechte beim Weltgericht. Die schwarze Kleidung erweckte ihnen die Besorgniss, mit dem Tode sey alles Leben erloschen, aus und vorbei. Das Schwarz schien ihnen die Hoffnung der Auferstehung und himmlischen Reinheit aufzuschliessen. Daher ist auch die schwarze Trauertracht nur auf die Verlassenheit der Hinterbliebenen zu beziehen und als blosse Familienklage zu verstehen, keineswegs darf die schwarze Farbe auf den Todten bezogen werden.

Schweben.

Heiligkeit, zumal die heilige Ecstase entbindet von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur, auch vom Gesetz der Schwere. Daher das Wandeln der Heiligen trocknen Fusses über das Wasser. Daher auch das freie Schweben vieler Heiligen in der Luft, ein Sicherheben gleich dem Herabschweben der Engel. Frei in die Luft erhoben wurden während des Betens der heilige Albert, Bernhard, Dominicus, Franz Xaver, die heilige Agnes von Böhmen, die h. Luitgardis, die h. Therese. Als der h. Franciscus von Assisi und die h. Klara einmal im Gebet einander gegenüber knieten, wurden beide in dieser Stellung in die Luft erhoben. Der h. Petrus von Alcantara war besonders berühmt wegen seines Freischwebens in hoher Luft. Vgl. Görres, Mystik II. 515 ff.

Die gedachten Heiligen sind auf Kirchenbildern durch ihr Schweben gekennzeichnet.

Schwein,

Personification der Bestialität überhaupt, der äussersten körperlichen Unreinigkeit im Gegensatz gegen die höchste sittliche Reinheit, daher Sinnbild der in Sinnenlust verthierten Götzendiener, aber auch eine stereotype Gestalt der unreinen Geister (Teufel) und der Verdammten.

Nach Psalm 80, 14. verwühlen wilde Säue den Weinberg des Herrn, Sinnbilder der Wollust, Roheit und Gewalt. Nach den Sprichwörtern Salomo's 11, 22. gleicht ein Weib ohne Zucht einer Sau mit goldnem Halsband. Nach Steills Ephemeriden II. 109. erschien einem Schwelger eine ungeheure Heerde Schweine, vor der er sich nicht mehr zu retten wusste. Die Erscheinung verschwand und er bekehrte sich. Dem heiligen Antonius erschien der Teufel in Gestalt eines Schweins, Sinnbild der Sinnlichkeit, die er überwand. Dem Grafen Raymund von Gascogne erschien nach Froissards Bericht der Teufel als eine grosse, hagere und unfläthige Sau, so grausenhaft, dass seine Hunde vor ihr flohen und er selbst vor Entsetzen starb. — Sepp (Heidenthum I. 411.) bezieht das Wort: „Man soll die Perle nicht vor die Säue werfen" auf die Götzendiener. Es lässt mannigfache Deutung zu. Der Grundgedanke bleibt aber, die Diener des göttlichen Wortes sollen es nicht missbrauchen und gemein machen zur Schadenfreude seiner Feinde.

Was die Erklärer bisher nicht beachtet haben, aber hier am meisten in's Gewicht fällt, ist die Verdammniss, die sich an das Schwein knüpft. Gerade in dem Umstande, dass es Symbol zugleich der Sünde und der Verdammniss, der Ursache und Wirkung ist, liegt ein tiefer Sinn. Christus verdammt die unreinen Geister, in die Säue zu fahren. Matth. 8, 28. Auf einem altchristlichen Bilde befinden sich in einem Schiffe voll Seelen Verstorbener auch Schweine.

d' Agincourt, *sculptures, tab.* 29. Offenbar als Verdammte. In einer guten alten Legende, die uns Wendunmuth IV. Nr. 287. aufbewahrt, kommt der Teufel als Schwein zu einem Heiligen, um ihn zu necken. Der Heilige aber erkennt ihn wohl und ruft ihm zu: „Schäme dich, der du als Lucifer einst der schönste Engel warst und jetzt zum Schweine geworden bist." Tiridates, König von Armenien, wollte die heilige Jungfrau Ripsime verführen und liess sie, da sie sich weigerte, grausam hinrichten. Dafür wurde er nach der Legende bei Nicephorus VIII. 35. in ein Schwein verwandelt. Der verlorne Sohn in der Parabel musste, nachdem er alles Gut in Lüderlichkeit vergeudet, die Schweine hüten. Das hat denselben Sinn, seine Werke folgten ihm nach. Die Früchte seiner Laster umgaben ihn als Schweine. Hiebei ist noch zu bemerken, dass auch schon auf altägyptischen Wandbildern bei Darstellungen des Todtengerichts die Seele eines Verdammten die Gestalt eines Schweines hat. Wimmer, Gemälde von Afrika II. 382.

Wenn gleichwohl in der Legende auch Schweine vorkommen, die sich vor den Heiligen beugen, so wird damit nur die Macht der Heiligkeit in einem hohen Grade ausgedrückt. So heisst es in Gumppenbergs marian. Atlas I. 87, ein Schwein sey vor einem im Gebüsch verborgenen Marienbilde niedergekniet und habe dadurch zur Entdeckung desselben geführt. Ein Eber, der im Amphitheater gegen den heiligen Andreas losgelassen wurde, wich vor demselben scheu zurück. Ein von Jägern verfolgter Eber floh zum heiligen Einsiedler Emilion und suchte seinen Schutz, daher er Attribut dieses Heiligen geworden ist.

Schweisstuch.

Nach der Legende reichte die heilige Veronica, Matrone zu Jerusalem, dem Heiland auf seinem schweren Gange nach Golgotha ihr Tuch, dass er sich Schweiss und Blut abtrocknen konnte, und siehe, es bildete sich davon unverzüglich sein

Angesicht in dem Tuche ab. 4. Februar. Einige glauben, sie sey das blutflüssige Weib gewesen, welches durch ihren Glauben geheilt worden, daher die Weiber sie in allen Menstrualleiden anrufen. Das Tuch kam mit Titus nach Rom. Titus selbst soll durch den blossen Anblick desselben vom Aussatz geheilt worden seyn. Nach Andern brachte es die heilige Veronica selbst nach Rom und heilte damit den kranken Tiberius. Das Tuch ist in St. Peter aufbewahrt und wird dem Volke jährlich einmal gezeigt. — Man hat den Namen der Heiligen durch *vera icon* (das wahre Bild unsers Heilands) erklären wollen. Vgl. W. Grimm, Christusbilder S. 5.

In den Kirchen wird das Schweisstuch mit dem Kopf insgemein auf die Rückseite der Predella (Altarstaffel), meist schwebend von Engeln getragen, gemalt. Beim Umgang um die Altäre wird das Bild berührt und ein Kreuz vor die Stirn gemacht.

Die Veronica kommt einigemal auf grössern Darstellungen der Kreuzschleppung vor. Noch öfter wird sie gemalt, wie sie das Tuch mit dem Kopf emporhält. Das reizendste Bild der Heiligen in dieser Art ist das bewunderte Werk des Kölner Meisters Wilhelm, ehemals in der Boisseréeschen Sammlung, jetzt in München (Kunstbl. 1833, S. 39. Passavant, England 408.). Einer schönen Veronica mit dem Schweisstuch von Hemling in Brügge gedenkt Schnaase in den niederl. Briefen S. 354. Einer von Albri in Madrid *Viardot* 17.

Nach einer Sage bei *Beda opp.* III. p. 365. *Colon.* 1688 wurde das heilige Schweisstuch nach der Auferstehung Christi von einem Juden gestohlen. Als er starb, liess er seinen beiden Söhnen die Wahl, welcher das Tuch, welcher das übrige reiche Vermögen erben wolle. Der nun das Geld nahm, wurde arm; der aber das Tuch behielt, reich. Später entstand unter den Erben Streit über das Tuch, und der Chalif Moawia befahl, seine Echtheit und wem es gebühre, durch's Feuer zu erproben. Man legte es also in's brennende Feuer. Da flog es auf und einem frommen Christen

in den Schooss. Seitdem wurde es in Jerusalem aufbewahrt und hochverehrt.

Schwere.

Dante sah in der Schwere das Princip der Materie überhaupt, mithin auch des Bösen. Darum versetzte er den Lucifer in den Mittelpunkt der Erde, in den Schwerpunkt aller Anziehungskraft. Im Himmel sah er dagegen überall nur leichtes und immer leichteres Bewegen und Schweben, je reiner die Geister, um so freier durchdringen sie Raum und Zeit, ohne irgend von einem Band der Schwere mehr gehalten zu seyn. — Inzwischen ist das nicht die Voraussetzung in der Legende. Hier erscheint nämlich die Heiligkeit als ein Princip, welches schlechthin über alle Naturgesetze erhoben und von ihnen frei ist, so zwar, dass die Heiligkeit nicht blos gegen das gewöhnliche Naturgesetz die Schwere zu überwinden, sondern auch hervorzubringen vermag. Die Heiligen machen sich nicht nur leicht, sondern auch zuweilen schwer. Die Leiche des heiligen Wenzeslaus wurde, indem man sie zum Begräbniss trug, unterwegs vor einem Kerker so schwer, dass man sie durch keine Gewalt mehr weiter bringen konnte, bis alle Gefangenen aus jenem Kerker frei gelassen wurden. Da wurde auch der Sarg des königlichen Heiligen wieder ganz leicht. — Agnes von St. Angelo, Schwester der heiligen Clara, der Freundin des heiligen Franciscus im 13ten Jahrhundert, wurde aus dem Kloster St. Angelo gerissen, um wider ihren Willen zu heirathen. Als sie aber einen Fluss überschreiten sollte, wurde sie, trotz ihrer zarten Gestalt, so schwer, dass Niemand sie von der Stelle bringen konnte. Da musste ihr grimmiger Oheim ihr die Rückkehr in's Kloster gestatten. Helyot VII. 214.

Schwert,

Sinnbild der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit, im alten Testament auch sehr oft des göttlichen Zorns. Das Schwert

des Herrn ist trunken vom Blut seiner Feinde und frisst ihr Fleisch. 5. Mos. 32, 42. Jesaias 34, 5. 66, 16. Ezechiel 21, 5. Dasselbe Schwert reicht von der Erde bis zum Himmel und häuft um sich die Todten. Buch der Weisheit 18, 16. — Auch Christus spricht: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Matth. 10, 34. In der Offenbarung Johannis geht ihm ein Schwert aus dem Munde, was unzähligemal gemalt ist. Jedoch ist auf vielen Bildern das Schwert nur gegen die Verdammten gerichtet, daneben aber geht eine Lilie aus seinem Munde und richtet sich gegen die Seligen. Vgl. den Artikel Lilie. Auf einem Bilde im Kloster Heilsbronn führt Gott der Vater beim Weltgerichte das Schwert, der Sohn aber hält ihn bittend auf, während der heilige Geist als Taube auf der Schneide des Schwertes sitzt. Waagen, Kunst in Deutschland I. 304. Eine etwas zu gewagte und der Würde der heiligen Dreieinigkeit nicht ganz angemessene Auffassung. — Vom Schwerte der Gerechtigkeit in Gottes Hand abgeleitet sind alle Schwerter der Würge- und Strafengel. Vgl. den Artikel Michael.

In der Brust der Gnadenmutter hat das Schwert nur die Bedeutung des Schmerzes. „Ein Schwert wird durch deine Seele gehen,“ sagt der alte Simeon zu ihr bei Lucas 2, 35. Dieses Schwert wird oft in ihrem Herzen steckend gemalt, auch statt des einen sieben Schwerter, um ihre sieben Schmerzen zu bezeichnen.

Als Attribut der Heiligen bedeutet das Schwert immer die Enthauptung, durch welche die betreffenden Heiligen das Martyrium erlitten. Doch wird damit beim heiligen Apostel Paulus nicht blos das Martyrium, sondern auch das Schwert des Geistes, die Ritterlichkeit seines Glaubens ausgedrückt. Darum führt Paulus auch auf manchen Bildern zwei Schwerter. Das Schwert als Attribut der Enthauptung führen: St. Alexander, Anthemus, Artemius, Cajus, Constantius, Cornelius, Cyprianus, Desiderius, Evaristus, Evasius, Felix, Firmius, Flavianus, Gereon, Irenäus, Martinus, Pancratius, Sixtus, Stanislaus, Urbanus, Victor und viele Andere. Ein Schwert

im Kopf: Petrus Martyr und Thomas Beket; im Halse: St. Aquilinus und Lucia; in der Brust: St. Accursius, Euphemia, Placida, Sophronia. Zwischen den Zähnen: St. Juvenalis. Ein Schwert durch die Bibel gestossen, ohne sie zu verletzen, ist Attribut des heiligen Bonifacius. — Zwei Schwerter durchstechen den Bischof Friedrich von Utrecht. — St. Abdon und Senon sind zwei Martyrer, die mit demselben Schwerte hingerichtet wurden, daher man sie auf Gemälden gemeinschaftlich ein Schwert halten sieht und daran erkennen kann. Eben so das weibliche Paar St. Elenara und Sponsaria.

Zwei Schwerter kreuzweis durch die Hand gestossen kennzeichnen den heiligen Franciscus, den Bruder Pacifico vor seiner Bekehrung mit diesem Zeichen in einer Vision erblickte. Ozanam, Franziskanerdichter S. 107.

Scorpion,

Sinnbild des Bösen, sofern es weh thut, giftig und beissend zugleich, der teuflischen Qual. „Ihre Qual war wie eine Qual vom Scorpion.“ Offenb. Joh. 9, 5. Rehabeam drohte den Juden: „Mein Vater hat euch mit Geisseln gestrichen, ich aber werde euch mit Scorpionen streichen.“ Hier sind scharfe Geisseln mit eisernen Spitzen gemeint, die aber nur wegen der grossen Qual, die sie verursachen, und wegen der Krümmung Scorpionen hiessen. 1. Kön. 12, 11. Die Gestalt des Scorpions gehört zu denen, die bei Teufelsfrazzen angewandt werden. Riesenhaft in der Hölle der Juden, Eisenmenger II. 345. Ein Teufel entweicht in Scorpionsgestalt aus einem Besessenen. Rathgeber, Gothaisches Museum S. 231. — Ein Scorpion ist Attribut des Franciscus von Fabriano, der einen solchen im Abendmahl trank, aber durch eine Ader wieder herausliess (16. Mai). — Die Stelle bei Lucas 11, 12: „So er um ein Ei bittet, der ihm einen Scorpion dafür böte,“ ist wahrscheinlich durch die eirunde Form der im Süden oft schon sehr grossen Scorpione zu erklären. Vgl. Rosenmüller, Morgenland V. 184. Der Gegensatz ist sehr schön. Im Ei

schlummert das Leben, daher es Sinnbild nicht nur der Geburt, auch der Wiedergeburt ist (Osterei). Im Scorpion dagegen einigt sich der bittere Tod mit dem Gift der Hölle, der Bosheit des Teufels.

St. Sebastian,

ein römischer Jüngling, den Kaiser Diocletian sehr lieb hatte, aber als Christen hinrichten und zwar nackt an einen Baum gebunden mit Pfeilen erschiessen liess, 20. Januar. Das Volk glaubt, dass an diesem Tage der Saft in die Bäume trete, weil er vom Blut des Heiligen warm werde. Zur Erinnerung an den Baum des Lebens, der ohne das Blut Christi und der Heiligen nicht hätte wachsen können. Vgl. den Artikel Baum. Deshalb ist der heilige Sebastian am Baum ein Nachbild Christi am Kreuz und verhält sich zu Christo in der Kirchensymbolik und Malerei, wie St. Barbara zur Maria. Daher auch die grosse Verbreitung seines Namens und Cultus. — In den letzten Jahrhunderten hat freilich ein sehr unheiliges Motiv die häufige Darstellung seiner Marter veranlasst. Indem die Maler immer tiefer in die heidnische Empfindungsweise versanken, trachteten sie heidnische Nuditäten in die keusche Kirche Gottes einzuführen, und Sebastian, ein nackter Jüngling in der Blüthe des Lebens, schien ihnen vorzugsweise geeignet, ihre Meisterschaft im schönen Fleisch zu zeigen.

Sechs,

eine heilige Zahl. Gott schuf die Welt in sechs Tagen und ruhte am siebenten. Daher der jüdische Glaube, die Welt werde sechs Jahrtausende der Arbeit haben, denen dann das siebente als das der Ruhe, als das sogenannte tausendjährige Reich folgen werde. Vgl. den Artikel Reich. — Am sechsten Tage wurden die Menschen geschaffen; in der sechsten Stunde sollen sie gesündigt haben; daher knüpft sich auch die Erlösung an die Sechszahl, denn im sechsten Monat fand die

Verkündigung Mariä und in der sechsten Stunde der Tod Jesu statt, und auch die Himmelfahrt Mariä wird am sechsten Tage angenommen. Vgl. *Kornmann, mons Veneris* p. 96. — Die Sechs wird auch durch den griechischen Namenszug Christi ⚹ ausgedrückt, gewöhnlich ☧. Die sechs Flügel der Seraphim, die Gegenüberstellung von je sechs Propheten, Aposteln, Sibyllen etc. haben weniger in der Zahl Sechs, als in der Verdoppelung der heiligen Drei und in der Theilung der heiligen Zwölf ihre Bedeutung. Herkömmlich sind sechs Weinkrüge bei der Hochzeit zu Cana.

Die Zahl 666 in der Offenbarung Johannis 13, 18. hat eine schlimme Bedeutung als die „Zahl des Thiers“ oder des Antichrist. Ich halte nicht für nöthig, die unzähligen Erklärungsversuche hier zu registriren. Eine gute Uebersicht enthält Züllich, Offenb. Joh. II. 233 f. Alle diese Erklärungen gehen von einem einseitigen Standpunkt aus, haben nur eine gewisse Periode der schon vergangenen Weltgeschichte im Sinne oder sind ketzerisch und in absichtlicher Feindschaft gegen die Kirche ausgeklügelt. Man darf wohl einfach bei der Grundbedeutung der Sechszahl stehen bleiben, welches ist die Zahl der vollendeten Arbeit und des Maasses, in dem zugleich die Sünde voll wird, die also auch auf das Weltende und den Antichrist am besten passt. Dreimal sechs aber ist eine Potenzirung, die sich zum dreimal Sieben der höchsten und reinsten Geisterwelt (Dreieinigkeit und sieben Geister Gottes) verhält wie der Septimenaccord zur Octave, der Nächste am Heiligen als der dem Heiligsten Feindseligste. Der Antichrist in dieser dreimal unheiligen Zahl entspricht als der Letzte dem Lucifer als dem Ersten. Zwischen Beide erscheint das ganze Uebel dieser Welt eingerahmt.

Seele.

Auf Kirchenbildern des Mittelalters wird die Seele, getrennt vom Körper, vor der Geburt (auf Bildern der Verkündigung) oder nach dem Tode (beim Tode Mariä, der

Schächer am Kreuz etc.) durchgängig in Gestalt der kleinen, nackten, geschlechtslosen Kinder dargestellt. Vgl. den Artikel Kind. Ausnahmsweise tritt in dem handschriftlichen *chron. Zwifalt.* der Stuttgarter Bibliothek pag. 56 aus der todten Maria die Seele als Kopf und Spiegelbild des todten Kopfes hervor. — In den allegorischen Werken des 16ten und 17ten Jahrhunderts, in denen das Verhältniss der menschlichen Seele zu Christo wie ein Roman zweier Liebenden aufgefasst zu werden pflegte, nahm die christliche Seele so ziemlich das Wesen der griechischen Psyche aus dem bekannten Gedicht des Apulejus an. Ein geistliches Schauspiel: Psyche schrieb in diesem Sinn der Dichter Birker im 17ten Jahrhundert. Das schönste christliche Gedicht dieser Art sind die *pia desideria* von Hugo, *Antw.* 1624. Doch auch schon viel früher kommen Gedichte und Schauspiele von der „minnenden Seele“ vor. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 131. Christus ist hier immer der himmlische Geliebte, die Seele die irdische Liebende, er vollkommen und rein, daher auch ruhig und fest, sie dagegen schwach, thöricht, eifersüchtig, unruhig und voll Fehle, aber auch voll Reue. Das eigentlich älteste Vorbild dazu ist das Hohelied Salomonis, aber in der Zeit der Renaissance wurde je mehr und mehr der Roman des Apulejus, die Liebe zwischen dem himmlischen Amor und der irdischen Psyche maassgebend.

Auch der „verlorne Sohn“ ist Personification der irrenden Seele. Nicht minder der Ritter, der sich in den „Venusberg“ locken lässt. Prüfungsreisen der Seele durch die Welt siehe v. Schack, dramatische Lit. der Spanier II. 403. 500. In andern Dichtungen und Bildwerken kommt die Seele als eine arme Bettlerin vor, mager, verhungert und in Lumpen, im Gegensatz gegen den Leib, der in Gestalt eines Esels fürstlich gepflegt, verehrt und geliebkost wird. *Eicones mysticae Oraei, Francof.* 1620. Aehnlich in einem altdeutschen Gedicht, handschriftlich zu Gotha. Rathgeber, Annalen 58. In Höllenbildern bekommt die Seele zuweilen Thiergestalt, entsprechend dem Laster, das zu ihrer Verdammniss führte.

Die Seele ist das kleine Nachbild der ganzen Menschheit. Wie diese zwischen Gott und Satan, so steht die vom Körper scheidende Seele zwischen den Schutzengeln und dem Teufel, der sie zu entführen trachtet. Wieder insbesondere ist die Seele das kleine Nachbild des Volkes Gottes im alten, der Kirche im neuen Bunde. Namentlich die Braut des Hohenliedes wird bald im Grossen als Kirche, bald im Kleinen als Seele aufgefasst.

Die Eigenschaften der christlichen Seele sind wesentlich Schwäche, Uebereilung und Sünde, Rettungs- und Erlösungsbedürfniss, Demuth und Hingebung an Gott. Auf Irren und Bereuen und Zurückgeführt- und Erlöstwerden durch eine höhere Hand läuft hier Alles hinaus, indem von vorn herein die Hoffahrt der „eigenen Gerechtigkeit" ausgeschlossen bleibt. Erst eine ganz dem christlichen Glauben entfremdete Zeit konnte, indem sie Gott leugnete, den Menschen als das höchste Wesen von jeder Erlösungsbedürftigkeit emancipiren.

Segen.

Der Segen wird im Namen Gottes ertheilt, also auch mit Ehrfurcht vor Gott, daher stehend und mit entblösstem Haupte. Der allgemeine Segen, Vielen zugleich ertheilt, wird durch eine Bewegung der Arme und Hände in der Luft gegeben; der persönliche Segen, dem Einzelnen ertheilt, durch unmittelbares Auflegen der Hände auf den Kopf, wobei der Gesegnete kniet. Der allgemeine Segen wurde im mosaischen Ritus durch Ausstrecken beider Hände ertheilt, 3. Mos. 9, 22. Auch Christus erhob beide Hände, Lucas 24, 50. Nachher wurde der Segen mit einer erhobenen Hand üblich, und zwar segnet der Priester in der griechischen Kirche, indem er mit den Fingern den Namenszug Jesu Christi nachbildet durch den geraden Zeigfinger (I), den gebogenen Mittelfinger (C = S), den gekreuzten Daumen und Goldfinger (X) und den gebogenen kleinen Finger (C = S), d. h. JS CHS. Der römische Priester dagegen segnet, indem er den Daumen,

Zeige- und Mittelfinger gerade in die Höhe streckt, die zwei letzten Finger aber einschlägt, zu Ehren der Dreieinigkeit. Binterim, Denkw. VII. 2. 330 f. Vgl. den Artikel Hand.

Seidenwurm.

In einem altdeutschen Marienliede wird das Christkind im verschlossenen, jungfräulichen Leibe der Maria mit dem Seidenwurm verglichen, der in einem undurchdringlichen Seidengespinnst verborgen lebt. Haupt, Zeitschrift VIII. 280.

Senfkorn,

ein kleiner Same, aus dem ein grosses Kraut wächst, daher bei Matthäus 13, 31 f. das Himmelreich mit dem Senfkorn verglichen wird, welches als der kleinste aller Samen zu einem grossen Baume gedeiht, unter dem die Vögel des Himmels wohnen. Die Vögel bedeuten Seelen, ein Baum mit Vögeln kommt in den Dichtungen des Mittelalters sehr oft als Sinnbild des wiedergewonnenen Paradieses, mit den Seelen der Seligen vor. Unter dem Baum aber ist der Baum des Lebens gemeint. Vgl. den Artikel Baum. Der Uebergang von der Kleinheit zur Grösse aber bezieht sich auf das Wachsthum des Heiles in den Menschen, auf das Wachsthum der Kirche vom kleinen Anfang. Auch ist darin die Distanz zwischen der Krippe zu Bethlehem und dem über allen Himmeln thronenden Lamme der Offenbarung Johannis ausgedrückt. — Muhamed verglich das Senfkorn mit dem menschlichen Herzen, in dem, wie klein es immer ist, doch der unendliche Gott wohnen kann. Tholuk, Blüthensammlung S. 201. Eine muhamedanische Deutung, die auch der Christ gelten lassen muss.

Sense,

Sinnbild des Abmähens, also des Todes, wie die Sichel. Daher Attribut des Todes auf Grabmälern. Häufig erscheint

der Tod als Gerippe, eine Sense in der Hand. — Auf einem Bilde zu Padua führt Christus beim Weltgericht eine Sense in der Hand. Kunstbl. 1838. S. 50. Nach der Offenbarung Johannis 14, 4. soll es nur eine Sichel seyn. — Die Sense ist Attribut des heiligen Albert von Ogna, der einmal als Arbeiter in der Erndte einen Stein, den ihm boshafte Leute hingelegt hatten, mit der Sense leicht durchschnitt.

Seraphim,

nach Jesaias 6, 2. über dem Thron des Herrn stehende Engel. Jeder hat sechs Flügel, zwei, um damit das Antlitz, zwei, um damit die Füsse zu bedecken, und zwei, um damit zu fliegen. Es sind also, wie andere Engel, wirkende Kräfte Gottes gemeint. Das Sichbedecken aber erklärt sich aus der morgenländischen Sitte, sich vor dem Herrscher aus Demuth zu verhüllen. Gesenius, Commentar zu Jesaias I. 258. Die Verhüllung kann aber auch in dem Sinn verstanden werden, wie die „Wolke im Heiligthum" als das Geheimnissvolle der Gottheit. Man hat sich Mühe gegeben, den Namen mit dem ägyptischen Serapis in Verbindung zu bringen, was aber völlig unzulässig ist, da die mosaischen Engel principiell von den heidnischen Göttern der Aegypter verschieden sind, was immerhin Aehnliches auch in ihren beiderseitigen Flügelattributen oder auch in ihren Gewalten und Heilkräften liegen mag.

Sibyllen.

Wie das ganze alte Testament nur die Vorbereitung zum neuen war, so weisen namentlich alle Propheten mit grösster Bestimmtheit auf den kommenden Messias hin. Sie entzündeten gleichsam die Morgenröthe, aus welcher die neue Sonne hervortrat. Getrennt und unabhängig von ihnen machte sich aber jener geheimnissvolle Zug zum Christenthum auch im Heidenthum geltend, aber hier viel bewusstloser und verborgener. Nur wie im magnetischen Schlafe träumen die heidnischen

Sibyllen von dem fernen, fremdartigen Reiche Gottes, das auf Erden erscheinen soll.

Sie stehen als Thürhüterinnen an der Schwelle des Christenthums, als Vertreterinnen der Ahnung des Christlichen im Heidenthum, neben den Propheten, als den Vertretern der christlichen Offenbarung im Judenthum. Schon der Geschlechtsunterschied drückt diesen Gegensatz sehr passend aus.

Die Heiden kannten schon längst Sibyllen, ohne alle Beziehung auf das Christenthum, als Seherinnen, Verkünderinnen der Zukunft. Man hat den Namen abgeleitet von *Jabulah* (Trägerin) oder *Kibil* (empfangen), und mit *Kabbalah* und der alten Göttin Kybele in Verbindung gebracht. Der Sinn ist immer: das Weibliche, welches göttliche Eingebungen empfängt und mittheilt.

Varro nahm (bei *Lactantius, div. inst.* I. 6.) zehn Sibyllen an: 1) die persische, 2) die libysche, 3) die delphische, 4) die kimmerische, 5) die erythräische, 6) die samische, 7) die cumanische, 8) die hellespontische, 9) die phrygische, 10) die tiburtinische. Dieselben Namen nennt auch der Scholiast des Plato (Phädrus, *ed. Bekker* II. 315.). Vgl. *Photius, quaest. amphil.* 160. in *Montfaucon, bibl. Coislin.* p. 347. *Mai, script. vet. nov. collect.* I. *praef.* XXXVIII. Suidas kennt die zehn Sibyllen auch, *s. v.* Eben so der heilige Hieronymus, *adv. Jovianum* I. 14. — Aelian, *var. hist.* XII. 35, nimmt zwar nur vier Sibyllen an, sagt aber, Andre nehmen zehn an. — Pausanias, X. 12, lässt nur vier, Solinus, II. 10, nur drei, Martianus Capella, II. 159, nur zwei, Plinius, Naturg. VII. 33. XIII. 27, nur eine gelten. Was diese Sibyllen für das ältere Heidenthum geleistet, so wie die berühmten sibyllinischen Bücher in Rom, die alle Weisheit der Zukunft in sich enthielten und bei denen man in böser Zeit Rath zu holen pflegte, gehen uns hier nichts an.

Unter den zehn genannten Sibyllen aus rein römischer Erinnerung steht die tiburtinische in nächster Beziehung zum Christenthum und erlangte bei weitem den grössten Ruhm. Das ist die Sibylle, die, von Kaiser Augustus um die Zukunft

befragt, demselben in einer Vision die Gnadenmutter mit dem göttlichen Kinde zeigte, in der Stunde, in welcher Christus geboren wurde. *Legenda aurea, cap.* 6. *de nativ. Domini.* Vgl. Piper, christl. Mythol. I. 480, und unsern Artikel *Ara coeli.* Diese Sibylle heisst Albunea.

Jene zehn Sibyllen der Römer wurden aber aus der jüdischen und orientalischen Erinnerung ergänzt, und insbesondere wurde unter den drei Sibyllen, die desfalls im Mittelalter den älteren zehn noch hinzugefügt wurden, die Königin von Saba hervorgehoben. In einem altdeutschen Schauspiel steht sie ausschliesslich als Vertreterin des Heidenthums dem König Salomo, als dem Vertreter des Judenthums gegenüber, beide aber weisen auf den Heiland hin, sie als Sibylle, er als Prophet. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 307. Diese Königin von Saba hat auch grosse Bedeutung in der Legende vom heiligen Kreuz. Vgl. d. Artikel Kreuz. Sie heisst bei den Muhamedanern Balkis, als dreizehnte Sibylle Nichaula.

Diese beiden Sibyllen, die abendländische und morgenländische, bilden die Anhaltspunkte der ganzen Sibyllenschaft, wie sie in die christliche Legende und Kunst eingetreten ist. In dem altdeutschen Volksbuch „Von der Sibyllen Weissagung“ ist ihre Legende und das Typische ihrer Kleidung und ihrer Attribute schon vollkommen ausgebildet. Die ihnen zugeschriebenen Weissagungen in griechischen Hexametern sind 1852 von Friedlieb, Professor in Breslau, in's Deutsche übersetzt worden.

Wir gehen nun die einzelnen Sibyllen durch:

1. Die persische Sibylle — Sambethe, nach dem Scholiasten des Plato und Suidas auch die chaldäische genannt, soll schon mit in der Arche und eine Schwiegertochter des Noah gewesen seyn, wodurch das Sibyllenthum oder heidnische Prophetenthum in gleiches Alter und gleiche Berechtigung gesetzt wird mit dem aus Sems Geschlecht erwachsenden jüdischen Prophetenthum. Ihrer Prophezeihungen auf Christum gedenkt Augustinus *de civ. Dei* 8. Im alten

Volksbuch von der Sibyllen Weissagung ist sie charakterisirt durch den goldnen Schleier. Auf altfranzösischen Bildern trägt sie eine Laterne (als Verkünderin des Lichts). *Didron, man.* p. 152. Michel Angelo malte sie in der sixtinischen Kapelle als die älteste Sibylle auch sehr alt, doch immer noch als ein mächtiges hohes Weib. Dagegen malte sie Guercino auf dem Capitol voll Lieblichkeit. Eben so Guido Reni in Florenz (Kunstblatt 1836. S. 86.) und in England (Waagen II. 220.) Memling malte sie im flämischen Costüm zu Brügge. *Viardot* 313.

2. Die libysche Sibylle wurde nach dem alten Volksbuch im himmelblauen Kleide und mit einem Rosenkranz (um die Jungfrau Maria vorzubedeuten), desgleichen mit einer Fackel in der Hand gemalt (um Christum, das Licht der Welt, vorzubedeuten). Andere geben ihr einen Lorbeerkranz und eine zerrissene Kette (die Bande des alten Judenthums oder Heidenthums). Ihr Name ist Elissa, was auch der Name der karthagischen Dido ist. In der That ist sie auf diese grosse Königin, die zuerst das Licht der Bildung nach Libyen trug, zurückzuführen.

3. Die delphische Sibylle (Daphne, Herophyle, Manto, Artemis, Diana) soll Apollopriesterin gewesen seyn und nach Suidas noch vor Trojas Untergang gelebt haben. Unter dem Namen Herophyle sagte sie Trojas Ende vorher (*Isidor, or.* VIII. 8, also wie Cassandra). Diodor, IV. 68, macht sie zur Daphne, Apollo's Geliebten, oder Manto, Tochter des Tiresias. Clemens Alexandr., *strom.* I. p. 304, meldet von ihr, die Musen selbst hätten sie erzogen. Nach ihrem Tode sey ihr Gesicht in den Mond übergegangen und über ihrem Grabe seyen Kräuter gewachsen, von deren Genuss die Thiere gewisse Zeichen in den Eingeweiden empfingen, aus denen man orakle. Nach dem Volksbuch ist sie schwarz gekleidet und trägt ein Horn. Das scheint sich auf das Mondliche ihres Wesens zu beziehen.

Unter den Sibyllen Michel Angelo's in der sixtinischen Kapelle ist die delphische die jüngste und schönste. Sie ver-

tritt den schönsten und geistreichsten Cultus im classischen Alterthum, nämlich den des Apollo. Sie ist der träumerische Mond neben dieser Sonne der heidnischen Geisterwelt.

4. Die kimmerische Sibylle wird Demophile, Deiphobe, auch Symmachia genannt, heisst öfter auch die cumäische und wird mit der cumanischen verwechselt. Man gibt ihr einen Blumenkranz in's frei hinabwallende Haar und einen Lorbeerzweig nebst Buch in die Hand. Ihre Symbolik und Legende ist nicht ausgebildet. Sie sollte von Rechts wegen Vertreterin des nordischen Heidenthums seyn, wie die delphische des Hellenenthums.

5. Die erythräische Sibylle, Herophyle. Nach Solinus II. 10. und Pausanias X. 12. heisst sie Herophyle und war Priesterin des Apollo zu Troja; sie lebte aber auch zu Samos, im Hellespont, zu Delphi und bei den Erythräern, daher Pausanias die verschiedenen Sibyllen dieser Orte identificirt. Martianus Capella II. 159. unterscheidet die troische Herophila von der erythräischen Symmachia.

Die Attribute dieser Sibylle sind ein schlechtes Kleid (als Vorbild der Asceten), ein Himmelsglobus, auf dem ihr Fuss steht (Verachtung der heidnischen Weisheit), ein Schwert in der einen, ein Lamm in der andern Hand.

6. Die samische Sibylle, Phyto (nach Suidas) oder Pytho und Phemonoë, wird als Priesterin dargestellt, auf ein blosses Schwert tretend, in einer Hand Rosen, in der andern Dornen.

7. Die cumanische Sibylle (von Cumä) ist für die Römer die älteste und berühmteste, sofern von ihr die berühmten sibyllinischen Bücher herrührten, die in Rom als höchste Heiligthümer und Palladien des Staats bewahrt wurden. Eine viel spätere Sage bei Justinus Martyr, *cohort. ad Gr.* 37. p. 33. *c*, macht sie zu einer Babylonierin und Tochter des Berosus, die aber nach Italien gekommen sey. Auf sie wird bezogen, was in der berühmten vierten Ecloge Virgils als cumäische Weissagung mitgetheilt wird: „Die goldne Zeit

kehrt zurück, und ein neues Geschlecht steigt vom Himmel herab; ein neugeborner Knabe macht dem eisernen Geschlecht ein Ende und neu erblüht die Welt."

Nach dem Volksbuch trägt die Sibylle von Cumä ein goldnes Gewand und ein Buch in der Hand, ein anderes auf den Knieen. In den *Heures d'Anne de France* die Krippe des Heilandes. *Didron, man.* p. 152. Domenichino malte ihr sehr schönes Bild als Seitenstück zu seinem berühmten Johannes im Pallast Borghese. Hier blickt sie schwärmerisch zum Himmel auf.

8. Die hellespontische Sibylle trägt ein Purpurkleid und in der Hand einen Rosenzweig. Sie soll zu Solons Zeit geweissagt haben. Nach Suidas. Nach dem Volksbuch ist sie schlecht und bäurisch gekleidet.

9. Die phrygische Sibylle heisst Phaennis, soll unter Antiochus dem Grossen gelebt haben. Sie wird sehr jung gemalt, mit rothem Kleide, in der Hand eine brennende Lampe und eine Geissel, den Segen und das Leiden des Heilands zu bezeichnen. Auf dem grossen Glasfenster zu *Notre Dame de Brou* trägt sie eine Fahne (der Auferstehung). *Didron, icon.* p. 317.

10. Die tiburtinische Sibylle, Albunea. Die Sibylle von Tibur, die dem Kaiser August im Augenblick, da Christus geboren wurde, denselben im Arm der Gnadenmutter in einer Vision am offenen Himmel als den künftigen Herrn der Welt zeigte. Vgl. d. Artikel *Ara coeli*. Auf einem Bilde von Hemling ist die Vision des August mit den heiligen drei Königen sinnig verbunden und auf das Hauptbild der Geburt Christi bezogen. Die Huldigung des römischen Kaiserreichs und des gesammten Abendlandes gesellt sich hier zur Huldigung der drei morgenländischen Weltreiche, oder Persiens, Syriens und Aegyptens. Auf einem Bilde des Johann von Leyden in Wien trägt die Sibylle ein Rosagewand mit grünem Schatten und umher wird die deutsche Reichsfahne entfaltet.

11. Die europäische Sibylle ist nach dem Volksbuch als Fürstin prächtig gekleidet und hält in der Hand einen Brief. Wo und wann sie lebte, ist ungewiss.

12. Agrippina, die einzige unter den Sibyllen, welche schwarz als Mohrin gemalt wird. Da sie zugleich geistreich und voll Adel ist, erscheint sie als ein sehr poetisches Motiv für Maler. Man gibt ihr ein Purpurkleid und eine Fackel in die Hand. Die Fackel der Sibyllen deutet immer auf ihre Gabe, in das Dunkel der Zukunft hinein zu leuchten. Sie tragen wie der Morgenstern die Fackel dem Helios, so die ihrige dem Heiland voran, den sie verkündigen.

13. Nichaula, eine Königin, soll dem König Salomo von Christo und der Madonna und von der ganzen Weltgeschichte bis zum Weltende geweissagt haben. Sie ist, nur unter anderm Namen, die berühmte Balkis, Königin von Saba. Die älteren Quellen kennen sie nicht. Sie ist mit den beiden vorletzten Sibyllen erst später im Volksbuch „der Sibyllen Weissagung“ zu den ältern zehn hinzugekommen.

Man hat noch zwölf verschiedene Weissagungen der zwölf Sibyllen von Christo. Vgl. Mehring S. 425. Sie dienen als Devisen zu ihren Bildern. Die persische Sibylle spricht: „Es wird ein lieblicher Fürst, von einer jungfräulichen Mutter geboren, auf einem Esel reiten, der allen Gefallenen Heil bringen wird. Nur Er wird die Orakel errathen.“

Die libysche Sibylle spricht: „Tage werden kommen, da der ewige König die fröhliche Saat bestrahlen und alle Sünde von den Menschen hinwegnehmen wird; denn er wird seine Glieder niederlegen in den Schooss der Königin der Welt.“

Die delphische Sibylle spricht: „Wonne wird alle Herzen durchbeben, wenn der herrlichste aller Propheten ohne Mann empfangen und geboren seyn wird. Das ist übernatürlich; doch vermag es auch nur der, der aller Dinge Herr ist.“

Die kimmerische Sibylle spricht: „Eine schöne Jungfrau wird den Herrn der Heerschaaren mit ihrer Milch säugen

24 *

und ein Stern über seinem Haupte leuchten, zu dem die Weisen wallfahren werden."

Die samische: „Bald wird der fröhliche Tag die schwarzen Schatten verjagen; der Geringste wird die verschlossensten Bücher der Propheten offen sehen und verstehen und den König der Lebendigen mit eigenen Händen betasten, den eine Jungfrau gebären wird."

Die cumanische: „Viel habe ich geweissagt, höret das Letzte von Allem, was ich sage: Der König, der da Frieden bringt über die ganze Welt, wird das keuscheste und schönste Mädchen zur Mutter sich erwählen."

Die hellespontische: „Ich sah eine Jungfrau, hochgeehrt vor allen Wesen, weil sie ein hellstrahlendes Kind gebar, das die Welt in Frieden regieren soll."

Die phrygische: „Weil unser Leib von Sünden ist, sandte Gott sein eignes Kind in den Leib einer Jungfrau, um allen gehäuften Schlamm der Sünden mit einmal auszufegen."

Die europäische: „Eine Jungfrau wird das ewige Wort gebären und es wird wandeln über Thäler und Gebirge. Von den Sternen wird er kommen und der Aermste seyn, welcher der König der Welt ist."

Die tiburtinische, die Agrippa und die erythräische sprechen nur unbedeutende oder ganz ähnliche Dinge.

Wenn auch zuweilen nur im dunklen Umriss, liegen doch in den Sibyllen die Charaktere der heidnischen Völker und Zeiten angedeutet, welche die Welt erfüllten und die Weltgeschichte bildeten vor Christo, und zugleich drücken sie die Stellung jener Völker und ihres Geistes zum werdenden Christenthum aus. Diese Symbolik tritt mehr oder weniger bestimmt hervor zuerst in der persischen oder chaldäischen Sibylle, die man nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft die arische nennen müsste, sofern sie die Cultur des ältesten Menschenreichs auf dem Hochland zwischen Indien und Iran bezeichnet, die uralte Weisheit der Vedas und des Zendavesta. Die libysche Sibylle, die Karthagerin Elissa mit dem meer-

blauen Kleid und dem Rosenkranz, der vielleicht den Kranz der Colonieen am Mittelmeer bedeutet, und mit der zerbrochenen Kette, charakterisirt die See- und Handelsmacht der Phöniker und die erste abendländische Cultur. Die delphische dann den Apollocultus und alle geistigen Blüthen des Hellenenthums. Die kimmerische in ihrem Blumenkranz und wallenden Haar (Sinnbilder der Jungfräulichkeit) und mit dem Lorbeerzweig des Ruhmes die noch rohen, aber sittenreinen Heldenvölker des Nordens. Die erythräische mit den Attributen des Elends, auf die Weltkugel tretend, bedeutet vielleicht die Verderbniss der römischen Kaiserzeit, und die samische mit blossem Schwert die Greuelkämpfe der Völkerwanderung. Darum folgt ihr als siebente die cumanische, die auf den Erlöser vom eisernen Zeitalter und Wiederbringer des goldnen hinweist. Hierauf die wunderbare Erscheinung der hellespontischen Sibylle bald im Königs-, bald im Bauernkleide, aber mit dem Rosenzweige, vielleicht vorbedeutend die constantinische Zeit, in welcher Byzanz den Purpur bezeichnet, die bäuerische Tracht aber die deutschen Völker, die sich zum Christenthum bekehrten. Die phrygische Sibylle mit der Fahne entspräche sofort dem bekanntlich von Phrygien hergeleiteten jungen Reich der Franken, und die tiburtinische dem durch Karl den Grossen neuverjüngten Reich der Römer, d. h. dem Reich Christi in Rom. Die drei letzten Sibyllen aber würden folgerecht, die europäische die nunmehr gesicherte Herrschaft des Christenthums in Europa, die schwarze Agrippina die noch zu bekehrenden Welttheile voll farbiger Menschen, und Nichaula endlich, die sabäische Königin, die zuerst dem Vorbild Christi in Salomon nahe trat, alle heidnische Weisheit der mosaischen vermittelnd, würde auf die dereinstige geistige Vermählung aller Völker in Christo hinweisen. Somit wäre ein welthistorischer Cyclus in den Sibyllen angedeutet, aber auch nur angedeutet.

Aeltere christliche Bilder, welche eine Sibylle darstellten, sind nirgends aufgefunden worden. Die ganze Vorstellung ist späteren Ursprungs und gehört eigentlich erst der Zeit

an, in welcher die christliche Kunst ihrer Vollendung entgegenging. Die Sibyllen erhielten erst ihre grosse Bedeutung für die Kunst, als sie die symmetrische Ergänzung der alten Propheten wurden. Dazu gehörte aber schon eine grossartige Gesammtanschauung der christlichen Symbolik vom künstlerischen Standpunkt aus.

In folgender Symmetrie stehen sich zu Loretto die Statuen der Propheten und Sibyllen von della Porta gegenüber, und zwar:

1) gegen Norden:
   Jesaias — die Sibylla Hellespontica,
   Daniel — die Sibylla Phrygia,
   Amos — die Sibylla Tiburtina;
2) gegen Westen:
   Jeremias — die Sibylla Libyca,
   Ezechiel — die Sibylla Delphica;
3) gegen Süden:
   Malachias — die Sibylla Persica,
   David — die Sibylla Cumana,
   Zacharias — die Sibylla Erythräa;
4) gegen Osten:
   Moses — die Sibylla Samia;
   Balaam — die Sibylla Kimmeria.

Die Auswahl ist ziemlich willkührlich.

Die grossartigste Zusammenstellung der Sibyllen mit den Propheten findet sich an der Decke der sixtinischen Kapelle in den berühmten Fresken von Raphael. Beide erscheinen hier colossal.

Michel Angelo gab ihnen eine übermenschliche Hoheit, aber mit abstossender Strenge; Raphael machte sie dagegen zu Idealen der Schönheit und Anmuth. Das Rechte dürfte in der Mitte liegen. Michel Angelo bildete sie zu wild aufgeregt; dieser gar zu wenig aufgeregt. Ihr Antlitz muss stets Geist strahlen; aber mehr den empfangenen als den eigenen Geist; und ihre Seele muss in einer freudigen und schönen

Aufwallung sich ausdrücken, nicht in wilden Blicken, noch weniger aber in ruhigem Behagen.

Die Kleidung der Sibyllen darf sich der Nationalität anschmiegen, der sie angehören, muss aber einen mehr oder weniger priesterlichen Charakter haben; doch sind ihnen herkömmlich bunte Farben und etwas Phantastisches gestattet, um das Heidnische ihres Wesens zu bezeichnen. Ihr Attribut ist (wie bei den Propheten) eine Schriftrolle, denn sie haben Bücher hinterlassen. Sehr oft haben sie Zettel mit Sprüchen bei sich, die aber zu wenig charakteristische Unterschiede darbieten. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 496. In den *Heures d'Anne de France* und in altfranzösischen Kirchen tragen die Sibyllen Attribute der Geburt und Passion Christi, zum Beweise, dass sie dieselbe prophezeiht haben, neben allgemeinen Attributen. Nämlich: die persische trägt eine Laterne, die libysche eine Kerze, die erythräische eine weisse Rose, (Verkündigungssymbol), die cumanische eine Krippe, die samische eine Wiege, die kimmerische ein Trinkhorn, die europäische ein Schwert, die tiburtinische eine Hand (womit Christus den Backenstreich bekam), Agrippa die Geissel, die delphische Sibylle den Dornenkranz, die hellespontische das Kreuz, die phrygische die Siegesfahne (der Auferstehung). *Didron, man.* p. 152.

Die Sibyllen stehen, wie schon bemerkt, auf Kirchenbildern oft den Propheten gegenüber. Alsdann haben sie heidnische Genien über sich, die Propheten aber jüdische Engel. Piper a. a. O. I. 368. Auch stehen die einzelnen Sibyllen in der Reihe gewöhnlich durch antike Säulen voneinander gesondert, was gleichfalls ihren heidnischen Ursprung bezeichnet. — Nicht selten dienen die Sibyllen als Karyatiden, als lebendige Pfeiler, desgleichen als Randverzierungen, um die heilige Geschichte einzurahmen. Das, was sie verkündet haben und was wirklich geschehen ist, bildet die Mitte des Bildes, in den Rahmen aber kommen sie selbst aus dankbarer Anerkennung. So in Kirchen, so in Miniaturbildern der alten Evangelienbücher. Wo nicht alle Sibyllen Platz

haben, genügt es an zweien, wie an zwei Propheten. Vgl. Piper a. a. O. 498. — In dem Triumphzuge Christi von Titian (gestochen von Andreani) tragen die Sibyllen Fahnen. Ueberhaupt kommen sie viel häufiger im Gefolge und Umkreis gleichsam in ornamentalem Sinn, als in selbstständiger Bedeutung auf Bildern vor.

Zu den eigenthümlichsten Bildern gehören die Holzschnitzereien in dem Thron oder Stuhl des Abtes von Maulbronn. Hier hat Christus zwei auf ihn hinweisende Sibyllen zur Seite, die rechts wächst aus einer Blume, die links aus einem Löwenkopf hervor. Ueber der Sibylle rechts von Christo schwebt ein gefiederter Vogel mit Teufelsfrazze, über Christo eine scheusslich gebildete Fledermaus, über der Sibylle links ein vierfüssiges Höllenthier. An dem vor dem Stuhle befindlichen Pult stehen in den beiden Ecken rechts ein Löwe, links ein Drache, von denen jeder Flammen speit, die sich in kunstreichen Verschlingungen über das ganze Bild verbreiten und in der Mitte vereinigen. In diesen Flammen sitzen wie im Laube Affen, Eidechsen, Vögel etc. Unten aber nimmt die Mitte ein Jäger mit Armbrust und ein Hirsch ein und mahnt eine Bandinschrift zur Uebung der Tugend; der Jäger soll also wohl die Laster erlegen, womit gleichsam die ganze Welt erfüllt ist?

Sichel,

das Werkzeug der Erndte. Nach der Offenbarung Johannis 14, 14 f. mäht Einer gleich dem Menschensohne mit der Sichel alles Korn, und ein Engel mit der Hippe allen Wein von der Erde. Das ist ein Sinnbild des letzten Gerichts, worin sich die sündige Menschheit, zur Erndte reif, indem im Korn ihr Leib, im Wein ihr Blut geopfert wird, in einem grossartigen Bilde, „das letzte Abendmahl des Herrn“, abspiegelt. Schon vorbedeutet beim Propheten Joel 3, 18. — Eine Sichel ist Attribut des heiligen Eusebius, weil ihm mit einer solchen der Kopf abgeschnitten wurde, und der heiligen

Notburga, weil sie als Magd auf dem Felde ihre Sichel an einen Sonnenstrahl aufhing.

Sieben.

Die Zahl Sieben war schon den ältesten Heidenvölkern heilig als die sogenannte jungfräuliche Zahl der Pythagoräer, die aus keiner andern hervorgeht durch Theilung, und als die sogenannte Pyramidalzahl, in der die Zahlen drei und vier innig verbunden sind, weil die Pyramide vier Dreiecke zu Seiten hat. Ferner als die Zahl der Wochentage und Planeten, deren man bis in's vorige Jahrhundert nur sieben zählte. Ich will hier nicht alle ausserhalb der christlichen Symbolik liegenden Beziehungen der Zahl Sieben verzeichnen, sondern auf christlichem Boden bleiben.

Im alten Testament sind es die sechs Schöpfungstage mit dem darauf folgenden Ruhetag oder Sabbath, welche die erste Woche bilden und die Heiligkeit der Siebenzahl zunächst feststellen. Die Zahl kehrt wieder in der geistigen Schöpfung, sofern der heilige Geist sich wesentlich in sieben Gaben vertheilt. Dem entsprechen die sieben Sakramente, die sieben Bitten des Vaterunsers, die sieben letzten Worte des Heilands am Kreuz, die sieben Engel (Tobias 12, 15.), sieben Tugenden, sieben Himmel. Besonders deutlich tritt die Heiligkeit der Zahl in der Offenbarung Johannis hervor in den sieben Engeln (8, 6.), Gemeinden (1, 4.), Siegeln (5, 1.), Posaunen (8, 2.), Fackeln (5, 4.), was auf den siebenarmigen Leuchter im Tempel zu Jerusalem hinweist. Dazu die sieben Freuden und Schmerzen Maria's.

Aber auch das Dämonische äussert sich gerne in der Siebenzahl. Den sieben guten Geistern stehen sieben böse, den sieben Himmeln sieben Höllen, den sieben Tugenden sieben Laster gegenüber. Das Thier mit sieben Köpfen in der Offenbarung Johannis 13, 1, das Weib, sitzend auf den sieben Bergen, das. 17, 9, hat gleichfalls die schlimme

Bedeutung des weltlichen Reichs, des verderbten Jerusalems und Roms zur Heidenzeit.

Etwas Symbolisches liegt in der Siebenzahl an sich für das christliche Bewusstseyn eigentlich nicht. Es ist nur die Ziffer, die, indem sie gerade und ungerade Zahlen verbindet und zwischen Viel und Wenig die Mitte hält, in der Natur selbst sehr häufig die Gliederungen und Emanationen gewisser Urkräfte bezeichnet, z. B. die sieben Farbenstrahlen im Regenbogen oder Spectrum, die sieben Töne etc., sich also auch am besten eignet, um nach ihr höhere Gliederungen und geistige Emanationen zu zählen.

Davon hängt auch der Werth der Zahlen 70 und 72 ab. Vgl. Sepp, Heidenthum I. 66. Das ist die durchschnittliche Zahl der menschlichen Lebensjahre.

Siegel.

Die Stirnen der Gerechten werden versiegelt, Offenb. Joh. 7, 3. Das ist, gleich der Ehrenkrone, die göttliche Signatur im Gegensatz gegen das Kainszeichen, den sichtbar aufgedrückten Fluch. — Signatur ist der symbolische Sinn des Siegels, Verschliessung der gewöhnliche, wie in den sieben Siegeln des Buchs, im Siegel des Abgrunds etc.

Simeon,

der Hohepriester, der das Christkind bei der Darstellung im Tempel empfängt und sich selig preist, in seinem hohen Alter ihn noch sehen zu können. Vgl. den Artikel Reinigung Mariä. Nach dem apokryphischen Evangelium Nicodemi war er es, der, bald nach jener Scene sterbend, zuerst im Hades die Geburt des Herrn verkündete. Hofmann, Apokr. S. 419.

Simon Magus,

der berüchtigte Zauberer, den nach Apostelgeschichte 8. der heilige Petrus mit der Kraft des wahren Gottes beschämte und überwand, wie einst Moses die Zauberer des Pharao. Dieser Simon ist aufzufassen als Vertreter des gesammten Heidenthums in dessen Naturdämonismus und Vertrauen auf Kräfte, die das Geschöpf sich anmasst gegenüber dem Schöpfer. Dem stand nichts so scharf entgegen als wie der alte Mosaismus selbst, so auch die dem Mosaismus noch näher stehende Auffassung des Christenthums, wie sie in Petro hervortritt. Wenn Petrus wegen eines einseitigen Uebergewichts, das er dem jüdischen Element geben will, von Paulus zurechtgewiesen wird, so dient andrerseits wieder Simon, Petrum zu rechtfertigen.

Simon liess sich in einen Wettstreit mit Petrus ein, ob er mit seinem heidnischen Zauber, oder Petrus mit dem heiligen Geist stärker sey. Als er aber gen Himmel fahren wollte, bewirkte Petrus, dass er herabstürzte. In der apokryphischen Apostelgeschichte des Abdias ist seine Prahlerei noch näher detaillirt. Da macht er Bildsäulen lebendig, lässt eine Sense ohne Mann das Feld mähen, geht durch Felsen durch, lässt Bäume plötzlich aus der Erde wachsen etc. Er hetzt dämonische Hunde auf Petrum, der ihnen aber geweihtes Brodt vorhält, worauf sie verschwinden. Seine Geliebte, Helene, liess er einmal zu allen Fenstern eines Thurmes zugleich herausschauen. Er behauptete, es sey die berühmte antike Helena von Troja (*Epiphanius*, *haer*. 21. 2.), und sie sey die höchste Göttin, so wie er selbst der höchste Gott. Er gilt als der erste Urheber der Gnosis, oder der in das Christenthum übergetragenen Aeonenlehre. Vgl. Baur, Manichäer S. 468 ff. Schon Irenäus, III. *praef.*, nennt ihn *pater omnium haereticorum*.

Simon Magus hat aber auch noch eine zweite Bedeutung. Weil er nämlich dem Petrus die Gabe des heiligen Geistes

für Geld abkaufen wollte (Apostelgesch. 8, 8.), wird der Schacher mit geistlichen Aemtern und Würden nach ihm Simonie genannt.

Simson,

alttestamentalisches Vorbild Christi, als der allüberwindende starke Held, aber auch als der Verrathene und Leidende. Ein sehr beliebtes Sinnbild war im frühern Mittelalter Simson, der dem Löwen den Rachen aufbricht, bedeutend den Heiland, wie er sein Grab oder aber die Thore der Hölle aufbricht, Sinnbild und Verheissung der Auferstehung. Wir haben dieses Bildes schon im Artikel „Löwe“ gedacht. Es kommt besonders über Kirchthüren sehr oft vor in französischen, wie in deutschen Kirchen. *Bock, église de Nivelle*, 1850. p. 56. *Didron, man.* p. 104. Heider, über Thiersymbolik S. 22. Die Art, wie Simson auf dem Löwen mit einem Fusse kniet, während er den andern in siegesgewisser Nachlässigkeit herabhängen lässt und mit beiden Händen den weiten Rachen des Löwen aufreisst, ist typisch, kehrt auf allen Bildern wieder und ist genau die nämliche Attitude, welche wir auf den Mithrasbildern finden, nur dass es auf diesen letzteren kein Löwe, dem der Rachen aufgerissen, sondern ein Stier ist, dem der Dolch in den Nacken gestossen wird. Nichts ist daher auch wahrscheinlicher, als dass jener Typus des christlichen Simson von den zahlreichen, namentlich auch in Deutschland und Frankreich verbreiteten Mithrasbildern entnommen ist. Ja jener Mithrascultus der spätern Römerzeit selbst war ein Mysteriendienst, welcher, gleich dem des Orpheus, das Christenthum vorbereiten half, die Lehre von einem grossen Opfer zum Heil der Welt. — In dem Gerippe des Löwen, den Simson getödtet hatte, nisteten Bienen, daher das berühmte Räthsel Simsons: „Süsses kommt vom Starken.“ Das wurde folgerecht Sinnbild der christlichen Kirche, die gleich einem Bienenstock im Grabe Christi ihren Ursprung und ihre Heimath gefunden.

Aber auch andere Umstände im Leben des Simson werden auf Christum bezogen. Rupertus Tuit. p. 254 f. hat sie zuerst sinnig zusammengestellt. Simson wurde von einer vorher unfruchtbaren Mutter auf wunderbare Weise verkündet und geboren, wie Christus. Simson hatte ein Weib genommen, das aber unredlich gegen ihn handelte und das er verstiess und einem Andern überliess; damit ist nach Rupert von Deutz die Synagoge, das Judenthum gemeint, welches aufgegeben werden musste, um das Christenthum in die Welt einzuführen. Simson band dreihundert Füchsen die Schwänze zusammen und Feuerbrände daran und jagte sie in die Getreidefelder der Philister. Unter den Füchsen sind, nach Rupert, die bösen Dämonen im Menschen und unter dem Getreide die bösen Werke gemeint, die sich selbst wieder zerstören müssen. Simson schlug die Philister mit einem Eselskinnbacken und liess aus dem Zahn dieses Backenknochens eine Quelle entspringen. Damit sind nach Rupert die Knochen und Reliquien der Heiligen gemeint, aus denen Quellen des ewigen Lebens entspringen. Simson trägt die Thore von Gaza auf den Berg. Darunter versteht Rupert das Aufsteigen Christi aus der Hölle in den Himmel, *quia resurgendo claustra inferni abstulit et ascendendo coelorum regna penetravit.* Ihm folgt Didron (*manuel* p. 104.), indem er hier an das Aufsprengen der Höllenpforten denkt. Christus sprengte diese Pforten, um die Patriarchen zu befreien. Hierauf nun bezieht sich das Sinnbild der Thore von Gaza. Bock dagegen und Heider a. a. O. sind geneigt, die Thore auf das Grab Christi und dagegen den aufgerissenen Löwenrachen auf die Aufsprengung der Hölle zu beziehen. — Simson wurde von Delila verrathen, dem entspricht der Verrath des Judas. Er wurde geschoren, das ist Vorbild der priesterlichen Tonsur. Endlich riss Simson das Haus ein und begrub sich unter dessen Trümmern, das bedeutet den alten Judentempel, das Judenthum selbst, aus dessen Ruinen die christliche Kirche erstanden ist.

Sehr eigenthümlich ist Simson auf den Chorstühlen im Kloster Maulbronn in Holz geschnitzt, nämlich mit langen,

auf den Rücken herabwallenden Haaren (dem Zeichen seiner Stärke) wie ein Weib, und auf dem Löwen, dem er den Rachen aufreisst, einfach reitend. Gegenüber liegt auf einem andern Bilde das Einhorn im Schoosse der Jungfrau, also auch hier bedeutet Simson Christum.

Singen

ist immer ein Ausdruck der Andacht, ein Gebet, Lob, Dank etc. des Geschöpfes gegen den Schöpfer. Gott singt nie, nur Engel und die Menschen singen in Andacht vor Gott. Der Gesang der Engelchöre und der frommen Menschen ist gleichsam eine Harmonie der Sphären im geistigen Sinn, ausdrückend die Anbetung im Kreis um eine göttliche Mitte und die innige Gemeinschaft der Heiligen. Für die Seligen im Himmel wusste man keine würdigere Beschäftigung, als Singen zum Lobe Gottes. Im Gesang geht so die ganze Seele auf, dass man eigentlich immerwährend Gott lobsingen sollte, daher man auch im frühern Mittelalter in grossen Klöstern, z. B. zu Corvey in Westphalen, zu Bangor in England etc., einen immerwährenden Gesang einführte, der nie aufhörte, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, und in dem die Mönche stets abwechselten. — Heiligen kommt als besonderer Vorzug die Gabe der Jubilation oder des Gesanges zu. Maria von Oegnies z. B. sang in der frommen Ekstase in unvergleichlich schöner Weise. Görres, Gesch. der Mystik II. 71. Nirgends wird die Verwandtschaft des Menschen mit den Engeln deutlicher, als in dieser Gabe der Engelzungen.

In dem ekstatischen Gesang schwebt der Fromme gleichsam schon im himmlischen Element und das irdische ficht ihn nicht mehr an. Der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen ist hiefür schon ein Vorbild aus dem alten Testamente. Von vielen Heiligen sagt die Legende, sie haben noch nach dem Tode fortgesungen; z. B. der heilige Nicasius sang noch fort, als ihm der obere Theil des Kopfes abgeschlagen worden

war. Die Mönche, die auf Diocletians Befehl in grosser Menge zugleich lebendig verbrannt wurden, sangen unter der Qual, und man hörte ihre Stimmen noch fortsingen in unsichtbarem Chore, als die Leichen längst in Asche zerfallen waren. — Vom heiligen Cedmon sagt die Legende, er habe im Schlafe die schönsten Lieder gesungen.

Sirene.

Die Alten verstanden unter der Sirene ein verführerisches Frauenzimmer mit Vogelfüssen, welches durch seinen Gesang die Schiffer verlockt, aber immer zu deren Verderben. Die Neuern verstehen unter demselben Namen ein verführerisches Frauenzimmer, das durch seinen Gesang in's Verderben lockt, aber nicht mit Vogelfüssen, sondern mit einem Fischschwanze, Wesen, welche die Alten nicht Sirenen, sondern Tritonen nannten.

In der christlichen Symbolik kommt die fischgeschwänzte Sirene als Sinnbild der sinnlichen Verführung vor, ganz so wie es schon bei Porphyrius im Leben des Pythagoras 39. heisst: „Sirenen sind Begierden, die zur Sünde locken, die zum Verderben führt.“ Als Sinnbild der Verlockung kommt die Sirene vor in den Miniaturen der Herrad von Landsberg in Strassburg, herausg. von Engelhardt S. 45. Die Sage kennt auch eine angebliche Sirene in Afrika, die, vorn ein wunderschönes Weib, hinten aber Schlange, Jeden zur Liebe reize, und den, der sich verführen lasse und in ihren Armen ruhe, von hinten her mit dem an ihrem Schlangenschweif befindlichen Schlangenrachen zerfleische. *Chrysostomi orat.* 5. *Pierii*, *hierogl.* 135. Unter den Werken Albrecht Dürers kommt eine sehr phantastische Sirene mit Rennthiergeweih und grünem Fischschwanz vor, einen Leuchter tragend. Heller, A. Dürer II. 1. 95. Es ist wohl damit die durch Sinnegenuss flüchtigere Zeit gemeint, die des Menschen Lebenslicht rascher brennen macht.

Auf christlichen Bildwerken findet man noch Sirenen

mit Vogelfüssen, jedoch seltener und nur in alten französischen Kirchen, wo antiker Einfluss sie erklärt, z. B. in St. Denys und Rouen. *Lenoir, Monum. de la France, pl.* 28. *Langlois, stalles de la cathedr. de Rouen, pl.* 9, 10, 11.

Im frühern Mittelalter kommt auch eine ganz andere Deutung des Sirenensinnbildes vor. Man findet namentlich auf Taufbecken die fischschwänzige Sirene mit Delphinen gesellt. Rathgeber, Gothaisches Museum S. 303. Auf Grabbildern der Katakomben Seepferde mit Fischschwänzen. Bellermann, Katakomben von Neapel, Tab. 3. 4. Das entspricht vollkommen dem antiken Todtencultus, in welchem Delphinen und Tritonen als Sinnbilder einer glücklichen Hinüberfahrt der Seele über den Styx nach Elysium galten. Diese alte Symbolik aber traf zusammen mit den specifisch christlichen Vorstellungsweisen von Christo, dem Seelenfischer, und vom heiligen Element der Taufe. Demnach kann die Sirene auf Taufbecken und das Seepferd auf christlichen Gräbern auch nicht mehr auf die Verführung durch Sinnenlust Bezug haben, sondern nur noch auf die Wiedergeburt durch die heilige Taufe und auf die Hoffnung der Auferstehung. Der nämlichen Symbolik entspricht die fischschwänzige Sirene mit einem Jungen, welches sie säugt, im Münster zu Basel, desgleichen im Münster zu Freiburg im Breisgau. Vgl. Waagen, Kunst in Deutschland II. 255. Püttmann, Kunstschätze S. 100. Oefter hält die Sirene in Kirchen einen Fisch in der Hand. Nach Piper, christl. Mythologie I. 390, „liegt es nahe, diesen Fisch für das Bild der Seele zu nehmen, die, von den Wogen der Welt umhergetrieben, von der Sirene sich hat fangen lassen.“ Dies ist aber keine gute Auslegung. Kreuser (Kirchenbau II. 46.) hat viel mehr Recht, indem er das Sinnbild auf die Wiedergeburt durch die Taufe bezieht. Diese Erklärung erhält eine weitere Bestätigung durch die Bilder in Basel und Freiburg, auf denen der ihr Junges säugenden Sirene ein Ritter, der mit einem Greifen und andern Ungeheuern kämpft, gegenübersteht, und durch ein Bild der Sirene im Münster zu Zürich, der ein menschenverschlingender

Löwe gegenübersteht. Piper sieht in der Sirene die Sünde, im Löwen und in jenen Ungeheuern die Strafe. Man wird jedoch nach dem, was bisher erörtert worden, annehmen müssen, dass die Sirene mit dem Fisch oder mit dem Jungen allein in guter Bedeutung Sinnbild der Wiedergeburt und Auferstehung, mit Einem Wort des Himmels, der menschenverschlingende Löwe aber und die Ungeheuer allein in schlimmer Bedeutung Sinnbilder der Verdammniss und Hölle seyen.

Unzweifelhaft ist die doppelte Symbolik der christlichen Sirene aus der Verwechslung des Sirenen- mit dem Tritonentypus der Alten hervorgegangen und einzig aus ihr zu erklären. Die schlimme Bedeutung der christlichen Sirene (als Verlockung) erklärt sich aus der Erinnerung an die vogelfüssige Sirene der Alten; die gute Bedeutung (als Wiedergeburt) aus der Erinnerung an die fischschwänzigen Tritonen.

Sklaven.

Während gefesselte Sklaven am Piedestal von Königen und Feldherren ein sehr gewöhnliches Attribut sind, sind dagegen auf Kirchenbildern befreite Sklaven das Attribut der Heiligen Vincenz de Paula, Johannes de Matha und Petrus Nolasco, weil diese frommen Männer ihr Leben der Loskaufung von Sklaven widmeten.

Smaragd,

der bekannte kostbare grüne Edelstein, bezeichnete im Amtsschildlein der Hohenpriester den Stamm Levi; d. h. den Priesterstamm; auch ist er Symbol des Evangelisten Johannes. *Didron, annales* V. 222. Beides mit Bezugnahme auf die Vorstellung, nach welcher der Smaragd von kühler Natur seyn und Jeden, der ihn trägt, keusch machen soll. Nicols, von Edelsteinen *s. v.* Der Priester Johannes soll deshalb ein Bett von Smaragd gehabt haben. *Corneri, chron. ad annum* 1203. Dem König von Aragonien zersprang ein

kostbarer Smaragd im Ringe, weil er seine Begierden nicht mässigen konnte. *Bayle s. v. Renon.* Vgl. Cardanus, von wunderb. Sachen S. 855. Der in der Offenbarung Johannis 4, 3. erwähnte Smaragd im Regenbogen hat nur eine ornamentale Bedeutung.

Sodom und **Gomorrha**,

sprichwörtlicher Inbegriff der äussersten gesellschaftlichen Verderbniss, Gottlosigkeit und Verthierung der Menschen, aber auch Vorbild der Hölle. An dem sichtbaren Beispiel der auf die Schuld folgenden Strafe, des die greuelvollsten Sünden unmittelbar züchtigenden Feuerregens, wurde gezeigt, wie auf alle Frevel der Menschen die Verdammniss im Feuer der Hölle warte.

Sohn, der verlorne.

Nach Lucas 15. warfen die Pharisäer und Schriftgelehrten Jesu vor, dass er mit Zöllnern und Sündern umgehe. Da antwortete er ihnen mit drei Gleichnissen, um ihnen zu sagen, dass alle Menschen, ob auch sündig, doch Kinder Gottes seyen, und dass dem liebenden Vater wohl zieme, sich auch der sündigen Kinder zu erbarmen. Erstes Gleichniss vom verlornen Schaf, das der Hirt sucht. Zweites Gleichniss vom verlornen Groschen, den das arme Weib sucht. Drittes Gleichniss vom lüderlichen Sohn, der Alles verprasst, was ihm sein Vater gegeben, ihn leichtsinnig verlässt und endlich so in's Elend geräth, dass er die Säue hüten muss. Da erkennt er sein Unrecht und kehrt heim, den Vater um Vergebung zu bitten, und dieser nimmt ihn liebreich auf. Der ältere Sohn aber, der schon allein zu erben gehofft hatte, wird neidig; aber der Vater spricht: „Freue dich, dein Bruder war todt und ist wieder lebendig worden."

Dieser verlorne Sohn ist Vorbild und Spiegel aller Menschen, die sich durch die Sünde verlocken lassen und erst im Elend bereuen und erkennen lernen, dass nur Gottes

Gnade sie erretten kann. In kurzem Auszug die Geschichte der menschlichen Seele überhaupt, denn die Meisten lehrt erst die Noth beten. Zugleich erscheint aber im Gleichniss vom verlornen Sohn die göttliche Gnade im herrlichsten Lichte, ein Verzeihen und Erbarmen, welches hoch erhaben steht über der Missgunst des ältern gerechten Sohnes. Unter diesem gerechten Sohn ist das Judenthum, sind die Bekenner des alten Gesetzes gemeint, deren Treue am Hause Gottes durch Lieblosigkeit befleckt war. Unter dem verlornen Sohn ist dagegen das Heidenthum verstanden, dessen der Herr sich erbarmt. Es ist derselbe Gegensatz wie zwischen Lea und Rahel, Martha und Magdalena. Insbesondere aber wie zwischen dem Pharisäer und barmherzigen Samariter. Denn wer Liebe beweist, ist in Gottes Augen mehr, als wer blos das Gesetz achtet, und Gott liebt den reuigen Sohn mehr, als den, der nie fehlte, aber keine Liebe hat.

Das Leben des verlornen Sohnes wurde oft in Bilderreihen dargestellt als ein Lehrbuch in Bildern für junge Leute zu ihrer Warnung.

Sonne,

Urquell alles sinnlich wahrnehmbaren Lichts, daher Sinnbild jenes Urquells, von dem alles geistige Licht kommt.

Sinnbild Gottes. Gott ist Sonne und Schild. Psalm 84, 12. Die Sonne erhellt alle Finsternisse und weckt überall Leben. Sie scheint über Gute und Böse, *omnibus idem.* So der Schöpfer und Erhalter aller Wesen. Sie ist zu lichtstark, als dass ein menschliches Auge ihren Glanz ertragen könnte, *suo se lumine condit.* Wenn sie aufgeht, schwinden alle Sterne, *extinguit lumine lumen.* Sie hat zuweilen zwei Nebensonnen, *est tamen unus,* der Eine Gott in drei Personen.

Die Sonnenwirkung ist auch das älteste und vornehmste Sinnbild der unbefleckten Empfängniss. Wie der Sonnenstrahl durch Glas dringt, ohne es zu zerbrechen, so befruchtet Gott den Leib der Maria, ohne Schaden ihrer Jungfräulichkeit:

transit, non frangit — non vi, sed virtute. Wie die Sonnenwärme in der Erde nichts zerstört, sondern sie nur mit Kräutern und Blumen ziert, so schmückte Gott die heilige Jungfrau mit der Geburt des göttlichen Kindes: *non gravat et gravitat — ornat, non onerat. Piccinelli, mundus symb.* p. 14. 19. Daher malte Raphael seine berühmte Madonna von Foligno mit dem Kinde in einer Sonne, deren Schein über die Erde fällt. Auch eine Sibylle hatte in der Stunde, in der Christus geboren wurde, eine Vision, in welcher sie Mutter und Kind in einer Sonne sah. Hofmann, Apokryphen S. 110. Ein alter Kupferstich zeigt Mutter und Kind in einer dreifachen Sonne mit Beziehung auf die heilige Dreieinigkeit. Heinecken, neue Nachrichten I. 390. — Die alten Maler liebten auf Bildern der Empfängniss einen Sonnenstrahl anzubringen, der durch's Fenster in Maria's Zimmer fällt. So auf dem schönen Bilde des Johann van Eyck aus der Boisserée'schen Sammlung. Auf vielen Bildern geht der Sonnenstrahl von der Hand Gottes oder von der Taube (als Sinnbild des heiligen Geistes) aus, und zuweilen schwebt darin ein kleines Kind, worunter aber nicht das leibliche Kind, sondern nur die Seele des noch nicht empfangenen Heilands zu verstehen ist. Vgl. den Artikel Kind.

Abgesehen von dem besondern Nimbus, den Gott um das Haupt trägt (ein Dreieck oder ein Kreuz im Zirkel), wird die Gottheit bezeichnet durch Sonnenstrahlen, die von diesen Nimben ausgehen, oder durch einen grossen Sonnenkreis (*gloria*), der Gott oder die göttlichen Personen, auch Maria mit dem Kinde umgibt, und bald in zarteren Strahlen, bald in zackigen Flammen auseinandergeht.

Die Sonne ist auch ein Sinnbild des Himmels, der reinen Lichtwelt, in der Gott und die Engel und Seligen leben. Nach der Offenbarung Johannis 21, 23. wird im neuen Jerusalem das leuchtende Lamm die Stelle der Sonne vertreten und alle Seligen in seinen ewigen Glanz einhüllen. Deshalb kommt auf Kirchenbildern zuweilen eine Sonne als Sinnbild des Himmelreichs überhaupt vor. Auf dem alten symbolen-

reichen Bilde hinter dem Altar des Ulmer Münsters gehen die Verdammten in den Höllenrachen, die Seligen aber in eine grosse Sonne ein. Dasselbe wiederholt sich auf einem Stich Albrecht Dürers. Heller, A. Dürer II. 2. 781.

Christus als Sonne. Die Sonne der Geisterwelt trat in die umnachtete Welt ein in der heiligen Weihnacht, in derselben Stunde, in welcher die physische Sonne in ihrem Wintersolstitio steht und von wo an sie sich aus ihrem tiefsten Stande wieder höher und höher hebt, die Tage verlängert, Frühling und Sommer herbeiführt. Wenn daher auch in früherer heidnischer Zeit in derselben Solstitialzeit die Geburt des neuen Jahressonnengottes gefeiert wurde, *dies natalis invicti* (*sc. solis*), so hat doch die christliche Weihnachtsfeier eine ganz andere, rein geistige Bedeutung, und das Solare ist hier nur Symbol. Christus erleuchtet und befruchtet auf geistige Weise die Menschheit, wie die Sonne auf leibliche Weise die Erde. Man hat die Opfer, welche die heiligen drei Könige dem neugebornen Heilande darbringen: Gold, Myrrhen und Weihrauch, als alte, der Sonne heilige Symbole erkannt. Man hat auch das Osterlamm auf den Sonnenstand im Zeichen des Widders bezogen. Auf dem berühmten altdeutschen Bilde der Boisserée'schen Sammlung, auf welchem das Christkind vom heiligen Christoph durch's Wasser getragen wird, geht im Hintergrunde die Sonne auf. Wie aber Christum überall die aufgehende Sonne bezeichnet, so Johannes den Täufer die niedergehende, daher auch sein Tag in das der heiligen Weihnacht entgegengesetzte Sommersolstitium fällt. Er ist nämlich Sinnbild des durch das Christenthum bekehrten und überwundenen Judenthums. — Die heilige Schrift selbst bezeichnet Christum als Sonne. Bei Maleachi 4, 2. wird tröstend auf ihn hingewiesen, der aufgehen werde als Sonne der Gerechtigkeit. Bei Lucas 1, 78. heisst er der Aufgang aus der Höhe. In einer ambrosianischen Hymne: *O sol salutis!* und in einer andern: *Splendor paternae gloriae* etc. Die Vergleichung mit der Sonne wiederholt sich in unzähligen Weihnachts-, Oster- und überhaupt

Morgenliedern. Vgl. auch Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, von W. Grimm XLVIII. Pfeiffer, deutsche Mystiker I. 375. Paderborner Liederbuch Nr. 84. — Als Symbol des Heilands umgibt die Sonne seinen Namen (Zeichen der Jesuiten und ihrer Missionen), desgleichen die Hostie, daher man vielen Monstranzen die Form von strahlenden Sonnen gegeben hat. Hieher gehört auch das schöne Sinnbild der Sonne, die in unzähligen Scherben eines zerbrochenen Spiegels, in jeder sich ganz abspiegelt, *integer in fragmentis.* Auf constantinischen Münzen kommt noch der antike Sonnengott in Verbindung mit dem Kreuze vor, was als ein Sieg des Christenthums über den heidnischen Sonnencultus gedeutet werden kann, wohl einfacher aber als eine Naivetät und unschuldige Beibehaltung eines alten Herkommens erklärt wird, ganz so wie etwa der Flussgott Jordan auf alten Bildern von der Taufe Christi. Vgl. Piper, christl. Mythol. I. 96 f.

Der Manichäismus identificirte förmlich die Sonne mit Christo, als die reinste Concentration des Lichts in der ganzen Welt, und damit des guten Princips und des Göttlichen überhaupt, und gründete darauf eine wunderliche Moral, die den Menschen Pflanzenkost gebot und sie gleichsam selber zu Pflanzen machen wollte, weil in den Pflanzen allein das von den Dämonen gebundene Licht aus der Finsterniss der Erde wieder frei und erlöst werden könne. Vgl. Baur, manichäische Relig. S. 195. 236.

Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 23, vergleicht die Mutter Gottes mit der Sonne, weil sie der ganzen Welt Gnade und Segen spende, Alles erleuchte, Alles durchwärme, die Wolken an sich ziehe und fruchtbaren Regen daraus giesse (gute Werke der Frommen), die Saaten in der Erde wecke (die Tugenden der Menschen) etc. So wird die Gnadenmutter auch in alten Kirchenliedern mit der gnadenreichen Sonne verglichen. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 123. Ein schwarzes Madonnenbild in Madrid ist merkwürdig durch den Glanz der Sonne, die es als Nimbus um's Haupt trägt. Gräfin d'Aunoi, Reise II. 115.

Die Sonne als Attribut von Heiligen. Eine Sonne wird über dem Haupt des heiligen Columban schwebend gemalt, weil seine Mutter, als sie mit ihm schwanger war, geträumt, sie gebäre eine Sonne. An einer Sonne auf der Brust ist überall auf Kirchenbildern der heilige Thomas Aquinas kenntlich. Ein Kreuz in der Sonne kennzeichnet den heiligen Ignatius Loyola, dem es in einer Vision erschien, wie ein Basrelief in Turin zeigt. Millin, Reise in Savoien I. 270. Den Namen Jesu (I H S) in einer Sonne erblickte St. Vincentius Ferrerius. Dasselbe Zeichen ist Attribut des heiligen Bernardinus von Siena. Demselben klagte einmal ein Drechsler, welcher Schachbrette, Würfel etc. verfertigte, er habe gar keinen Absatz mehr, weil alle Leute in des Heiligen Predigt liefen und nicht mehr spielen wollten. Da malte Bernardin eine Sonne mit dem Namen Jesu und sagte zu ihm, er solle künftig nur solche Zeichen machen. *Molani, hist. imag.* p. 284. Seitdem wurde dieses Symbol wirklich das Abzeichen aller Jesuitenmissionen, als die Sonne, die in die Nacht des Heidenthums leuchten sollte. — Ueber das Symbol der Sonnenblume vgl. den Artikel Johannes der Evangelist.

St. Ivo, bretagnischer Priester im 14ten Jahrhundert, lebte sehr fromm und als Wohlthäter und Advocat der Armen. Einst speiste er eine Menge Menschen von einem kleinen Stückchen Brodt. Einmal besuchte ihn Christus selbst in Bettlergestalt und ass mit an seinem Tisch, verschwand aber plötzlich in vollem Glanze seiner Majestät. Ein andermal, als Ivo die Hostie bei der Messe erhob, umgab sie ein Sonnennimbus. Er starb, unverwandt die Augen auf's Crucifix geheftet. 27. October. Wie ihm Arme ihre Klagen schriftlich überreichen, malte Peter von Cortona in Rom. Ramdohr III. 261. Er ist Patron der Juristen.

Das berühmte Wunder Josua's, der während einer Schlacht die Sonne stille stehen hiess, und dem sie wirklich noch so lange leuchtete, bis er die Feinde überwunden hatte, ist bekanntlich ein Stecken- und Paradepferd der Rationalisten

und Religionsspötter geworden, die daraus den Beweis haben herleiten wollen, es stecke doch allerlei Unwahrheit und kindischer Unverstand in der Bibel, weil die Sonne ja überhaupt nicht laufe, sondern immer still stehe und nur die Erde um sich laufen lasse. Inzwischen ändert dieser astronomische Einwurf an dem Wunder gar nichts, denn es läuft auf eines hinaus, ob die Sonne nur scheinbar und die Erde wirklich still gestanden oder umgekehrt. Der scheinbare Sonnenlauf wird überall in der Bibel anerkannt, nicht blos im Buch Josua. Die Stellen sind am sorgfältigsten gesammelt bei *Riccioli*, *almagest.* II. 480. In neuerer Zeit erklärt man das Wunder Josua's aus der Anfangsstelle eines alten Liedes als eine poetische Redensart. Allein wir stehen hier auf dem Boden der Wunder. Man darf keines willkührlich herausreissen.

Der Engel in der Sonne, der nach der Offenbarung Johannis 19, 17. alle Vögel herbeiruft, um die Könige der vom Zorn Gottes niedergeschmetterten Völker zu fressen, dürfte wohl einigen Einfluss geübt haben auf die Vorstellungsweisen der Gnostiker, die den unten in den finstern Tiefen ächzenden Teufeln das Bild Christi als Gegenstand unerreichbarer Sehnsucht in der Sonne zeigen. Die Beziehung der Sonne zu den Verdammten und Teufeln entspricht hier der Beziehung derselben zu Christus.

Wenn Sonne und Mond neben einander vorkommen, so bedeuten sie als die in der sichtbaren Natur vorwaltenden Gestirne diese Natur selbst. So in ihrer Verbindung mit dem Crucifix. Beim Tode Jesu nämlich wurden beide Gestirne des Tages und der Nacht verfinstert und trauerten mit der ganzen Natur um den Heiland. Deshalb wurden Sonne und Mond im Mittelalter häufig zur Rechten und Linken des Heilands am Kreuz gemalt, mit dem Ausdruck der Trauer, indem man sich in den frühesten Jahrhunderten noch der herkömmlichen Gestalten der heidnischen Sonnen- und Mondgötter (Helios und Selene, Phöbus und Luna) bediente, später aber Gesichter in die Sonnen- und Mondscheibe hineinmalte und denselben Thränen und leidende Züge gab. Auf den

berühmten Miniaturen der Herrad von Landsberg in Strassburg trocknet sich die Sonne mit der Hand die weinenden Augen. Waagen, Kunst in Deutschland II. 360. Auf Miniaturen des 8ten und 9ten Jahrhunderts fahren die antiken Lichtgötter noch, Sol mit dem Viergespann von Rossen, Luna mit dem Zweigespann von Rindern dem Crucifix zu. *Didron, icon.* p. 89. Dieser ganze Kreis von bildlichen Darstellungen ist mit der grössten Gelehrsamkeit behandelt in Pipers christl. Mythol. II. 116 f. Später wurde die naive Weise verlassen und Sonne und Mond erhielten die Bedeutung und die Attribute von *fides* und *spes,* Glauben und Hoffnung. Auch wurde neben das Crucifix zur Rechten Maria mit dem Sonnen-, Magdalena mit dem Mondnimbus gestellt. So auf einem Wiener Miniaturbild. Fiorillo I. 50. Bei den Manichäern wurden dagegen Sonne und Mond, jene als Christus, dieser als Sophia gepaart. Vgl. Baur S. 233.

Christus tritt als Weltrichter auf Sonne und Mond in der Lorenzkirche in Nürnberg. Das bezeichnet ihn als Herrn der sichtbaren Welt. Doch findet man auf Bildern des Weltgerichts auch wieder die Sonne zur Rechten seines Hauptes, den Mond zur Linken, ganz so wie neben dem Crucifix; denn nach der Offenbarung Johannis 6, 12. verfinstern sich beide Gestirne auch beim Weltgericht, wie vorher beim Tode Christi. Hier steht noch insbesondere die Sonne zur Rechten in Beziehung mit den Seligen, der Mond zur Linken aber mit den Verdammten.

Sonnenstrahl,

Sinnbild der ausströmenden, in Wirksamkeit tretenden Kraft Gottes, wie die Sonne selbst Sinnbild Gottes ist. Daher auf fast allen Bildern der Verkündigung ein durch das Fenster einfallender Sonnenstrahl. — In der Legende der Heiligen deutet der Sonnenstrahl die Verbindung an, in welcher der Heilige, wenn er auch niedern Standes, ja in Knechts- und Magdgestalt auf Erden wandelt, dennoch mit dem Himmel

und seiner Macht und Herrlichkeit steht. Am öftesten wiederholt sich die Legende vom Sonnenstrahl, an welchen ein Heiliger seinen Hut, Handschuh, Mantel etc. aufhängt. Zuweilen geschieht es, um in einem besondern Fall das Wort des Heiligen zu bekräftigen oder seine Unschuld und Heiligkeit zu bewähren. Ausserdem aber als etwas Gewöhnliches, das nur gemeinen, sündigen Menschen ungewöhnlich erscheint. Es verhält sich mit den Sonnenstrahlen wie mit dem Licht. Sie stehen in einem ganz eigenthümlichen Verhältniss zur Jungfräulichkeit, sie gehorchen der Unschuld und geben sie zu erkennen. Vgl. die Artikel Jungfrau und Licht.

Am berühmtesten ist die heilige Notburga, eine fromme demüthige Magd, die, als sie einmal des Sonntags mähen sollte, zum Beweise, wie gottlos eine solche Forderung, den Feiertag zu entheiligen, sey, ihre Sichel an einem Sonnenstrahl aufhing. In gleicher Weise hing die heilige Milburga ihren Schleier auf, die h. Gudula ihren Handschuh; den Handschuh auch die h. Kunigunde. Haupt, Bamberger Legenden 57. Eben so der h. David in Schweden, der aber diese Gabe verlor, blos weil er einmal achtlos eine Kornähre zertrat. Afzelius II. 86. Metten an der Donau wurde von Karl dem Grossen da gestiftet, wo er gesehen hatte, wie ein frommer Einsiedler seine Axt an einem Sonnenstrahl aufhing. W. Müller, Donau I. 96. In Mörtl's Sagen aus dem Bayerwald 89. heisst der Einsiedler Utto. In den *Actis SS.* und Heiligenkalendern wiederholt sich dasselbe Sinnbild oft. St. Goar, von dem die bekannte Stadt am Rhein den Namen hat, hing seinen Hut an einem Sonnenstrahle auf, St. Florens vor König Dagobert seinen Mantel, St. Amatus und Amabilis ihre Handschuhe etc. Bischof Lucian pilgerte nach Rom, sich dort zu rechtfertigen, und hing sein von der Reise nasses Kleid am nächsten Sonnenstrahl auf. — Heidut, der frömmste Mann in Pulsnitz in der Lausitz, konnte seine Kleider beliebig an den Sonnenstrahlen aufhängen. Das ärgerte den Teufel, der sich ihm daher einmal in der Kirche sichtbar machte, wie er gerade die Sünden der Gemeindeglieder auf

eine Bockshaut schrieb, die zu kurze Haut aber mit den Füssen weiter ausspannen wollte und darüber hinter sich fiel, mit einer so lächerlichen Geberde, dass Heidut darüber lachen musste. Von Stund an aber konnte Heidut seine Kleider nicht mehr an einen Sonnenstrahl aufhängen, seine Heiligkeit war dahin. Darüber erboste er sich, fluchte und wurde völlig ruchlos, bis ihn der Teufel holte. Seitdem befand er sich bei der nächtlichen wilden Jagd, bis ihn ein frommer Mönch in eine Fichte bannte, aus der er noch zuweilen bei Nacht sein Jagdhorn tönen lässt. Gräve, Volkssagen der Lausitz S. 120.

Sonnabend.

Die Feier dieses Tages bezieht sich auf die des Sonntags. Wie die Sonne Christum bedeutet, so der Sonnabend, aus dem die Sonne hervorgeht, Marien, aus der Christus hervorging. Die Legende von dem Marienbild in Constantinopel, welches Sonnabends seinen Schleier gelüftet habe, um anzudeuten, man solle ihr diesen Tag heiligen, wurde nicht Ursache der marianischen Sonnabendfeier, die in einer viel tiefern Symbolik begründet ist. Sinniger als jene Legende ist die Tradition, nach welcher am Ostersonnabend unmittelbar nach dem Tode des Heilands auch sein eigner Jünger an seiner Auferstehung gezweifelt und nur seine Mutter im Glauben nicht gewankt habe. Demnach sey an diesem Sonnabend auch der christliche Glaube ausschliesslich in Marien concentrirt gewesen. Sehr sinnig ist auch die Deutung des Sonnabends als des, nach altjüdischem Begriff zur Ruhe bestimmten Samstags. Die Ruhe und Stille dieses Tages entspricht der himmlischen Ruhe und Milde Maria's. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 436. Während der grossen Judenverfolgungen im Mittelalter legte man besondern Werth darauf, Kirchen Unsrer Lieben Frau gerade auf den Trümmern zerstörter Synagogen zu erbauen, räumlich das ausdrückend, was zeitlich der ihr geweihte Sonnabend im Gegensatz gegen den alten Judensabbath bedeutete. In Regensburg

nannte das Volk die über der alten Synagoge errichtete Kirche ausdrücklich „zur schönen Maria", um damit den Contrast gegen das hässliche Judenthum zu bezeichnen.

Nach dem Volksglauben muss an jedem Sonnabend die Sonne scheinen, wenn auch nur kurz, und zwar, weil an diesem Tage die Gnadenmutter auf der Flucht nach Aegypten die Wäsche des heiligen Kindes wusch und auf einem Dornstrauch trocknete. Christussagen, Erfurt, S. 9. Nach einer andern eben so schönen Legende geht die Gnadenmutter alle Freitage durch's Fegfeuer, da küssen die armen Seelen den Saum ihres Kleides und weinen ihn nass. Daher muss Sonnabends die Sonne scheinen, um ihn wieder zu trocknen. Grimm, Mährchen III. 253.

Sonntag.

Die Juden feierten ihren Sabbath am letzten Tag in der Woche, als dem Ruhetage nach gethaner Arbeit. Die Christen feiern den Sonntag an dem ersten Tage der Woche, im Hinblick auf das Werk, welches erst beginnt und zu dem sie sich stärken. Das hängt genau mit dem Gegensatz der beiden Solstitien zusammen. Johannes dem Täufer gehört die Sommersonnenwende, von wo an die Nachtseite des Jahres hereinbricht, Christo aber die Wintersonnenwende, von wo an die Lichtseite des Jahres ihre Herrschaft beginnt. Der Täufer ist letzter Vertreter des überwundenen Judenthums, mit ihm sinkt es in die Nacht. Christus aber führt dem ewigen Licht und Tag entgegen.

Nicht am letzten Schöpfungstage, dem Sabbath, sondern am ersten, dem Sonntag, sprach Gott: „Es werde Licht!" Und wiederum an einem Sonntag ward Christus, das Licht aller Geister, in die Welt geboren. Und wieder an einem Sonntag stieg er auf von den Todten, und wieder an einem Sonntag ward der heilige Geist ergossen. Vgl. *Rupertus Tuitensis, de divin. offic.* III. 16. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 425. Strauss in seinem Kirchenjahr S. 19. 27

macht darauf aufmerksam, wie der christliche Sonntag mit seinen mannigfachen beweglichen und unbeweglichen Festen und Octaven das starre Einerlei des jüdischen Sabbaths durchbrochen und auch in dieser Beziehung das todte Gesetz zu lebendiger Freiheit geläutert habe.

Manche volksthümliche Namen einzelner Sonntage erklären sich aus besondern Umständen. So der Palmsonntag von den Palmen, mit denen man sich an diesem Tage zum Andenken an den Einzug Christi in Jerusalem schmückt. Der Augensonntag von den Anfangsworten des Psalmes *Oculi mei.* Der weisse Sonntag, der erste nach Ostern, von den weissen Kleidern der Täuflinge. Der Todtensonntag (*laetare*), vom sogenannten Todaustreiben (man warf ein Sinnbild des Todes oder eigentlich Winters in's Wasser). Der Rosensonntag von der goldnen Rose, die der Papst an diesem Tage einweiht. Der schwarze Sonntag (*Judica*), weil er für einen Unglückstag gehalten wurde. Der goldne Sonntag, der auf einen Quatember folgt (Haltaus, Jahrzeitbuch S. 254.).

Bei den ältesten Christen hatte der Sonntag mehr Stunden, als jeder andere Tag, indem man noch der verlängerten Feier wegen einige Nachtstunden hinzurechnete. Binterim, Denkw. V. 1. 138.

Der Sonntagsbuchstabe des Jahres erklärt sich aus der Zählung aller Tage des Jahres vom 1. Januar an nach Buchstaben, aber nur von *A* bis *G.* Fällt nun der erste Sonntag im Jahr auf *A,* oder *B,* oder *C* etc., so muss auch jeder andere Sonntag desselben Jahres auf denselben Buchstaben fallen.

Was die Sonntagsfeier betrifft, so findet auf sie noch das alttestamentalische Sabbathgebot: „Du sollst den Feiertag heiligen," seine Anwendung, jedoch mit der Einschränkung, die nach Matthäus 12, 5. im neutestamentalischen Sinne geboten ist, sofern Christus selbst eine übertriebene pharisäische Strenge der Sabbathfeier in allen Fällen verwarf, wenn dadurch gute Werke verhindert werden könnten. Nur gemeines Tagewerk zu eigenem Nutzen ist verboten. Dafür dient zum

schönsten Sinnbild die Sichel der heiligen Notburga. Als die Frau dieser heiligen Leibeigenen dieselbe zwingen wollte, an einem Sonntag Gras zu mähen, hing sie ihre Sichel an einen Sonnenstrahl auf, zum Zeichen, dass Gott selbst an diesem Tage ihre Arbeit nicht wolle.

Sophia,

der griechische Name der Weisheit, personificirt in den Sprichw. Salomonis 8, 22 f., Weisheit Sal. 7, 22 f., Sirach 1, 1 f., 24, 8 f., wo sie zugleich charakterisirt ist, als das Wesen, was zuerst bei Gott war vor allen andern Dingen und was er sodann offenbarte durch den heiligen Geist. Sofern nun der Geist im Hebräischen (*ruah*) gleichfalls ein Femininum ist, so wurde von den Gnostikern Sophia mit dem heiligen Geist identificirt und als das Urweib genommen, welches Gott, als dem Urmann, beigesellt gewesen, eine Häresie, die ihre Erklärung in den orientalischen, insbesondere indischen Vorstellungen von einem dualistischen, mannweiblichen Weltprincipe findet. Daher auch die Manichäer, wie die Gnostiker, die Sophia in diesem falschen Sinne auffassten, weil auch sie orientalischen Pantheismus in das Christenthum übertrugen. Vgl. Neander, gnostische Systeme S. 212. 232. Baur, manichäische Relig. 219. Dessen Dreieinigkeit I. 157. Die Brahminen in Indien lehren, das höchste Wesen, Brahma, sey zuerst ganz allein in der Welt gewesen, und seine Einbildungskraft sey als die Göttin Maja aus ihm herausgetreten und habe ihm in ihrem geheimnissvollen Schleier die Bilder der künftigen Schöpfung enthüllt. Diese Vorstellung ging offenbar vom Orient in die gnostische Deutung der angeführten salomonischen Stellen über.

Nach der Lehre des Gnostikers Valentinus war Sophia unter allen Aeonen oder göttlichen Urkräften die letzte (der Drang des Wissens), wollte, sich über alle andern Aeonen wegsetzend, unmittelbar in das unerforschliche Wesen Gottes eindringen und mit ihm eins werden, wurde aber für diesen

Frevel bestraft, in ihre Schranken zurückgewiesen und gebar hier, als Frucht ihrer unzeitigen Begierde, die Achamoth. Diese nun war der Geist, der über den Wassern schwebte, der Schöpfer, der aus dem Chaos die irdische Welt hervorrief, in sie übertragend ihren innern Zwiespalt und ihre heisse Begierde. Die ganze sichtbare Natur ist nach dieser Lehre das Produkt einer irregeleiteten Begierde. Die Welt hat keinen Vater, sondern nur eine Mutter. Nicht ein männlicher Gott, sondern nur ein Weib, das wieder nur von einem Weibe ohne Mann geboren ist, hat sie hervorgebracht. — Der Gnostiker Bardesanes erlöste die Achamoth, indem er sie mit Christo, dem in ihre Finsterniss von Gott hinabgesendeten Lichtprincip, vermählte und sogar im Crucifix mit ihm identificirte; denn in der Kirche des Bardesanes wurde ein gekreuzigter Hermaphrodit angebetet, auf der einen Seite Christus mit der Sonne, auf der andern ein Weib (Achamoth) mit dem Mond. — Die Ophiten liessen dieselbe Achamoth, des himmlischen Lichts unkundig, in die Finsterniss fallen und dort den Jaldabaoth als Herrn der niedern Welt gebären, der sechs andere Geister zeugt. Sie ist seitdem der Aether, er mit den sechs Geistern der Planetenhimmel. Auch hier tritt Christus erlösend ein. — Der Name Achamoth soll eine heftige Begierde, besonders der Schwangern, bedeuten. Solche Personificationen der ungöttlichsten Menschentriebe nun wollten die Gnostiker dem Christenthum als göttliche Wesen octroyiren.

In die Symbolik der Kirche hat sich nichts von diesen Irrlehren verirrt. Zwar kann man die naive Vorstellung des ersten Schöpfungstages auf Glasgemälden der mittelalterlichen Kirchen insoweit hieher beziehen, als Gott Vater vor der noch ungeschaffenen Welt als vor einer glänzend weissen leeren Kugel steht, die man als Spiegel seiner Contemplation dem Schleier der Maja ähnlich glauben könnte. Indess haben die ehrsamen altdeutschen Meister bei den Glaskugeln wohl nur an die erste Lichtwelt gedacht vor der Scheidung der Elemente und Gestirne.

Eine andere Personification der göttlichen Weisheit ist die heilige Sophia, eine römische Matrone, die mit ihren drei Töchtern, Fides, Caritas und Spes, den Martyrertod litt. Obgleich als historische Person den Heiligen zugezählt, hat sie doch zugleich allegorische Bedeutung. Ihr Tag, der 15. Mai, fällt zusammen mit der Zeit des ersten Trinitatissonntags und bringt Glaube, Liebe und Hoffnung insofern in Beziehung auf die Dreieinigkeit, die passive Drei in der Menschheit (wurzelnd in der Weisheit) gegenüberstellend der activen heiligen Drei in der Gottheit. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 285.

Sperling,

der geringste unter den Vögeln und von denen doch keiner ohne Willen Gottes auf die Erde fällt. Matth. 10, 29. Luc. 12, 6. Also Sinnbild des Proletariats, der geringsten und elendesten Menschen, die dennoch unter Gottes Schutz stehen und einen Vater an ihm haben. — Sperlinge sind Attribut des heiligen Remigius, weil sie sich zahm um ihn sammelten. Ein Sperling ist auch Attribut des heiligen Dominicus, weil der Teufel ihn in der Gestalt dieses Vogels zu ärgern suchte.

Spiegel,

Sinnbild der reinsten Aufnahme und Wiedergebung des Empfangenen, daher Attribut der christlichen Tugenden *veritas* und *prudentia.* Vorzugsweise aber Sinnbild der Jungfrau Maria und ihrer unbefleckten Empfängniss. Gott Vater spiegelte in ihrer Jungfräulichkeit sein Ebenbild im Sohne. Marian. Liederschatz. Augsb. 1841. S. 25. 289. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, herausg. von Grimm, S. XXXI. v. Schack, dram. Lit. d. Spanier II. 414. Maria heisst darum auch Spiegel der Weisheit, Spiegel der Wonne. Wackernagel, Kirchenlied S. XV. Haupt, Zeitschr. IV. 523.

Wie der Leib Christi in der Hostie sich vervielfältigt, wird verglichen mit der Sonne, die in jedem kleinsten Stück

eines zerbrochenen Spiegels immer dasselbe ganze Sonnenbild spiegelt, *integer in fragmentis. Menetreji, symb.* p. 152.

Nach der pantheistischen Lehre der alten Inder war die Natur selber der Spiegel Gottes. Einige Anklänge dieser Lehre gingen in die Gnosis der ersten christlichen Jahrhunderte über. Der Demiurg der Ophiten spiegelt seinen Gotteshass in der Finsterniss ab und aus diesem Spiegelbild entsteht Satan. Andere Gnostiker lassen den Adam in einen Spiegel schauen, den ihm der Demiurg vorhält, in sich selbst verliebt werden und dadurch seine himmlische Natur verlieren. Vgl. meine mytholog. Forschungen und Sammlungen S. 27 f. Neander, gnostische Systeme S. 216. 224.

Die Raskolniks (altgläubige Russen) bedienen sich nie eines Spiegels, weil sie ihn für eine dämonische Erfindung halten. Sie haben davon eine schöne Sage. Ein Mönch las in der heiligen Schrift die Worte: „Bittet, so wird euch gegeben.“ Zweifelnd, ob das wörtlich zu nehmen sey, und doch auch nicht geneigt, die Autorität der heiligen Schrift zu missachten, beschloss er, die Wahrheit jener Worte zu erproben, ersann sich etwas Ausserordentliches, und ging hin zum Czaar, ihn bittend, er möge ihm seine Tochter geben. Der Hof wusste sich vor Staunen kaum zu fassen. Die Prinzessin aber sagte, sie wolle die Seinige werden, wenn er ihr ein Ding verschaffe, in dem sie sich ganz naturtreu vom Kopf bis zu Füssen besehen könne. Die Spiegel waren nämlich damals noch nicht erfunden. Der Mönch entfernte sich ziemlich bestürzt, denn wo sollte er so ein Ding finden? Inzwischen stiess er auf einen gefangenen Dämon, den er unter der Bedingung frei liess, dass er ihm jenes Ding verschaffe. Da machte der Teufel den Spiegel und der Mönch trug ihn zur Prinzessin hin. Diese musste nun Wort halten und die Seinige werden. Aber der Mönch, als er auf diese Weise erfuhr, wie die Worte der heiligen Schrift ihn nicht betrogen hätten, sondern die lautere Wahrheit enthielten, bewunderte die Grösse Gottes und begnügte sich damit, sie erkannt zu haben, ohne von dem Mittel der Hölle, die ihm

dabei gedient, weiter Gebrauch zu machen. Der schönen Braut freiwillig entsagend, ging er zurück in seine klösterliche Einsamkeit. Die Prinzessin aber fürchtete den dämonischen Zauber nicht und bediente sich des Spiegels, was alle andern Frauen und Mädchen nachahmten. Vgl. Morgenblatt 1827. S. 771.

Nach einer schönen Legende in Steills Ephemeriden (28. März) sah die eben so reizende als leichtsinnige Maria Villana, als sie eben prächtig geschmückt zu einem Tanze ging, im Vorübergehen ihr Bild im Spiegel zur Teufelsfrazze entstellt, bekehrte sich von Stund an und wurde eine Heilige.

Dagegen zeigte sich nach der Legende dem heiligen Tommasuolo einmal die ganze Passion Christi im Spiegel. Vasari, Leben der Künstler II. 140. Ein Spiegel ist auch Attribut des heiligen Geminianus, weil man darin, wenn er ihn gegen sein Herz hielt, das Bild einer Jungfrau, d. h. der Jungfräulichkeit seines Herzens sah.

Der Spiegel der Wahrheit wird auch oft zum Scherz gebraucht, um Eitelkeit und Thorheit zu beschämen. So in dem Mährchen, in welchem die Mädchen sich eines solchen Spiegels bedienen, um ihren Liebhaber kennen zu lernen, und darin gerade den Schönsten, der Allen am meisten gefallen hat, mit zwei mächtigen Eselsohren prangen sehen. So kaufte einmal ein König einen ganz gemeinen Spiegel, gab ihn aber für einen Zauberspiegel aus, in dem er Jeden in seiner wahren Gestalt sehen könnte, und nun wollte keiner seiner Höflinge sich ihn vorhalten lassen.

Spinne,

Sinnbild des bösen Triebes, der aus Allem Gift saugt, im Gegensatz gegen die Biene, die aus Allem Honig saugt. Eine Spinne über dem Kelch ist Attribut des heiligen Norbert und des heiligen Bernhard von Constanz, weil diesen beim heiligen Sakrament eine giftige Spinne in den Kelch fiel, den sie gleichwohl ohne Schaden austranken. — Die Tarantel,

die grösste Spinne im südlichen Italien, deren Stich eine nur mit dem Tode endende Tanzwuth erzeugen soll, empfing diese verderbliche Gabe nach dem apulischen Volksglauben durch den Fluch eines Priesters, der die Monstranz bei einem Haufen Tanzender vorbeitrug, ohne dass diese auf ihn geachtet und das Heiligthum geehrt hätten. Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens. Hamb. 1793. S. 102.

Spinnengewebe vergleicht Jesaias 59, 5. 6. mit nutzlosem, schlechtem Treiben. Dagegen ist der sogenannte fliegende Sommer, die in der Luft herumfliegenden silberweissen Spinnweben, nach dem Volksglauben der letzte Rest der Fäden, in welche der weisse Schleier der Maria, indem er ihr bei ihrer Himmelfahrt entfiel, von den Winden zerrissen und aufgelöst wurde. — Spinnweben dienen in der Legende auch oft zum Schutz der Heiligen. St. Truterca, eine Jungfrau zu Verona im 7ten Jahrhundert, wurde von dem Fürsten Oswald mit Liebe verfolgt, hatte sich aber Christo allein ergeben und in eine Höhle geflüchtet, in der sie durch Spinnweben verborgen wurde, als der Fürst sie suchte. 5. Mai. Durch dasselbe Wunder wurde St. Caninus und Felix von Nola gerettet. In muhamedanischen Legenden wird dasselbe von der Flucht des Königs David (und Muhamed) erzählt.

Sprache.

Gott verwirrte die Sprache der Menschen beim Thurmbau zu Babylon, und verlieh den Aposteln und Jüngern Jesu die Gabe, alle Sprachen zu reden bei der Ausgiessung des heiligen Geistes, ja er machte sogar in ausserordentlichen Fällen Thiere reden, um den Unglauben und die Verstocktheit der Menschen zu beschämen, wie den Bileam durch seine Eselin. Darin liegt die Lehre, dass die conventionelle Sprache, wenn sie sich von der göttlichen Wahrheit entfernt, in Trug und Nebel zerfährt, während in jener Wahrheit selber die Kraft liegt, sich auch auf ganz unconventionelle Weise gegen alle gemeinen Gesetze der Natur auszudrücken. Nirgends

tritt das Wunder so energisch dem Gewohnheitsdünkel der Menschen entgegen und schneidet so scharf in ihre Vorurtheile und in ihre Selbsttäuschung, in ihr falsches Sicherheitsgefühl ein. Das Wunder aber ist zugleich dasjenige, was sich am häufigsten wiederholt hat und in den Ekstasen frommer Seherinnen noch heute wiederholt. Dass die Gabe der Sprache eine andere Quelle hat, als die conventionelle Sprachübung in den Schulen, erhellt schon aus den gewöhnlichsten Wahrnehmungen bei Somnambulen.

Auch die babylonische Sprachverwirrung dauert gewissermassen noch fort im *bellum omnium contra omnes* in den gottvergessenen und gottverlassenen Wissenschaften.

An die Stelle der durch Gottes Zulassung redenden Thiere sind aber in unsern Tagen die redenden Tische getreten, die nichts von Gott wissen, eine Uebertragung der Besessenheit vom Menschenfleisch auf das Holz, ganz im Charakter einer Zeit, die statt der Thierkräfte nur noch Eisen, Holz und Wasserdampf braucht und überall den lebendigen Organismus durch todten Mechanismus ersetzt. Die anorganische Natur wird auf diese Weise zum riesenhaft vergrössernden Hohlspiegel der organischen und der Dämonismus, der ursprünglich concentrirt war im ersten gefallenen Engel Lucifer, nachher sich an die Menschheit machte und in den Thieren sich ausbreitete, nimmt jetzt seine ungeheuerlichste Ausdehnung auch auf die nicht athmenden Kreaturen. Das ist die Ausgiessung des unheiligen Geistes.

Staar.

Der sogenannte Rosenstaar (*sturnus rosus*) ist in Armenien als Heuschreckentödter sehr beliebt und geehrt. Von ihm geht die Sage, er erscheine sogleich, wo eine Flasche mit Wasser aus der St. Jacobsquelle am Ararat aufgestellt werde. Die Pilger holen sich daher solches Wasser und stellen es aus, sobald sie verheerende Heuschreckenzüge merken. Moriz Wagner, Reise zum Ararat S. 183.

Stab,

Werkzeug und Sinnbild 1) der Unterstützung, Sicherung, Stärkung = Wanderstab: „Ob ich schon wandelte im finstern Thal, fürchte ich mich nicht, denn du bist mein Stecken und Stab," Psalm 23, 4; 2) der Hut und des Schutzes = Hirtenstab, Bischofstab, Scepter; 3) der Bestrafung = Stock. Daher bei Zacharias 11, 7. das Gleichniss vom Stabe Sanft und Stabe Wehe. In dem Zauberstabe, wie er z. B. dem Moses verliehen war, liegen alle diese Begriffe beisammen.

Anders verhält es sich mit dem Symbol des blühenden Stabes. Ein alter, dürrer Stab, der auf wunderbare Weise wieder grünt und blüht, ist Sinnbild der Jungfrau Maria, welche gebar und doch Jungfrau blieb, und mit Bezug hierauf Sinnbild des Priesterthums, welches, obgleich in jungfräulicher Keuschheit verharrend, doch die schönsten Blüthen für die Menschheit entfalten und die reichsten Früchte tragen soll. Daher die symbolische Identität der beiden blühenden Stäbe des Aaron und Joseph. Nach 4. B. Mosis 17, 8. sollte derjenige der zwölf Stämme das Priesterthum erhalten, dessen dürrer Stab grünen würde. Da grünte von zwölf Stäben nur der Stab des Stammes Levi, der Stab Aarons, und davon leitet sich die Priesterwürde im Stamm Levi her. Ganz eben so grünte dem apokryphischen Evangelium zufolge der Stab Josephs, als Maria dem vermählt werden sollte, dessen dürrer Stab grünen würde. Die Beziehung des älteren Stabes auf den jüngeren wurde getragen durch die in den Propheten lebendige Vorstellung von der Ruthe Jesse, d. h. dem Zweig aus dem Stamme Isai's, aus dem die Rose Maria sprossen sollte. Eine der Lieblingsvorstellungen des Mittelalters. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 118. Der blühende Stab Josephs, indem er den des Aaron nur wiederholt, bezeichnet die Maria selbst in doppelter Weise: 1) weil sie als die schönste Rose der Welt aus dem dürren Stab des Judenthums sprosste, wie der heilige Leib Jesu Christi auferstehen

wird, der alte Tempel Davids aber zerbrechen muss; 2) weil sie, eine keusche, unfruchtbare Jungfrau, dennoch Mutter wurde. — Im Verlauf der Zeiten hat sich eine jüdische und daran anknüpfend eine christliche Legende von diesem wunderbaren Stabe ausgebildet, die ihn unmittelbar aus dem Paradiese herleitet. Der fromme Seth, heisst es, empfing einen Zweig aus dem verlornen Paradiese und erbte ihn fort auf Henoch, Noah, Abraham, Joseph, Moses und Aaron, David und in dessen Geschlecht bis zum jüngern Joseph, dem Manne Maria's. Vgl. Hofmann, Apokryphen S. 60. Auf Bildern, in denen die Propheten mit der Gottesmutter in Beziehung kommen, hat Aaron immer den blühenden Stab. Vgl. *Didron, man.* p. 94. 100. 290. An der goldnen Pforte zu Freiberg in Sachsen trägt auch Abraham den sprossenden Stab, als Zeichen, dass aus seiner Nachkommenschaft Maria hervorgehen werde.

Der blühende Stab kommt auch mehreren Heiligen zu, sofern ihre dürren Stäbe grün ausschlugen, um ihre Heiligkeit zu beurkunden. St. Tresanus, Priester zu Avenay in der Champagne im 6ten Jahrhundert, war sehr fromm. Einst schlief er im Freien und steckte seinen Stab neben sich in die Erde. Als er erwachte, war ein grosser Baum daraus erwachsen, unter dem eine Quelle hervorströmte, die gegen Fieber hilft. 7. Februar. Aehnliche Wunder berichtet die Legende vom heiligen Fingar, Melorus etc. Mehr nur der Dichtung gehören die blühenden Lanzen der fränkischen Jungfrauen an, von denen die Kaiserchronik berichtet. Um Rolands Tod zu rächen, zogen diese Jungfrauen mit Karl dem Grossen gegen die Heiden, die da vor ihnen flohen, und als die Jungfrauen ihre Lanzen in die Erde steckten, begannen sie zu grünen und zu blühen. — Das Blühen des Stabes bei einer Wahl kehrt wieder in der Legende vom heiligen Johann, dem Lamme. Derselbe war ein Gutsherr und baute selbst das Feld, als ein Engel in Pilgergestalt ihm verkündete, er sey zum Bischof von Tongern gewählt, 631. Der erstaunte Johann sagte: Gewiss so wenig, als dieser Stab

blüht. Da grünte und blühte der Stab und wurde ein grosser Apfelbaum mit Aepfeln, die noch jetzt in den Niederlanden unter dem Namen der Johannisäpfel bekannt sind. Wolf, niederl. Sagen Nr. 141.

Als Reliquien geniessen besonders lebhafte Verehrung der Wanderstab des heiligen Rochus zu Bordeaux (*Mémoires de l'acad. celtique* IV. 271.) und der des heiligen Magnus zu Füssen, der jährlich um die Felder getragen wurde, um sie vor Ungeziefer zu schützen. Der Stab des heiligen Severus, eines Bischofs in der Normandie, leidet keine unreine Nähe. Ein Unreiner, der ihn berührt, wird wahnsinnig; ein Vogel, der sich auf ihn setzt, muss sterben. *Acta SS.* 1. Februar. Ein viele Uebel heilender Stab des heiligen Cyriacus wird geschildert in *Nieremberg*, *hist. nat.* 429.

Stall.

Der Stall, in welchem Christus geboren wurde, hat symbolische Bedeutung. Er steht nicht nur als schlechteste Erdenwohnung im grellsten Contrast mit dem Herrn des Himmels, sondern charakterisirt namentlich auch die thierische Seite des Menschlichen, indem der Herr, niedersteigend zur Erde, die Menschen nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit Thieren finden musste. Zugleich ist der Stall ein Gegenbild des Paradieses; wie in diesem die Thiere noch unschuldig mit den unschuldigen Menschen in aller Freiheit lebten, so sind dagegen im Stall die Thiere eingesperrt, gleiche Noth leidend wie die Menschen.

Stammbaum.

Eine besonders in der Glasmalerei der hohen gothischen Kirchenfenster sehr beliebte Darstellung ist die des Stammbaumes Christi. Ein vielverzweigter Baum wächst aus dem unten liegenden Jesse (Isai, Davids Vater) heraus und bildet mit seinen Aesten die Rahmen zu Vignetten, in denen die

Lebensgeschichte des Heilandes in mehr oder weniger Bildern vollendet wird. Die Zweige des Baumes verhalten sich hier zu den Vignetten des Lebens Jesu wie die Einrahmungen der grossen Rosenkränze. Siehe d. Art. Rosenkranz.

Staub,

Sinnbild der Nichtigkeit alles Leiblichen. Vgl. d. Artikel Asche und Erde. Staub ist Erde. Der Mensch wird vom Staube genommen und wieder zu Staub. Daher sich mit Staub bestreuen ein Zeichen der Trauer, ein Sichvorbereiten auf den eigenen Tod. Josua 7, 6. 1. B. Sam. 4, 12. 2. Buch Sam. 1, 2. — Andrerseits preist wieder ein schöner Hymnus des Pater *Venerabilis* den Staub, der so hoch erhoben worden, dass alle Engel zu ihm schauen, nämlich in der Menschwerdung des Heilandes. Vgl. Fortlage, christl. Gesänge S. 31.

Stein,

Sinnbild des Festen, Unumstösslichen in der Gründung der christlichen Kirche. Christus selbst nennt sich den Stein, den die Bauleute verworfen haben und der doch zum Eckstein geworden ist, worauf auch schon bei den Propheten hingewiesen wird. Psalm 118, 22. Jesaias 28, 16. Matth. 21, 42. Marcus 12, 10. Lucas 20, 17. Apostelgesch. 4, 11. Sodann gründet Christus seine Kirche auf Petrus, das ist der Fels oder Stein. — Christus wird ferner mit einem Stein verglichen, sofern aus dem Gestein die Quelle fliesst. Moses, der an den Felsen schlägt, dass eine frische Quelle hervorspringt, wurde Vorbild Christi, der sein Blut vergiesst als Quell aus dem eigenen Leibe, um die kranke Menschheit zu heilen. Weil aus Christo aber auch das Feuer der Liebe und göttlichen Weisheit in die Welt leuchtet, vergleicht ihn ein Hymnus des Prudentius auch mit dem Feuerstein. Fortlage, christl. Gesänge S. 121.

Ein Stein im Gewand oder in der Hand des heiligen

Stephanus bedeutet auf alten Bildern, dass er gesteinigt worden. So auf dem berühmten Genter Altar. Denselben Tod erlitt schon Jeremias, der Apostel Jacobus *minor*, Timotheus, an den Paulus seine Briefe schrieb, und viele Heilige. Die heilige Appia wurde gesteinigt, nachdem sie mit halbem Leibe war in die Erde eingegraben worden. — Der heilige Hieronymus wird oft mit einem Stein gemalt, mit dem er sich zur Busse auf die Brust schlug. Fiorillo II. 423.

Viele Steine sind Reliquien geworden durch die Fussspuren von Heiligen, die sich in dieselben eingedrückt haben. Vgl. *Majoli*, *defens. imag.* 77.

Steine des Anstosses und Aergernisses sind Sinnbilder der Störrigkeit und Unbeugsamkeit, die sich dem Heiligen nicht unterwerfen will und das Heil verschmäht. So die Steine, die der heilige Patricius verfluchte. *Nieremberg, hist. nat.* 444.

St. Albert von Ogna ist der Heilige, der den festen Stein trennt, den zerbrochenen wieder zusammenfügt. Dieser Heilige des 12ten Jahrhunderts lebte als armer Bauer und wurde auf dem Felde oft von seinen Kameraden geneckt. Einmal legten sie ihm einen Stein in's Gras, aber seine Sense schnitt ihn leicht mitten durch. Ein andermal machte er ein Glas, das ein Mädchen zerbrochen hatte, durch sein Gebet wieder ganz. Als er sterben wollte und der Priester mit dem Sakrament zu lange ausblieb, kam eine Taube geflogen und brachte ihm die Hostie.

Der einsam auf einem Stein im Meer büssende Heilige ist St. Gregor auf dem Stein. König Marcus hinterliess einen Sohn und eine Tochter, die in verbotener Liebe zusammen den Gregorius zeugten. Das Kind wurde ausgesetzt und trieb auf dem Meere, wurde jedoch wunderbar erhalten. Als Gregorius herangewachsen war, fand er seine Mutter, ohne sie zu kennen, als Wittwe und ward ihr zweiter Gemahl. Sobald er aber entdeckte, wer sie sey, verliess er den Thron

und lebte siebzehn Jahre lang auf einem aus dem Meer vorragenden Felsen, an den er sich hatte anketten lassen. Den Schlüssel zum Schloss der Kette aber warf er in's Meer. Da erscholl zu Rom, als der Papst gestorben war, eine Stimme vom Himmel, man solle den frommen Büsser auf dem Steine zum Papst wählen. Indem man ihn suchte und fand, brachte auch ein Fisch den Schlüssel zu der Kette, und Gregor, von seiner Sünde durch schwere Busse gereinigt, wurde Papst. Auch seine Mutter fand er wieder und ertheilte ihr Absolution. — Es ist ungewiss, ob diese Legende an Papst Gregor I. anzuknüpfen ist, doch wohl eher als an einen späteren. Die Legende steht in den *Gestis rom.* Nr. 81. Dieselbe Geschichte wird aber auch vom Einsiedler Barsissa und vom Jacobus Eremita erzählt. Die beste deutsche Bearbeitung des Gregor ist die in Versen von Hartmann von Aue, handschriftlich in Strassburg, herausg. von Lachmann. Vgl. dazu Lachmanns Nachträge in Haupts Zeitschr. V. 32 f. Dazu das deutsche Volksbuch. Eine alte lateinische Legende in Hexametern aus einer Münchner Handschrift in Haupts Zeitschr. II. 486. Vgl. über die Verbreitung der Sage Grässe, Literaturgesch. II. 2. 2. 984.

St. Liborius, ein frommer französischer Bischof des 4ten Jahrhunderts, gilt als Patron gegen Steinschmerzen. Als seine Reliquien nach Paderborn gebracht wurden, flog ein Pfau voraus und zeigte den Weg. 28. Mai. Sein Attribut ist ein Buch, auf dem kleine Steine liegen, und ein Pfau. Otte, Kunstarchäol. 2. 134.

St. Stephanus,

Protomartyr, der erste unter den heiligen Martyrern, der daher auch auf allen Kirchenbildern, auf denen sie unter den himmlischen Heerschaaren vorkommen, ihre Reihen anführt. Er wurde als Jünger Christi zu Jerusalem gesteinigt und betete sterbend für seine Mörder. Apostelgesch. 7, 59. Er wird am 26. Dezember gefeiert, als der erste Martyrer,

der im Himmel wiedergeboren wurde, nachdem am Tage vorher Christus auf Erden geboren worden. *Durandi, rationale* VII. 21. Dieser Tag heisst in alten Kalendern der grosse Pferdstag, und man liess an diesem Tage den Pferden zur Ader, was auf den Heiligen jedoch keinen Bezug hat, sondern aus einer älteren heidnischen Gewohnheit (mit Beziehung auf das in diese Zeit fallende Solstitium und die Rosse am Sonnenwagen) zu stammen scheint. Dagegen heisst der blutrothe Carneol der Stephansstein mit bestimmter Beziehung auf den Heiligen, von dessen Blut er, indem es auf ihn niederrann, gefärbt worden seyn soll.

Sterne.

Vgl. die Artikel Abendstern und Morgenstern. Der vom Himmel gefallene Stern bedeutet die gefallenen Engel, der sinkende Stern die nahe Nacht der Hölle. Der aufgehende Stern ist dagegen Verkünder des Morgens, des neuen Lichts und Segens, Sinnbild des Heilandes oder seiner Mutter.

Als Stern aller Sterne, Abend- und Morgenstern zugleich, muss der wunderbare Stern betrachtet werden, welcher den heiligen drei Königen vorleuchtete zur Krippe des Heilandes und dann verschwand. In früheren Zeiten hat Jedermann, dem Wortlaut der heiligen Schrift gemäss, darunter nur einen einzigen und zwar neuen Stern verstanden, der weder vorher dagewesen, noch später wiedergekommen sey. Als sich aber das Studium der Astronomie erweiterte, fiel man darauf, den Einen Stern in viele zu zerlegen und eine Constellation daraus zu machen. Man setzte voraus, bei der Schöpfung hätten alle Planeten wohlgeordnet beisammen gestanden, wie Wettläufer, wenn sie den Lauf beginnen sollten; nachher aber seyen ihre Bahnen nach einer vorausbestimmten Regel dergestalt auseinander gegangen, dass nur noch hin und wieder Annäherungen zwischen einzelnen Planeten (Conjunctionen) hätten vorkommen können, die dann je nach der Kraft des einzelnen Planeten und der verbundenen Kraft zweier oder

dreier eine ganz verschiedene Wirkung auf Erden hervorgebracht hätten. Bei Christi Geburt aber seyen alle Planeten wieder zusammengetreten in eine einzige grosse Constellation, wie bei der ersten Schöpfung, denn die Welt sey jetzt geistig wiedergeboren worden. Der berühmte Astronom Kepler bewies eine Conjunction wenigstens der Planeten Saturn, Jupiter und Mars in den Jahren Roms 747 und 748. Seitdem ist unendlich viel über diese Materie geschrieben worden, was man bei Sepp, Leben Jesu I. 35 ff., Ideler, Chronologie II. 410, Hofmann, Apokr. 129, fleissig verzeichnet findet. Es versteht sich von selbst, dass in einer solchen Constellation bei Christi Geburt ein schöner symbolischer Sinn liegt. Das ganze Weltgebäude kehrt gleichsam aus der Divergenz in die Convergenz, aus der Disharmonie in die Harmonie zurück, indem Gott selbst Mensch wird.

Inzwischen ist in den Evangelien nur von einem Stern die Rede, der den Magiern nach Bethlehem geleuchtet habe. Die ältern Erklärer haben daher mit Recht auch immer nur das Bild des Einen Sternes festgehalten und ihn zunächst auf den „Stern aus Jakob“ bezogen, der nach 4. B. Mosis 24, 17. dereinst aufgehen sollte. *Durandi, rationale* VI. 16. Der Stern der Magier leuchtete noch dem Heidenthum und Judenthum als deren sinkender Abendstern, und war zugleich aufgehender Morgenstern des Christenthums. Er steht daher auch in der Mitte der beiden Testamente, der sechseckige Stern zwischen zwei kunstreichen Verschlingungen in den Kirchen des Schwarzwaldes zu Herrenalb und Pforzheim. Merz im Kunstblatt 1845. S. 375. Auch die Gaben der Magier, Gold, Weihrauch und Myrrhen, stehen als Sinnbilder der Sonne und Gaben, die von den Heiden der Sonne dargebracht wurden, jetzt aber der neugebornen Geistersonne zu Bethlehem dargebracht werden, in Bezug auf den Stern, der als Morgenstern der Sonne vorhergeht. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 135.

Uebrigens darf man nicht unbeachtet lassen, dass der Stern ausschliesslich den Magiern geleuchtet und von dem

übrigen Volk nicht gesehen wurde. Es war ein Stern, der nur in ihrer Nacht aufging, ein geistiges Licht, das nur für sie sichtbar am Himmel hervortrat. Nur sie waren gewürdigt, in reiner Seelen liebender Ahnung und reiner Geister treuer Forschung dieses heilige Licht zu schauen. Das Geheimnissvolle jener Sternerscheinung wird noch jetzt im Volksglauben geehrt. Der Stern der Magier soll nämlich in einem Brunnen verschwunden seyn, der noch jetzt gezeigt wird und in dessen Wasserspiegel der Stern noch immer sichtbar werde, aber nur für reine Jungfrauen. *Durandi*, *ration.* VI. 16.

In der griechischen Kirche wird der sogenannte Asteriscus, der kreuzförmig durchbrochene Deckel, den der Pope über die Hostie deckt, als Sinnbild des Sternes der Magier angesehen.

Mit eben diesem Stern der Magier fällt auch das marianische Sinnbild des Morgensterns zusammen, denn wie der Morgenstern die Sonne gleichsam gebiert, so Maria den Heiland. Der marianische Stern ist aber zugleich immer Stern des Meeres. Maria wird angerufen als *stella maris* nicht blos von Schiffern in Nacht und Sturm (Königsfeld, lat. Hymnen S. 188), sondern auch von allen Angefochtenen und Schwachen, die im Meer der Welt und Sünde unterzugehen fürchten, endlich auch von denen, über welchen die Wogen schon zusammengeschlagen sind. So wird Maria als Meerstern angerufen: „Erlös uns aus der höllischen Pein!" Marian. Liederkranz, Augsb. 1841, S. 18. Unter dem Stern des Meeres wird aber in dieser Beziehung nicht mehr der Morgen-, sondern der Polarstern verstanden, der unverrückbar feststeht, bei dem allein Verlässigkeit ist.

Der mersterne staete stat
so ander sterne umbegant.

Bruder David von Augsburg nach Pfeiffer in Haupts Zeitschrift IX. 35. Einigemal wird der Meerstern auch mit dem leuchtenden St. Elmsfeuer verglichen, weil dessen Erscheinung anzeigt, dass der Sturm auf dem Meere sich bald legen werde. *Potho*, *de mirac. Mariae* p. 363. Passional in Pfeiffers Marienlegenden S. 83.

Zur Symbolik des Meersternes gehören zwei Auslegungen, die aus falscher Worterklärung erwachsen sind. Im Eifer der Liebe übersah man das Wahrscheinliche wie das Mögliche. So las man in der Vulgata 1. Mos. 1, 10: *et congregationem aquarum vocavit mária* (Gott nannte die Sammlung der Wasser Meer) das letzte Wort mit verändertem Accent als den Namen *María* und verstand unter den Wassern die Ströme der göttlichen Gnade. Ferner bezog man die Worte: „Und Gott schuf Himmel und Erde“ auf Joachim und Anna, „und die Erde war wüst und leer“ auf die Unfruchtbarkeit Anna's, das Fruchtbarwerden der Erde durch das Wasser auf die Empfängniss der Maria, endlich: „Es werde Licht!“ auf die Geburt der Maria. Vgl. *de Vega*, *theolog. Mariana* p. 930. Dieses Licht über den Wassern, welche die Erde befeuchtet haben, ist *maris stella.* — Die zweite Erklärung verwechselte die Uebersetzung des hebräischen Namens Maria (*mir* = Tropfen, *stilla* und *jam* = Meer) *stilla maris* mit *stella maris* und machte aus dem Meerestropfen (d. i. die Perle) einen Meeresstern. Vgl. Klöder, zur Gesch. der Marienverehrung S. 17.

Sterngruppen haben in der christlichen Symbolik immer die Bedeutung von harmonisch zusammenwirkenden Kräften im Dienste Gottes. Wie Lucifer, der böse Engel, als Abendstern gedacht wird, so werden auch gute Engel unter dem Bilde von Sternen gedacht, namentlich wenn sie zusammenwirken. Ja Maria selbst ist als Stern Vorbild der Engel, Königin der Engel wie der Sterne. Darum trägt sie eine Krone von zwölf Sternen. Offenb. Joh. 12, 1. Wackernagel, Kirchenlied S. 101. — Die zwölf Sterne, die sich vor Joseph in dessen Traumgesicht neigten, sind zunächst dessen Brüder, werden aber auch auf die zwölf Löwen vor dem Throne Salomo's, auf die zwölf Thierzeichen, durch welche die Sonne wandelt, und auf die Apostel Christi bezogen, dessen Vorbild Joseph und dessen Sinnbild die Sonne ist. — Die sieben Sterne dagegen an der rechten Hand des Herrn, nach Offenb. Joh. 1, 16, sind von jeher, gleich dem siebenarmigen Leuchter,

auf die sieben Geister Gottes oder auf die sieben Gaben des heiligen Geistes bezogen worden, nicht ohne Anspielung auf die sieben Planeten, deren Harmonie im materiellen Raum der Harmonie in der Geisterwelt zum Vorbilde diente. Vgl. Dante, Fegfeuer 29, 50. und 30, 1.

In den heidnischen Zeiten herrschte die Vorstellung, der Zusammenhang und die Ordnung der Welt sey bedingt durch die Harmonie der sieben Planeten, was man mit dem Sinnbild der siebensaitigen Lyra oder siebenröhrigen Pansflöte ausdrückte. Jeder Planet beherrschte gleichsam einen Ton und unter den sieben Tönen sollte stete Harmonie seyn. Diese Vorstellung bildete sich weiter dahin aus, dass die Planeten wirklich harmonisch tönten in der sogenannten Sphärenmusik, die aber nicht Jedermann hören könne. *Plato, de republica* 10. *Cicero, tuscul. quaest.* 1. *Athenaeus* 14, 13. Plinius, Naturgesch. II. 3. *Macrob. somn. Scip.* II. 1. *Riccioli, almagest.* II. 501. Eine Spur von dieser poetischen Vorstellung findet sich auch im Buch Hiob 38, 7: „Da mich die Morgensterne mit einander lobten und jauchzten alle Kinder Gottes." Ueber die Sphärenmusik findet man alles Nöthige beisammen in einer derselben ausschliesslich gewidmeten Monographie von Piper. Die christliche Symbolik kann indess davon nur das Sinnbildliche acceptiren, sofern sie unter den harmonisch tönenden Sternen Engel oder Geister Gottes versteht. Je mehr Sternenlehre in das Christenthum hineingezogen wurde, um so mehr kam es in Gefahr, in die Aeonenlehre der späteren Heiden auszuarten, daher die Kirche von der Symbolik der Sterne einen nur mässigen Gebrauch zu machen nothwendig erachtete.

Dante versteht unter den vier grossen Sternen, welche das Sternbild des südlichen Kreuzes bilden, die vier Cardinaltugenden, und lässt sie über dem Paradiese auf der Südhälfte der Erde strahlen; anderseits aber bezeichnet er drei nördliche Sterne als Glaube, Liebe, Hoffnung, die dem aus dem Paradiese gestossenen Geschlecht allein noch übrig geblieben. Fegfeuer I. 23. VIII. 91. Sie bilden zusammen ein Siebengestirn von göttlichen Kräften oder Schutzengeln in der

Menschheit. Das entfernt sich nicht von der anerkannten Symbolik der sieben Sterne an der Rechten Gottes und des siebenarmigen Leuchters. Dagegen muss die von Schiller beliebte, durchaus willkührliche Vertheilung der Sternbilder und Sterne an die Heiligen des Kalenders verworfen werden. Vgl. *Riccioli, almag.* I. 746. Piper II. 305.

Dem primitiven Sternfall in Lucifer nach Jesaias 14, 12. entspricht der allgemeine Sternfall am Weltende, nach der Offenb. Joh. 6, 13. und Matth. 24, 29. Es ist darunter aber nicht blos das Einstürzen des alten Weltgebäudes, sondern auch die von oben kommende Strafe Gottes gemeint. Die fallenden Sterne sind zugleich Kräfte Gottes, so namentlich der Stern, der den Brunnen des Abgrunds öffnet, Offenb. Joh. 9, 1. Als Gegenbild zu der Harmonie der Sterne gerathen nach den sibyllinischen Weissagungen (am Schlusse des 5. Buchs derselben) die Sternbilder am Weltende in Streit und kämpfen mit einander.

Sterne bedeuten, wenn sie als Attribute der Heiligen vorkommen, in der Regel die ihnen von oben mitgetheilte Kraft des heiligen Geistes. So der Stern auf der Brust des heiligen Bruno, des h. Nicolaus von Tolentino, auf der Stirne des h. Thomas von Aquino, Humbert, Valentin, in der Hand des h. Suidbert. Vor der Brust der h. Athanasia, der, während sie am Webstuhl ekstatisch wurde, ein leuchtender Stern auf die Brust fiel und darin verschwand, desgleichen zur Seite der h. Angela von Foligno, die gleichfalls in Ekstase von einem Stern beleuchtet wurde.

Der berühmte Wallfahrtsort Compostella (*campus stellae*) in Spanien hat den Namen von dem Stern, den der heilige Apostel Jacobus *major* auf seiner Pilgerschaft nach Spanien vor sich wandeln sah. Vgl. den Artikel Jacob. — Der heilige Johannes von Nepomuk trägt, wie Maria, einen Kranz von Sternen auf dem Haupte, weil sieben Lichter, über der Moldau schwebend, die Stelle bezeichneten, wo sein heiliger Leichnam unter dem Wasser lag, nachdem ihn Kaiser Wenzel hatte von der Prager Brücke in den Fluss stürzen lassen.

Stieglitz oder Distelfink.

Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 83. vergleicht diesen Vogel, weil er von Disteln lebt und doch so schön singt, mit Christo selbst. Das ist vielleicht mit ein Grund, warum der Vogel so oft auf der Hand des Christkinds gemalt worden ist. Von Correggio in Petersburg. Hand I. 136. Von Raphael in mehreren, jedoch zweifelhaften Bildern. Nagler, Künstlerlex. XIV. 495 f. Von Fr. Francia in der Gall. Giustiniani in Rom. Von Andrea del Sarto im Pallast Sciarra. Von Conegliano, Morone, Muzuola, Lippi, Mazzolino, Doni, Nelli, vgl. Waagen, Berliner Museum 1830, S. 22, 29, 44, 53, 65, 77, 80, 276. — Nach einer Dichtung von Fr. Kind bemalte Gott alle Vögel, die er aus Thon gemacht hatte. Zuletzt blieb der Stieglitz übrig und es war keine Farbe mehr da; Gott aber nahm die Reste von allen Farben und betüpfelte ihn damit, deswegen ist er so bunt. Die bunten Farben des Stieglitz sind mit Blutroth gemischt, ähnlich dem Kleide Josephs. Ein Sinnbild der guten Werke und Tugenden wie des Martyrerthums, daher auch aus diesem Grunde zum Attribut des Christkindes geeignet.

Stier.

Der Stier hat wegen seiner nützlichen Dienste beim Ackerbau und als Sinnbild der Fruchtbarkeit bei allen Völkern und von jeher eine gute und segensreiche Bedeutung gehabt. So auch im alten Testament. Vgl. 1. B. Mos. 33, 14; 49, 6. Psalm 22, 13. Jesaias 34, 7. Daher konnte aus Babylon die Stierform der Cherubim in den alttestamentalischen Cultus übergehen. Ja aus den Mysterien des griechischen Dionysos und persischen Mithras, in denen der Stier als Sinnbild der Jahresfruchtbarkeit jährlich geopfert wurde (entsprechend dem Tode des Sommers im Herbst), ging auch die sinnbildliche Vergleichung des Heilands mit einem segenbringenden Stier

hervor. *Lucas vero vitulus est, eo quod a Zacharia sacerdote inchoavit et Christi passionem et hostiam specialius pertractavit. Vitulus enim est animal Sacerdotum sacrificiis aptum. Comparatur etiam vitulo propter duo cornua, quasi duo continens testamenta, et propter quatuor pedum ungulas, quasi quatuor Evangelistarum sententias. Per hunc quoque figuratur Christus, qui fuit pro nobis vitulus immolatus. Durandi, rationale offic.* I. 3, 9.

Storch,

Sinnbild gerechten Wandels, weil er zur rechten Zeit im Jahre kommt und geht. Jeremias 8, 7. Nach einer dänischen Sage sollen drei Vögel um Christus am Kreuz geflogen seyn, der Storch, welcher rief: „Stärke ihn!“ die Schwalbe, welche rief: „Kühle (swale) ihn!“ und der Kiebitz, welcher rief: „Peinige ihn!“ Daher seyen jene ersten beiden Vögel geheiligt, und habe der Storch seinen Namen erhalten von: „Stärke ihn!“ der dritte Vogel aber sey verflucht. Gesellschafter 1832, S. 943. Als Schutzpatron der Storchnester in den Dörfern gilt der heilige Agricolus, weil sich um diesen frommen Einsiedler die Störche friedlich zu sammeln pflegten.

Strauss.

Dieser Vogel soll auf seinen Eiern nicht brüten, sondern dieselben nur unverwandt anschauen und die Kraft seines Blickes die Jungen darin lebendig machen. Conrad von Würzburg in seiner goldnen Schmiede Vers 528 f. verglich ihn daher mit der Gnadenmutter, die durch ihren Blick die Sünder rettet und zur Wiedergeburt begnadet. Nach einer alten deutschen Legende von der Kindheit Christi legte der Strauss, den einer der heiligen drei Könige nach Bethlehem mitbrachte (Kaspar), zwei Eier, aus denen ein Lamm und ein Löwe hervorgingen, die bekannten Sinnbilder des damals neugebornen Heilands. *Prätorius, Saturnalia* p. 363. — Eucherius dagegen verglich den Strauss mit einem Ketzer,

qui habere quasi videtur sapientiae pennas, volare tamen non potest. Pierii, hierogl. p. 231.

Strick,

Attribut des Teufels. In den altdeutschen und altfranzösischen Mysterien (geistlichen Schauspielen) zog der Teufel die Verdammten immer an einem Strick nach sich, daher noch das Sprichwort: „Der Teufel hat ihn am Seil.“ Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 268. Wie in Christo die wahre Freiheit, so ist im Teufel die wahre Knechtschaft. Christus löst, was der Teufel bindet und verstrickt. Der Strick ist ferner Attribut der Rahab (siehe diesen Artikel) und des heiligen Desiderius von Vienne, der mit einem Strick erwürgt wurde.

Stroh,

Sinnbild der Unfruchtbarkeit, Werthlosigkeit, im Gegensatz gegen Waizen, daher auch alles nichtswürdigen und eiteln Treibens der Menschen, ihrer Weltlust und Gottlosigkeit im Gegensatz gegen Frömmigkeit und gute Werke. „Mit Stroh geht ihr schwanger, Strohhalme gebäret ihr, Feuer wird euch verzehren.“ Jesaias 33, 1. Vgl. 47, 14. und Maleachi 4, 1.

Sünde.

Vgl. den Artikel Laster. Es gibt zweierlei Sünden, die des Geistes und die der menschlichen Natur, daher auch zweierlei Sünder, die Geister, deren Prototyp Lucifer (siehe diesen Artikel), und die natürlichen Menschen, deren Prototyp Adam. Sofern aber der Mensch selbst zweierlei Wesen in sich hat, neben dem natürlichen das geistige, so steht auch dem Adam ein Prototyp der Geistessünder gegenüber, das ist Judas Ischarioth.

Nur für die Sünder der zweiten oder niedern Art gibt es Erlösung, die Sünde wider den Geist wird nie vergeben.

Darum kann nur Adams, aber nicht Lucifers Geschlecht erlöst werden. Darum ist Maria die allgemeine Fürbitterin für die menschlichen Sünder, kann es aber nicht seyn für die bösen Geister. Darum kennt die heilige Geschichte reuige Könige und Schächer, den reuigen Apostel Petrus und die reuige Magdalena, aber keinen reuigen Teufel. Hier steht die Typik christlicher Kunst und Poesie so fest wie das Dogma. Es kann daher auch nur durch gänzliche Verkommenheit der christlichen Idee und des kirchlichen Bewusstseyns erklärt werden, dass Klopstock sich erlauben durfte, in seinem berühmten „Messias“ in dem Engel Abadonnah einen reuigen, sentimentalen und weinerlichen Teufel aufzustellen, und dass man solche Verkehrtheit ein Jahrhundert hindurch bewundert hat.

In der kirchlichen Bildnerei kommen die Sünder hauptsächlich vor als Reuige und Betende, als Begnadigte, als Büssende auf Erden oder im Fegfeuer, und als Verdammte in der Hölle. Sie gruppiren sich im Allgemeinen nach den sieben Todsünden oder Lastern. In grossen Massen theilen sie sich in Priester und Laien, jene unter einem Papst, diese unter einem Kaiser. Im Mittelalter hatte man keine Scheu noch Furcht, auch die Höchstgestellten als Sünder zu bezeichnen. Keine cäsareopapistische Censur und Polizei, keine Aufklärung und classische Schule verbot, einen schlechten Papst oder tyrannischen Kaiser in den Flammen der Hölle zu malen. Von den modernen „Ankünften im Elysium“, welche der Cultus des Genius jedem berühmten, und die servile Kunst jedem vornehmen Sünder vindicirt, war damals noch nicht die Rede.

Die Reue wird bezeichnet durch Knieen und Beten, die Gnade durch den über die Sünder gebreiteten Mantel Mariä, die Busse durch Flammen ohne Teufel, die Verdammniss durch verzweiflungsvolle Mienen und durch die Teufel, die an den Unseligen das Henkeramt üben.

Rubens malte die Prototypen der Reue, Magdalena, Petrus, David und den Schächer knieend vor Christo. Das Bild

befindet sich in der Pinakothek in München. Es ist mir nicht bekannt, ob ausser den Bildern des Weltgerichts, auf denen die Sünder vor dem Richter zittern und angstvoll der Verdammniss harren, umfangreichere Gruppen von reuigen und bussfertigen Sündern vor dem verzeihenden Heilande gemalt worden sind. Wie Christus die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, die Gefangenen befreit, die Todten erweckt, ist oft und schön gemalt worden. Nicht aber, wie sich die Sünder dieser Welt und Zeit vor ihm beugen.

Sündfluth.

Während die Schöpfung im 1. Buch Mosis um sehr viel anders erzählt ist, als in den heidnischen Kosmogonien, stimmt dagegen, was sie von der Sündfluth sagt, mit unzähligen Sagen anderer Völker überein. Ueberall heisst es, Gott habe die Menschen ihrer Sünden wegen ausgetilgt und nur eine einzige fromme Familie sey auf einem Schiffe gerettet worden. Sogar einzelne bestimmte Züge der mosaischen Erzählung, z. B. vom Raben und von der Taube, kehren in fremden Völkersagen wieder.

Hier eine gedrängte Uebersicht der heidnischen Sündfluthsagen:

1. Die griechische. Zeus wollte das sündige Menschengeschlecht vertilgen und überschwemmte es mit neuntägigem Regen. Nur der fromme Deukalion und sein Weib Pyrrha retteten sich in einem Kasten. Eine Taube, die sie ausfliegen liessen, kündigte ihnen durch ihr Ausbleiben an, dass die Erde wieder trocken sey. *Ovid*, *met.* I. 280 f. *Plutarch, de solat. animi.* Apollodor I. 7. 2. — Von untergeordneter Bedeutung ist die ogygische Fluth.

2. Die chaldäische oder babylonische. Der Gott Saturn oder Belus kündigt dem König Risuthras an, er werde das sündige Menschengeschlecht durch eine Fluth vertilgen und nur ihn wegen seiner Frömmigkeit verschonen. Er nahm seine Familie mit in's Schiff und sandte Vögel aus, deren

Ausbleiben die Trockenheit des Bodens verrieth. Nach Berosus und Obydenus bei *Josephus, arch.* I. 3. 6. *Eusebius, de praep. ev.* IX. 11. *Cyrillus, contra Jul.* I. 14.

3. Die indische. *a*) Gott Brahma verwandelte sich in einen kleinen Fisch und liess sich von Menu, dem frommen König, fangen und in ein Glas setzen. Das Glas wurde aber bald zu klein; man musste den immer wachsenden Fisch in einen Teich setzen, in den grossen Fluss Ganges, endlich in's Meer. Da sagte der Fisch: mit ihm wüchse das Gewässer und werde die ganze sündige Welt vertilgen, Menu aber solle sich auf ein Schiff setzen und an das Horn des Riesenfisches anbinden. So geschah es, und Menu schwamm jahrelang mit dem Fisch in unendlichen Gewässern herum, bis er am Berg Himawan ausgesetzt wurde. Nach der Mahabharata. Vgl. Bopp, Sündfluth. — *b*) Der Gott Wischnu verfährt ganz auf dieselbe Weise mit dem frommen Salyavrata. Hier ist besonders hervorgehoben, dass alle Thiere und Pflanzen mit in's Schiff genommen werden. Nach dem Bhagavatam. Vgl. auch Paullinus, brahm. Götterlehre S. 190, wonach Wischnu nicht als der die Menschen strafende, sondern vielmehr als der rettende Gott erscheint, indem die Fluth durch böse Dämonen bewirkt wird. Vgl. Rhode, Hindu II. 134. Höfers indische Gedichte I. 39. Eine noch besondere Sündfluthsage, die sich lediglich auf die Insel Ceylon bezieht, in Ritters Erdkunde von Asien IV. 238.

4. Die chinesische. Der Herr des Himmels und der Erde zürnte den sündigen Menschen und vertilgte sie. Nur Niu-va allein bezwang das Gewässer durch ein Holz (das Schiff) und durch einen fünffarbigen Stein (den Regenbogen). Windischmann, die Philosophie im Fortschritt der Weltgeschichte I. 80. Vgl. Ritter, Erdkunde von Asien I. 158.

5. Die japanische. Gott zerschmetterte die Welt durch Blitze und ersäufte sie im Regen. Nur eine fromme Familie wurde auf Nipon (Japan) gerettet. Montanus, niederl. Gesandtschaften S. 435.

6. Die russische. Die Erde steht auf vier Wallfischen.

Als der erste starb, entstand die Sündfluth. Wenn wieder einer sterben wird, wird es eine zweite Fluth geben. W. Müller, Russland S. 210.

7. Die lithauische. Pramzimas, der Herr der Welt, sah, dass die Menschen verderbt seyen, und sandte zwei Riesen unter sie, Wandu und Weja (Wasser und Sturm), sie zu vertilgen. Als nun fast alle Menschen ersoffen waren, und nur noch einige auf einem Berggipfel sich hielten, warf er ihnen mitleidig eine Schale von den Nüssen zu, die er eben ass. Auf diesem Schiff retteten sie sich. Sie hatten aber keine Kinder; da tröstete sie der Regenbogen (Linxmine) und sagte ihnen, sie sollten über die Gebeine der Erde springen. Das thaten sie und aus den Steinen, über die sie sprangen, wurden Menschen. Hanusch, slav. Mythologien S. 234.

8. Die nordische. Aus des grossen Riesen Ymers Blut entstand das Meer und überschwemmte das Land so, dass alle andern Riesen darin umkamen. Nur Bergelmir mit seinem Weib entkam. Edda, Grimm Myth. 2te Aufl. S. 526.

9. Die keltische. Als der See von Llion (in England) ausbrach und die Welt überschwemmte, entkam nur der fromme Nevydd, indem er ein Schiff baute und darin je ein Paar von allen Thieren aufnahm. Der Gott Hu aber zog das Schiff in Ochsengestalt durch die Fluth. Mone, Heidenthum II. 492. San Marte, Artursage S. 201.

10. Die afrikanische. Alle meerschwein- und wallfischartigen Meerthiere sollen Abkömmlinge der in der Sündfluth ertrunkenen Menschen seyn. Robertson, die Fantees in Afrika.

11. Die grönländische. Der einzige noch übrige Mensch schlug mit seinem Stock auf die Erde, da kam ein Weib heraus und mit ihr bevölkerte er die Erde auf's Neue. Cranz, Historie von Grönland I. 246.

12. Die mexikanische. Gott vertilgte die bösen Menschen, nur der fromme Coxcox und sein Weib retteten sich auf einem Kahn. Sie hatten nachher stumme Kinder, bis eine Taube die Kinder verschiedene Sprachen lehrte. Clavigero I. 344. Prescott, Eroberung von Mexiko II. 435. Beides

nach deutscher Uebersetzung. Der Letzte erwähnt noch einer andern Sage, derzufolge der Gerettete Tazpi hiess und sein Schiff mit Thieren aller Art anfüllte, auch wie Noah Vögel aussandte, jedoch statt des Raben einen Geyer und statt der Taube einen Colibri.

13. Nordamerikanische Sagen. *a*) Die Koloschen glauben, der erste Erdenbewohner habe alle Kinder seiner Schwester durch eine Sündfluth vertilgt, diese aber habe einen glühenden Stein gegessen und sey davon mit dem Stammvater der künftigen Menschen schwanger worden. Ausland 1837, Nr. 360. *b*) Die Hundsripp-Indianer glauben, die Sündfluth sey durch einen Zudrang grosser Fische entstanden und der einzige Mensch, Chapewee, habe sich in einem Schiff gerettet, in das er alle Arten von Thieren mit aufnahm. Auch er schickte zwei Thiere aus, aber statt des Raben den Biber, statt der Taube die Bisamratte. Franklin, zweite Reise S. 309.

14. Die guianische. Die Macus-Indianer glauben, ein Mann und ein Weib seyen allein übrig geblieben und hätten die Welt neu bevölkert, indem sie Steine in Menschen verwandelten. Schomburgk, Reise S. 35. Die Tamanaquon am Orinoko glauben das Nämliche, hier entstehen aber die neuen Menschen aus den Kernen der Mauritiapalme, die sie hinter sich werfen. Daselbst.

15. Die haytische. Ein Kazike erschlug im Zorn seinen Sohn, hob aber dessen Gebeine in einer Kürbisflasche auf. Nachher fand er Fische darin und holte sich so oft Fische, als er wollte. Seine neugierigen Brüder aber öffneten einmal den Kürbis, da fielen Fische aller Art heraus, immer grösser, endlich Wallfische und das ganze unendliche Meer, so dass von der Erde nur wenige Inseln und Bergspitzen blieben. Wash. Irwing, Columbus S. 160.

16. Die brasilianische. Ein einziger Mann, Tamanduare, mit seiner Familie, blieb auf dem Gipfel eines Baumes gerettet und bevölkerte die Erde neu. Prinz zu Wied, Reise II. 59. Lery, Reise S. 281.

Schon wegen dieser allgemeinen Verbreitung der Sage

über die ganze Erde ist es nicht wahrscheinlich, dass nur eine lokale Ueberschwemmung gemeint sey. Die Bibel selbst sagt ausdrücklich, die Fluth habe fünfzehn Ellen hoch über den höchsten Bergen gestanden. Das war keine lokale Fluth. Mit Recht haben daher die Naturforscher an eine grosse Katastrophe gedacht. Whiston und Steffens dachten, freilich sehr willkührlich, an einen Kometen, der das Wasser der Erde an sich gezogen und dann zurückgeschnellt haben soll. Davon steht nichts in der heiligen Schrift und ist auch kein ähnliches Beispiel in der Naturgeschichte bekannt. Andere glaubten, die Erdachse habe sich plötzlich geändert und dem Meere einen ungeheuren Stoss gegeben, dass es über das Land hergefluthet sey. Weit sinniger ist die Vermuthung Hugi's (über die Gletscher 1843. S. 202.) Derselbe nimmt an, die Ausdehnung und Zusammenziehung der Atmosphäre sey in einer früheren Bildungsperiode der Erde noch weit grösser gewesen, wie jetzt. Das Ausdünsten der Erde, die Wolkenbildung und dann der wässerige Niederschlag aus derselben sey viel gewaltsamer gewesen. Daher die Möglichkeit des völligen Untertauchens der Erde unter den vom Himmel strömenden Regen. Damit stimmt eine Erscheinung überein, die man an den kleinen Planeten Pallas und Ceres wahrgenommen hat. Diese haben nämlich eine Atmosphäre, die sich zuweilen in's Ungeheure ausdehnt und dann wieder klein zusammenzieht. Stellt man sich darunter Wolken vor, so muss deren Entleerung in Regengüssen die Oberfläche der Planeten ganz unter Wasser setzen.

Jedenfalls sind grosse Fluthen über die Erde gegangen, sonst würden nicht so viele organische Reste früherer Erdperioden überschwemmt und begraben worden seyn. Deshalb ist die Erklärung v. Bohlens (Genesis 104) ganz unstatthaft, dass nämlich nicht einmal von einer lokalen ausserordentlichen Ueberschwemmung die Rede seyn könne, sondern dass die Vorstellung der Sündfluth wahrscheinlich nur von den jährlich sich wiederholenden Frühlingsüberschwemmungen herschreibe, die man in vergrössertem Maassstabe auf die Vorzeit über-

tragen habe. Eben so wenig Werth ist darauf zu legen, dass der Name Sündfluth eigentlich Sintvluot (grosse Fluth) heisse. Die Sünde wird damit nicht hinweginterpretirt.

Die Genesis legt alles Gewicht auf diese Sünde. Nur um ihretwillen erfolgt die Fluth. Gott will das verderbte Geschlecht austilgen und nur den frommen Noah mit seiner Familie erhalten, dem er daher befiehlt, die Arche zu bauen und mit den Seinen, sowie mit je einem Paar aller Thierarten hineinzugehen. Dann lässt er vierzig Tage lang regnen und alles Lebendige vergeht in der ungeheuern Fluth, welche 15 Ellen über den höchsten Bergen steht. Erst nach 150 Tagen nimmt das Gewässer wieder ab, und die Arche strandet auf dem Gipfel des Berges Ararat. Da sendet Noah einen Raben aus, zu prüfen, ob es Zeit sey, auszusteigen. Der Rabe kommt nicht wieder (weil er auf Aas sitzt). Noah schickt eine Taube aus, die nicht Fuss fassen kann und wiederkommt. Dann eine zweite Taube, die mit einem Oelblatt zurückkehrt, zum Zeichen, dass die Erde wieder grüne. Nach sieben Tagen schickt er die dritte Taube aus, die nicht wiederkommt. Nun erst befiehlt ihm der Herr selbst, auszusteigen. Noah gehorcht, die Arche entleert sich, um die Welt neu zu bevölkern. Ein Dankopfer raucht zum Himmel, Gott segnet den Noah und lässt den Regenbogen erscheinen, zum Zeichen, dass fortan Friede sey zwischen Himmel und Erde, zwischen dem versöhnten Gott und der bestraften Menschheit: „Und wenn es kommt, dass ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch, dass nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme."

Die Sündfluth ist das alttestamentalische Vorbild des Weltendes, denn auch dieses soll durch colossale Entartung der Menschen herbeigeführt werden.

Die Sündfluth und Geschichte Noahs hat verhältnissmässig nicht viele poetische Bearbeiter gefunden. Ein lateinisches Gedicht von Alcinus Avitus s. in *Fabricii thes.* 392.

Vor hundert Jahren schrieb der Schweizer Bodmer sein grosses Epos „die Noachide", eine sehr wässerige Nachahmung des Messias von Klopstock, worin endlos langweilig alle langgeschnäbelten, kurzgeschnäbelten, breitgeschnäbelten, spitzgeschnäbelten etc. Vögel verzeichnet sind, wie sie in die Arche spazieren. Ein neuer französischer Dichter, Alfred de Vigny, hat sich besser darauf verstanden, die Effecte zusammenzudrängen. Auch der deutsche Dichter Andreas Wasserburg, der 1834 in Mainz eine Sündfluth in poetischer Prosa herausgab, hat in der Ausmalung der Schreckensscenen, z. B. eines Löwen, der sich angstvoll zu den Menschen rettet, eine reiche Phantasie bewährt. Friedrich Schlegel besang die Freude der Errettung, das Opfer und den Dank Noahs (am Schluss des 10ten Bandes seiner Werke). Das ist schön und biblisch. Aber Salomon Gessner besang den Tod zweier unbekannten Liebenden in der Sündfluth, Semin und Semira. Solche sentimentale Abgeschmacktheiten hat man lange bewundert. Sie sind schriftwidrig. In der Sündfluth ist kein unschuldiges Liebespaar umgekommen. Da war Niemand rein, als die sich in die Arche gerettet hatten.

Unter den gemalten Sündfluthbildern muss man die, welche die Schrecken der empörten Natur malen, von denen unterscheiden, welche nur vorzugsweise die Todesangst der Menschen malen. Die letzteren sind bei weitem zahlreicher. Unter den ersteren stehen oben an die Bilder des Engländers Martin, der es liebt, die Natur im Grossen und in ihren Schrecken aufzufassen, bei der Schöpfung, beim Untergang Sodom und Gomorrha's, Babels und Ninive's, beim Weltgericht etc. Er malte den Abend vor der Sündfluth ungemein grossartig. Die Elemente selbst sind es, die hier miteinander ringen, die Menschen verlieren sich nur in kaum sichtbarem Ameisengewühl. Die Blitze zucken furchtbar, erlöschen aber gleichsam in dem allüberwiegenden Wasser, und dienen nur, die Schwärze der dichtherabhängenden Wolken zu beleuchten und den Anblick des allgemeinen Grabes noch schauerlicher zu machen. Dazwischen haben aber noch

Sonne und Mond Platz gefunden, beide zugleich am düstern Horizont ihre glühenden Augen, wie todesmatt, aufzuschlagen. Auf einem zweiten Bilde stellte Martin die Stillung der Gewässer dar, am Morgen nach der Fluth. Kunstblatt 1835. S. 175. 1840. S. 224.

Unter den Bildern der zweiten Gattung steht oben an das von Nik. Poussin in Paris. Es hat engeren Raum, bringt uns daher die Menschen näher; doch bleibt die Landschaft auch hier noch die Hauptsache, der tiefe Wolkenhimmel, von einem Blitz durchzuckt, unheimliche Felsen zur Seite und schon wettergebeugte und halb entwurzelte Bäume. Schon hat der Tod seine meisten Opfer verschlungen. Den Ueberlebenden schwindet die letzte Hoffnung, Einer klammert sich an einen Kahn in dem Augenblick, wo derselbe einem Abgrund zustürzt. Eine Mutter reicht ihr Kind einem Manne, der es nicht erlangen kann, und die Fluth reisst sie hinweg. Bedeutungsvoll kriecht auch die aus ihrem Versteck getriebene Schlange den Berg hinauf.

Noch grässlicher malte Girodet zu Paris (1804). Mit höchster Anstrengung hat ein Mann seinen alten Vater zu einem Baum emporgetragen und hält ihn noch auf dem Rücken, indem er mit einer Hand sich an den Baum klammert und mit der andern sein schon todtmattes Weib mit zwei Kindern nachzieht; da schlägt ein Blitz in den Baum und Alle stürzen in die Fluth (*Landon, ann.* XIII. *pl.* 5.). Aehnliche Grässlichkeiten rühmte Vasari (II. 1. 88.) an einem Bilde von Uccello, z. B. ein schon vom Wasser dickgeschwollenes todtes Kind; einen Raben, der einer Leiche die Augen aushackt etc. Geistreich, wenn auch unwahrscheinlich, ist dabei der erbitterte Kampf zweier Reiter mitten im Wasser.

Der Engländer West malte den Moment, wo schon Alles todt ist. Man sieht nur in der Ferne ganz dunkel durch den Regen die Arche. Im Vordergrunde aber hängen noch die Leichen einer ertrunkenen Familie in den Zweigen eines Baumes; bereits schwarzblau und grässlich entstellt und von drei grossen Schlangen umwunden, die sich auf denselben

Baum retteten. Zur Seite aber flattert die weisse Taube, die Botin besserer Zukunft.

Am wenigsten Eindruck machen die Sündfluthbilder, die nicht für sich stehen, sondern nur einen Theil der gemalten Bibel überhaupt einnehmen, daher im Raum beschränkt und dem Geist des Ganzen untergeordnet bleiben. Unter diesen Bildern ist das grossartigste das von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle, jedoch ganz in den Hintergrund gedrückt durch das Bild des Weltgerichts in derselben Kapelle. Einen ziemlich schwachen Eindruck macht das kleine Sündfluthbild in Raphaels Logen. Nur Studien ohne poetische Tiefe sind die Sündfluthbilder von Giulio Romano in England (Waagen I. 477. Passavant 257.), Turchi (l'Orbetto) in Paris (Waagen 517.), Domenichino in Berlin (Kugler I. 131.). Ein Bild von Sabatti in Brescia. Auch von Bassano, der so viel zu den ersten Kapiteln der Genesis gemalt, sind Sündfluthbilder vorhanden, in Madrid, Paris und Florenz. Eine Sündfluth kommt auch unter den alten Mosaiken der Marcuskirche zu Venedig vor.

Unter den französischen Malern malten die Sündfluth noch: Regnault, in zwei Darstellungen; Trioson (Waagen, Paris 728.); Le Fage, gest. von Audran; Blaiset, gest. von Ruotte; Bernard, gest. von Sadeler.

Deutsche und Niederländer: L. Cranach in Schneeberg (Waagen, Deutschland I. 57.), Joh. Breughel in Kassel, Cornelius von Harlem in Salzdalen, Cassiers in Brüssel, Jakobs in München. Kunstblatt 1825. Nr. 53. Romberg. Ein berühmter figurenreicher Holzschnitt von Melchior Lorch.

Die Motive sind gewöhnlich: das Erklettern eines Baumes, die Flucht auf einem Pferde, das Heraufziehen eines Kindes oder sterbenden Weibes, das Zurückstossen des Schwächern durch den Stärkeren, die fruchtlose Anstrengung, die verzweifelnde Resignation. Seltener kommt eine mehr nuancirte Charakteristik vor, der Unterschied der Temperamente, Stände, des Glücks etc., das verschiedenartige Benehmen des Reichen und Armen, Geizigen und Verschwenders,

des Schlemmers, des Tartuffe, des Tyrannen, des Wüstlings, der übermüthigen Hetären etc.

Mathäi in Dresden 1805 malte die Gruppe zweier Liebenden, nach Gessners Dichtung. Eine Gruppe sich Rettender malte Court 1823 (Kunstbl. Nr. 62.). Eine andere Liberi in Bergamo, dem es übrigens nur auf die nackten Figuren ankam. Eine andere Danhauser in Wien. Ein grässliches Motiv wählte Ysendyk in einem Bilde zu Antwerpen (Kunstblatt 1831. Nr. 40.), nämlich einen Mann, der, schon von einer Schlange umwunden, doch noch ein Mädchen zu retten bemüht ist. Kessels formte eine berühmte Gruppe in Marmor, einen Mann, der Weib und Kind zu sich erhebt. A. Reumont, röm. Briefe II. 284. Kunstbl. 1838. S. 112.

Mehr allegorisch ist ein Bild der Mistress Cosway. Ein alter Mann steht halb in einem Wolkenbruch, von dem kalt und blaugrau der unendliche Regen niederströmt auf ein bronzeartig mit schaudervoller Miene daliegendes Weib. Fiorillo V. 688.

Von Michel Angelo an, der in seinem Sündfluthbilde liebevolle Rettungsscenen malte, haben die meisten Maler den Fehler begangen, das in der Sündfluth untergegangene sündige Geschlecht viel zu edel, human und sich Einer für den Andern aufopfernd aufzufassen. Sie hätten vielmehr die Corruption, den Egoismus, die Roheit, die Verthierung und Verteufelung hervorblicken lassen sollen.

Susanna,

hebräisch *Shushan*, Lilie, Vorbild der heiligen Jungfrau, sofern sie während der babylonischen Gefangenschaft mitten in dem üppigen Babel fleckenlose Keuschheit bewahrt und die ganze Reinheit des Volkes Gottes gleichsam in sich concentrirt, wie die Lilie unter den Dornen. Zugleich Gegenbild der Eva, welche umgekehrt mitten im Paradiese durch Sünde sich verunreinigte.

Synagoge.

Vgl. d. Artikel Judenthum und Kirche. Im Mittelalter stellte man gerne, insbesondere an Kirchenthüren, der allegorischen Figur der Kirche oder christlichen Religion die der Synagoge oder des Judenthums gegenüber. Die letztere immer als ein Weib mit verbundenen Augen, deren Scepter zerbrochen ist und der die Krone vom Haupte fällt. Der Sinn ist: als Christus geboren ward und seine grosse Kirche gründete, hatte das Judenthum seinen Zweck erreicht, seine Prophezeihungen waren in Erfüllung gegangen, es musste jetzt dem Christenthum Platz machen. Der alte Tempel musste zerbrochen werden. Das wollten aber die verstockten Juden nicht anerkennen, und deshalb fristet die Synagoge noch ihr Leben, aber nur als Gespenst des zerstörten Tempels. So wird sie auch in altdeutschen Mysterien aufgefasst. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters II. 170.

T

Tafeln Mosis.

Die beiden steinernen Tafeln, das gewöhnlichste Attribut des Moses, die Gesetzestafeln, die er von Gott selbst auf dem Berge Sinai empfing, werden auf Kirchenbildern immer so gemalt, dass die erste Tafel rechts die Zahlen I — III (die drei ersten, die Pflichten gegen Gott betreffenden Gebote unter den zehn Geboten), die zweite links die Zahlen IV — X (Gebote, die Pflichten gegen die Menschen betreffend) enthält. Sie werden durchgängig wie zwei Thür- oder Fensterflügel dicht beieinander und oben jede für sich im Rundbogen abgerundet gemalt. Dieselbe Form wiederholt sich oft in gothischen Verzierungen an Fenstern und Rosetten.

Tanne,

Attribut des heiligen Landolin, der zu Ettenheimmünster eine uralte, hohe, von den heidnischen Alemannen verehrte Tanne fällte und zu einem Kreuze machte, aber von den Heiden erschlagen wurde. Tannen sind überhaupt Sinnbilder der zuerst in den deutschen Urwald eindringenden Bekehrung.

Die berühmteste war zu Thann im Elsass. Die älteste deutsche Legende lässt den Jüngling von Nain, den der Heiland vom Tod auferweckte, unter dem römischen Namen Maternus, vom Apostel Petrus selber gesendet, an Rhein und Mosel wandern, um die damals noch heidnischen Römer und Gallier, sowie ihre deutschen Nachbarn zu bekehren. Er starb zu Eley im Elsass, seine beiden Gefährten, Eucharius und Valerius, aber eilten nach Rom zurück, wo ihnen der heilige Petrus seinen eigenen Bischofsstab mitgab, dessen Berührung den todten Maternus wieder auferweckte. Selbiger Stab wurde zu Köln aufbewahrt, dann erhielt eine Hälfte davon Wien, von wo sie nach Prag kam. Eucharius wurde der erste, Valerius der zweite Bischof von Trier, Maternus aber der erste in Köln und Tongern. Er lebte noch so viele Jahre, als er Tage im Scheintode gelegen hatte, und starb zu Köln, seine Leiche aber kam nach Trier. Die Kirche verehrt ihn am 4. September. Vgl. Rettberg I. 74. Königshafen, Elsäss. Chronik S. 269. Weil er als Gründer der Kirchen von Trier, Köln und Utrecht (Tongern) gilt, trägt er auf Bildern als Attribut eine Kirche mit drei Thürmen, oder eine Bischofsmütze auf dem Kopf und zwei andere in den Händen. — In Stöbers Elsäss. Sagenbuch S. 38 wird noch folgende Legende von Maternus erzählt. Dieser diente einst dem greisen Bischof Theobald, der früher ein Ritter gewesen war, sich aber dem geistlichen Stande gewidmet hatte, nachdem seine geliebte Braut vom Blitz erschlagen worden war. Als der alte Theobald starb, bat er den jungen Maternus, künftig seinen Ring zu tragen. Der Ring aber liess sich nicht von der Leiche abziehen, der Finger brach ab, und Maternus barg Ring und Finger im Knauf seines Pilgerstabes. Da schlief er im Elsass unterwegs bei einer hohen Tanne ein, an die er seinen Stab lehnte. Als er aber erwachte, war der Stab mit der Tanne verwachsen und liess sich nicht mehr losreissen. Ein Graf ritt herbei und erkundigte sich; da wurde entdeckt, dass des Grafen Schwester die vom Blitz erschlagene Braut Theobalds gewesen, dass sie unter derselben

Tanne erschlagen worden sey, und dass nur deshalb der Ring und Finger nicht mehr von der Tanne wichen. Der Graf liess zu ihrem Andenken hier einen Münster bauen: das ist der berühmte Wallfahrtsort Thann im Elsass. Je am 1. Juli, dem Theobaldstage, werden hier drei hohe, ganz mit Spänen ausgefüllte Tannen verbrannt, deren Kohlen vom Volk wie heilsame Reliquien aufbewahrt werden.

Tanz.

Im Gegensatz gegen das Heidenthum, welches mit seinem Cultus eine Menge theils anmuthiger, Freude ausdrückender, theils orgiastischer und wahnsinniger Tänze verband, weist die christliche Kirche den Tanz ausschliesslich in das weltliche Gebiet zurück. Sie unterlässt auch bei den Lobpsalmen die alttestamentalischen Freudensprünge der Mirjam und des David. Der berühmte sogenannte religiöse Tanz der Wallfahrer zu Echternach bei Trier am Grabe des heiligen Willibrord ist eigentlich nur ein Vorschreiten mit zwei Schritten, worauf ein Schritt wieder zurückgemacht wird, und stösst keineswegs die Regel um, sondern bestätigt sie vielmehr, denn dieses feierliche Schreiten zum Grabe des Heiligen bewahrt nur die Erinnerung an den St. Veitstanz, der einst in jenen Gegenden grassirte und auf keine andere Weise geheilt werden konnte, als dadurch, dass sich die unwillkührlichen Tänzer jenem wunderthätigen Grabe nahten, an welchem ihre böse Bezauberung sich brach. *Mémoires de l'acad. Celtique* III. 454. *Calmet* II. 366. Also bewahrt die kirchliche Feier in diesem sogenannten Tanze der Pilger nur das Andenken an einen durch die Kirche besiegten dämonischen Tanz.

Abgesehen von der kirchlichen Anerkennung des unschuldigen Laientanzes, hat doch die kirchliche Anschauungsweise nie verfehlt, das Dämonische in der Tanzwuth als solches anzusehen und zu verdammen. Vor Allem in den falschen heidnischen Culten, wofür der Tanz der verführten Kinder Israel um das goldne Kalb Prototyp ist. Sodann den ver-

führerischen Tanz, wofür die Tochter des Herodes, deren Tanz den Tod des Täufers veranlasste, als Prototyp gilt. Charakteristisch für die christliche Kunst aber ist insbesondere, dass sie selbst den Engeln und Seligen im Himmel nur zu schweben, aber nicht zu tanzen erlaubt, während sie sehr ausgebildete Todtentänze, Hexen- und Teufelstänze kennt.

Taube.

Die weisse Taube, deren glänzender Flug am Himmel jedes Auge erfreut, die vielleicht schon in sehr früher Zeit zu Botschaften (als Brieftaube) benützt wurde, die zugleich so sanft ist, dass man sprichwörtlich sagt, sie habe keine Galle, bot sich von selbst zur Vergleichung dar 1) mit den vom Himmel als Boten Gottes kommenden Engeln, und demgemäss überhaupt mit den reinen Geistern; 2) mit dem reinen Urgeist selbst, dem heiligen Geist als dritter Person in der Gottheit; sodann aber auch 3) sofern im Wesen der Taube das weibliche Element vorherrscht, mit der Königin der Engel, Maria, und der Reinheit und Gattenlosigkeit wegen 4) mit den seligen Seelen, insbesondere auch, sofern dabei an die Taubenopfer der Juden gedacht wurde, mit den Märtyrern.

Die natürliche Taube, die Noah aus der Arche fliegen liess und die mit einem Oelzweig wiederkam, dadurch anzeigend, dass unter den Wässern der Sündfluth das grüne Land wieder hervorzukommen anfange, ist ein Vorbild aller himmlischen Boten oder Engel, die der frommen und leidenden Menschheit die Nähe des himmlischen Friedens verkünden. Dass der Oelzweig schon bei den Heiden ein Sinnbild des Friedens war, ist hier weniger erheblich, als die Vorstellung der nach der Sündfluth hervortretenden neuen Erde. So wie dem Noah zu Muthe war, als er nach der langen Wassersnoth endlich das ersehnte Ufer fand, so ist jedem Frommen zu Muthe, der nach des Lebens Stürmen zum himmlischen Frieden gelangt. Darum herrscht schon auf den ältesten christlichen Gräbern in den römischen Katakomben das Bild

der Taube vor, die mit einem Oelzweig zu dem aus einem engen Kasten herausschauenden Noah heranfliegt und hier nichts anderes bedeutet als den Engel, der dem Verstorbenen die himmlische Seligkeit verheisst. Das Nämliche bedeuteten die über den Gräbern der Longobarden und Franken aufgehangenen Taubenbilder. *Paulus Diac.* V. 34. *Gregor. Tur. de gloria mart.* I. 72. Binterim, Denkw. VI. 3. 501.

Wie die Taube den Engel, so bedeutet der Rabe den Teufel. Beide contrastiren in dieser Weise schon in der Arche Noä, aber auch sonst überall in der christlichen Symbolik. Der sinnreiche Ruprecht von Deutz erkennt in der Arche die durch das Christenthum gerettete Menschheit (das Schiff der Kirche), weshalb die Taube mit der seligen Verheissung dahin zurückkehrt, in den Aasen der auf den Wässern der Sündfluth schwimmenden Thiere, auf denen der Rabe zurückbleibt, um sich mit dem ecklen Frasse zu ergötzen, erkennt Rupert das Judenthum. Sofern aber von Noah drei Tauben entsandt werden, erkennt Rupert in der ersten, die alsbald wieder zurückkehrt, die heilige Taufe, in der zweiten, die mit dem Oelzweig zurückkehrt, die heilige Priesterweihe, in der dritten endlich, welche gar nicht mehr zurückkehrt, den seligen Tod und Uebergang in die himmlische Freude. *Rupert. Tuit.* p. 44. In einem Hymnus des Sedulius wird die Taube Noä einfach aufgefasst als die Tendenz zum Himmel, der Rabe als die zur Hölle. Fortlage, christliche Gesänge S. 46. In diese Symbolik gehört auch eine schöne morgenländische Sage, in welcher die Taube Noä wirklich mit dem Paradiese in Verbindung kommt. Herder theilt sie in Folgendem mit: „Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er auf's Neue seine Schaaren um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung. „Tochter der Treue," sprach Noah, „du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willst du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn deine Flügel ermattet, und

dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füsse Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise.“ — „Wer,“ sprach die Taube, „gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden? Lass mich, ich werde dir gewiss eine Dienerin guter Botschaft.“ Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgends fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth; und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilte sie und flog hinan und liess demüthig sich am Fuss des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühte da: sie brach ein Blatt des Baumes, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noah Brust. Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses. Da erquickte sich sein Herz: das grüne Friedenblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft. Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.“

Eine gar liebliche Vorstellung ist auch die Taube in einem schwedischen Volksliede. Als Botin des Himmels ruft sie alle Vorübergehenden zu Jesu Reich, aber vergebens, nur eine fromme Jungfrau folgt ihr und stirbt als Braut des Herrn geschmückt. Afzelius, schwed. Volkssagen III. 32.

Tauben erscheinen sehr oft als Engel in den Heiligenlegenden. Die heilige Columba (Taube) erhielt diesen Namen von einer weissen Taube, die bei ihrer Taufe zu ihr flog, ihr einen Kuss gab und wieder verschwand. Tauben brachten der im Kerker verschmachtenden h. Katharina Nahrung. Eine Taube brachte der h. Ida von Löwen die heilige Hostie. Eine Taube brachte der h. Adelgunde den Nonnenschleier vom Himmel herab. Eine Taube brachte dem h. Remigius das berühmte Oelfläschchen vom Himmel her, aus dem alle

Könige von Frankreich gesalbt wurden. Eine Taube setzte sich dem h. Cunibert unter der Messe auf den Kopf. Surius zum 12. November. Eben so der h. Katharina, während sie mit den Philosophen stritt. *Didron, icon.* 440. Eine Taube zeigte den Ort an, wo die h. Ursula begraben lag, daher man ihr auf Kirchenbildern eine Taube zu Füssen malt. St. Romana, eine römische Jungfrau im 4ten Jahrhundert, verliess ihre Eltern, liess sich auf dem Berge Soracte vom Einsiedler St. Sylvester taufen und wurde selbst eine Einsiedlerin in einer Höhle bei Todi; als sie starb, rief eine Taube, vom Himmel kommend, ihre Seele zum Himmel. *Acta SS.* 23. Februar. Besungen von Bönecke, Legenden 1846. II. 445. Der h. Einsiedlerin Georgia bei Clermont in Frankreich folgten, als sie zu Grabe getragen wurde, unzählige Engel in Taubengestalt. *Acta SS.* 15. Februar.

Um das Herz des Michael Scotus stritten eine Taube und ein Rabe. Grimm, irische Elfenm. XXXVI. Auf Bildern von Sterbenden vertritt überhaupt die Taube sehr oft des Engels, der Rabe des Teufels Stelle. — Als Engel muss man auch die Tauben denken, die sich nach vielen örtlichen Legenden bei Kirchenbauten betheiligen. Der heilige Pirminius liess durch einen gewissen Adalbert ein Kloster bauen. Adalbert hieb sich mit der Axt in's Bein, eine Taube trug einen blutigen Span davon und liess ihn in eine tiefe Felsenschlucht fallen. Da erkannte der Heilige, man müsse die Klöster nicht in schöne und freie Gegenden, sondern in tiefe Schluchten bauen und baute das Klösterlein Pfäffers tief in jener Schlucht, wo eine Heilquelle entspringt. Die Taube mit dem blutigen Span im Munde ist noch das Wappen von Pfäffers. Wyss, Sagen I. 217. Pirminius' Hauptstiftung war Reichenau, vgl. Rettberg II. 51. Aehnliche Legenden bei Panzer, Beitrag zur deutschen Mythol. I. 223 f.

Den Uebergang vom Symbol der Engel zu dem des heiligen Geistes bilden die Tauben, die bei Bischofswahlen und grossen kirchlichen Ereignissen entscheidend auftreten

und grossen Kirchenvätern und Kirchenfürsten berathend zur Seite stehen. Um ihn bei der Wahl als Bischof nach dem Willen Gottes zu bezeichnen, flog eine Taube auf das Haupt des heiligen Fabianus (Eusebius VI. 29.), Euortius (Surius 7. September), Polycarpus, Hilarius, Maurilius, Severus von Ravenna etc. Der heilige Geist als Taube sass auf der Schulter des h. Gregor des Grossen, des h. Cölestinus, h. Basilius, h. Augustinus, h. Thomas von Aquino, h. Athanasius, h. David, Petrus von Alcantara etc. St. Veremundus, Abt zu Hyracha in Navarra, speiste einmal während einer Hungersnoth 3000 Menschen blos durch den heiligen Geist, indem eine weisse Taube vom Himmel herabflog und sich von einem Kopf auf den andern setzte, Jeden aber sättigte, den sie berührt hatte. 8. März 1092.

Die sieben Geister Gottes nach Jesaias 11, 1. und Offenbarung Johannis 5, 6. werden auf Miniaturen und Glasbildern des 12ten bis 14ten Jahrhunderts gewöhnlich als sieben Tauben dargestellt, zwischen denen Christus thront. *Didron, icon.* 297. Sieben Tauben umschweben das Haupt des Heilandes, oder seine ganze Figur, oder sein Herz allein, oder die Gnadenmutter mit dem Kinde. *Twining, symbols, pl.* 27. 28.

Der heilige Geist in seiner Einheit als dritte Person der Gottheit schwebte bei der Taufe Christi als Taube über ihm, nach den Evangelien Matthäi 3, 16, Marcus 1, 10, Lucas 3, 22, Johannes 1, 32. Die christliche Kunst war daher berechtigt, die Taube auch als Personification des heiligen Geistes auf den Bildern 1) der heiligen Dreieinigkeit, 2) der Schöpfung, 3) der Verkündigung, 4) auf Pfingstbildern, und 5) auf Bildern anzuwenden, die den Gegensatz zwischen dem heiligen Geist und dem bösen Geist ausdrücken.

Zunächst wurde die Taube in der Bedeutung des heiligen Geistes auf Taufbecken, sodann auch auf Kanzeln gesetzt, um gleichsam dem Täufling, wie dem Prediger die Gabe des heiligen Geistes mitzutheilen. Auch auf Altären wurde eine Taube aufgestellt und auf Altartücher gestickt. *Molani, hist.*

imag. 55. In der Handschrift der Herrad von Landsberg zu Strassburg hat der heilige Geist als Taube sechs Flügel, nämlich noch zwei am Kopf und zwei an den Füssen, seraphimartig. Abgebildet bei *Twining*, *symb. pl.* 61. Die Taube aus der Hand Gottes (in Wolken) entlassen, das. *pl.* 2. Strahlen ausgiessend aus dem Schnabel, *pl.* 24. Zwischen den vier evangelischen Flüssen, *pl.* 25. An Christi Ohr, *pl.* 24. Auf dem Kreuz sitzend, *pl.* 4. In einer Hostie auf dem Kreuze an der Stelle, wo der Leib Christi hängen sollte, *pl.* 7. Lauter sinnreiche Bilder, die das Verhältniss des heiligen Geistes zu Gott dem Sohne ausdrücken. Dahin gehören auch speciell noch die zwölf Tauben in der Bedeutung der vom heiligen Geist erfüllten Apostel Christi, *pl.* 58.

Auf den Dreifaltigkeitsbildern hat man im früheren Mittelalter den heiligen Geist in Jünglings-, Mannes- oder Greisengestalt dem Vater oder Sohn ähnlich gemalt, später aber, um ihn charakteristischer zu unterscheiden, allgemein die Taubengestalt vorgezogen. In der Bedeutung des heiligen Geistes hat die Taube stets (wie Gott Vater und Sohn und wie das Lamm als Sohn) das Kreuz im Zirkel als Nimbus, und schwebt auch meist in einer sonnengleich strahlenden Glorie. Während auf Bildern, welche den heiligen Geist in menschlicher Gestalt bilden, demselben die dritte Stelle zukommt, nimmt die Taube zwischen Vater und Sohn die Mitte ein, indem sie nicht selten beide zart mit den Flügelspitzen berührt. Auf Bildern, welche die Krönung der Maria durch die heilige Dreieinigkeit darstellen, schwebt die Taube über dem Haupt der Jungfrau in derselben Weise segnend wie auf den Verkündigungsbildern, und beide Auffassungen stehen in Bezug aufeinander, wie Verkündigung und Erfüllung.

Der nach 1. B. Mosis 1, 2. über den Wassern schwebende Geist wurde in der älteren Malerei der Mosaiken und Miniaturen immer als Taube gemalt. So in der Marcuskirche zu Venedig. Vgl. Kunstblatt 1831. Nr. 32. und Waagen, Kunstwerke in Paris S. 345.

Ganz allgemein herrscht der Gebrauch, auf Pfingstbildern die Taube über der begeisterten Versammlung schweben zu lassen. Vgl. d. Artikel Pfingsten, wo ich mich bereits gegen v. Wessenberg ausgesprochen habe, der die Taube auf diesen Bildern wegwünscht. Mir scheint es, sie gehöre hinein, um die Versammlung von jeder andern zu unterscheiden und weil die Taube ein ganz unverfängliches, uralt geheiligtes Symbol ist. Auf einem schönen alten Bilde zu Baldern gehen von der Taube Strahlen aus, die in Flammenfunken enden und auf die Häupter der Apostel fallen. Kunstblatt 1847. S. 14.

Der Gegensatz gegen den Teufel wird abweichend in einem merkwürdigen alten Miniaturbild durch eine Taube mit Pfauenschweif ausgedrückt, die eine grosse bunte Schlange beisst. Waagen, Paris 273. Dass hier die Schlange, und nicht wie gewöhnlich der Rabe den Gegensatz zur Taube bildet, bezieht sich wohl auf die Ermahnung: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Matth. 10, 14. Der bunte Pfauenschweif soll vielleicht das Vielwissen, die Klugheit bezeichnen, worin der heilige Geist der alten Schlange gleicht, ohne ihre Bosheit. — Auf dem salomonischen Throne sass eine goldne Taube, die einen Habicht unter sich hatte, Sinnbild des Volkes Gottes, nachdem es die Aegypter (deren Sinnbild der Habicht war) überwunden hatte. Augusti, Denkw. XII. 345. Derselbe leitet davon die zu Pfingsten üblichen Vogelschiessen her. Durch den heiligen Geist wird der böse Raubvogel der Hölle besiegt, deshalb schiesst das Volk am Pfingstmontag auf einen hoch an einer Stange befestigten Raubvogel. — Mit dieser Symbolik hängt zusammen, dass der Teufel aller Thiere Gestalt annehmen kann, nur nicht die der Taube (*Majoli*, *dies canic.* 1691. p. 406.), und dass die Russen zwar Tauben in Menge halten und mit grosser Liebe pflegen, aber niemals essen. Kohl, Petersburg I. 130.

Wir gehen nun zur marianischen Symbolik über. Das Columbarium, das gewöhnlich silberne Gefäss, worin im

früheren Mittelalter das Sakrament des Altars aufbewahrt wurde, hatte Taubengestalt. Binterim, Denkw. II. 2. 147. Kugler, Kunstgeschichte S. 380. Hier kann unter der Taube nicht der heilige Geist, sondern muss die Gottesmutter verstanden werden, die den heiligen Leib in sich getragen. Maria wird sehr oft mit einer Taube verglichen. Maria, die sündenlose, heisst die Taube ohne Galle. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede Vers 570, herausgegeben von Grimm S. XXXVII, wo noch anderer altdeutscher Marienlieder gedacht ist, die dasselbe Bild gebauchen. Augustinus, *contra Faust.* XII. 20, vergleicht Marien der Taube Noä, die zur Arche zurückgekehrt sey, um nicht auf Unreines zu treten (wie der Rabe that).

Unsre Liebe Frau soll nach Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 597, sich selbst in Gestalt einer Taube zu Erfurt auf den zum Kreuz gebrochenen und in die Erde gesteckten Stab eines alten Weibes gesetzt haben, zum Wahrzeichen, dass hier eine Kirche gegründet werden solle. Nach demselben, Nr. 71, und Weber, Tirol III. 372, sollte zu Schnals in Tirol der Mutter Gottes eine Kirche gebaut werden, aber die Zimmerleute hieben sich mit den Aexten selber und verwundeten sich. Da trugen Tauben die blutigen Späne auf den St. Georgenberg, zum Wahrzeichen, dass man die Kirche dort oben bauen solle. Das hier befindliche Muttergottesbild wird in Ehesachen angerufen; auch steht eine Linde dabei. Tauben umflogen den Platz, wo der Madonna eine Kirche gebaut werden sollte, zu Messina, Gumppenberg Nr. 91, und entdeckten ein Bild derselben in einer Höhle von Navarra, das. Nr. 498. — Der heilige Benno sah einst, wie Tauben aus Körnern den Namen Maria zusammensetzten; an derselben Stelle baute er das Kloster Altenzell. Weber, Möncherei I. 106. — Zu Dronghen bei Gent wird ein wunderthätiges Marienbild verehrt, das einst aus Unwillen eine Kirche, in der es nicht geachtet wurde, verlassen hatte und durch vorausfliegende Tauben den Ort bezeichnen liess, wo es auf's Neue aufgerichtet seyn wollte. Wolf, deutsche Märchen

Nr. 296. — Annibal Carracci malte die Flucht nach Aegypten in der Art, dass Tauben der heiligen Familie voranfliegen.

Die Taube ist ferner ein Sinnbild der Seele. Vögel überhaupt wurden als Seelen Verstorbener genommen, die Taube insbesondere aber als die Seele selig Verstorbener. So kommen sie auf den ältesten Christengräbern in den Katakomben vor, und zwar neben dem schon beschriebenen Sinnbild der Taube Noä, die damit nicht verwechselt werden darf. In der Bedeutung von Seligen picken die Tauben nach Fruchtkörben, welche die himmlischen Früchte eines gerechten Wandels auf Erden und die Freuden der Seligkeit darstellen. *Aringhi*, *Roma subt.* I. 281. 283. II. 101. Tauben, die an einer Weintraube picken oder an einem Becher, bei *Twining pl.* 86, bedeuten wohl die Seelen, die durch das Blut Christi selig geworden sind. In den Gräbern der Katakomben ist der Taube oft der Palmzweig zugesellt, als Zeichen der durch den Martyrtod ersiegten Seligkeit. Vier Tauben um eine Palme auf einer Lampe bei *Bottari* III. *tab.* 209. scheinen auf den Sieg des Lichts in den vier Evangelien gedeutet werden zu müssen, und haben keine Beziehung auf das Martyrium, das sonst gewöhnlich durch die Palme bezeichnet wird.

In vielen Legenden scheidet die reine Seele des Heiligen in Taubengestalt aus seinem Leichnam. So schwebte die Seele des heiligen Polycarpus aus dem Scheiterhaufen, auf dem er verbrannt worden, zum Himmel auf; desgleichen die Seele der heiligen Eulalia. So schwebte die Taube aus dem Munde der sterbenden h. Scholastica. Aus dem Grabe des h. Adrian, Potitus, Wilhelm etc. Vgl. die Register der *Acta SS. sub voce columba.* Zum Grabe des h. Medardus flogen zwei Tauben und bald darauf flogen ihrer drei davon, denn die Seele des Heiligen hatte sich zu ihnen gesellt. Viele Tauben mit Blumen im Munde flogen zum sterbenden Alessio Falconieri (Bild des Peter von Cortona), wahrscheinlich Selige,

die ihn willkommen hiessen im Jenseits. Aus dem Meer, wo ein Schiff versunken ist, erheben sich nach spanischem Volksglauben die seligen Seelen der Ertrunkenen als Tauben und fliegen zum Himmel. Clarus, span. Lit. I. 262.

Vögel auf einem Baume singend waren ein durch das ganze Mittelalter beliebtes Bild für die Seligen im Paradiese. Dasselbe Bild noch bestimmter ausgedrückt sind die auf dem Baum Peridiroion nistenden Tauben, die vollkommen sicher sind vor den umher lauernden Drachen, weil der blosse Schatten des Baumes diesen Drachen tödtlich ist. Nach Isidorus bei Conrad von Megenberg *s. v.*

In der Legende der heiligen Columba von Reate lernen wir dem Namen wie dem Wesen nach eine Taubenseele kennen, einen unschuldsvollen Engel unter den Teufeln, eine weisse Taube flatternd im Sturm der Welt. Diese berühmte Nonne von Perugia war geboren im Jahre 1467. Während sie getauft wurde, flog eine weisse Taube herbei, daher ihr Name. Schon als Kind fastete, betete sie, kasteite sich, hatte Visionen. Christus erschien ihr und ihm gelobte sie sich zur Braut. Als man sie zu einer andern Heirath zwingen wollte, wehrte sie sich standhaft und entfloh. Die Teufel verfolgten sie und erweckten rings um sie her Ungewitter, aber kein Blitz, kein Wind, kein Regentropfen berührte das fromme Mädchen. Freche Jünglinge überfielen sie und wollten ihr Gewalt anthun; als sie sie aber entblössten und unter ihrem Gewande ihren schönen jugendlichen Leib durch den Stachelgürtel und eiserne Ketten, die sie sich zur Fleischestödtung angelegt, zerfetzt fanden, wichen sie entsetzt von ihr. Endlich fand sie Ruhe in einem Kloster zu Perugia, wo sie viele Wunder that, Kranke heilte, mit Dämonen kämpfte und von Christo und den Heiligen besucht wurde. Ihre einzige Speise soll das heilige Abendmahl gewesen seyn. Der Zufall wollte, dass einmal der ruchlose Papst Alexander VI. nach Perugia kam, dem Columba in Demuth den Fuss küsste. Man denke sich den Contrast seiner Laster und ihre Unschuld. Columba

starb, wie sie vorausgesagt hatte, im 33sten Jahre, um Christo zu gleichen. *Acta SS.* 20. Mai.

In der Lyoner Kunstausstellung von 1846 fand sich ein hübsches Bild von Etex, darstellend Adam und Eva, wie sie eine todte Taube staunend und im ahnungsvollen Schrecken betrachten, weil es das erste todte Wesen ist, welches sie sehen. Dem liegt die symbolische Bedeutung der Taube zu Grunde. Indem Adam und Eva ihre Unschuld verloren, starb sinnbildlich die Taube. Doch ist das Motiv zu sentimental für den kirchlichen Ernst.

Die sieben Tugenden, die man im Mittelalter der Taube zuschrieb, haben nur die Zahl von den sieben Gaben des heiligen Geistes entlehnt, nicht das Wesen. Auch lassen sie sich nicht auf die heilige Jungfrau beziehen, noch auf die Seligen. Sie gehören rein der natürlichen Taube an. 1) *Si hât der gallen niht.* 2) *Si enizet deheines botiches* (Aas) *niht, noch enkeines wurmes.* 3) *Si fuoret* (speiset, nährt) *sich mit dem sâmen: diu besten korn welt si, diu bòsten verwidert si* (verschmäht sie). 4) *Ir sanges pfleget si niuwan* (nur) *kumende unde wuoffende* (seufzend und jammernd). 5) *Si ziuhet ouch vil emzige fremediu jungide.* 6) *Si lît gerne bî dem wazzer, daz si den schate gesehen mege, swene si der habech vâhen wil.* 7) *In den steinen oder in den holn machet si ir nest.* In Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 287. von Pfeiffer mitgetheilt aus der Münchener Pergamenthandschr. 39. aus dem 12ten Jahrhundert.

Zwei Täubchen in einem Korbe stellen das Opfer im Tempel dar auf allen Bildern der Reinigung Mariä oder Opferung. Sie werden als Sinnbild der ehelichen Liebe und Treue aufgefasst. Die gleichfalls in Körben gefangenen Tauben der Verkäufer im Tempel bedeuten dagegen die weltliche Habgier in der Kirche, dasselbe was die Simonie. Vgl. den Artikel Simon Magus.

Taubstumm.

Der heilige Avitus, ein frommer Mönch des 6ten Jahrhunderts aus Orleans, ging aus Demuth in die Wildniss und lebte als Einsiedler. Da kamen einmal bei Nacht zwei taubstumme Brüder zu ihm, arme Hirten, die sich ihre erloschenen Fackeln bei seiner Lampe wieder anzünden wollten. Der Heilige gestattete es ihnen, zündete ihnen aber zugleich ein noch schöneres Licht des Geistes an, indem er ihnen die Sprache wiedergab. Die Kirche verehrt ihn am 17. Juni.

Taufe.

Der deutsche Name kommt schwerlich her vom hebräischen *tafa* (in der Bedeutung von Untertauchen), sondern vom deutschen teufen, vertiefen, in die Tiefe thun, d. h. gleichfalls untertauchen.

Die allgemeinste Bedeutung der Taufe ist Abwaschung, Reinigung von alter Befleckung und Herstellung des ursprünglich Reinen und Schönen, woran sich aber auch der Begriff des Eingehens in ein ganz neues Element knüpft. Durch die Taufe wurde das alte Heidenthum und Judenthum vom Menschen abgewaschen, aber der Mensch trat zugleich in ein ganz neues Element ein, indem er Christ wurde.

Die Abwaschung im Taufwasser tilgt nicht die Sünde des Getauften, denn die letztere kann nicht durch Wasser, sondern nur durch das Blut des Heilands abgewaschen werden. Darum heisst es: Johannes tauft mit Wasser, aber Christus mit Feuer, Matth. 3, 11. Die Taufe ist aber unerlässliche Bedingung des Christenthums. Christus gebot, alle Völker zu taufen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Matth. 28, 18. Wer nicht getauft ist, kann auch nicht in den Himmel kommen, mit einziger Ausnahme der Martyrer, die in dem Blut getauft

sind, das sie für Christum vergossen haben. Ungetauft gestorbene Kinder können nicht in den Himmel kommen, aber auch, weil sie nur die Erbsünde, nicht aber eine persönliche Sünde an sich haben, nicht in die Hölle, daher ist ihnen der Limbus vorbehalten. Da die Abwaschung jedenfalls nicht körperlich, sondern geistig zu verstehen ist und das körperliche Waschen insofern nur symbolisch ist, konnte die Kirche, wie sie gethan, zuletzt mit der Besprengung des Täuflings sich genügen lassen, während früher ein völliges Untertauchen verlangt wurde. Aber auch dieses Untertauchen hatte nur die symbolische Bedeutung des gänzlichen Eingehens in ein neues Element, die Verwandlung der Seele in den christlichen Fisch, der von nun an im Element des heiligen Geistes lebt. — Alttestamentalisches Vorbild der Abwaschung durch die Taufe ist die Sündfluth.

Durch Abwaschung der Erbsünde wird gleichsam für den Täufling der paradiesische Zustand vor dem Sündenfall wiederhergestellt. Darum soll der Täufling nackt seyn, wie die ersten Eltern im Paradiese. Dies bezeichnet den Zustand der Unschuld, zugleich aber auch die allgemeine Gleichheit vor Gott nach Galater 3, 28: „Hier ist kein Jude, noch Grieche, kein Knecht, noch Freier, kein Mann, noch Weib, ihr seyd allzumal Einer in Jesu.“ Das ist die Gemeinschaft des heiligen Geistes, der als Taube über dem Taufwasser schwebt wie über den ersten Wassern der Schöpfung. Für die Schicklichkeit wurde in den ältesten Zeiten gesorgt durch tiefe und enge Taufbrunnen oder Taufkessel. Als das Untertauchen aufhörte und das Besprengen genügte, bedurfte es auch der Nacktheit nicht mehr.

Da die Erbsünde in dem Sündenfall unserer ersten Eltern im Paradiese wurzelt, und dieser aus Verführung der Eva durch den Teufel hervorging, so kann die Erbsünde auch nicht abgewaschen werden ohne feierliche *abrenuntio diaboli* im Namen des Täuflings, wenn er noch Kind ist, durch die Pathen. In den ersten Jahrhunderten entsagte man aber bei

der Taufe nicht blos dem Teufel, sondern auch den Götzen, dem Heidenthum und dessen verführerischen Reizen. Und dreimal hauchte der Priester in die Augen und Ohren des Täuflings, um sein Gesicht und Gehör zu stählen gegen die Verlockungskünste des Satans und der Welt.

Auch in den Taufzeiten lag Symbolik. Sofern man nämlich in den früheren Zeiten die Erwachsenen in Masse taufte, nachdem sie zuvor im Glauben unterrichtet worden waren, wählte man zu Tauftagen die Oster- und Pfingst-, später auch Weihnachtszeit (Epiphania, 14 Tage nach Weihnachten) aus, also gerade die Zeit, in welcher sich entweder (zu Ostern und Pfingsten) die Erde vom Schmutz des Winters reinigt und das neue paradiesische Kleid des Frühlings anzieht, oder (Epiphania) in die dunkelste Nacht des Winters das neue Licht des Jahres einbricht und ein neues Leben beginnt. Die geistige Geburt in der Taufe entspricht hier der Geburt Christi. Der 6. Januar als Christi Tauftag und allgemein christliches Tauffest ist zugleich das Fest des neuen Lichtes und folgt auf den Geburtstag Christi.

In den älteren Zeiten wurde der Täufling dreimal untergetaucht. Damit ahmte man die drei Tage nach, welche Christus im Grabe zubrachte. Die Taufe löscht das frühere Leben gleichsam aus und bereitet den Menschen zur Auferstehung in einem neuen Leben vor. Auch mussten die Täuflinge gen Osten gewendet stehen, um von da gleichsam das neue Licht zu empfangen, so wie man vormals auch gern die Todten nach Osten schauend begrub, von wannen die Sonne sie zur Auferstehung wecken sollte.

Das Taufwasser erhielt die Bedeutung von Licht, Wort, Geist, als dem neuen heiligen Element, in welchem der Getaufte leben soll. Das Taufwasser wird zu Ostern feierlich geweiht, und zwar steckt man die grosse Osterkerze brennend in das Wasser zum Zeichen, dass alle Weihen von Christo ausgehen sollen. Auch theilt der Priester das Taufwasser in vier Theile nach den vier Flüssen des Paradieses, nach der

Vierzahl der Evangelien, in welche Geist und Wort Gottes sich theilen. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 89. 92.

Man theilt die Ceremonien der Taufe ein in solche, welche der eigentlichen Taufhandlung vorangehen, auf dieselbe vorbereiten und dieselbe versinnbilden, — dahin gehören: Die Bekreuzung: „Empfange das Zeichen des Kreuzes auf der Stirne und der Brust, nimm an den Glauben an die himmlische Lehre, und wandle unbefleckt, damit du von nun an ein Tempel Gottes seyn kannst!“ Das Salz, das in den Mund gelegt wird: „Nimm hin das Salz der Weisheit, es gedeihe dir zum ewigen Leben!“ Das Bestreichen der Sinne mit Staub und Speichel: „Epheta, d. i. werde geöffnet!“ (Heilung des Taubstummen.) Oel, womit Brust und Schulter gesalbt werden: „Ich salbe dich mit dem Oele des Heils, damit du das ewige Leben erhaltest!“ Milch und Honig ist wenigstens jetzt nicht mehr üblich. Zu den dem Taufacte vorangehenden Handlungen gehören ferner der Exorcismus, die *abrenuntiatio Satanae*, das Bekenntniss des Glaubens, jetzt durch die Pathen im Namen des Täuflings abgelegt. Die nachfolgenden Ceremonien sind: Die Salbung mit Chrysam; das Darreichen eines weissen Tuches (Erinnerung an die alte Sitte — weisses Kleid bis zum weissen Sonntag): „Empfange dieses weisse Kleid und bringe es unbefleckt vor den Richterstuhl unsers Herrn Jesu Christi, damit du das ewige Leben erlangest!“ Das Darreichen einer brennenden Kerze: „Nimm diese brennende Kerze, sey untadelhaft in Bewahrung der Taufgnade und halte die Gebote Gottes u. s. w.“ Endlich spricht der Taufende: „Ziehe hin im Frieden und der Herr sey mit dir! Amen.“

Salz ist Sinnbild des Unverweslichen und Unsterblichen, der Geisteskraft, des heiligen Geistes selbst. Vgl. den Artikel Salz. Oel sänftigt die wilden Leidenschaften des natürlichen Menschen. Man hat indess auch an das Salböl der Ringer gedacht, die sich zum Kampf salben. Weiter der Gebrauch von Milch und Honig, die man dem Täufling zu kosten gab, als Vorschmack des Paradieses, zu dem ihm durch

die Taufe die erste Anwartschaft gegeben wurde. Man hat dabei auch an die Süssigkeit des göttlichen Wortes gedacht, doch liegt obige Erklärung näher. Die Täuflinge trugen vormals auch brennende Kerzen in der Hand, als nunmehr geistig Erleuchtete.

Ausführlicher, als es hier, wo nur von der Symbolik die Rede ist, geschehen konnte, findet man alle Taufceremonien abgehandelt in Binterims Denkw. im ersten Bande, wo auch der kirchlichen Vorkehrungen gegen Missbrauch der Taufe und der häretischen Ausschweifungen und Sonderbarkeiten umständlich gedacht ist. Wir bemerken hier nur: dass 1) sofern nur ein vernunftbegabtes Wesen glaubens- und seligkeitsfähig ist, keine Monstra, thierähnliche Missgeburten etc. getauft werden können. Dass 2) sofern die erste Taufe vor Ertheilung der übrigen Sakramente vollkommen ihrem Zweck entspricht, eine zweite Taufe nicht nur überflüssig, sondern auch gottlos ist. Dass 3) sofern die Taufe eine Einweihung in ein christliches Leben im Diesseits ist, auch keine Todten getauft werden dürfen. Dass endlich 4) Wasser das Hauptelement der Taufe seyn und bleiben muss, dem Salz, Oel, Chrysam, Milch und Honig wohl symbolisch assistiren können, was aber nicht durch irgend einen andern beliebigen Stoff ersetzt werden kann. (Die Manichäer z. B. tauften widerkirchlich mit Oel.)

Um von den Ausschweifungen der Sekten hier nur eine zu erwähnen, so hatten die gnostischen Markosianer den seltsamen Gebrauch, das Tauffest zugleich als Hochzeitsfest zu feiern. Sie bildeten sich nämlich ein, der Täufling werde mit einem unsichtbar anwesenden Engel verheirathet und dadurch Bürger der Engelwelt. Die Täuflinge waren damals meist Erwachsene, und es lässt sich nicht leugnen, dass diese Vermählung mit dem Engel einen gewissen zarten poetischen Reiz gehabt haben mag; allein die Seele kann nur mit Christo vermählt werden, mit keinem andern Wesen, und die gnostische Engellehre ist nur eine versteckte Vielgötterei gewesen. Vgl. Neander, Kirchengesch. I. 539. — Am gröbsten haben

die Lappländer die Taufe aufgefasst, indem sie dieselbe nach jeder schweren Krankheit an sich wiederholen lassen. Leems Nachrichten von den Lappen 1771, S. 219.

Der Volksaberglaube, der sich an die Taufe knüpft, schliesst mancherlei Symbolik in sich, die nicht immer christlich, oft unschuldig und naiv, hin und wieder aber auch ein Rest von uralten heidnischen Vorurtheilen ist. Wenn der Taufzug über ein Wasser fährt, soll man Brodt in's Wasser werfen. Grab des Aberglaubens V. 306. Dieser gewiss sehr alte Brauch scheint ein Opfer für die heidnische Gottheit (den Nix) im Wasser zu seyn, um ihn zu versöhnen. Man soll nicht Knaben und Mädchen in demselben Taufwasser taufen, weil sie sonst später in Unehren zusammenkommen. Temme, Sagen der Altmark S. 87. Das ist ein kirchenfeindliches, rohes Vorurtheil. Das erste Kind, das in einem neuen Taufstein getauft wird, bekommt die Gabe, Geister zu sehen. Grimm, deutsche Myth. Anhang vom Aberglauben Nr. 996. In Esthland gibt man den kleinen Mädchen Ringe mit in die Taufe, damit sie bald heirathen. Ausflug nach Esthland 1830, S. 315. So lange ein Kind nicht getauft ist, soll man im Hause das Feuer nicht löschen. Schwedischer Aberglaube bei Grimm, deutsche Myth. 2te Aufl. S. 569. Wenn ein Kind unter der Taufe weint, wird es nicht alt. Grab des Aberglaubens IV. 249.

Die Taufe Christi hat auf Bildwerken ihre besondere Symbolik. — Johannes der Täufer war der letzte altjüdische Prophet und hatte als solcher die Aufgabe, im Namen und Sinn dieses alten Prophetenthums vor dem, den es von jeher verkündet, als er endlich kam, das bisher nur provisorisch verwaltete Amt niederzulegen, nachdem er den Messias verkündet und eingeführt. Der tiefe Ernst und die ascetische Strenge dieses letzten Propheten sollten die sündige Welt mahnen, welchem feierlichen Augenblick sie entgegensehen und wie sie sich vorbereiten müsse. Dass er an den Jordan ging, um in dem heiligen Flusse alle die zu taufen, die ihn hörten, hatte zum Zweck die sinnbildliche Reinigung der Seelen, die das neue Heil empfangen sollten, und zugleich

die Wegwaschung aller alten heidnisch-jüdischen Erinnerungen. Diese Taufe war aber das Gegenbild der Sündfluth. Wie nämlich in der Sündfluth Wasser die Erde von der verruchten Menschheit reinigte; so sollte das Wasser in der Taufe eine bessere Menschheit erzeugen.

Das alte Prophetenthum war nichts als Verkündigung des Messias gewesen. Dem entsprach der Ausspruch des Täufers: „Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist, denn er war ehe denn ich. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, aber die Gnade und Wahrheit durch Jesum Christum.“ Das heisst, vorher wandelte die Menschheit im Irrthum, ein strenges Gesetz musste sie zügeln und Wahrheit ahnten sie nur durch die Propheten. Jetzt ist der Irrthum der Wahrheit und das Gesetz der Gnade gewichen. Ferner sagt der Täufer: „Ich taufe euch mit Wasser, aber Er wird euch mit Feuer und dem heiligen Geiste taufen.“

Als Christus zu Johannes in die Wüste am Jordan kam, verlangte auch er von ihm getauft zu werden. Der sündenlose Messias bedurfte einer solchen Reinigung gleich den übrigen Menschen nicht; allein es galt, der heiligen Taufe die sündfluthliche Bedeutung der Gesetzesstrenge zu nehmen und ihr die neutestamentalische der Begnadigung zu geben, wie Petrus sagt 1. Brief 3, 20. Vgl. auch Ezechiel 36, 25. Zum zweitenmal, wie Tertullian sagt (von der Taufe 3.), schwebte der Geist Gottes über dem Wasser; wie einst über dem Wasser der Geburt, so jetzt über dem der Wiedergeburt; wie einst der schaffende, so jetzt der erlösende Geist. Deshalb hat die Kirche den Gedächtnisstag der Taufe Christi auf den Tag Epiphania (6. Januar) verlegt, an welchem die zwölf finstersten Nächte des Jahres endigen und die Sonne neugekräftigt ihren Lauf beginnt, indem von nun an die Tage immer länger werden.

Zugleich bezieht sich diese Zeitbestimmung auch auf den Wandel Christi auf Erden selbst, denn wie die Sonne vom Tag Epiphania an, so beginnt Christus sein Amt mit der Taufe. Sie ist seine Inauguration, seine Einweihung in's Amt.

Nach Ev. Matth. 3, 14. weigerte sich Johannes, Christum

zu taufen, da er eher nöthig hätte, von ihm getauft zu werden. Aber Christus antwortete: „Es gebührt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Das kann heissen: ich will mich wie alle andern Menschen unter das Gesetz stellen; oder: ich will die ganze Periode, in der das Gesetz herrschte, vollenden, um die neue Periode der Gnade einzuführen.

Als aber Jesus in's Wasser gestiegen war und Johannes ihn taufte, schwebte der Geist Gottes über ihm in Gestalt einer Taube und eine Stimme aus der Höhe rief: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Indem aber der vom Vater gesendete Sohn bei der Taufe durch die Taube (den heiligen Geist) verkündet wurde, war dieses Erscheinungsfest zugleich die Offenbarung der heiligen Dreieinigkeit.

Nach Joh. 1, 29. sagte Johannes zu seinen Jüngern mit Bezug auf Christus: „Sehet, das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,“ womit er seinen hohen Messiasberuf am einfachsten bezeichnete. Bedeutsame Sinnbilder, die Taube und das Lamm. Wie nach der Sündfluth die Friedenstaube, so erscheint auch hier die Taube als Sinnbild der Gnade, nachdem die Schrecken der Gerechtigkeit erfüllt sind. Wie nach der langen Gefangenschaft in Aegypten das Opferlamm die Wallfahrt zum gelobten Lande verkündet, so hier wieder nach der Kerkerfinsterniss des Heidenthums und Judenthums weist das Lamm den Weg zum Himmel.

Auf Bildern der Taufe Christi ist entweder die Erscheinung der heiligen Dreieinigkeit oder die Beziehung auf die Erlösung der Menschen durch die Demuth und Erniedrigung des Heilands die Hauptsache. Im erstern Fall, besonders auf ältern Bildern, fehlt die Taube und wenigstens die Hand Gottes nie, wenn nicht der Himmel mit allen seinen Heerschaaren sich aufthut. Im letztern Fall tritt die himmlische Parthie mehr zurück und die menschliche in den Vordergrund. Das wird vornehmlich ausgedrückt durch das Sinnbild des Hirsches, der aus dem Jordan trinkt, während Christus von Johannes getauft wird. Der Hirsch bedeutet die nach dem christlichen Heil dürstende Menschheit. Vgl. den Artikel Hirsch.

Auf ältern Miniaturen und Mosaiken ist Gott Vater nur durch eine Hand angedeutet, die aus den Wolken, oder aus dem dreifachen Kreise (den drei Himmeln, vgl. den Artikel Regenbogen), oder aus einem Kranz von Sternen (*Didron, icon.* p. 210.) herunterlangt, auf Christum zeigend und zugleich gleichsam die Taube entlassend. Auf spätern Bildern präsentirt sich dagegen oft Gott Vater in voller Herrlichkeit, umringt von den himmlischen Chören. Dadurch wird allerdings die Aufmerksamkeit von der Taufe unten im Jordan abgezogen; allein wenn die Offenbarung des dreieinigen Gottes dargestellt werden will, so darf das Taufbild nicht als blos menschliches Genrebild aufgefasst werden.

Die Taube erscheint in der gewöhnlichen Weise als Symbol des heiligen Geistes mit dem durchkreuzten Nimbus, aus dem Schnabel excentrische Strahlen ausgiessend. Sehr ausnahmsweise giesst sie eine Urne mit Wasser auf Christum aus in einem Basrelief der Königin Theudelinde zu Monza bei Mailand. Millin, Reise in der Lombardei I. 586.

Christus wird bei der Taufe im Jordan auf ältern Bildern nicht nackt, sondern mit dem Königsmantel bedeckt gemalt, weil er hier ein integrirender Theil der sich zum erstenmal offenbarenden Dreieinigkeit ist. Vgl. *Didron, man.* p. 163, wo jedoch diese Motivirung noch nicht erkannt ist. Auf Bildern der griechischen Kirche steht Christus auf einem viereckigen Stein, aus dessen Seiten vier Schlangen züngeln. *Didron*, *man.* XLIV. 164. 165. Die Erklärung der Schlangen fehlt. Die Schlangen können jedoch hier schwerlich etwas Anderes bedeuten, als was die vier Flüsse, die auf andern Bildern so oft aus dem Felsen fliessen, auf welchem Christus steht, nämlich die vier Evangelien oder die vier Cardinaltugenden. Die Schlange scheint hier lediglich in der Bedeutung als Heilsschlange genommen werden zu müssen. — In der neuen Malerei hat man von der Symbolik abstrahirt und vielmehr Charakteristik und physiognomischen Ausdruck in die Bilder gelegt. Daher die zahllosen genreartigen Bilder von der Taufe Christi, in denen vor einem malerischen

Hintergrunde, ein reizendes Ufer darstellend, der fast ganz nackte Heiland, eine weissglänzende Jünglingsgestalt, von dem gebräunten Johannes getauft wird. Christus zeigt auf diesen Bildern durchgängig die ganze tiefe Demuth der menschlichen Natur, die Hingebung und Selbsterniedrigung im Gegensatz gegen die ältere Auffassung auf den Bildern, die vorzugsweise an die Epiphanie der Dreifaltigkeit dachten.

Für den Kunsthistoriker hat die naive Auffassung des Jordanflusses auf den ältesten, noch der Heidenzeit nahestehenden Bildern einiges Interesse, was jedoch für die christliche Symbolik durchaus gleichgültig ist. Der Jordan wird nämlich noch in antiker Weise als männlicher Flussgott dargestellt. *Didron, man.* p. 163. Noch seltsamer sind die zwei Knaben mit der Ueberschrift *Jor* und *Dan*, die grosse Urnen ausgiessen und gemeinschaftlich den Fluss bedeuten sollen. *Didron, icon.* p. 210. Wichtiger für die christliche Symbolik sind dagegen die Fische, die unter dem Wasser zu dem getauften Heiland schwimmen. *Didron, icon.* p. 542 (auf Miniaturen des 14ten Jahrhunderts). Sie bezeichnen nämlich die künftigen Christen, die der Taufe theilhaftig werden sollen. Auf neuern Bildern kommt dagegen viel Volk vor, was sich mit Christo von Johannes taufen lässt, den Vordergrund ausfüllt, aber die heilige Handlung der Taufe Christi selber doch eigentlich nur stört. In der Zeit, in welcher die Kirchenmalerei profanirt wurde, suchten die Maler in den Gruppen schöner Männer und Frauen am Ufer des Jordan rein weltliche Effecte. Davon unterschied sich jedoch Raphael mit seinem durchaus symbolisch gehaltenen schönen Bilde in den Logen. Hier nämlich schweben und knien in tiefer Andacht Engel hinter dem Täufer Johannes, während der Heiland selbst von allerlei sündigem Volk umgeben ist. Christus erscheint somit hier ganz in seiner Menschheit, der Täufer aber in der Fülle des ihm von Gott verliehenen Prophetenamtes. — Auf einem Bilde von Schoreel (Johann van Eyck von Joh. Schopenhauer II. 70.) zeichnet sich bei der Taufe Christi die reizende Gruppe dreier Frauen aus, die zur Taube

emporblicken und unter denen man Glaube, Liebe und Hoffnung verstehen könnte.

In der *biblia pauperum* ist das alttestamentalische Vorbild der Taufe Christi der Durchgang der Kinder Israel durch's rothe Meer und die Tragung der grossen Weintraube durch Josua und Caleb. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 121. Sinnige Symbole, wesentlich verschieden von dem alttestamentalischen Vorbild der allgemeinen Christentaufe (der Sündfluth), und vielmehr bezüglich auf das Leiden und Sterben, dem sich der Messias durch seine Menschwerdung unterzog.

In der Kirche St. Johannes in fonte zu Ravenna ist der getaufte Heiland von den zwölf Aposteln umgeben. Auf einem byzantinischen Miniaturbild sind alle zwölf Apostel dargestellt, wie sie das Sakrament der Taufe verrichten. Waagen, Paris S. 215. Sonst kommt nur St. Thomas häufig als Täufer des Mohren vor. Symbolisch ist die Taufe des grossen Christoph durch das Christkind, welches er trägt. Er bedeutet nämlich die rohe, aber gutartige Kraft der heidnischen Völker, die das Heil empfingen. Vgl. den Artikel Christoph. Symbolisch scheint auch die Legende der heiligen Nothburga aufgefasst werden zu müssen, die, nachdem sie neun Kinder zugleich geboren, ihren Stab in die Erde steckte und dadurch eine Quelle erweckte, in deren Wasser sie die Kinder taufte. *Acta SS.* 26. Januar. — Eine der merkwürdigsten Tauflegenden ist die des heiligen Gelasius von Heliopolis. Derselbe wollte zur Verhöhnung der Christen die Ceremonien der Taufe unter possenhaften Geberden an sich vollziehen lassen, als, indem das Wasser auf ihn floss, der heilige Geist über ihn kam und er plötzlich ein wahrer Christ wurde, wofür er durch das Schwert den Tod litt, im 3ten Jahrhundert 27. Februar. — St. Maurus, Eremit zu Hui in den Niederlanden, wurde todt geboren, daher sein Name (*mortuus natus*), aber durch die Taufe lebendig. Bei einer Ueberschwemmung blieb die Kirche, in der sein Grab ist, von rings umstehendem Wasser unberührt. 15. Januar.

Taufstein.

Man tauft entweder in Taufbrunnen, Taufsteinen oder in Taufbecken, die in den Stein eingelassen, oder von (meist metallenen) Taufständern getragen werden. In den ältesten Zeiten des Christenthums waren ausserhalb der Kirchen eigene Taufhäuser (Baptisterien) erbaut, in denen getauft wurde, weil in die Kirche selbst noch keine Ungetauften eingehen durften. Diese Baptisterien waren, wegen der Menge von Täuflingen in den Zeiten der grossen Bekehrungen, ziemlich umfangreich und wurden hoch gebaut, so dass sie von den thurmlosen Kirchen unabhängigen Thürmen glichen. Als später die Taufsteine wenigstens in die Vorhallen der Kirchen verlegt wurden, entstanden auch die Thürme an den Kirchen selbst, indem gleichsam die Baptisterien in sie einrückten. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 161. Der Taufstein gehört auf die linke Seite der Vorhalle von der Eingangsthür aus. Doch finden Ausnahmen statt. Zuletzt ist er bis nahe vor den Altar gerückt.

Das Taufbecken variirt in allen Formen von der flachen Schaale bis zum vertieften Becher, und die Taufsteine und Ständer entsprechen diesen Formen als deren Unterlage. Das Becken ist kreisrund oder rosettenförmig, sechs- und achteckig. Der Taufstein, meist becherförmig, hat vier Seiten nach den vier Paradiesesflüssen, Cherubim und Evangelisten, die ihm daher oft als Karyatiden dienen, oder acht Seiten (zu Reutlingen mit den Bildern der sieben Sakramente und der Taufe Christi), oder zwölf Seiten nach den zwölf Aposteln und zwölf Rindern am ehernen Meer im Tempel zu Jerusalem. Zuweilen führen sieben Stufen zum Taufbecken empor, bedeutend die sieben Gaben des heiligen Geistes. Binterim, Denkw. II. 1. 81.

Ueber dem Taufstein schwebt häufig die Taube, wie bei der Schöpfung der heilige Geist über den Wassern, wie die Taube über der Taufe Christi, Symbol der durch die Taufe

bewirkten geistigen Geburt. Unter dem Taufstein als dessen Karyatide oder Träger kommt oft der Hirsch vor, als Symbol des Durstes nach dem Wasser. Am Taufbecken selbst der Fisch, als Symbol des Christen. Auch die Sirene, als Symbol der Wiedergeburt. Vgl. die Artikel: Hirsch, Fisch, Sirene.

Ausser der Taufe Christi werden auf Taufbecken deren alttestamentalische Vorbilder dargestellt: 1) der Durchgang der Kinder Israel durch's rothe Meer und 2) der Durchgang Josua's durch den Jordan. So in Hildesheim. Vgl. C. Förster, Geschichte der deutschen Kunst I, 95.

Tempel.

Der von Salomo in Jerusalem erbaute Tempel der Juden verhält sich zur christlichen Kirche, deren Ideal das „neue Jerusalem“ ist, wie Moses und die Propheten zu den Evangelien, wie das alte zum neuen Testament, wie Judenthum zu Christenthum überhaupt.

Salomo machte es sich zu einer der wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens, den Tempel zu bauen, wobei ihm David durch Sammlung grosser Schätze vorgearbeitet hatte. Die Israeliten waren damals noch in der Baukunst ungeübt, aber König Hiram von Sidon sandte dem König Salomo die geschicktesten Arbeiter und Cedern und Tannen vom Libanon in Fülle. Da erhob sich nun unter Gottes Zulassung der Tempel. Salomo selbst war sich darüber klar, dass die Gottheit nicht in einem Hause wohnen könne, und dass der Tempelbau nur den Zweck habe, dem Volk Israel einen symbolischen Mittelpunkt zu geben. Denn 2. Buch d. Chronica 2, 6. sagt er: „Wer vermag es, Gott ein Haus zu bauen? Denn der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht versorgen!“

Hieraus geht wohl zur Genüge hervor, dass die Ansicht irrig ist, welche hinter dem Cultus des Jehovah geheimen Sabäismus oder Sterndienst wittert, und die drei Theile der Stiftshütte auf die drei Weltreiche, den siebenarmigen Leuchter

auf die Planeten, die zwölf Schaubrodte auf die Monate etc. bezieht (v. Bohlen, Genesis LXXV, der den Cultus der Juden vom ägyptischen herleitet).

Der Tempel Salomo's war nur 60 Ellen lang, 20 breit, 30 hoch. Das Langschiff ohne Zweifel nach dem Zelt der Stiftshütte geformt, das Allerheiligste wie dort durch einen Vorhang vom übrigen Raume getrennt, ungefähr wie später der Chor der christlichen Kirchen. Nur die Vorhalle wird 120 Ellen hoch angegeben, also thurmartig, und davor standen zwei grosse Säulen (Jachin und Boas, d. h. fest und stark, genannt). Josephus weicht in seiner Darstellung, *antiq.* 83, etwas von der biblischen 1. Buch d. Könige 6. und 2. Buch d. Chronika 2—5. ab. Ohne Zweifel blieb die zeltartige Stiftshütte der Typus, nach dem der Tempel gebaut wurde, und traten nur Modificationen hinzu, die von den Gewohnheiten der Baumeister herrührten. Da diese aber keine Aegypter, sondern Phönizier waren, so muss man an den syrischen, babylonischen und persischen Styl weit eher, als an den ägyptischen denken. Ganz bestimmt lässt sich aber aus den vorhandenen Beschreibungen der Styl nicht mehr ermitteln, wie oft es auch versucht worden ist. Es blieben immer einige Ungewissheiten übrig, z. B. über die Bedachung, über die Stellung der Säulen am Eingang, ob sie frei standen oder nicht? über die Fenster etc. Die berühmtesten Monographieen des Tempels sind von Villalpandus, Leo, Capellus, Lightfoot, Lund, Sturm, Wood, Hirt, v. Meyer (Blätter f. höhere Wahrheit IX.), Stieglitz (Gesch. d. Baukunst), v. Grüneisen (Kunstbl. 1831. Nr. 73 f.), Schnaase (Gesch. d. bild. Künste, dazu Merz im Kunstbl. 1844. Nr. 97.), Romberg (Gesch. d. Baukunst I. 24.).

In der Bibel selbst ist die Höhe der beiden Säulen am Eingang verschieden angegeben, 18 Ellen im Buch der Könige, 35 in dem der Chronik. Ob sie in der Vorhalle eingemauert waren oder wie Obelisken frei standen, ist ebenfalls streitig. Doch wissen wir, sie waren von Erz, inwendig hohl, auswendig mit einer Schnur umwunden und oben mit

einem Knauf geziert, an dem viele Reifen und Granatäpfel ausgeschnitzt waren. Vor dem Tempel befanden sich zwei grosse Vorhallen, eine für das Volk, eine für den Priester. Um des Tempels Dach lief oben eine Altane ringsherum, wie aber das Dach geformt war, weiss man nicht. Inwendig war der ganze Tempel mit Schnitzwerk, und zwar mit Cherubimen, Palmen und Blumenwerk von Holz ausgeschmückt, und das Holz war über und über vergoldet.

Zu den Heiligthümern des Moses, der Bundeslade, dem Armleuchter etc., die in's Allerheiligste gebracht wurden, kamen nun noch einige neue, von Salomon verfertigte, namentlich das berühmte eherne Meer, ein grosses Waschgefäss, 10 Ellen weit, von zwölf ehernen Rindern getragen, deren Köpfe ringsherum nach aussen schauten. Dazu zehn Stühle und zehn eherne Kessel, Töpfe, Schaufeln, Becken, noch mehrere grosse Leuchter etc.

Für die christliche Kirche scheinen hauptsächlich in jenem Tempel Salomo's Vorbilder gewesen zu seyn: 1) die Längenform der Kirche und die Trennung des Allerheiligsten oder des Chores vom übrigen Raum; 2) die hohen Eingangshallen mit den Säulen, woraus Thürme wurden; 3) die Bundeslade, die zum Altar wurde; 4) das eherne Meer, das zum Taufbecken wurde, 5) die Weihrauchgefässe. — Schon frühzeitig wurde der Tempel Salomo's idealisirt, vom Propheten Ezechiel Kap. 40—43, eben so im altdeutschen Gedicht vom Titurel, erörtert von Boisserée.

Von den Freimaurern ist König Hiram zum Urmeister der Baukunst gemacht worden, und die Sage, er sey beim Tempelbau erschlagen worden von den Gesellen, die gleichen Lohn mit ihm verlangten, motivirt eine der Hauptceremonieen in der Maurerei, nämlich das Suchen des verlornen Meisters im Sarge. Aber der deistische Tempel der Maurer ist der christlichen Kirche noch mehr entgegengesetzt, als der alte Judentempel. Abbé Barruel beschuldigt die französische Maurerei, die bekanntlich in vielerlei ausschweifenden Dingen sich gefiel, in dem höheren maurerischen Grade

der sogenannten Rosenkreuzer ausdrücklich Voltaire's berüchtigte Parole: *Écrasez l'infame!* (d. h. den Heiland und die ganze christliche Religion) adoptirt zu haben, mit der bestimmten Erklärung, Hirams Gott, für den er den Tempel baute, sey der alte Jehovah, sein Mörder aber sey der auf Jehovahs Ansehen neidische Christus gewesen. Der Rosenkreuzer Aufgabe sey daher, des Meisters Mord an Christo und dem gesammten Christenthum zu rächen.

Der christlichen Symbolik gemäss musste der alte Tempel in Jerusalem zerstört werden, sobald in Christo die Hoffnung des neuen Jerusalems aufging, wie es nach der Offenbarung Johannis wieder erbaut werden wird. Das ist in einem andern Bilde die Reinigung des Tempels, wie sie der Heiland selber vornahm in der Austreibung.

Als der Tempel fertig war, gab Gott sein Wohlgefallen daran zu erkennen, indem er ihn ganz mit einer Wolke ausfüllte, so dass die Priester selbst dadurch hinausgedrängt wurden. Diese Wolke im Heiligthum ist das einzige Bild der Gottheit, das je in den Tempel kam, entsprechend der Wolke, die vor Moses einherzog. Die Rationalisten nehmen natürlich nichts anderes an, als dass es eine von den Priestern selbstgemachte Weihrauchwolke gewesen sey.

Die Leviten waren so begeistert und so durchdrungen von Andacht, dass sie beim Dankliede alle wie Ein Mann sangen. 2. B. d. Chron. 5, 13. Auch Salomo stimmte ein langes und tiefempfundenes Danklied an, 1. B. d. Könige 8, worin Vers 53 besonders der Gedanke hervortritt, dass Gott seinen heiligen Willen durch das Volk Israel in jener Vorzeit nur insofern habe erreichen können, als er es von allen andern Völkern abgesondert habe; während diese exclusive und defensive Methode nach Christi Geburt mit einer gerade umgekehrten wechselt, nämlich mit der Eröffnung und Mittheilung des Heiles an alle Völker auf Erden.

Bei der Einweihung des Tempels brachte Salomo ein ungeheures Brandopfer, bei dem 22,000 Rinder und 120,000 Schafe bluteten. Nur diese Opfer erinnern noch an die

heidnische Vorwelt, sonst ist im Gottesdienst der Juden schon sehr viel Christliches. Die lang angehaltenen feierlichen Posaunentöne scheinen aus dem Hirtenleben vom Hirtenhorn entlehnt zu seyn. Sie entsprechen dem Schauerlichen und Geheimnissvollen des Allerheiligen und der Stimmung der jüdischen Gemüther, die in der Furcht vor Gott, wie in der Innigkeit des Gebets in eine Tiefe zurückgeht, von der die heidnischen Hymnen noch kaum etwas ahnen lassen.

Austreibung der Käufer aus dem Tempel. Die erste Handlung Jesu, als er in Jerusalem eingezogen, war, dass er zum Tempel ging, „und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer und stiess um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer, und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heissen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ Matth. 21, 12. 13. Nach Johannes 2, 15. machte er sich eine Geissel aus Stricken und trieb die Verkäufer sammt ihren Schafen und Ochsen hinaus, verschüttete den Wechslern das Geld und stiess ihre Tische um. Die Juden staunten über solche Kühnheit und verlangten ein Zeichen von ihm, dass er Solches thun dürfe. Da sprach er: „Brechet diesen Tempel, und ich will ihn in drei Tagen wieder aufrichten.“ Sie verstanden den Tempel von Stein, er aber meinte seinen Leib.

Die ganze Handlung ist nur sinnbildlich zu verstehen. Im Vorhof des Tempels trieben sich zur Osterzeit die Händler und Wechsler um, weil die von allen Seiten zum Tempel strömenden Juden nicht alle eigne Opferthiere mitbringen konnten und sich hier erst welche kauften. Dieser Schacher war eine Entheiligung des Tempels. Christus wollte aber nicht den alten Judentempel reinigen, sondern trieb alle andern gemeinen Opfer hinaus, weil er selbst jetzt als das erhabenste Opfer in den Tempel einzog. Die Handlung hat zugleich eine Beziehung auf das Sakrament des heiligen Abendmahls. Die Geissel, die er schwang, bedeutet die Geissel der Busse vor; die Händler und Krämer bedeuten die bösen Gedanken, die aus Herz und Sinn hinaus müssen, ehe das hei-

lige Sakrament genossen werden kann. Zugleich ist dadurch ganz im Allgemeinen auch das Verhältniss der ewigen Gerechtigkeit zur ewigen Gnade ausgedrückt. Ehe die Gnade im Mittlertode ihr höchstes und heiligstes Werk beginnt, muss der starke und eifrige Gott der Gerechtigkeit noch einmal in seiner ganzen Strenge walten.

Christus weint beim Anblick der Stadt und des Tempels, die da sollen zerstört werden. Das Gegenbild zu dieser schönen Scene ist die Vergleichung des Heilands selbst mit dem Tempel, der da gebrochen wird, Joh. 2, 19: „Brechet den Tempel ab, in drei Tagen will ich ihn wieder aufrichten.“ Der zerbrochene Tempel hat hier eine sehr verschiedene Bedeutung als Steintempel Salomo's und als Leib des Gottmenschen. Die ganze Grösse des Opfers wird ausgedrückt indem der lebendige Tempel zur Sühne gebrochen wird für den todten.

Teufel.

Der Name kommt wohl einfach vom griechischen διάβολος im neuen Testament her, und nicht weder von den persischen Dews, noch von dem deutschen Wort Dieb oder Tiefe. Dem Begriffe nach ist im Teufel allerdings alles Böse personificirt, wie in Gott alles Gute; weil aber Gott allein Schöpfer und Herr der Welt, der Teufel nur ein Geschöpf ist, so stehen sich nur Engel und Teufel, gute und böse Geister auf gleicher Stufe gegenüber, keineswegs aber Gott und der Teufel in dem Sinn, wie im Glauben der alten Perser Ormuzd und Ahriman, das gute und böse Weltprincip, sich in die Weltherrschaft theilten. Als Häresieen auch im Christenthum eine Gleichstellung des Teufels mit Gott aufbrachten, trat die Kirche diesem Irrthum entgegen, indem sie feststellte: Alles sey von Gott gut geschaffen, und was böse sey, sey es nur geworden. Der Teufel sey daher nicht das böse Princip von Ewigkeit, selbstständig Gott gegenüberstehend, sondern nur der von Gott gut geschaffene, aber durch eigne

Sünde gefallene Engel. *Concil. Bracarense* I. *cap.* 5. Epiphanius II. 2.

Der Teufel verhält sich daher zu Gott nicht wie eine gleiche Macht, sondern nur wie der rebellische Knecht. Er ist auch gegen Gott absolut ohnmächtig, und nur relativ mächtig durch die Menschen, deren er Meister wird. Er greift Gott nur indirekt an durch Verführung der Menschen. Er ist feig gegen Gott, scheu vor ihm sich verbergend wie die Schlange vor dem Adler. Ihm wird der Kopf zertreten, wie der Schlange. Im offenen Kampf wird er ohne Mühe besiegt und vom Erzengel Michael in den Abgrund gestürzt. Das Böse vermag dem rein Guten nirgends Stand zu halten. Jeder Engel vertreibt jeden Teufel. Schon der Name Gottes und das Kreuzeszeichen haben die Macht, ihn zu vertreiben. Auch die Glocken kann er nicht hören. Vor allem Heiligen und specifisch Kirchlichen ist er beständig auf der Flucht. Ein Löwe vor dem Sünder, ist er eine Maus vor dem Gerechten. *Rupert. Tuit.* p. 266. Nur in den Gebieten, die ausserhalb der Religion liegen, in den Sinnen und Leidenschaften der Menschen wirkt er mächtig und mit allen Reizen und Verlockungen des alten Heidenthums. Darum ist er „Fürst dieser Welt". Joh. 12, 31. 14, 30. 2. Korinth. 4, 4. Seine ungeheure Macht beruht auf der Sünde der Menschen. Wie er Eva zur Sünde verlockte, so auch alle Kinder Eva's durch Sinnenreiz und durch Erweckung gottloser Neigungen und Leidenschaften. Mit diesen Mitteln trachtet er unablässig, die Menschen von der Kirche abwendig und des Heils verlustig zu machen, das in der Erlösung lag. Wie nach Gottes Willen alle Menschen möglichst den reinen Engeln verwandt werden sollen, so will der Teufel sie vielmehr sich ähnlich machen. Darum will er auch alle Christen wieder zu Heiden machen. Ein Christ in diesem Leben ist ihm so verhasst, wie ein Engel oder Seliger in jenem. Er trachtet, alle Menschen diesseits in die Tempel der falschen Götzen und jenseits in die Hölle zu locken.

Seiner Tücke gegen den Menschen liegt aber nicht blos

die Absicht zu Grunde, mittelst der Menschen Gott, als deren Vater, zu kränken, sondern auch Neid. Nachdem er selbst als gefallener Engel in ewiger Finsterniss, unbefriedigter Gier, ohnmächtiger Wuth die Lust, Gott gleich seyn zu wollen, büssen muss, will er nicht leiden, dass der schwache Mensch, dem er sich weit überlegen weiss, glücklicher seyn soll, als er. Der Teufel beneidet dem Menschen die Gnade Gottes und sucht ihn derselben eben so unwürdig zu machen, als er es selbst ist. Gelingt es ihm, so wird ihm die einzige Befriedigung zu Theil, die für ihn möglich ist, nämlich die Schadenfreude an den Qualen der Verdammten. Und wie dem Teufel alles Schöne und Reizende in der irdischen Natur dient, um den noch unschuldigen Menschen zur Sünde zu verführen, so dient ihm wieder alles Hässliche und Schreckliche in der Natur, den gefallenen Menschen zu martern.

Dies sind die Grundzüge, die uns bei der näheren Erörterung der an den Teufel geknüpften Symbolik leiten müssen.

Vor Allem ist daher das Sinnbild des fallenden Sternes festzuhalten. Der Teufel war ein von Gott geschaffener guter Engel, nur durch eigene Schuld fiel er aus dem Himmel in die Hölle. Vgl. Lucas 10, 18. und den Artikel Lucifer. Aus diesem Fall erklärt sich, warum der Teufel lahm gedacht wird. Vgl. Sepp, Heidenthum I. 62. Man braucht dabei nicht an den gleichfalls vom Himmel gefallenen und lahmen Hephästos der alten Griechen zu denken. Beim christlichen Teufel ist die Lahmheit durch den Fall noch viel besser motivirt und hilft zugleich die Ohnmacht des Teufels bezeichnen. In den Zeiten alter Barbarei wurden Sklaven, wenn sie zu Handarbeiten geschickt waren, von ihren Herren absichtlich gelähmt, damit sie nicht fliehen konnten. Einen solchen lahmen, grollenden Knecht erkennen wir in dem nordischen Völundur. Etwas Verwandtes damit hat nun auch der lahme Teufel, als grollender und rebellischer Sklave Gottes. — Das Hinken wird in späteren Bildwerken gewöhnlich dadurch motivirt, dass der Teufel neben einem Menschen- noch einen Pferdefuss hat.

Dieser Huf kann auf das Thierische im Teufel im Allgemeinen bezogen werden, und ist vielleicht nur aus dem Bocksfuss der Satyrn entstanden. Jedoch hat er vielleicht auch eine nähere Beziehung zu den Pferdeopfern und Mahlzeiten von Pferdefleisch, die das altdeutsche Heidenthum so sehr charakterisirte, dass nach der Bekehrung nichts so streng verboten und als Teufelscultus verpönt war, als das Pferdefleischessen, der Gebrauch der Pferdeköpfe zur Zauberei etc. Der Pferdefuss des Teufels könnte demnach allgemeines Attribut des vorchristlichen Heidencultus seyn.

Der Engelsturz ist auf vielen Bildern dargestellt, meist jedoch nur um die Meisterschaft des Malers in kühnen Körperstellungen zu beurkunden. Zuweilen sind die Fallenden oben noch Engel und werden erst unten zu Teufeln.

Der Fall ist aber nicht nur einer aus der Höhe in die Tiefe, sondern auch aus dem Licht in die Finsterniss. Verfinsterung charakterisirt den Teufel hauptsächlich. Darum wird er durchgängig schwarz gemalt und gilt die Nacht als sein Aufenthalt. Seine schwarze Farbe lässt rothe Gluth durchblicken, die Farbe des Feuers und Blutes. Das sind und bleiben seine Grundfarben. Wenn er im Mittelalter und namentlich in deutschen Bildwerken, so wie in den Protokollen der Hexenprocesse häufig als grün bezeichnet wird, so liegt dem die heidnische Erinnerung an elbische Wesen (Genien der Pflanzenwelt, Feld- und Waldminnen, nordische Silvanen und Satyrn) zu Grunde und nichts Christliches. Ueber die grünen Teufel vgl. Fiorillo I. 293. 307. v. Quandt, Reise in Spanien S. 115. Grimm, d. Myth. 1015. Mone, Schauspiele des Mittelalters II. 27. Auf sehr alten Miniaturen hat der Teufel Menschengestalt in grauer Farbe. Waagen, Paris S. 209. Später aber wird er immer schwarz gemalt als schwarzer Rabe, Affe, Bock, Hund, als schwarze Katze, Fliege, Kröte etc.

Wie Feind alles Lichts ist der Teufel auch Feind alles Lebens, daher „der Mörder von Anfang“ (Joh. 8, 44.), „der brüllende Löwe,“ der da sucht, wen er verschlinge (1. Petri

5, 8.). Schlimmer, als der Tod, der nur den Leib vernichtet, will er auch die Seele morden. Das Leben in der Verdammniss selbst ist eigentlich kein Leben, sondern nur ein unaufhörliches Sterben. Der Teufel kann nur tödten, nicht lebendig machen. Deshalb sind auch alle theils altjüdischen, theils mittelalterlichen Sagen von Teufelszeugungen auf heidnische Vorstellungen zurückzuführen und passen nicht auf den Teufel in seiner Bedeutung für das Christenthum. Dagegen wird die Unfruchtbarkeit des Teufels, wenn auch in einem rohen Bilde, doch klar und deutlich in der talmudistischen Legende von der Castration des Leviathan durch Jehovah ausgedrückt. Vgl. den Art. Leviathan. Auch die Hexenprozesse erkennen noch insofern die Unfruchtbarkeit des Teufels an, als sie meist voraussetzen, der mit den Hexen buhlende Teufel raube, aus Mangel an eigener Potenz, dieselbe den Männern. Damit hängt zusammen, dass aller vom Teufel vorgespiegelte Genuss nichtig ist. In unzähligen Volkssagen heisst es, wer einer Hexenmahlzeit anwohne, und reichlich zu schmausen und zu trinken wähne, finde sich nachher leeren Magens und unbeschreiblich nüchtern und hungrig, oder er erkenne, dass, was er für köstliche Speise gehalten, Knochen, Aas und Unflath gewesen sey. Reizende Weiber, die den Bethörten zu sich gelockt, verwandeln sich in das Aas eines Pferdes etc. Aus demselben Grunde kann der Teufel auch als Säemann nach dem Evangelium Matth. 13, 27. nur Unkraut säen. Darum ist ihm auch die unfruchtbare Wüste zur eigentlichen Wohnung angewiesen. Hier berührt sich die christliche Vorstellungsweise mit der heidnischen. Wie Ahriman, das böse Princip des Parsismus, in den Steppen von Turan, so haust Typhon, das böse Princip der alten Aegypter, in der Sandwüste. Die Juden schickten ihren berühmten Sündenbock als Opfer für den Teufel in die Wüste. In der Wüste versuchte der Teufel den Heiland und unzählige heilige Einsiedler.

Aus dem gleichen Grunde kann es auch für die christliche Vorstellungsweise keinen weiblichen Teufel geben. Was

davon in den altjüdischen und spätern Fabeln vorkommt, muss Alles auf heidnische Vorstellungen von verführerischen Nymphen, Nixen, Elben etc. zurückgeführt werden. Nach christlichem Begriff ist alles Weibliche, Mütterliche vom sterilen Teufel selbst ausgeschlossen und nur den Teufelsanbeterinnen, Zauberinnen und Hexen, als greuliche Verirrung der menschlichen Natur, zugewiesen.

Wenn nun gleichwohl der Bock, das üppigste und unzüchtigste Thier, vorzugsweise in die Teufelsgestalt übergeht und der Teufel der Unzucht als einer der vornehmsten gilt, so ist damit doch nicht eine gesunde Vermehrung der Leiber, wie beim Vieh, sondern nur ein Mord der Seele durch das Laster des Leibes gemeint. Der Teufel bedient sich nur der im Menschen selbst liegenden groben Sinnentriebe, um seine Seele zu verderben. Schon die heilige Schrift nennt ihn „das Thier". Das Thierische im Menschen wurde in dieser Beziehung von den Alten hauptsächlich in den bocksfüssigen Satyrn personificirt. Piper, christl. Myth. I. 404 f., hat daher nicht Unrecht, wenn er die Bocksgestalt des christlichen Teufels auf jene alte Satyrgestalt zurückführt. Eben so oft wie die Form des Bocks kommt die des Schweins vor für das Teuflische, was in der Sinnlichkeit liegt. — Die Lust am Tode dagegen, die innerste Wonne des Teufels, wird personificirt in dem aasliebenden Raben, dem Galgenvogel.

Unfruchtbar, nur tödtend, nicht belebend, als reine Negation kann der Teufel auch alle Wonnen, womit er verführt, nicht wirklich erzeugen, sondern nur aus der gemeinen Sinnenwelt borgen und den schönen Schein hinzulügen. Deshalb war Lügen sein Handwerk von Anbeginn. Er leugnet einerseits die göttliche Wahrheit und bethört andrerseits die Menschen mit nichtigen Einbildungen. Er besticht durch Sophismen ihren Verstand, damit sie das Wahre in falschem Lichte sehen, und er besticht durch Verblendung ihre Sinne, dass sie was Koth ist, vergoldet sehen, und Genüsse, die das gemeinste Thier mit den Menschen theilt, für Seelenwonne

halten. Als Lügner und listiger Verführer hat er vorzugsweise die Schlangengestalt.

In seiner principiellen Polemik gegen die göttliche Wahrheit ist er aber nicht blos schlauer Lügner und Sophist, sondern auch frecher Lästerer, indem er da, wo ihm sein Schlangenbiss gelungen, sich nicht mehr genirt, sondern in colossaler Frechheit seinen Gotteshass auslässt, bellend und zähnefletschend gegen Gott, wie ein böser Hund gegen die ihm unerreichbare Sonne. Weil ihm aber gelingt, viele Menschen zu verführen und von Gottes Wegen abzulocken, ist er zugleich schadenfroher Spötter. Die grösste Frechheit wird an ihm ausgedrückt durch die Gestalt des Nilpferdes, Krokodils, Schweines, Wolfes, Hundes, Spott durch die des Fuchses und Affen.

Ausser der Sinnlichkeit ist es hauptsächlich Eitelkeit und Hoffahrt, durch die er die Menschen beherrscht. Darin spiegelt sich seine eigene Hoffahrt, die aber immer karikirt erscheint, weil er zu keinem Stolz innerlich berechtigt ist, weil alle seine Macht, Gott gegenüber, doch nur Ohnmacht, alle seine Herrlichkeit, den Menschen gegenüber, doch nur Schein und Lüge ist. Die alten Maler drückten diese Eigenschaft des Teufels ziemlich naiv durch die Affengestalt und durch Attribute menschlicher Eitelkeit, Putz, Pfaufedern, Schmetterlingsflügel (so auf dem berühmten Weltgericht in Danzig) aus. Die modernen Versuche, den Teufel als König der Unterwelt in einer gewissen plutonischen Erhabenheit zu zeigen, mussten alle missrathen, weil ihm principiell jede Würde abgeht.

Der Teufel bleibt immer ein Knecht, ein untergeordnetes Wesen, das, nachdem es den Dienst Gottes verlassen, sich zum Dienst des Menschen erniedrigt, um den Menschen durch Kriecherei, Schmeichelei und reelle Dienste zu gewinnen. Dieses Knechtische im Teufel ist vorzugsweise das Hündische an ihm. Daher er so oft als „schwarzer Hund“ erscheint.

Weil der Teufel nur Böses will und Böses thut, kommen ihm die Attribute alles Bösen in der Welt zu, wohin auch

das Gegentheil von allem Gesunden, Heitern, Klaren, Schönen und den Sinnen Wohlgefälligen zu rechnen ist. Wie Gott, die Engel, Heiligen und Seligen ewig im Licht sind, so der Teufel immer in Nacht und Finsterniss; wie jene ewig in Wonne, so dieser ewig in Qual, und wie jene Wonne gewähren, so gewährt dieser nur Qual. Wie jene in Schönheit strahlen, so vereinigt dieser in sich alles Hässliche. Wie jene in himmlischen Harmonieen und Wohlgerüchen leben, deren Nachahmung Musik und Weihrauch der Kirchen sind, so gibt der Teufel nur Misstöne, greulichen Lärm von sich und lässt, wie das Sprichwort sagt, überall einen Gestank zurück. Wie jene von der Kunst in ewiger Ruhe oder in sanfter heiliger Bewegung aufgefasst werden, so dieser in gewaltsam zurückgehaltener oder losgelassener Gier und mehr als thierischer Wildheit. Ueberall erscheint der Teufel und sein Reich als das Gegenbild zum Himmelreich und zur Kirche. Vgl. d. Artikel Hexensabbath.

Es gibt jedoch auch eine teuflische Schönheit. Was die klugblickende graziöse Schlange nur sinnbildlich bezeichnet, das zeigt sich oft in der vollendeten Schönheit von Männern und Frauen, die dämonische Zaubermacht eines Don Juan, einer Circe. Wenn sich aber der Teufel auch aller Meisterformen des Schöpfers zu seinen Werken bedienen kann, so geht ihm doch dabei immer der Zauber der Unschuld ab, der jeden andern Zauber überwiegt. In der diabolischen Schönheit liegt immer etwas Unheimliches, was den Bewunderer anfremdet und erschreckt, er weiss nicht warum? Das ist die Abwesenheit der Unschuld. Die alten Maler wussten auch diese Eigenthümlichkeit des teuflischen Wesens auf eine naive Weise auszudrücken. Sie duldeten nämlich nicht, dass der Teufel, mochte er auch noch so schön als Mensch gemalt seyn, ein ganzer Mensch seyn durfte. Irgendwo, wenn auch nur ganz versteckt, musste etwas Thierisches an seiner Gestalt hervorblicken, ein Horn, ein Huf, eine Kralle, wenigstens ein spitziges Ohr. *Schotti*, *physica cur.* p. 336.

Eben so trügerisch, wie die Schönheit, ist auch der

Reichthum des Teufels, seine Schätze sind nur Blendwerk. Wenn er Gold schenkt, wird es zu Laub, Asche, Koth. Wenn er Mahlzeiten gibt, findet man zuletzt, dass man von todten Pferden, Baumrinden, Tannzapfen etc. gegessen hat. So durchgängig in den deutschen Volkssagen. Die Hexen, denen er ganz besonders zugethan ist, bleiben trotz seiner Gunst beständig bettelarm.

Nach alter Ueberlieferung darf der Teufel aller Thiere Gestalt annehmen, nur nicht die des Lammes und der Taube (*Majoli, dies canic.* p. 406.), weil diese die Unschuld bedeuten.

An die Stelle des Erhabenen tritt beim Teufel das Maasslose, Ungeheure. Wie alles Guten, Wahren und Schönen, so ist er auch alles Maasses und aller Harmonie Erbfeind. Darum hat er im Gegensatz gegen die gesunde und schöne Schöpfung Gottes sich selbst zum Urbild aller Missgeburten karikirt. In ihm spiegelt sich alles Unnatürliche und Verkehrte. Eben deshalb springt aber auch bei ihm das Schreckliche alsbald wieder in's Lächerliche um, daher der unerschöpfliche Humor, der in der volksthümlichen Behandlung des Teufels in Sagen und Schauspielen niemals fehlt.

Die Maler haben von jeher darin übereingestimmt, in den Teufelsgestalten Extreme des Dicken und Dünnen, Kurzen und Langen, Riesenhaften und Zwerghaften, Plumpen und vielgliedrig Gerenkten etc. darzustellen, wobei sie mehr oder weniger auf entsprechende Thierformen Rücksicht nahmen. Dickteufel z. B. wurden gerne in die Kröten-, Schildkröten-, Schwein-, Wallross- und Nilpferdform gebracht. Dünnteufel in die Affen-, hauptsächlich aber Insektenform. Die Kunst ging jedoch weit über die Thierform hinaus in die äusserste Karikatur. Wie mit der ganzen Gestalt, so verfuhren sie auch mit einzelnen Gliedmassen, die widernatürlich vergrössert, verlängert und aus der menschlichen Form in die thierische übersetzt wurden. Dabei mögen die thierköpfigen Götzen der Aegypter hin und wieder zum Vorbild gedient haben. Vom hundsköpfigen Anubis, von der schweinsköpfigen

Nephthys bis zu den Teufeln der christlichen Bilder ist nur ein leiser Uebergang. Dass die Satyrn der Griechen und Römer in die Teufelsform übergingen, ist schon erwähnt. Seltner findet sich die Form des Kentaur oder Pferdmenschen. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 374. Sie war noch eine Erinnerung der ersten christlichen Jahrhunderte an das eben besiegte Heidenthum, und kehrte erst in Dante's grossem Gedicht wieder, als man von Neuem die classischen Dichter studirte. Dante holte noch mehr groteske Figuren der heidnischen Welt herbei, um damit seine christliche Hölle zu bevölkern, den Minotaur, Cerberus etc.

Teuflische Bildungen des Kopfs. Thierkopf auf einem Menschenleib. Ein vielköpfiges Thier (der Drache in der Offenbarung Johannis, ähnlich der antiken Hydra). Ein monströser Dickkopf auf dünnem Hals und kleinem Leibe. Tückischer, in Hals und Buckel vergrabener Koboldkopf. Lang vorgestreckter Kopf mit Geierhals. Den teuflischen Kopf bezeichnen gewöhnlich die Hörner des Bocks oder wenigstens kleine, nur über der Stirne angedeutete Satyrhörnchen, zuweilen auch der Hahnenkamm. Daher auch dann, wenn der Teufel als Junker erscheint, sein Barett mit einer Hahnenfeder geziert ist, die sich wie ein Horn krümmt und die zugleich den höllischen Hahn bezeichnet. — Auf altdeutschen Bildern hat der Teufel zuweilen grosse, aber schief gestellte Ohren, was von bösen und heimtückischen Pferden entlehnt ist. — Die Augen des Teufels sind gewöhnlich gross, grimmig, lechzend, roth unterlaufen oder flammenwerfend. Am scheusslichsten entstellt aber ist sein Mund, der immer mehr oder weniger zum verschlingenden Rachen, zum verkniffenen Schnabel, gierigen Rüssel etc. wird. Es gibt einen Fisch vom scheusslichsten Ansehen, der den zähnevollen Rachen nie zuschliesst. Das ist ein gutes Bild des ewig auf Raub lauernden Teufels. Gerade der Mund, der am Menschen die geistigste Feinheit ausdrückt, ist am Teufel das am meisten Beleidigende und Zurückstossende. Bald tritt das Gebiss, bald mehr die lechzende Zunge hervor, die

schlangenartige Pfeilzunge oder insektenartige Mandibeln und phantastische Fresswerkzeuge.

Nach einem Gesetz, welches schon in der antiken Sculptur angedeutet erscheint und in den Costumen verschiedener Zeiten und Völker wiederkehrt, correspondiren Bauch und Hintertheil, Schultern und Kniee mit dem Kopf. Daher die Wiederholung teuflischer Gesichter an diesen Theilen, oder wenigstens das Feuerspeien des Teufels von unten und oben. Die Gleichstellung des unedelsten Theils am Körper mit dem edelsten ist für die Teufelsform besonders charakteristisch. Vgl. *Didron, man.* p. 276. Daher auch der Kuss, den die Hexen dem Teufel auf dem Bloxberg hinterwärts geben. Horst, Zauberbibl. III. 371 f.

An den Schultern trägt der Teufel insgemein Fledermausflügel, doch kommen auch Geierflügel vor und phantastische Insektenflügel. Hände und Füsse sind häufig thierische Krallen. Wenn der Teufel in schöner Menschengestalt verführen will, lässt er doch unter dem Gewand gewöhnlich den verrätherischen Pferdehuf oder Vogelkrallen blicken. Eben so charakteristisch ist für den Teufel der Schwanz, dem die naiven Maler gewöhnlich eine Pfeilspitze geben, um ihn von gemeinen Affenschwänzen zu unterscheiden. Endlich gibt man dem Teufel eine zottige, borstige Haut oder Schuppen.

Wo es gilt, die Teufel klein zu malen, z. B. wie sie aus dem Munde von Besessenen fahren, oder einem Verführten in's Ohr flüstern, so werden sie als Raben, zuweilen auch als schwarze Insekten dargestellt wie Ameisen und Scorpionen. Vgl. Rathgeber, Gothaisches Museum S. 144. 231.

Wo es dagegen gilt, den Obersten der Teufel in voller Macht zu zeigen, tritt die Form des Drachen ein, wie in der Offenbarung Johannis. Im Drachen sind gleichsam alle Thierformen in ihrer höchsten Potenz concentrirt, die der Quadrupeden im Rachen und in den Füssen, die der Vögel in den Flügeln, die der Amphibien im Leib und in den Schuppen, die der Insekten im Schwanz.

Malern und Dichtern ist ein weiter Spielraum vergönnt, die Teufelscharaktere im Einzelnen auf's Mannigfachste auszumalen. Jedoch sollen sie sich in Acht nehmen, nicht in eine unsinnige Willkühr auszuschweifen, in welcher das specifisch Teuflische verloren geht. Von dieser Art sind schon die alten Miniaturbilder aus dem 12ten Jahrhundert gewesen, denen antike sogenannte Gryllen zum Vorbild gedient zu haben scheinen: Teufel mit Krokodilskopf, Vogelschnabel, Gesicht am Bauch und Schlangenkopf am Schwanze etc. *Didron, icon.* p. 283. Auch spätere Maler, wie Bosch, Callot, der Höllenbreughel etc., sind in der humoristischen Freiheit zu weit gegangen und haben den Teufeln selbst die Formen lebloser Gegenstände gegeben, um komische Effecte zu erzielen, wobei aber das specifisch Dämonische verloren geht. Das passt vortrefflich zu den Satyren von Rabelais, aber nicht in Bilder, deren Hintergrund immer der kirchliche Ernst bleiben soll. Auch schon der grosse Dante wird in den Teufelsnamen „Schlimmkralle, Nebelschwanz, Schindsau, Wirrwarr, Wirrbart etc.“ zu lustig. Vgl. Dante von Kopisch S. 83. Auch Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 198.

Dasjenige Glied, an welchem der Teufel von der Legende, Volkssage und Dichtung gleichsam mit Gewalt in's Reich des Komischen hineingezogen wird, ist die Nase. In wie vielen Legenden und Sagen wird dem vorwitzigen Teufel nicht von einem heiligen oder klugen Schmiede (dem heiligen Dunstan, dem Schmied von Apolda etc.) die Nase abgezwickt! Eben so komisch erscheinen auf unzähligen Bildern die Teufel, die auf ihrer eigenen langen Nase Flöte oder Dudelsack spielen, ein besonders bei den deutschen Malern sehr beliebtes Motiv. Es ist die Frage, ob dieser Vorstellung nicht altheidnische Erinnerungen zu Grunde liegen. Inzwischen ist sie christlich zu rechtfertigen durch die Situation, in welche der Teufel nothwendig jedesmal kommen muss, wenn er in seiner knechtischen Ohnmacht sich an das unantastbar Heilige wagt. Der Spott über den Teufel in der Blüthezeit des Mittelalters war ein Zeichen des Glaubensmuthes und eines gesunden

Volkslebens; die Teufelsangst, mit der die Reformation begann, das Zeichen vom Gegentheil.

Christliche Vorstellungen, die sich mit altheidnischen Erinnerungen an elbische Wesen und Zauberei berühren, sind die Wolf- und Fuchs-, die Kukuks- und Fliegen-, endlich auch die Rüben- und Wurzelgestalt des Teufels. Als Wolf bezeichnet der christliche Teufel den hungrigen Allverschlinger, wie in der nordischen Edda. Als Fuchs den arglistigen Weltbetrüger, wie im altdeutschen Reinecke. Als Kukuk den neckischen, foppenden Dämon. Als Fliege den unverschämten Belästiger. Als Alraun (Wurzelmännlein) das personificirte Miasma und Gift der Verwesung in der finstern Erde, das allem höhern Leben feindlich und verderblich ist, aber auch über alle Schätze im Innern der Erde gebietet.

Im Ulmer Münster ist an den Geländern der Treppe zum Sakramentshäuschen allerlei höllisches Gewürm angebracht, welches eidechsenartig daran auf- und abgleitet. Dazu auf der Schwelle des Sakramentshäuschens selbst ein Teufel, der sich zwischen zwei Löwen, die gleichsam hier als Wächter erscheinen, in höchster Angst windet und krümmt und nicht loskommen zu können scheint. Damit sind ohne Zweifel, wie mit den teuflischen Frazzen, die in andern Kirchen so oft unter Capitälen, Balken und sonst aus dem Versteck hervorlauschen, nur die bösen Gedanken gemeint, die den Menschen auch in der Kirche, mitten unter den heiligsten Eindrücken befallen. In der Legende des heiligen Macarius von Alexandrien kommen viel solche kleine, mehr insektenartige, als ungeheuerliche Teufel vor, die mitten in der Kirche während des Gottesdienstes sichtbar werden, den Lässigen böse Gedanken in's Ohr flüstern, Andere schläfrig machen, einen Dritten zum Lachen reizen oder sonst in der Andacht stören.

Die Classification der Teufel ist ursprünglich keine andere, als die der Laster. Weil das Böse Gegenbild des Guten ist, so theilt sich der gefallene Urgeist Lucifer gegenüber der heiligen Dreieinigkeit in einer unheiligen Dreiheit und emanirt, gegenüber den sieben Geistern Gottes, in sieben unreinen

Geistern, den Prototypen der Hauptlaster. Der als gefallener erster Engel Lucifer heisst, ist zugleich der Satan, der Teufel *par excellence*, Fürst der Finsterniss und Hölle. Als Gegenbild der Dreieinigkeit erscheint er dreiköpfig im Mittelpunkt der Erde, in der tiefsten Tiefe, bei Dante, auch in alten Miniaturen. *Didron, man.* p. 78; dessen *icon.* p. 544. — Der einem Götzen entlehnte Beelzebub und der thierische Leviathan sind nur andere Bezeichnungen für dasselbe böse Urwesen.

Alle untern Rangordnungen müssen aus dem Wesen des Bösen herfliessen und die verschiedenartigen Laster personificiren, gegenübergestellt den Tugenden. Man hat auch zehn Hauptteufel unterschieden als Gegner der zehn Gebote. Zulässig sind auch die Unterscheidungen von ausserordentlichen Teufeln, die in ausserordentlichen Lastern und Tollheiten der Menschen wirksam erscheinen. So schuf das Reformationszeitalter, in dem überhaupt der Teufel seinen Triumph feierte, ganz neue Teufel, entsprechend den damals aufkommenden, die menschliche Gesellschaft verpestenden Lastern und Missbräuchen, als da waren: der Sauf-, Fress-, Hof-, Schul-, Jagd-, Spiel-, Fluch- und Hosenteufel, bezüglich auf die lüderlichen Sitten und phantastischen Trachten, die damals aufkamen. Von dieser Art ist auch der beim russischen Volk gegenwärtig sehr populäre „Geldteufel", der zugleich eine Personification der habgierigen russischen Beamtenwelt ist. Vgl. Kohl, Russland I. 137. — Nicht unfein ist in Lessings berühmtem Fragment von Faust die Classification der Teufel nach der Schnelligkeit ihres Wirkens. — Durchaus unzulässig ist die Classification der Teufel nach den Elementen und Naturreichen. Indem man antike Naturgötter zu Teufeln machte oder auch die nordische Elben- und Zwergenwelt in's Teuflische übersetzte (wie z. B. Theophrastus Paracelsus that), griff man zu weit in's heidnische Gebiet über und dehnte den Begriff des Teuflischen zu weit aus. Nur in den geistigen Elementen, nur in den geschichtlichen Reichen wirken Dämonen. Daher den Engeln der Völker, den Schutzengeln und Patronen der Genossenschaften und Stände auch Teufel

gegenüberstehen, die in den Lastern dieser Völker und Stände hauptsächlich thätig sind. Nach einer alten Legende vertheilte der Teufel seine sieben Töchter, die Hauptlaster, unter die Hauptclassen der Menschen, nur die Buhlerei blieb übrig und wurde daher allen gemein. Görres, Mystik III. 698. Man muss die in einem Laster wirksamen Teufel noch von den einer besondern Tugend, oder einem Sakrament feindlichen Teufeln unterscheiden. So steht neben dem Teufel der Unzucht ausdrücklich noch ein ehefeindlicher Teufel, den uns das Buch Tobias kennen lehrt.

Es würde mich doch wohl zu weit führen, wenn ich den Versuch machen wollte, hier in längern Aneinanderreihungen jene Legionen und Cohorten zu verfolgen, die ihre schwarzen Spuren in der Weltgeschichte hinterlassen haben.

Auch das Vorkommen der Teufel in der heiligen Geschichte kann ich hier nicht im Einzelnen aufzählen. Es ist bekannt genug und auf allen Kirchenbildern, auf denen biblische Scenen mit dem Teufel vorkommen, vom Sündenfall bis zum Weltgericht verständlich.

Da der Teufel nichts schaffen, sondern nur zerstören kann, so ist er auch als Säemann in der biblischen Parabel nur Säer des Unkrauts. Deshalb macht ihn die Volkslegende auch zum Säemann aller Ketzer und Unruhestifter. Er raffte z. B. einmal die Schwenkfelder von der Erde auf, that sie in einen Sack und wollte sie zur Hölle führen, der Sack stiess aber an den Spitzberg in Schlesien, da fielen die Ketzer heraus und existiren noch in der Umgegend. In gleicher Weise säte er böse Junker in der Lausitz.

Der Teufel ist Erfinder des Würfelspiels. Die bösen Folgen dieses Spiels sind daher in einem altitalienischen Bilde geistreich aufgefasst in fünf Köpfen, welche die Zahl 5 im Würfel ausdrücken. Die vier äussern Köpfe gehören Verdammten an und haben Mienen voll Verzweiflung, der mittlere gehört dem Teufel an und lacht schadenfroh. — In solchen symbolischen und allegorischen Anwendungen haben Poesie und Kunst noch einen unendlichen Spielraum.

In Bildern, die sich auf Heiligenlegenden beziehen, ist der Teufel oft stehendes Attribut. Als Versucher finden wir ihn bei den Heiligen Antonius, Macarius, Romualdus, Victorinus, bei der heiligen Katharina von Siena etc. Auf einsamem Felsen im Meer wird der heilige Martinianus vom Teufel versucht. In Christi Gestalt der heilige Martin und der h. Potitus. Auf dem Meer wird das Schiff des h. Marcus, auch das des h. Brandanus von Teufeln umdroht.

Besiegt liegt der Teufel überwunden zu den Füssen des Erzengels Michael und des ritterlichen heiligen Georg. Gefesselt folgt er der h. Digma, Juliana, dem h. Cyriacus und Norbert. Gebunden liegt er zu Füssen der h. Genoveva und muss ihr das Licht halten. Auch dem h. Dominicus muss er das Licht halten, das ihm bis auf die Finger brennt. Der h. Gudula versucht er vergebens das Licht auszublasen. Der h. Bartholomäus zwingt ihn, Christum zu bekennen. Der h. Dunstan zwickt ihn bei der Nase. Sehr viele Heilige treiben Teufel aus, die in Gestalt von Raben davonfliegen.

Thamar,

das alttestamentalische Vorbild der äussern Schmach, welcher das Christenthum so oft unterzogen worden ist und sich freiwillig unterzogen hat, um seine höhere Mission zu vollbringen. Indem Thamar durch uneheliche und sogar blutschänderische Geburt gleichwohl die Stammmutter Davids, der Maria und des Heilands wurde, wird damit ausgedrückt, dass Gott, indem er seinen eingebornen Sohn als Heiland der Welt gerade in diesem Schmutz des Judenthums und in der Gesetzwidrigkeit einer sündigen Umarmung die irdischen Wurzeln schlagen liess, nur das Uebel dieser Welt gleichsam mit der Wurzel ausheben und nicht sowohl den Weisen und Gerechten, als vielmehr den Verlornen und Verachteten, den Ausgestossenen und Parias die Erbarmung und Erlösung bringen wollte. Die Legitimität nach dem äussern Gesetz, der starren Gerechtigkeit des Mosaismus, hatte keinen Werth mehr für den

Allerbarmer, der nicht das einseitige Volkswohl der Hebräer, sondern die Erlösung des gesammten menschlichen Geschlechts wollte und darum sich gerade am liebsten an die Elenden und Heiden wandte, und seine Apostel unter Zöllnern und Sündern wählte. Noch specieller ist Thamar das Vorbild der Sünderin Magdalena, die dem Heiland geistig so nahe stand, wie Thamar durch die Abstammung. Rupert von Deutz hat Thamar und Ruth zusammengestellt als *poenitentia* und *paupertas*, die beiden Vorbedingungen alles christlichen Heils. Seine Deutung der Geschichte Thamars ist sehr sinnreich. Er sieht in Thamar selbst die Busse; im Judas das Erbarmen; in Ring, Schnur und Stab, die sie zum Pfand erhält, Glaube, Liebe und Hoffnung; in dem Bock, den sie zum Preis empfängt, das Lamm Gottes oder die Erlösung; in den beiden Zwillingen endlich den Gegensatz von Judenthum und Heidenthum, so zwar, dass Serah mit dem rothen Faden an der Hand, der zuerst zum Vorschein kommt, aber doch das Recht der Erstgeburt wieder verliert, das Judenthum, Perez dagegen das anfangs zurückgesetzte Heidenthum bedeutet, in welchem das Christenthum segensreicher wirkte und von dem es viel umfassender und gehorsamer anerkannt und aufgenommen wurde, als vom Judenthum. *Rupertus Tuit.* p. 97.

Thau,

Sinnbild des Segens, der vom Himmel kommt. Wie der nächtliche Thau die Erde befruchtet, so kam alle Frucht des geistigen Lebens durch Maria von oben. Das ist vorgebildet in dem Thau, der auf Gideons Fell niederfiel. Vgl. den Artikel Gideon. — Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 25. leitet den Thau von den Sternen her, wodurch noch vor dem Aufgang der Sonne die Aecker befeuchtet werden, und vergleicht diese Sterne mit den Heiligen.

Thiere,

Sinnbilder der Leidenschaften und auseinandergehenden Menschensinne. Im Paradiese lebten alle Thiere in Harmonie und thaten einander nichts zu Leide. Vgl. den Artikel Paradies. Erst nach dem Sündenfall der Menschen wurden die Thiere wild und feindeten einander an, wie Kain den Abel. Die seitdem unter den Thieren entzündete Gier und Wuth correspondirt mit der durch den Sündenfall in Adam zerstörten Harmonie der menschlichen Seelenkräfte und deren Gegeneinandertoben. Im künftigen Paradiese aber sollen die Thiere zu dem alten Frieden zurückkehren. Jesaias 65, 25. Deshalb nahmen schon die ältesten Christen im römischen Reich den antiken Orpheus, dessen Gesang die wildesten Thiere zähmt, zum Vorbild Christi. Dem gefallenen Adam unter den auseinanderlaufenden Thieren des Paradieses steht hier der neue Adam unter den wieder vereinigten gegenüber. Vgl. den Artikel Orpheus. Nach den apokryphischen Evangelien liefen, als die heilige Familie nach Aegypten floh, in der Wüste alle Thiere herbei, um in friedlicher Eintracht das Christkind anzubeten. Hofmann, Apokr. S. 141. So sammeln sich auch alle Thiere der Arche Noä in einem lieblichen Garten um die Mutter mit dem göttlichen Kinde in einem alten Kölner Volksliede. Weyden, Kölns Vorzeit S. 268. Die Gabe, den Thieren ihre paradiesische Friedsamkeit zurückzugeben, wohnt auch vielen Heiligen inne. Der Mensch übt eine magische Gewalt über die Thiere; er theilt ihnen seinen Gottesfrieden mit, wie das Gegentheil. Begreiflicherweise sind es in der Legende zumeist Einsiedler im wilden Wald und in den Wüsten, oder in unbekannte Wildnisse eindringende Bekehrer, denen sich die Thiere dienend zugesellen. Der heilige Didymus, ein ägyptischer Einsiedler des 4ten Jahrhunderts, besass Gewalt über alle giftigen Thiere, so dass ihn keines verletzen und er jedes, wie er wollte, anfassen, treten oder tödten konnte. Leben

der Altväter 1725, S. 93. Der heilige Godrik war sechzig Jahre lang Einsiedler und war stets von wilden Thieren umgeben, die ihm gehorchten. *Acta SS.* 21. Mai. Desgleichen der heilige Marianus in Gallien im 5ten Jahrhundert. *Vincent. Bellov. spec. hist.* XX. 18. Der h. Lucas der Jüngere in Griechenland, *Acta SS.* 7. Februar. St. Aventinus, 4. Februar. Attracta, eine königliche Jungfrau in Irland, floh die Ehe, wurde eine Heilige, tödtete einen furchtbaren Drachen durch das Zeichen des Kreuzes, führte ein durch die Uebermacht des Feindes in einer engen Gegend eingesperrtes Heer sicher durch einen See, der unter ihren Füssen austrocknete, und belud ein andermal die wilden Hirsche, die ihrem Winke gehorchten, mit Holz, das sie ihnen mit keinem andern Bande aufband, als mit ein Paar von ihren Haaren, die sie sich zu diesem Behufe ausriss. *Acta SS.* 9. Februar. Die Legende von Irland (*Hibernia sacra*) und die der ersten Apostel in den deutschen Urwäldern (*Germania, Helvetia, Bavaria sacra*) sind besonders reich an Thieren aller Art, die den Heiligen sich zugesellt, ihnen zugehört und Dienste geleistet haben. — In der Legende des heiligen Franciscus tritt in besonderer Liebenswürdigkeit die christliche Toleranz gegen die Thiere hervor, die der jüdischen strengen Scheidung von reinen und unreinen Thieren entgegengesetzt ist. Der heilige Franciscus fasst die Thiere durchgängig als Mitgeschöpfe des Menschen in ihren, wenn auch nur niederen Verwandtschaftsgraden und Sympathien auf, und empfiehlt deren milde und gütige Behandlung. — Patron der Hausthiere ist der heilige Antonius, in dessen Kirche zu Rom dieselben je am 17. Januar eingesperrt werden. In Deutschland wird der heilige Leonhard als Patron der Viehzucht insbesondere verehrt.

St. Julianus von Vienne, ein Märtyrer des 3ten Jahrhunderts, wurde enthauptet, sein Haupt ruht in seiner Kirche zu Vienne, in welcher alle wilden Thiere, sie seyen noch so unbändig, zahm werden, so wie sie hineinkommen. 28. August.

Auf Kirchenbildern sind die Thiere im Paradiese, in der Arche Noä, um den christlichen Orpheus versammelt. Zu

den einzelnen Heiligen gesellen sich in der Regel auch nur einzelne Thiere. Vgl. die Artikel Bär, Hirsch etc. Verschiedene wilde Thiere umgaben die Heiligen Blandina, Euphemia, Thekla, denen sie vorgeworfen werden sollten, von denen sie aber geschont wurden. Arzt der wilden Thiere war der heilige Blasius, zu dessen Höhle kranke Thiere kamen, um sich heilen zu lassen.

Thierkreis,

Sinnbild des Universums, der sichtbaren Welt, deren Kreis er umschreibt. Daher als Thron Gottes gebraucht, wie der Regenbogen, und gleich diesem auch als der Ring, der Himmel und Erde verbindet. So namentlich auf Bildern der Schöpfung, nicht ohne eine astrologische Beziehung auf den Einfluss, den die Himmelskörper üben. So im Campo Santo zu Pisa, in den nach Raphaels Zeichnungen verfertigten Mosaiken der S. Maria del popolo etc. Vgl. Piper, christl. Myth. II. 293. — Sehr oft findet sich der Thierkreis an kirchlichen Façaden und Portalen des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Vgl. *Bock, église de Nivelles* p. 14. An der Domkirche zu Cremona bewegen sich die Thierzeichen im Thierkreise wie in Prozession von der Rechten zur Linken. Wiener Jahrb. XL. Anzeigeblatt S. 41. Das dürfte, wie Piper a. a. O. 292. richtig bemerkt, ein den antiken Tempeln entlehntes Motiv seyn, da sich auf diese die Zwölfgötter mit Thierzeichen und Monaten identisch in einer Bogenstellung finden (z. B. auf der Ara Borghese im Louvre). Später, als die grossen Kirchenuhren aufkamen, wurde der Thierkreis gewöhnlich mit diesen (über dem Portal der Kirche) verbunden, wodurch er seine ursprünglich rein kalendarische Bedeutung wieder erhielt. Inzwischen wurden die Thierzeichen doch auch sinnbildlich auf die zwölf Apostel, als Patrone der zwölf Monate, bezogen. An einem Reliquienkasten in der Schlosskirche zu Quedlinburg sind die zwölf Apostel bogenförmig gestellt und über ihnen die Zeichen des Thierkreises angebracht. Und

so öfter, vgl. Piper a. a. O. Wie sich heidnische Astrologie mit christlicher vermischte, zeigt Priscillian, demzufolge zwölf böse Dämonen (die altheidnischen Götzen) den Leib, dagegen zwölf Patriarchen (christliche Potenzen) die Seele des Menschen beherrschen sollen. Vgl. Gfrörer, Kirchengesch. II. 2. 572. — Als ein durchaus missrathenes Sinnbild göttlicher Omnipotenz ist die dreiköpfige Dreieinigkeit zu betrachten, die den Zodiacus hält auf einem Bild aus dem 16ten Jahrhundert. *Didron*, *icon.* 580.

St. Thomas,

der Apostel, scheint etwas Peripherisches, ein Grenzverhältniss, eine Fernwirkung bis zum zweifelhaften Zwielicht im Verhältniss zum christlichen Centrum auszudrücken. Er unter allen Aposteln allein ist der Schwergläubige, der immer noch zweifelt. So will er nicht an des Lazarus Erweckung glauben. Auch nicht an die Auferstehung des Herrn, in dessen Wunde er erst die Finger legen muss, um sich zu überzeugen. Nach der Legende zweifelte er auch an der Himmelfahrt Mariä, bis sie ihm aus der Höhe ihren Gürtel herunterwarf. *Didron, man.* p. 287. Wie unter den Planeten Saturn am weitesten von der Sonne entfernt ist, so sieht Thomas die geistige Sonne nur wie blinzelnd aus der Ferne. Darum beherrscht er auch im christlichen Kalender wie Saturn die Wintermitte. Der 21. Dezember, der kürzeste Tag im ganzen Jahre, ist der Thomastag. Man hat dieses kurze Tageslicht auf die Kleingläubigkeit des Apostels und auf den Spruch Christi bezogen: „Selig, die da glauben und nicht sehen.“ Strauss, Kirchenjahr S. 98. Man muss indess die Zeitferne, den Jahresschluss in Verbindung bringen mit der Raumferne, den räumlichen Grenzen der christlichen Welt. Thomas ist vorzugsweise Bekehrer der entlegensten Heidenländer, des östlichen wie des westlichen Indiens. Die Legende lässt ihn unter allen Aposteln in die weitesten Fernen wandern.

In der apokryphischen Apostelgeschichte des Abdias

heisst es: als die Apostel in alle Welt ausgingen, die Heiden zu bekehren, sey Thomas nach Indien gewandert. Daselbst fand er einen König, der ihn zwang, seine Tochter und ihren Bräutigam einzusegnen, obgleich sie Heiden und nicht Christen waren. Thomas flehte den Segen des Heilands auf sie herab und siehe, als die Brautleute in ihre Kammer gingen, sass Christus auf ihrem Bette und sagte, wenn der über sie ergossene Segen in Erfüllung gehen solle, so müssten sie keusch leben und alles Zeitliche hinter sich lassen. So thaten sie auch. Der König gab dem Apostel Geld, einen herrlichen Pallast zu bauen, aber er gab das Geld den Armen und sagte, dadurch werde ihm der schönste Pallast im Himmel erbaut. In Persien bekehrte er die edle Frau Mygdonia, was man ihm aber sehr übel nahm, und nachdem er die goldne Bildsäule des Sonnengottes auf ihrem von zwei Rossen gezogenen Wagen durch blosses Gebet zerschmolzen hatte, wurde er von den Kriegern umringt und mit Lanzen erstochen, 21. Dezember. An seinem Grabe soll sich eine Lampe befinden, die ohne Oel brennt und von keinem Sturm gelöscht werden kann. Paullini, Luststunden S. 329. Als die Portugiesen nach Indien kamen, fanden sie sogenannte Thomaschristen vor, die vom Apostel bekehrt worden seyn sollen, ohne seitdem je mit andern Christen in Verbindung zu kommen. Vom Abendlande selbst aus meldet zuerst Gregor von Nazianz *orat.* 25, dass Thomas wirklich nach Indien gekommen sey. Vgl. darüber Ritter, Erdkunde V. 601 ff. In Ribadineiras Legendensammlung heisst es, der Apostel habe einmal in Indien beim König Sagamus einen ungeheuern Holzblock, den Niemand von der Stelle bringen konnte, mit seinem Gürtel leicht weggezogen. Darauf habe er ein Kreuz aufgerichtet und gesagt, wenn das Meer bis dahin steigen werde, würden Männer aus dem Westen kommen und das von ihm begonnene Werk der Christianisirung weiter führen. Als nun die Portugiesen das erstemal in's Land gekommen, sey das Meer wirklich so hoch gestiegen. Vgl. Baldäus, Beschreibung von Malabar S. 125. und Mandelslo, Reise

S. 195. Der fabelreiche Reisende Montevilla erzählt (113.), eine Statue des Heiligen in Indien diene als Orakel, man reiche ihr gerichtliche Denkschriften und wenn der Darreichende unschuldig sey, behalte sie die Zuschrift in der Hand, wenn nicht, lasse sie sie fallen. Nach Marco Polo (Bürk S. 544.) können die Nachkommen seiner Mörder nicht in seine Kirche gelangen, die Luft stösst sie zurück.

Thomas soll auch die heiligen drei Könige im Christenthum unterwiesen und den Aethiopier unter ihnen weiss gewaschen haben. Die heiligen drei Könige bedeuten die drei Welttheile. Thomas soll die weitesten Reisen unter allen Aposteln gemacht haben und sogar in Amerika gewesen seyn. Man glaubte nämlich, ehe und noch als Columbus Amerika entdeckte, die neue Welt hinge mit der alten zusammen, weshalb man auch Amerika Indien nannte. Man glaubte in dem mexikanischen Götzen Quetzalcoatl den heiligen Thomas wiederzuerkennen. Prescott, Eroberung Mexiko's I. 49. Auch in Brasilien fand man seine Spuren. *Nieremberg*, *hist. nat.* 334.

Thränen.

Perlen im Traum gesehen, bedeuten Thränen, aber die Thränen des reinen, wahren Schmerzes werden auch wieder zu Perlen. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärndten. Psalm 126, 5. Die Perlen, womit die Sünderin Magdalena geschmückt war, wurden von ihr weggeworfen, als sie Busse that, und ersetzt durch Thränen, die noch weit kostbarer waren. In den Thränen spricht sich nicht nur der tiefste Schmerz des irdischen Leidens, sondern auch das Vorgefühl der Seligkeit aus. Das leidende Thier kann nur heulen. Der leidende Mensch weint, weil er das *zeitliche* Wehe mit der ewigen Wonne zu vergleichen, bei dem einen des andern sich zu erinnern vermag. Thränen sind ein Vorzug. Es gibt Thränen, die nur Heilige und Engel zu weinen vermögen. Christus selbst weinte im Anblick der Stadt Jerusalem, die bald zerstört werden sollte. Die Gabe

der Thränen ist eine nicht minder adelnde Auszeichnung der Heiligen, wie die Gabe der Jubilation (des Gesanges). Die heilige Maura und Maria de Oegnies besassen beide. Vgl. Görres, Gesch. der Mystik II. 74.

Hiobsthränen heissen die perlenartigen Früchte einer Grasart in Ostindien, die man auf Schnüre anreiht. Hochstetter, populäre Botanik I. 81. 621. Lacrymae Christi nennt man den köstlichen, am Fusse des Vesuv wachsenden Wein, weil nach der Volkssage Christus, als ihn der Teufel in der Wüste versuchte, von demselben hiehergeführt worden seyn soll, wo „die schönste Aussicht der Welt ist", der Heiland aber aus Mitleid geweint haben soll, dass dieses Paradies der Erde von so argen Sündern und Schelmen, wie die Neapolitaner sind, bewohnt werde.

Thron.

Throne heissen Engel oder Kräfte Gottes, auf denen gleichsam seine Macht ruht. Vgl. die Artikel Cherubim und Engel. Flammende Räder mit Augen und Flügeln, die den beweglichen Thron oder Wagen Gottes tragen. Vgl. Züllich, Offenbarung Johannis II. 33. Die Räder werden auch so dargestellt, dass je zwei kreuzförmig in einander greifen. *Didron, annales* I. 156. — Gott thront auch auf dem Regenbogen, Christus als Weltrichter auf dem doppelten Regenbogen. Vgl. den Artikel Regenbogen.

Der Thron Salomo's, auf dessen Stufen zwölf Löwen standen, ist alttestamentalisches Vorbild der Maria, weil der wahre Salomo (Gott selbst) sie zu seinem Thron erkor. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, Vers 1735 f. Die zwölf Löwen stellen am marianischen Thron die zwölf Apostel dar.

Thür.

Christus spricht: „Ich bin die Thür, so Jemand durch mich eingeht, der wird selig werden." Johannes 10, 9. Die

Pforte, die zur Verdammniss führt, ist weit, die zum Leben schmal. Matth. 7, 13. Ueber Dante's Hölle steht geschrieben: „Wer durch mich eingeht, lasse jede Hoffnung hinter sich.“

Insbesondere wurde die Thür ein Sinnbild der Gnadenmutter und Gottesgebärerin, durch welche alles Heil in die Welt gekommen. So in unzähligen Hymnen: *Tu regis alta janua* (in dem Hymnus: *O gloriosa virginum*), *porta*, *ex qua mundi lux est orta* (in dem Hymnus: *Ave regina coelorum*), *felix coeli porta* (im Hymnus: *Ave maris stella*), *porta orientalis* (im Hymnus: *Salve virgo puerpera*). Am häufigsten aber wird von der heiligen Jungfrau Maria der Ausdruck gebraucht: *porta clausa*, mit Beziehung auf Ezechiel 44, 2, wo Gott durch die verschlossene Pforte geht, ohne dass sie sich zu öffnen braucht. So wurde Maria durch Gott Vater Mutter des Sohnes und blieb doch Jungfrau. Vgl. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, Vers 1786 f. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 94. Auch auf Bildern kommt die verschlossene Pforte Ezechiels sehr oft als Attribut der Maria vor, *Didron*, *man.* p. 147; dessen *annales* I. 214. Bezug darauf nimmt auch die „goldne Pforte“ in der Peterskirche zu Rom, die der Papst nur einmal nach seiner Wahl und sonst nur je an einem Jubeljahr mit einem goldnen Hammer anschlagen und öffnen darf.

Die christliche Kirchenbaukunst nahm bei Anlage der Kirchenthüren immer Rücksicht auf Symbolik. Der byzantinische und romanische Rundbogen entsprach der Form des Regenbogens und Thierkreises und bildete gleichsam ein Thor des Himmels. Auch insbesondere die „goldne Pforte“ wurde an Kirchthüren wiederholt mit Bezug auf die heilige Jungfrau. Gerade über dem Bogen oder dem Mittelpfeiler zwischen den beiden Thürflügeln stand die göttliche Mutter mit dem Kinde. In dem Rande des Bogens wurden überaus oft die zwölf Apostel, Propheten, Patriarchen statuarisch angebracht, gleichsam als die Sternbilder im christlichen Zodiacus. Die Hauptthür der Kirchen ist immer auf der Westseite, denn man geht dem Licht nach Osten entgegen. — Der gothische Spitzbogenstyl verliess die Symbolik des Himmels-

bogens, nahm aber in ihren reichen Ornamenten die Symbolik des Weinstocks auf. Das Stabwerk der gothischen Portale rankte sich zur Weintraube empor. Christus wurde hier zugleich als die Thür, durch die man eingeht, und als der Weinstock betrachtet.

Dursch in seiner Aesthetik der christlichen bildenden Kunst sagt vom Freiburger Dom S. 349: „Betrachten wir die christliche Kirche als die Vermittlerin des Heils, welches der Sohn Mariens der Welt bereitet hat, so wird uns auch die Bedeutung der bildlichen Darstellung leicht einleuchten. Beim Eintritt in die Halle erscheint uns Maria mit dem Christkinde, als Ziel der Verheissung und als Morgenstern des Heils. Im Bogenfelde erblicken wir die Geschichte Christi als die Ursache unseres Heils dargestellt, womit zugleich angezeigt ist, wo wir unser Heil suchen sollen. Als Mittelpunkt der heilsamen Wirksamkeit Christi erscheint uns hier Christus am Kreuze in grösserer Dimension, wie er nämlich für die Sünden der Welt seinem himmlischen Vater gehorsam war bis zum Tode am Kreuze. Der Glaube an den welterlösenden Kreuzestod Christi bildet von nun an eine Scheidung in der Welt, welche einerseits durch die Seligen, andererseits durch die Verdammten um das Kreuz dargestellt ist. Die subjective Scheidung der Geister, welche hier der Glaube bildet, wird durch den Richterspruch am jüngsten Tage eine objective und ewig dauernde. Die östliche Wand dieser Eingangshalle stellt uns daher die Wirkungen des Christenthums oder der christlichen Kirche in der Zukunft dar, während die plastischen Werke der rechten und linken Wand das Verhältniss der alten Welt, das Heiden- und Judenthum zu der Erlösung versinnbilden. Die Einen erwarteten in dem Messias den Erlöser der Welt und fanden in ihm ihr Heil, während die Andern sich von ihm abwenden und in Eitelm ihr Heil suchen. Diese bildliche Darstellung versinnbildet recht deutlich die Universalität des Christenthums und die hohe Bedeutung der christlichen Kirche, Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen zu seyn.“

Die zwei Pfeiler oder Thürme, zwischen denen das Thor sich vertieft, werden auf die beiden Säulen am Tempel zu Jerusalem bezogen. Vgl. den Artikel Säule. — Die beiden Thürflügel entsprechen den beiden Testamenten. Auf den grossen Bronzethüren zu Florenz (von Ghiberti), zu Nowogrod etc. ist wirklich die ganze biblische Geschichte illustrirt. die des alten Testamentes zur Linken, die des neuen zur Rechten. Vgl. Kunstblatt 1831. Nr. 13. Die beiden Seiten werden auch im Gegensatz von Judenthum und Christenthum aufgefasst, und auf die eine Seite die allegorische Figur der Synagoge (s. diesen Artikel), auf die andere die der Kirche gestellt. Oft auch findet man rechts die fünf klugen, links die fünf thörichten Jungfrauen dargestellt (s. diesen Artikel).

In der späteren Gothik kam die Dreizahl der Thüren auf, besonders in Frankreich, so dass nicht selten die ganze Westseite einer Kirche von den drei vertieften und auf's Prachtvollste ornamentirten Thüren eingenommen erscheint. Der Dreizahl liegt hier keine andere Bedeutung als die der Dreieinigkeit zu Grunde.

Ueber den Kirchenthüren wurden zum Theil die Statuen der Kirchenpatrone angebracht, zum Theil allgemeine Symbole. Unter diesen ist der Löwe besonders merkwürdig. Simson bricht den Rachen des Löwen auf. Vgl. d. Artikel Simson. Ein Löwe (Christus) hütet die Pforte. Zwölf Löwen (die Apostel) reihen sich um die Thüre wie vor dem Thron Salomo's als Wächter der Kirche. Ein Löwenkopf war beliebt als Thürklopfer mit dem beweglichen Ringe. Vgl. d. Artikel Löwe.

Thurm,

Symbol der Festigkeit, Uneinnehmbarkeit, Unangreifbarkeit. „Der Name Gottes ist der festeste Thurm." Sprichw. Sal. 18, 10. Daher auch Sinnbild der keuschen Jungfräulichkeit. Maria wird der Thurm Davids, der elfenbeinerne Thurm genannt. Auch die Keuschheit hat unter den christlichen Tugenden

zum Attribut den Thurm. Kunstbl. 1821. S. 178. Desgleichen die heilige Barbara, nicht blos weil sie in einen Thurm eingesperrt wurde, sondern auch weil sie keusch und im Glauben felsenfest war. Der Thurm dieser Heiligen hat drei Fenster, d. h. die Heilige wurde durch den wahren Glauben an die Dreieinigkeit stark und fest. — Ein Thurm ist auch Attribut der heiligen Leocadia, weil sie aus einem herabgestürzt wurde.

Kirchenthürme kamen bei den ältesten Basiliken noch nicht vor, sie entstanden erst in der karolingischen Zeit in Frankreich, und charakterisiren die deutsche Baukunst eben so, wie die Kuppeln die morgenländische. Den ersten Anfang zu Thürmen machten die von den Kirchen gesondert aufgestellten und höheren Baptisterien, die man nachher mit dem Schiff der Kirche vereinigte und in deren Spitze man die Glocken aufhing. Allein das Bedürfniss, die Glocken hoch zu hängen, damit sie weiter gehört werden, erklärt die Tendenz der abendländischen Baukunst zu sehr hohen und spitzen Thürmen nicht allein. Offenbar wirkte die Gewöhnung an die riesenhaften Tannen des nördlichen Europa und das Bedürfniss, in den weiten Ebenen des niedern Deutschlands an den Kirchthürmen Anhaltspunkte der Orientirung zu haben, auf den Bau so hoher Spitzthürme ein. Auch finden wir die höchsten in den Niederlanden und in den Reichsstädten der norddeutschen Fläche. Sobald aber einmal aus natürlichen Gründen so hohe Bauten beliebt wurden, suchte die Frömmigkeit damit auch kirchliche Symbolik zu verbinden. Kreuser, Kirchenbau I. 565, erklärt die Kreuzform im Grundriss der Kirchen als Crucifix und sieht demnach in den beiden Thürmen, zwischen denen der Eingang in die Kirche auf der Westseite liegt, die Nägel der Füsse, in den beiden Seitenthürmen, die sich zuweilen finden, die Nägel der Hände, und in den Capellen des Chors die Dornenkrone. Inzwischen erklärt das nicht genügend die Höhentendenz, die vielmehr als ein Aufstreben der menschlichen Sehnsucht, des Gebets und der Tugend zum Himmel empor gedacht werden

muss. Wie die Tugenden auf der Himmelsleiter wetteifernd emporsteigen, so die Thürme der gothischen Kirchen. Dass ihnen aber von oben die himmlische Liebe entgegenkomme, wurde ausgedrückt im Symbol des Marienschuhs, der gerade immer die höchsten Spitzen gothischer Thürme ziert. Vgl. den Artikel Schuh. Die sieben Thürme zu Limburg an der Lahn können unbedenklich auf die sieben christlichen Tugenden bezogen werden, wie die häufig vorkommenden drei Thürme auf Glaube, Liebe und Hoffnung, womit sich noch der Begriff verbindet, dass diese drei Tugenden festgegründet stehen.

Die griechischen Kirchen haben gewöhnlich drei, fünf oder dreizehn Kuppeln, immer eine höhere und grössere in der Mitte der anderen; drei bedeuten die heilige Dreieinigkeit; fünf Christum mit den vier Evangelisten; dreizehn Christum mit den zwölf Aposteln. v. Haxthausen, Studien über Russland I. 51.

Zahl, Höhe und Stellung der Thürme zur Kirche sind ausserdem conventionell. Dass die Pfarrkirche nur einen, die bischöfliche zwei, die erzbischöfliche drei Thürme haben müsse, ist nicht feste Regel. Fest steht dagegen, dass die Bettelklöster statt des Thurmes nur einen kleinen Dachreiter auf dem gewöhnlich sehr hohen und breiten Dach haben, die Karmeliterkirchen aber nur einen sehr hohen Thurm. Ueber die Unzuverlässigkeit der desfalls voreilig angenommenen Regeln vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 171.

Die morgenländischen Kuppeln bedeuten das Himmelsgewölbe und sind inwendig gewöhnlich mit Scenen aus dem Himmelreich, Himmelfahrten, Engelreigen oder Sternen bemalt. Die abendländischen Thurmspitzen enden in ein Kreuz, um auszudrücken, dass das Kreuz hoch über alle Erde erhoben ist, dass es Himmel und Erde verbindet, dass es, von unten her gesehen, das Ziel der höchsten Sehnsucht, von oben her gesehen, der Ausdruck des himmlischen Erbarmens ist. Der Wetterhahn über dem Kreuze hat die Bedeutung des Lichtbringers und Weckers der Völker aus dem alten

Schlafe des Heidenthums, beziehungsweise auch eines Erweckers vom Schlafe des Todes zur Auferstehung. Zuweilen ist auch das Standbild der Gnadenmutter auf den Thürmen erhöht, z. B. über dem Mailänder Dom. Hier ist sie zugleich Gnadenbringerin vom Himmel her und Fürbitterin der Menschen von der Erde aus.

In den Steinornamenten der durchbrochenen gothischen Kirchthürme herrscht die Symbolik der Rosetten vor, worin die Formen von Kreuzen, Sternen, Herzen verflochten erscheinen, und womit vorzugsweise wieder nur Glaube, Liebe und Hoffnung ausgedrückt wird.

Tobias.

Unter den Israeliten, die von Salmanassar nach Ninive geschleppt wurden, befand sich auch Tobias vom Stamme Naphthali; ein redlicher und wohlhabender Mann, der Jedermann Gutes that und auch den Muth hatte, die Leichname der Kinder Israel, welche der König hatte tödten lassen, gegen das Verbot heimlich zu begraben. Er musste deshalb flüchten, kam aber nach Salmanassars Tode wieder und hielt ein Freudenfest. Aber mitten in der Lust hörte er, es liege schon wieder ein Todter auf der Strasse. Da wurde seine Freude zu Leid, und er fing das traurige Geschäft des Begrabens wieder an. Dargestellt in einem berühmten Nachtstück von Castiglione und in einem Stich von Bourignon (Hortense). Ermüdet davon schlief er ein, da liess eine Schwalbe ihren Koth auf sein Auge fallen, und er wurde blind. Da verliessen ihn alle Freunde, und er wurde ein Spott der Menschen. Sein Weib Hannah ernährte ihn redlich mit Spinnen, als sie aber einmal eine verlaufene Ziege mit heimbrachte, und er das Meckern derselben hörte, bestand er darauf, fremdes Gut müsse unangetastet bleiben, und duldete nicht, dass die Ziege geschlachtet wurde. Da wurde ihm sein Weib böse und warf ihm vor, dass er nichts verdienen könne. Rembrandt hat diese Scenen: wie er die Ziege bemerkt, wie er

das Weib tadelt und wie sie ihm zürnt, mehrmals und mit besonderer Vorliebe gemalt; besonders schön ist die tiefe Dämmerung des Zimmers auf einem Bilde Rembrandts in Berlin. Kugler I. 229. Wie Tobias die Frau tadelt, malte auch Victor in einem ausgezeichneten Bilde in England (Waagen II. 568.).

Tobias betete schmerzlich; dann zog er eine alte Handschrift hervor und gebot seinem jungen Sohne Tobias, dieselbe nach der Stadt Rages zu einem alten Bekannten, Namens Gabel, zu tragen, dem er einst Geld geliehen, und in seiner jetzigen Noth ihn um Rückgabe des Geldes zu bitten. Beim Abschied aber gab er dem Sohne noch Lehren mit, welche das unübertroffene Muster väterlicher Ermahnungen sind.

Bevor aber der junge Tobias noch abreiste, erschien, von Gott gesandt, der Engel Raphael, gab sich für einen gewissen Azarias aus einem befreundeten israelitischen Geschlecht aus, und bot sich an, den Jüngling zu begleiten. Wie der Engel in's Haus tritt, malte Rembrandt (ehemals in Salzdahlen). Den Abschied des jungen Tobias mit seinem himmlischen Gefährten vom elterlichen Hause malte Murillo in Petersburg (Hand I. 378.).

Unterwegs an einem Flusse wurde der junge Tobias durch einen grossen Fisch erschreckt; aber der Engel hiess ihn den Fisch an's Ufer ziehen, und dessen Galle und Leber als Heilmittel mitnehmen. Diese idyllische Scene ist sehr oft, namentlich als Staffage in Landschaftsbildern gemalt worden; zweimal von Titian in Dresden und Venedig, von Andrea del Sarto im Wiener Belvedere, von Salvator Rosa in Paris (Waagen 533), von Caravaggio in England (Waagen II. 313.), von C. Maratti (gest. von Capelli), von Rubens, von Rembrandt in England (Waagen I. 224.), von Eckhout, ehemals in Salzdahlen, von Elzheimer in England und Cassel, von Waterloo.

Unterdess ging Raphael für Tobias zu Gabel und cassirte das Geld ein und lud ihn mit zur Hochzeit. Während diese nun herrlich und in Freuden lebten, sah es in des alten

Tobias Hause gar betrübt aus. Die Mutter glaubte ihren Sohn verloren, weil er so lange nicht wiederkam, und sass täglich auf einem Berge am Wege, nach ihm aussehend. Da endlich kam Tobias mit dem Engel, der langsam nachreisenden Braut vorauseilend. Ihr Hund sprang ihnen voran, wedelnd und voll Freude zuerst in's Haus laufend. Da fuhr der Alte so voll Freuden auf, dass er in seiner Blindheit sich stiess, die Mutter aber küsste den Sohn und weinte vor Freude. Die Heimkehr malte Dow (sein grösstes Bild, Passavant, England 220.) und Berghem. Der fromme Sohn aber hatte, auf Raphaels Rath, nichts Dringenderes nach der ersten Begrüssung des alten Vaters zu thun, als die Fischgalle auf seine blinden Augen zu legen, wodurch er sogleich wieder sehend wurde.

Nach sieben Tagen kam auch die schöne junge Frau mit Gefolge und Schätzen an. Da hatte des Engels Sendung ihren Zweck erreicht: die guten Menschen waren alle glücklich geworden. Der alte und junge Tobias aber beriethen sich, wie sie den Azaria belohnen wollten; als sie ihm aber die Hälfte all ihres Gutes anboten, antwortete er: „Lobet Gott, denn er hat mich gesendet, euch zu segnen nach der Trübsal; ich bin Raphael, der sieben Engel einer, die vor dem Herrn stehen.“ Da fielen Vater und Sohn auf ihr Angesicht. Der Engel aber sprach: „Fürchtet euch nicht, lobet und danket.“ Und er verschwand vor ihren Augen. — Der alte Tobias lebte noch zweiundvierzig Jahre und sah Kinder und Kindeskinder.

In dieser unübertrefflich lieblichen Idylle wird der Sieg der Unschuld theils über das Unglück, theils über das dämonisch Böse verherrlicht. Da dies auf der Hand liegt, ist es unsinnig, heidnisch mythische Beziehungen im Buch Tobias zu suchen, z. B. in der Schwalbe das Herbstsymbol, in der Blindheit das Wintersymbol und im Fisch das Frühlingszeichen sehen zu wollen. An dergleichen hat der Verfasser des Buches gewiss nicht gedacht.

Tobias ist eine Personification der Menschheit überhaupt

unter dem gnädigen Schutze Gottes, Seitenstück zu Hiob, in dem dieselbe leidende Menschheit jedoch mehr reflectirend erscheint. Hiob rechtet mit Gott und wird mit Worten zurechtgewiesen. Der alte und junge Tobias sind geduldiger, und ihr Vertrauen wird belohnt. Darum hat Hiob mit dem Teufel zu schaffen, der dem jungen Tobias zwar auch naht, aber dem Engel, der sich vor den Jüngling stellt, auf der Stelle weichen muss. Der alte Tobias, der Verfolgung leidet, weil er eine fromme Pflicht gegen die Todten erfüllte, ist die personificirte Ehrlichkeit, und der junge die personificirte Unschuld. Wo noch diese beiden Eigenschaften im Volke leben, da ist Gottes Engel auch nicht fern und hilft aus aller Noth. Das ist der schöne Sinn des Buches Tobias. — Unter dem Fisch aber, der da den Alten heilt von seiner Blindheit und den Jungen schützt gegen die Macht des Teufels, ist Christus vorgebildet. Vgl. d. Artikel Fisch. Tobias mit dem Fisch kommt vor auf altchristlichen Gräbern. Bellermann, Katakomben von Neapel S. 35. Das will sagen: So ihr Christo vertrauet, wird die Blindheit des Todes und die Macht der Hölle von euch weichen.

Tod.

Das Schreckliche, das im Tode für den natürlichen Menschen liegt, erkennt auch der Christ an und fordert keineswegs den Tod heraus oder sucht ihn muthwillig auf. Selbstmord ist eine schwere Sünde. Aber der Christ überwindet die Schrecken des Todes durch seinen Glauben an das Wort: „Es wird gesäet verweslich und auferstehen unverweslich.“ Christus hat den Tod überwunden und Alle berufen zur Unsterblichkeit. Den Gerechten und Reuigen, Büssenden, den unschuldig Leidenden, den Kämpfenden hat er das Paradies verheissen. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“ 2. Timoth. 4, 7. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ 1. Korinth. 15, 55. Die Gottlosen aber erwartet eben

so gewiss die ewige Verdammniss. Daher sie, wie schrecklich immer der Tod seyn mag, doch lieber in ewigen Tod gingen, als in das ewige Höllenleben. „Sie werden den Tod suchen, und der Tod wird vor ihnen fliehen.“ Offenb. Joh. 9, 6. Nicht umsonst heisst Christus das ewige Leben. Vor ihm vermag kein Tod zu bestehen. In einem Hymnus des Notker heisst es daher: „Der Tod selber wurde getödtet durch Christo.“ Fortlage, lat. Gesänge S. 53.

Die christlichen Sterbsakramente und Ceremonieen beziehen sich daher auch nur auf die Einweihung zum neuen Leben nach dem Tode. Dem Sterbenden wird Asche auf das Haupt gestreut zum Zeichen, dass er, leiblich aus Staub geboren, leiblich auch wieder zu Staub werden muss. Er wird bekreuzigt und küsst das Crucifix zur Erinnerung an das Leiden und Sterben des Herrn, durch das er von seinem eigenen, weit kleineren Leiden und weit minder bedeutendem Sterben erlöst werden soll. Er empfängt in der letzten Oelung das heilende Oel, durch das er von allen Schmerzen dieser Welt frei wird, und man gibt ihm eine brennende Kerze in die sterbende Hand, als Sinnbild des ewigen Lebens, in das er eingeht. Auch der Kuss, den die alten Christen dem Sterbenden gaben, war als *Osculum Domini* nur das Siegel des ewigen Lebens in dem Herrn. Vgl. Binterim, Denkw. VI. 3. 97 ff. — Auf älteren Kirchenbildern wird das Ausgehen der Seele aus dem Körper durch ein kleines Kind, das aus seinem Munde hervortritt, bezeichnet. Vgl. d. Artikel Kind. Auch streiten sich auf solchen Bildern häufig ein Engel und Teufel um die ausfahrende Seele.

Tod und Teufel werden zuweilen einander gesellt als die schlimmsten Feinde des Menschen, die auf ihn lauern, der eine um ihn zeitlich, der andere um ihn ewig zu verderben. Beide erscheinen schon verbunden in der oben angeführten Stelle von des Todes Stachel und der Hölle Sieg. Im apokryphischen *Evangelio Nicodemi c.* 20—23. kommt Satan im Gespräch vor mit Hades (der Hölle) und dem Tode, die alle ihre Unmacht, Christo gegenüber, bekennen müssen.

Auf einem berühmten Stich von Albrecht Dürer reitet ein biderber deutscher Ritter ernst und festen Sinnes durch eine Waldwüste, begleitet von zwei scheusslichen Gestalten, deren eine den Tod, die andere den Teufel bedeutet, die stumm, aber tückisch lauernd hinter ihm reiten, auf die er jedoch nicht achtet. Heller, A. Dürer II. 2. 502. Auf einem Bilde des Weltgerichts von Christophson tritt der Erzengel Michael mit einem Fuss auf den Tod, mit dem andern auf den Teufel. Kunstblatt 1843. S. 231.

Wie die Schlange Symbol des Teufels, so ist der Apfel Symbol des Todes, weil Adam und Eva im Apfel den Tod assen. Furtmayr malte 1481 in einem Missale für den Erzbischof von Salzburg den Baum des Lebens und Todes in einem Baum, der links die Aepfel des Todes, rechts aber Hostien trägt. Links steht Eva und lässt sich von der Schlange die Aepfel reichen, um sie vielen knieenden Menschen auszutheilen; rechts steht Maria und pflückt die Hostien gleichfalls für eine knieende Menge. Links sieht man mehr Männer, rechts mehr Frauen und besonders Nonnen. Dursch, Aesthetik der christl. bildenden Kunst S. 486.

Da sich im christlichen Glauben der Tod nur auf den irdischen, verweslichen Leib bezieht, und nicht einmal den unverweslichen Leib, geschweige die Seele berührt, so konnte er auch schicklicherweise durch den verwesten Leichnam selbst oder durch das Gerippe personificirt werden. Das Schreckliche, das in diesem Anblick liegt, widerspricht der christlichen Vorstellung nicht, denn diese erkennt allerdings die Schrecken des Todes an. Wir können daher die Ansicht v. Wessenbergs, christl. Bilder II. 571, nicht theilen, der das Gerippe aus der christlichen Bildnerei verbannt und einen antiken, schlafähnlichen Genius dafür eingeführt sehen will. Das liegt ganz in der falschen, sentimental modernen und mit dem heidnischen Classicismus kokettirenden Grundanschauung jenes Werkes. Das Gerippe ist überdies in uralt geheiligtem Gebrauch. Als solches wurde der Tod schon im 12ten Jahrhundert aufgefasst. Vgl. die Untersuchungen in Grimms d. Myth.

S. 809. Das Gerippe reitet auf einem Pferde, entlehnt von dem Reiter auf fahlem Pferde in der Apokalypse. Vgl. den Artikel Pferd. Oder auf einem Löwen, z. B. *d'Agincourt, sculpt.* 120, entlehnt vom Löwen des Simson. Der Löwe als das stärkste Thier gleicht dem allbesiegenden Tode, der Löwenrachen insbesondere dem Todes- und Höllenschlunde. Vgl. die Artikel Löwe und Simson. Der Tod trägt auf neueren Bildern meist eine Sense, wobei man an den antiken Chronos dachte, was aber auch zu dem Bild der apokalyptischen Sichel passt. Vgl. d. Art. Sichel. Das jüngste Attribut des Todtengerippes ist die Sanduhr, als Sinnbild des schnell vergehenden Lebens. Nur selten sind dem Tode Flügel gegeben. So auf einem wunderlichen Bilde Bandinelli's, wo er mitten unter Gerippen ein Buch zerreisst. Der Maler gab ihm die Flügel eigentlich nur, um ihn als den Begriff des Todes oder activen Tödtens von den andern Gerippen, als den Getödteten, zu unterscheiden, und das zerrissene Buch bedeutet den zerrissenen Lebenslauf. Zuweilen führt der Tod Pfeil und Bogen, was wieder an den apokalyptischen Reiter mahnt. Vgl. den Artikel Pferd. So in den Fresken des Crescenzio zu Palermo. Auf einem Bilde von Fr. Frank in München werden Menschen und Thiere dem Tod wie einem Jäger entgegengetrieben und von seinen Geschossen erlegt. Auf dem berühmten „Triumph des Todes“ in den Fresken des Orcagna im Campo Santo zu Pisa ist der Tod als gepanzertes Weib mit Fledermausflügeln und Sense charakterisirt.

Die humoristische Auffassung des Todes ist vielleicht schon einer älteren Vorstellungsweise des deutschen Heidenthums entlehnt, und namentlich die berühmten Todtentänze lassen sich auf den in einen lustigen und verführerischen Pfeifer, Vogelsteller und Rattenfänger verkappten Todesgott, der die Menschen durch sein Spiel zu wilder Tanzlust und in die Unterwelt verlockt, zurückführen. Aber vom Heidnischen in dieser Vorstellungsweise abgesehen, lag etwas darin, was auch der Christ adoptiren konnte. Der Tod ist

nur dem zeitlichen, nicht dem ewigen Menschen schrecklich. Trotz seiner furchtbaren Erscheinung ist er wesentlich ohnmächtig. Deshalb konnte er für die christliche Kunst, für das christliche Volksfest und Schauspiel eine komische Figur werden, wie es auch der Teufel wurde.

In den Todtentänzen, die seit dem 14ten Jahrhundert sehr häufig gemalt wurden, ist der Grundgedanke: dass die Menschen nach der Pfeife des Todes tanzen müssen. Ueberall geht den Tanzenden der Tod (als Gerippe) voran und spielt ihnen auf. In dem Berner Bild von Niclas Manuel drei Tode mit Posaunen und einer mit dem Dudelsack, in den *Icones mortis*, Holzschnitten nach Holbeins Todtentanz, ist es ein ganzes Orchester. Ausser dem vorspielenden Todtengerippe führt aber jeden einzelnen Tänzer noch besonders ein Gerippe auf.

Uebrigens haben diese Todtentänze ein moralisirendes und ein humoristisches Element in sich aufgenommen. Die Moral ist: „Der Tod, Strafe der Sünde.“ Deshalb geigt der Tod in der Regel dem Adam und der Eva voran, denen die übrigen Menschen, nach Ständen geordnet, nachfolgen. Der Humor ist: „Durch der Menschen Eitelkeit wird der an sich immer schreckliche Tod doch beziehungsweise lächerlich.“ Man vermuthet, die grossen Pestilenzen des 14ten Jahrhunderts hätten die erste Veranlassung zur Abbildung der Todtentänze an Kirchhofsmauern gegeben, und in der That konnte die Menschen wohl unter keinen andern Umständen jener geniale Humor anwandeln. Man musste an den Anblick des Todes in Masse sehr gewöhnt seyn, um sich mit dem Gedanken der Gleichheit aller Stände zu trösten und um dem Schrecklichen die lächerliche Seite abzugewinnen.

Ueber die Todtentänze haben geschrieben: Fiorillo, Künste in Deutschland IV. 128 f. Ulrich Hegner, Hans Holbein der Jüngere S. 296 f. v. Rumohr im Kunstblatt 1823. Nr. 31—34. Grüneisen, das. 1830. Nr. 22—26. Massmann, die Baseler Todtentänze, 1847. Zusätze dazu im Serapeum VI. 225. Ueber die französischen schrieb *Peignot,*

recherches, *Paris* 1826. (Ueber spanische vgl. Clarus, span. Lit. II. 305, und v. Schack, span. Drama I. 123, jedoch nur über Gedichte, nicht über Malereien.) Vgl. auch Grässe, Literärgeschichte II. 1. 146. Endlich Wackernagel und Haupts Zeitschrift IX.

Unter den grösseren Gemälden der Todtentänze kennt man in Deutschland zwei zu Basel, einen zu Bern, zu Minden in Westphalen (von 1383), zu Lübeck (von 1463), zu Dresden (in Basrelief), Erfurt, Landshut, dann verlorne zu Annaberg, Braunschweig, Luzern, Gandersheim (Fiorillo IV. 127. 142.).

Das älteste Bild ist das in Kleinbasel (im Kloster Klingenthal) von 1312; darnach ist erst später, wahrscheinlich im 15ten Jahrhundert, das in Grossbasel verfertigt worden, das ganz dieselbe Eintheilung und Figuration hat, aber viel berühmter geworden ist, weil es zugänglicher war und von allen Fremden besucht wurde. „Der Tod zu Basel" war bis in's laufende Jahrhundert sprichwörtlich. Ausser dass in dem grossbaseler Bilde die Figuren etwas bewegter und die Reime darunter etwas neuer sind, als das kleinbaseler, gleichen sich beide völlig und ist demnach das grossbaseler dem ältern nur nachgeahmt. Beide enthalten vierzig Bilder. Auf beiden gehen zwei Tode mit Trompete und Pfeife voraus. Dann holt je ein Tod den Papst, Kaiser, Kaiserin, alle geistlichen und weltlichen Stände hindurch bis zum Bauer und Kind. Nur dass im älteren Bilde ein Cardinal vorkommt, wo das jüngere eine Königin setzt, ein Bischof, wo das jüngere eine Herzogin, und eine Beguine, wo das jüngere einen Krämer annimmt. Auf dem älteren Bilde macht der Tod weniger lebhafte Sprünge und Grimassen, Alles ist in denselben Gruppen einfacher und ernster gehalten. — Noch mehr Leben und Geist brachte Niclas Manuel Deutsch zur Reformationszeit in sein Berner Bild; und Hans Holbein der Jüngere in seinen weltberühmten Holzschnitt, obgleich beide ihre Ableitung aus den Baseler Bildern nicht verleugnen. Bei Fiorillo, IV. 150, findet man das lange Verzeichniss der

verschiedenen Ausgaben des Holbeinschen, und S. 160 des grosbaseler Todtentanzes, S. 164 noch die verschiedenen Ausgaben anderweitiger Todtentänze. Man sieht daraus, wie erstaunlich beliebt dieser Gegenstand war, dass man ihn so oft durch den Druck vervielfältigen musste. Der älteste *Danse Macabre* in Frankreich ist 1485 gedruckt worden, der älteste deutsche Holzschnitt vom Todtentanz schon 1480. Die bei weitem geistreichsten Holzschnitte sind die von Holbein (zu unterscheiden von dem Lützelburger Blatte). Vgl. darüber Waagen, Kunst in Deutschland II. 294. Das geistreichste Oelgemälde ist das von Manuel in Bern. Treffliche Holzschnitte gab auch Aldegrever.

Im Baseler Todtentanz ist der Tod ein noch mit etwas Fleisch überzogenes Gerippe, sein weiter Mund scheint zu lachen. Er führt seine Opfer zuweilen ohne besonders charakteristischen Ausdruck, zuweilen fasst er sie schadenfroh an, überrascht sie von hinten, stellt ihnen ein Bein, spielt ihnen spöttisch auf Zither und Geige vor. Geistvoll ist nur das Bild der Dame, die sich im Spiegel besieht und plötzlich darin das Bild des hinter ihr geschlichenen Todes erblickt. Einem Lahmen reisst er die Krücke weg, einen Blinden führt er in die offene Grube. Dem Koch nimmt er den Bratspiess mit dem fetten Huhn. — In den späteren Todtentänzen vermehren sich die witzigen Beziehungen. Der Tod trägt als Sieger einen Kranz, setzt sich die Papstmütze auf, parodirt den Narren in Narrentracht etc. Ein Paar Todtentanzbilder kommen als Holzschnitte in der alten Ausgabe von Paulli's Schimpf und Ernst vom Jahr 1535, Blatt 49 und 50 vor.

Merkwürdig wegen der Costüme ist der Todtentanz in einem Manuscript der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek aus dem Nonnenkloster Plöck in Oesterreich. Sehr phantastisch ist auch der Todtentanz in Valvasors *Theatr. mortis.* Auf dem Titelkupfer reiten Gerippe auf allerlei Thieren, dann kommt der Tod mit der Trommel und die einzelnen Scenen. Zur Cholerazeit in Paris componirte man einen sehr geistreichen modernen Todtentanz.

Todtenkopf,

Sinnbild der menschlichen Eitelkeit und der Vergänglichkeit alles irdischen Lebens. Daher Attribut der Büsser und Einsiedler, die gewöhnlich in ihren Höhlen unter dem einfachen Kreuz, welches sie aufgerichtet, einen Todtenkopf liegen haben, das Kreuz, um an die Ewigkeit, den Todtenkopf, um an die Vergänglichkeit des Irdischen zu denken. Insbesondere ist dieser Todtenkopf unter dem Kreuz Attribut der heiligen Magdalena, des h. Hieronymus, des h. Franciscus. Der heilige Macarius fand einst in der Wüste einen Todtenkopf und frug ihn, wem er angehört habe? Da antwortete der Schädel: er sey vordem Hoherpriester gewesen und brenne jetzt in der Hölle.

Der Todtenkopf, dem zwei übereinandergelegte Beinknochen als Unterlage dienen, wird noch immer vielen Crucifixen zu Füssen gelegt. Nach der Legende lag Adams Todtenschädel unter dem Kreuz auf Golgatha. Dieser Schädel aber vertritt die Stelle aller Menschenschädel. Der Sinn ist: Durch das Kreuz ist der Tod besiegt und sind alle Menschen zum ewigen Leben auferstanden.

Bei der Betrachtung des schönen und berühmten Bildes von Raphael in Dresden, der sogenannten Madonna di S. Sisto, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass Raphael bei der Gruppirung der Figuren in diesem Bilde an das Crucifix mit dem Todtenkopf gedacht habe. Die beiden Kinderengel zu Füssen der Madonna legen ihre Arme gerade so, wie man gewohnt ist, die Beinknochen unter dem Todtenkopf liegen zu sehen. Die Madonna mit dem Kinde selbst stellt den Stamm des Crucifixes dar, der heilige Sixtus und Barbara auf beiden Seiten knieen dergestalt, dass ihre Köpfe mit dem der Madonna ein Dreieck bilden, wie die beiden Ende der Kreuzarme mit dem Ende des Kreuzstammes. Der Sinn, den Raphael dieser auffallenden Gruppirung unterlegte, wäre sonach: Aus dem Kreuze blüht die Rose, aus dem

Tode das Leben. Die Madonna, die das Kind trägt, ist die schönste Bedeutung, die man dem Kreuze, das den Erlöser trägt, geben kann. — Ich fasste diesen Gedanken schon vor dreissig Jahren und schrieb einen kleinen Artikel darüber für das damals von Schorn redigirte Kunstblatt, der ihn aber zurückwies. Dagegen wurde der kleine Artikel in dem damaligen Leipziger Conversationsblatt abgedruckt.

Im 17ten Jahrhundert kamen christliche Janusköpfe in die Mode: Doppelköpfe, vorn ein Christus-, hinten ein Todtenkopf, auch wohl vorn ein junger Mädchen-, hinten ein Todtenkopf etc. Kugler, Berliner Kunstkammer II. 226. Spielereien. Maria Stuart besass eine Uhr in Form eines Todtenkopfes, abgebildet in der illustrirten Zeitung 1849. Nr. 330. Auch eine Spielerei, aber sinnig.

Ein Todtenkopf mit dem Apfel im Munde und zuweilen von der Schlange umwunden, ist Symbol des Sündenfalles und seiner schlimmen Folgen. Man trug vormals dergleichen Köpfe in Prozessionen herum. Journal von und für Deutschland I. 431. — Ein Todtenkopf mit Rosen bekränzt bezeichnet die heilige Radegunde. Einer mit einer Krone von Seraphim ziert das Grab der Königin Christine in der Peterskirche zu Rom. Darin liegt zu viel Anmassung. Ein Todtenkopf mit Dornen umwunden ist Symbol der Verdammniss, indem er aussagt, selbst noch im Tode dauern seine Leiden fort. Aehren in einem Todtenkopf, so wie auch Bienen oder nistende Tauben bedeuten den Frieden nach dem Tode, die Seligkeit. Eine Lilie im Todtenkopf die Unschuld und Heiligkeit eines Martyrers. — Der Schmetterling auf dem Todtenkopf bedeutet die Seele (Psyche) und ist ein antik heidnisches Sinnbild. Wenn es sich noch auf den ältesten christlichen Gemmen findet, so doch nur als Nachahmung des Antiken. Auch auf moderne Gräber ist dieses Sinnbild erst wieder durch die classische Bildung gekommen.

Nach einer schönen Legende sangen die Todtenschädel der von den heidnischen Pommern ermordeten Christen zu Stargard das *Gloria in excelsis*. Micrälius, Pommerland II. 409.

Topf,

Sinnbild der Creatur, die der Schöpfer aus Erde gemacht hat. „Soll der Topf sagen: der Töpfer kennt mich nicht?“ Jes. 29, 16. Vgl. auch Jes. 45, 9. 64, 8. und Jer. 18, 6. — Der zerbrochene Topf bezeichnet ein Volk, das Gott wieder vertilgt, weil es seines Berufes sich unwerth erwiesen. Jeremias 19, 11. — In der Legende trägt St. Comgallus Milch in einem Topf ohne Boden und wird St. Agatha auf scharfen Topfscherben gewälzt. Drei christliche Jungfrauen, St. Agapa, Chionia und Irene, wurden dem üppigen Dulcidius durch ein Wunder entrückt, und er umarmte statt ihrer nur Töpfe, was die Nonne Roswitha als geistliches Schauspiel behandelte, 3. April. Patron der Töpfer ist St. Goar, Patroninnen die heilige Justa und Ruffina, Töpferinnen, die ihre Töpfe nicht zum Dienst der Venus hergeben wollten und deshalb den Martyrertod erlitten, 19. Juli.

Transfiguration.

Dieselbe hat für das Leiden des Herrn die Bedeutung, wie die Taufe für sein Wirken; es ist nämlich die von Gott in einer Verklärung empfangene Weihe zum Leiden und Sterben (Herder, zur Theologie XVI. 232.). Das alttestamentalische Vorbild dazu ist die Verklärung des Moses auf dem Sinai, als er das Gesetz des Herrn empfing und sein Angesicht leuchtete (2. B. Mos. 24.). Die Wiederholung der Scene ist aber hier um so erhabener, als Jesus hier nicht wie Moses ein Gesetz blos empfängt, um es Andern mitzutheilen, sondern als er das Gesetz an sich selbst vollstrecken lassen will, an sich allein zur Sühne für Alle.

Die Evangelien erzählen: Jesus habe nur drei Jünger mit sich genommen, den Petrus, den alten Jacobus und den jungen Johannes, und sey mit ihnen auf einen hohen Berg gegangen. Die Kirchenväter nehmen an, dieser Berg sey

der Thabor gewesen. *Hieronymus, epist.* 17. Oben wurde Jesus verklärt und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne. Zugleich erschienen Moses und Elias und unterredeten sich mit Christo. Petrus aber sprach: „Hier ist gut seyn, hier lasset uns Hütten bauen, eine für Christum, eine für Moses, eine für Elias.“ Da ergoss sich über sie eine Wolke, und eine Stimme aus der Höhe sprach: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Die Jünger fielen erschrocken auf ihr Angesicht und beteten. Jesus rührte sie an, da war die Lichtwolke und Moses und Elias verschwunden. Die Jünger erinnerten an die alte Sage, derzufolge Elias vor den letzten Zeiten erscheinen soll. Jesus aber sagte: „Elias ist schon gekommen, aber sie haben ihn nicht erkannt.“ Darauf verkündete er ihnen sein nahe bevorstehendes Leiden.

Als er den Berg herabgekommen war, warf sich ihm ein Mann zu Füssen und flehte ihn um Heilung seines mondsüchtigen oder von einem bösen Geist besessenen Knaben an. Da trieb Jesus den Teufel aus dem Knaben. „Warum konnten wir das nicht?“ frugen die Juden. Und Christus antwortete: „Um eures Unglaubens willen!“ Matth. 17. Bei Marcus 9. ist ausführlicher beschrieben, wie der Knabe auf dem Boden sich wälzte und schäumte, und wie, als Christus sprach: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet,“ der Vater des Knaben ängstlich rief: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Vgl. Lucas 9.

Die Rationalisten geben die himmlische Verklärung nicht zu, sondern behaupten, Jesus habe in einem Gewitter (Bauer, hebr. Mythologie S. 240), oder im Glanz der Morgenröthe (Paulus, Leben Jesu) so gestanden, dass die Jünger den Glanz für überirdisch gehalten hätten.

Die einzig richtige Erklärung dieser wunderbaren Scene ist eine tiefe mystische Combination. Gott selbst kommt in der Wolke herab und verbindet persönlich das alte und neue Testament, die Verheissung und die Erfüllung, das Gesetz und die Gnade. Wenn Moses mehr auf die Schöpfungs-

geschichte hinweist, so Elias auf das Ende der Dinge, Christus aber steht als ewig lebendige Gegenwart in der Mitte zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Aber auch in der Verbindung dieser erhabenen Verklärungsscene mit dem düstern Nachtbild des dämonischen Knaben liegt ein mystischer Sinn. Jenes Nachtbild umfasst im kürzesten Ausdruck alles Elend der vom Bösen besessenen Welt, wie sie wäre ohne das Heil der Erlösung. Von unnachahmlicher Wahrheit und Schönheit ist das Ringen der tiefsten Sehnsucht in der Seele des Vaters, bis sie zum Glauben durchbricht, dem die Gnade entgegenkommt.

Diese mystische Bedeutung nun hat vor allen Malern Raphael in sein unsterbliches Bild der Transfiguration gelegt. Es ist bekanntlich ein Doppelbild, oben Christus im weissen Kleide, schwebend leicht wie eine Flamme in der Lichtwolke, umgeben von Moses und Elias, zu seinen Füssen die drei Jünger; unten der dämonische Knabe, umgeben von angstvollen Zuschauern und Aposteln. Die höchste Herrlichkeit und Wonne dort, das tiefste Elend, Rathlosigkeit und zitternde Angst hier unten. Am besten fasste das Bild auf Friedrich Schlegel, Werke VI. 44. 45.

In der griechischen Kirche ist eine Darstellung der Transfiguration herkömmlich, die der tiefen Idee wenig entspricht. Christus steht hier nämlich in einer Glorie, die durch sechs Strahlungen dergestalt radförmig erscheint, dass es aussieht, als läge er selbst auf dem Rade. Die Strahlen bezeichnen oben ihn, Elias und Moses, unten die drei Jünger. *Didron*, *man.* p. 178. Das älteste bekannte Bild der Transfiguration ist ein Miniaturbild aus dem 9ten Jahrhundert. Vgl. Waagen, Paris 206. Der segnende Christus in einer Glorie, Moses jung gehalten, dagegen unter den staunenden drei Jüngern Johannes alt und bärtig.

Alttestamentalische Vorbilder der Transfiguration sind in der alten *biblia pauperum*: 1) die drei Männer im feurigen Ofen; 2) die drei Engel bei Abraham. — Das Fest der Trans-

figuration ist am 6. August, am 28. März jedoch wird das Andenken daran deshalb gefeiert, weil an diesem Tage die drei Jünger die Erscheinung, die sie gehabt, zuerst verkündeten, nämlich erst nach der Auferstehung. Darauf bezieht sich auch die an diesem Tage vorgenommene Erneuerung und Weihung des Abendmahlsweines. *Durandi, rat.* VII. 22. Siehe den Artikel Wein.

Treppe

oder Stufenleiter hat dieselbe Bedeutung wie die Leiter. Siehe diesen Artikel. Die Stufenleiter der Tugenden, die Treppe des Tempels oder göttlichen Thrones als Stufenleiter, auf der die Heiligen durch ihr Verdienst emporsteigen. Vorbild die Treppe des Tempels, auf die Maria in zartem Alter emporsteigt. Vgl. Maria. Eine Treppe ist vorzugsweise Attribut des heiligen Alexius. Dieser reiche Jüngling unter Kaiser Theodosius verliess an seinem Hochzeittage die Braut und das elterliche Haus, lebte als Einsiedler in der Wüste und kehrte dann, ganz abgemagert und entstellt, so dass ihn Niemand kannte, zurück und lebte als Bettler in strengster Busse noch jahrelang unerkannt unter der Treppe des Vaterhauses. Seine Legende ist mehrmals bearbeitet worden, lateinisch in den *Actis SS.* Juli IV. 238. *Vincent. Bellov.* XVIII. 43; in einem lateinischen Gedicht s. Hoffmann, altd. Blätter II. 273; altdeutsch von Conrad von Würzburg (Haupt, Zeitschrift III. 534.) und einem Ungenannten. Vgl. Altdeutsche Dichtungen von Meyer und Mooyer, 1833, in einem Meistergesang von Breymyng 1488 (Görres, Meisterlieder S. 294), neuerdings noch in Romanzen von Göthe und Krug von Nidda. Holländisch in einem Volksliede. Mone, niederl. Volkslit. 193. Altenglisch bei Warton I. p. CXLVI. Spanisch von Moreto y Cabana. Französisch in einem alten Gedicht, Haupt, Zeitschrift V. 299.

Tropfen.

Das Wassertröpfchen ist als Sinnbild des menschlichen Lebens trefflich aufgefasst in zwei seltsam schönen Dichtungen von Graf Zinzendorf. Einmal lässt er ein Tröpflein himmlischen Thau in's Meer fallen. Es jammert, im Allgemeinen, in der Gemeinheit verschwimmen zu müssen; allein eine Muschel nimmt es auf und es wird die köstliche Perle, die in den Besitz der Königin Kleopatra kommt. Um jedoch das arme Tröpfchen wieder an die Demuth zu erinnern, trinkt jene Königin die Perle im Essig und das Tröpfchen muss nun auf dem schmutzigsten Wege ausgehen. — In der zweiten Dichtung befindet sich das bescheidene Tröpfchen in einem Sumpf, wird aber von der Sonne aufgesogen und in eine Wolke erhoben. Von hier aus fällt es in den Jordan und dient bei der Taufe des Heilands, an seinem Leibe zitternd vor Ehrfurcht. Später kommt es wieder in die Nähe des Heilands und sieht ohne Neid, wie andere Tropfen mehr begünstigt und in Wein verwandelt werden; glücklich genug, dass es dem Heiland bei der Fusswaschung dient. Bei diesem Geschäft reibt es sich der Heiland selbst, ohne Zuthun des demüthigen Tröpfleins, dermassen ein, dass es in seine eignen Säfte übergeht. Aber auf dem Oelberg in der Angstnacht schwitzt er es, mit Blut vermischt, wieder aus, und ein Engel trägt es mit dem Leidenskelch empor zum Himmel. Das ist die bescheidene, in christlicher Demuth auf Erden geprüfte Seele.

Tugenden.

Vgl. den Artikel Laster. Nach altem kirchlichen Herkommen zählt man sieben Haupttugenden gegenüber den sieben Hauptlastern und zwar oben an die drei höchsten Tugenden: *fides*, *charitas*, *spes* in Bezug auf Gott, und sodann die vier Cardinaltugenden (von *cardo*, Angelpunkt, um den sich Alles dreht): *prudentia*, *justitia*, *fortitudo*, *temperantia* in

Bezug auf das Verhalten zu den Menschen. *Vincent. Bellov. spec. morale* I. 3. 7. Ihnen entsprachen im heiligen römischen Reiche die drei geistlichen Kurfürsten mit den vier weltlichen. Inzwischen werden auch noch andere Tugenden in jene eingeschoben und die Reihe derselben anders wiedergegeben. In einem Tractat aus dem 12ten Jahrhundert folgen sich: *sapientia, fides, caritas, spes, pax, misericordia, indulgentia, patientia.* Im 13ten Jahrhundert kommen vor: Maass, Keuschheit, Milde, Sanftheit, Minne, Wackerheit, Demuth. Graff, Diutiska I. 281. 294. Auf Gemälden, in denen Tugenden und Laster streiten oder einander wenigstens gegenüberstehen, tritt der *ira* die *patientia*, der *superbia* die *humilitas,* der *gula* die *temperantia,* der *invidia* die *caritas,* der *venus* die *castitas,* der *avaritia* die *misericordia,* der *pigritia* die *diligentia* entgegen. Wo die Tugenden nur angebracht werden, um eine heilige oder auch weltliche, namentlich fürstliche Person zu verherrlichen, werden auch hauptsächlich solche Tugenden ausgewählt, die jene Person am meisten ausgezeichnet haben, ohne feste Regel.

Wie den sieben Tugenden die sieben Laster oder Todsünden gegenüber, so stehen ihnen die sieben Wissenschaften zuweilen zur Seite, die intellektuellen Mächte neben den moralischen. So erscheint der heilige Thomas von Aquino auf einem Bilde des Taddeo Gaddi in Florenz umgeben von vierzehn schönen Frauen, von denen eine Hälfte die sieben Tugenden, die andere die sieben Wissenschaften darstellt. — Die sieben Gaben des heiligen Geistes gehen in beide, die moralische und intellektuelle Reihe über. Jesaias 11, 1. bezeichnet sie als: Weisheit, Verstand, Rath, Stärke, Wissenschaft, Furcht des Herrn. Zwischen die beiden letztern wurde noch Gottseligkeit eingefügt. Vgl. Dante, von Kopisch S. 253.

Wenn man die Laster vorzugsweise gerne in Thiergestalten malte, so versuchte man das auch in Bezug auf die Tugenden, doch hier mit viel mehr Einschränkung, weil das Thierische, indem es unter dem Menschlichen steht, mehr zum teuflischen Ausdruck hinneigt, als es fähig ist, das

Uebermenschliche und Englische auszudrücken. Daher kommen den Tugenden auch Thiere nur sehr bedingt, nur als Attribute zu, z. B. ist der Löwe Attribut der *fortitudo*, das Lamm der *patientia*, das Einhorn der *castitas*, der Fisch der *temperantia*. Vgl. *Didron, annales* VI. 50. Kunstblatt 1846, S. 166. Viel öfter kommen Attribute der Tugenden vor, wie folgende: die Säule als *fortitudo*, der feste Thurm als *castitas*, das Winkelmaass der *prudentia*, der Finger auf dem Munde der *obedientia*, die Geissel der *temperantia*. Vgl. Kunstblatt 1821, S. 178. 1846, S. 166. Auf einem schönen Bilde des Domenichino kommen vor: *fides* mit dem Kreuze, *caritas* mit Kindern, *spes* mit aufgehobenen Armen, *prudentia* mit Spiegel und Schlange, *justitia* mit der Waage, *fortitudo* mit der Säule, *temperantia* mit dem Zügel. Vgl. *Landon, oeuvres de Domenichino pl.* 17 f. Daselbst *pl.* 34 f. wieder eine andere Reihe: *fortitudo* mit Helm, Schwert, Löwe und Säule, *temperantia* mit dem Einhorn und einem Zügel für das Kameel, *prudentia* mit Spiegel, Schlange und Zirkel, *justitia* mit Waage und Fasces, unter ihr die Gnade mit offenem Busen.

Sehr oft bezeichnete man die Tugenden durch Beispiele. Sieben Bilder stellten die Ausübung der sieben Tugenden dar. Jacquio ging in der Zeit der Renaissance so weit, für die christlichen Tugenden seine Beispiele nur aus dem heidnischen Alterthum herzuholen. Vgl. v. Wessenberg, christl. Bilder II. 550.

Die heilige Hildegard sah die vier Cardinaltugenden als vier Mauern um die Säule Gottes. Auch Dante (Hölle IV. 106.) verglich die sieben Tugenden mit einer siebenfachen Mauer. Die heilige Hildegard (*Scivias* III. 8.) sah ferner in den Tugenden die sieben Stufen zur Heiligkeit. Die altdeutsche Legende von der heiligen Martina deutete die sieben Tugenden als Blumen im jungfräulichen Kranze dieser Heiligen. Graff, Diutiska II. 138.

U

Ulme,

Attribut des heiligen Zenobius. Als seine Leiche vor einer dürren Ulme vorbeigetragen wurde, grünte sie plötzlich. Man legte einen Zweig davon in seinen Sarg, der nach tausend Jahren noch immer grün gefunden wurde. Keyssler, Reise S. 380. Görres, Mystik II. 59.

Ungeheuer.

Unter dem Druck der Kirchenpfeiler, Säulencapitäle, Treppen etc. erblickt man, namentlich in gothischen Kirchen, mancherlei grinsende, grollende oder höhnische Ungethüme, desgleichen sperren die Dachrinnen Drachenmäuler auf, und laufen Schlangen und Eidechsen und anderes steinerne Ungeziefer an Geländern hinauf. Kreuser (Kirchenbau I. 569.) erklärt diese Unholde aus dem 148sten Psalm, wo es unter anderm heisst: „Lobet den Herrn, ihr Wasser etc., ihr Drachen und alle Abgründe, Feuer, Hagel, Schnee, Eis

und Sturm, alle Thiere und alles Vieh, Gewürm und Gevögel.“ Es scheint mir jedoch, diese Ungeheuer vertreten hier nicht eine Huldigung der Elemente, sondern bedeuten vielmehr die durch die Kirche überwundene Bestialität und Diabolität, die sich in die Winkel verkriechen und auch wider Willen der Kirche sogar dienstbar werden muss.

V

Veilchen,

Sinnbild der Demuth bei hohem innern Werth, daher in alten Marienliedern oft auf die heilige Jungfrau angewandt. Vgl. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede (Vers 67) von Grimm S. XLII. Maria heisst die Violstaude. Haupt, Zeitschrift VIII. 282. Das Violfeld, das. IV. 520. Zu Dinkelsbühl ist ein schönes Bild der Maria mit Veilchen im Haar und mit einem violetten Mantel. Fiorillo I. 312. Vgl. auch den Artikel Amethist. — Veilchen sind auch das Attribut des sel. Franciscus Ovarius, aus dessen Grab sie wuchsen.

Verkleidung.

Die *pia fraus* des Jakob, der sich mit Fellen bedeckt, um als vermeintlicher Esau des Vaters Segen wegzustehlen, kehrt in der christlichen Legende nur in sehr veredelter Gestalt wieder, indem hier nur Verkleidungen zum Schutz der gefährdeten Unschuld vorkommen. Die berühmtesten Legenden sind die von frommen Jungfrauen, die sich im Mönchsgewande verbergen. St. Euphrosyna, zu Alexandria

im 5ten Jahrhundert, sollte heirathen, entfloh aber und ging in männlicher Tracht in ein Mönchskloster, wo sie beinahe vierzig Jahre lang unerkannt als Mönch lebte. Ihr eigner Vater Paphnutius kam in's Kloster und hielt fromme Gespräche mit ihr, ohne dass er sie erkannt hätte. Erst im Sterben entdeckte sie, wer sie sey. *Acta SS.* 11. Februar. Alfonsi hat sie in einem italienischen Epos 1702, in kleinen Gedichten haben sie Herder (zur Lit. und Kunst VI. 75.) und Kosegarten besungen. Steinle hat ihre Legende gemalt (gestochen von Schäffer) in Frankfurt. Wilh. Füssli, Zürich etc. II. 139. — St. Apollinaris, Tochter des Kaisers Anthemius, entfernte sich freiwillig, nachdem sie nach Jerusalem gewallfahrtet war, aus der Welt, wählte männliche Kleidung und wurde ein Mönch. Der Ruf ihrer Heiligkeit in diesem Stande bewog ihre Schwester, bei ihr Hülfe zu suchen. Sie trieb nun aus der Schwester den Teufel aus, wurde aber beschuldigt, dieselbe verführt zu haben, bis sie zu allgemeinem Erstaunen ihr Geschlecht und ihre wahre Herkunft enthüllte, 5. Januar. — St. Eugenia, vornehmer Eltern Kind in Alexandria und sehr gelehrt, entfloh in männlicher Tracht und wurde Mönch. Erst als ein schönes Weib sich in ihn verliebte und, von ihm verschmäht, ihn beschuldigte, er habe ihr Gewalt angethan, entdeckte der angebliche Mönch sein Geschlecht und seine Unschuld. Später erlitt sie in Rom den Martyrertod, 25. Dezember. Eines geistlichen Singspiels, das sie verherrlicht, vom Jahr 1695, gedenkt Godsched in seinem Vorrath I. 260. Weit berühmter ist Calderons: *El Joseph de las Mugeres,* worin sie als Lehrerin der Philosophie in Alexandrien beginnt, gerade so über die ewigen Dinge nachsinnend, wie später Faust bei Göthe, wodurch sie zur Bekehrung geführt wird. Vgl. Schack, span. Lit. III. 117. Wiener Jahrb. XVIII. 35. — St. Marina begleitete ihren Vater Eugenius, als er Mönch wurde, in männlicher Kleidung und wurde unerkannt selber Mönch unter dem Namen Marinus. Da beschuldigte man den jungen Mönch, ein Kind gezeugt zu haben, und verstiess ihn. Er

nahm geduldig die Schuld über sich und pflegte das Kind. Erst nach seinem Tode erkannte man sein wahres Geschlecht. Surius zum 5. Februar. Die Legende wurde in einem altdeutschen Gedicht behandelt. Hagen und Büsching, Grundriss S. 297. Auch niederdeutsch, herausg. von Bruns 1798. Genthe, Dichtungen des Mittelalters S. 301. — Ganz dasselbe berichtet die Legende von der heiligen Theodora, 11. September.

Verkündigung.

An die Verkündigung, wie sie unzähligemal auf Kirchenbildern gemalt ist, knüpft sich ausserordentlich viel Symbolik.

Maria selbst ist hier vorzugsweise die Magd des Herrn (*ancilla domini*), ihr Ausdruck daher die tiefste und frömmste Demuth bei der heitersten jungfräulichen Unschuld. Diesen Ausdruck haben die ältern Maler besser getroffen, als die neuern, die gern zu viel Selbstbewusstseyn in die Jungfrau legten oder sie zu sehr erstaunen und erschrecken, ja selbst in Ohnmacht sinken liessen. Die magdliche Demuth wird am besten ausgedrückt durch die über der Brust gekreuzten Hände, das alte morgenländische Zeichen unbedingter Hingebung. Im Abendlande kam auf den Bildern mehr die gewöhnliche Geberde des Gebetes auf. Maria kniet und erhebt die zusammengelegten Hände. Viele Maler gaben ihr auch ein Gebetbuch. Sie lässt gewöhnlich das Haar lang herabwallen, denn das war die Tracht der Jungfrauen. Ihr Kleid ist meist wie herkömmlich blau (Farbe des Himmels, an dem die neue Sonne aufgehen soll), oft aber auch weiss, um die reine Jungfrau als solche zu bezeichnen. So auf dem berühmten Genter Altar. Ein Bild zeigt sie im weissen Unterkleid mit dem Purpurmantel, wodurch sinnig die Königswürde bezeichnet wird, die ihre Unschuld umkleidet. Kunstblatt 1847, S. 22. Seltner ist ihr Kleid grün, die Hoffnung der Welt bezeichnend.

Nach dem apokryphischen Vorevangelium Jacobi, so wie im Evangelium von der Geburt der Maria und der Kindheit

Jesu überrascht der Engel die Jungfrau, als sie gerade Purpurseide für den Tempel webt. Das hat auch Wernher in seinem Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria aufgenommen und findet sich auch auf Gemälden. Ueberhaupt zogen es die Maler vor, ihr eine vornehmere Wohnung und Umgebung zu leihen, als von der Braut eines armen Zimmermanns zu erwarten war, und folgten hierin den Apokryphen. Das Zimmer der Verkündigung ist daher oft sehr prächtig. Da diese Pracht nur symbolisch zu verstehen ist, wie das Thronen Maria's oft sogar im Stall von Bethlehem, lässt sich nichts dagegen einwenden, nur alberne Spielereien sollen die Maler vermeiden und keine Katzen und Papageien anbringen wollen, wie geschehen ist. Vgl. v. Wessenberg, christliche Bilder II. 267.

Ein besonderes Attribut der Jungfrau auf Verkündigungsbildern ist die Lilie ohne Staubgefässe im durchsichtigen Glase, gewöhnlich zu ihren Füssen. Vgl. den Artikel Lilie. — Auf altdeutschen Bildern erfolgt die Verkündigung zuweilen in dem „verschlossenen Garten“ oder wenigstens in einem Zimmer, das unmittelbar an den rings ummauerten blumenvollen Garten stösst. Dieser Garten ist Symbol der Jungfräulichkeit und unbefleckten Empfängniss.

Gabriel, der Engel der Verkündigung, erscheint gewöhnlich in einem weissen Kleide, womit nicht nur die englische Reinheit, sondern auch ein Priesteramt ausgedrückt wird. Oft gaben ihm die Maler ein wirkliches Priesterkleid, ein goldenes Messgewand. Rathgeber, Annalen S. 69. Insgemein hat er einen Lilienstengel in der Hand. Oft erhebt er die rechte Hand zum Segen. Seine Haltung ist die eines heiligen Boten, würdig, ernst, ruhig. Nicht selten wird er knieend gemalt, wie die Jungfrau selbst, beide in tiefe Andacht versunken. So auf dem Bilde von Garofalo auf dem Capitol. Hier ist der Engel noch durch einen Blumenkranz und durch ein reiches hochzeitliches Kleid ausgezeichnet. Auch Nicolaus von Pisa malte den Engel knieend zu Orvieto. Johann van Eyck gab ihm Pfauenfittige, deren viele Augen

wohl den Sternhimmel bezeichnen. Inzwischen sind es hier Flügel von einem weissen Pfau. Dieser Engel auf dem Eyck'schen Bilde (der vormaligen Boisserée'schen Sammlung) schwebt leicht und majestätisch heran. Auf dem Bild des Hans Baldung im Freiburger Münster hat der Engel dagegen eine heftige Bewegung und die Haare sträuben ihm, wodurch die Grösse seiner Sendung, das Ueberwältigende des allerheiligsten Amtes ausgedrückt wird. In einem altdeutschen Volksliede kommt der Engel als Jäger mit dem Hüfthorn zur Jungfrau. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 183. Talvy, Volkslieder S. 378. Auf einem Bilde zu Graudenz trägt er einen Brief. Kunstblatt 1835, Nr. 62. Solche naive Auffassungen der ältern Zeit sind immer noch erträglicher, als die lüsterne Koketterie moderner Bilder. So findet man ein Frescobild in Susa, auf dem der Engel mit Pfeil und Bogen zur Maria kommt, um die sich eine Menge kleiner Engel wie Eroten schmiegen. Lady Morgan, Italien I. 71. Dieselben erotischen Engel malte Nic. Poussin auf einem Bilde, das sich jetzt in St. Petersburg befindet, und den lauschenden Joseph dazu. Nichts war des heiligen Gegenstandes unwürdiger. Vgl. Hand, Kunst in St. Petersburg I. S. 300.

Um noch deutlicher zu machen, was der Engel verkündet, fällt auf den Bildern gewöhnlich durch das Fenster ein heller Sonnenstrahl auf die Jungfrau. Auf ältern Bildern geht dieser Strahl von der Hand Gottes aus, die aus den Wolken hervorragt. Sehr häufig schwebt unter der Hand im Strahl noch der heilige Geist als Taube, und wieder unter diesem, ebenfalls im Strahl, ein kleines Kind. Dieses letztere ist grob missverstanden worden, als solle es das fleischliche Christkind seyn, da es doch nur die Seele des Sohnes bedeutet, die vom Himmel kommt, noch ehe sie Fleisch geworden ist. Denn die Seele wurde in der kirchlichen Kunstsymbolik des Mittelalters immer als kleines Kind aufgefasst. Vgl. *Didron, manuel* p. 155. Zuweilen hat dieses Kind im Lichtstrahl zur nähern Bezeichnung ein Kreuz bei sich, daselbst p. 156. Waagen, Kunst in Deutschland I. 368. Das sogenannte Ei,

in dem das Christkind auf dem Bilde zu Constanz liegt (Fiorillo I. 293.), ist nur eine Glorie. Sofern Christus λόγος (das Wort) ist, richtet sich der vom Himmel kommende Strahl auf einigen alten Bildern nach dem Ohr der Jungfrau. Vgl. Sepp, Heidenthum III. 67. Auf einem Bilde zu Bamberg haucht Gott Vater auf die Taube, diese und das Christkind beide hauchen wieder auf die Jungfrau. Blainville, Reise I. 213. — Zu Kentheim im Schwarzwald steht ein Baum mit drei Aesten als Sinnbild der Dreieinigkeit neben der Scene der Verkündigung. Waagen, Deutschland II. 233.

Häufig haben sich Donatoren auch auf Verkündigungsbilder malen lassen. Die Gegenwart solcher Andächtiger erscheint jedenfalls zudringlich und unpassend bei einem Vorgang, der ein heiliges Geheimniss ist und den die tiefste und ehrfurchtsvollste Stille umgeben soll. Eben so wenig gehören Engel hieher, es ist an dem Einen Gabriel genug. Die kleinen Engel erinnern gar zu sehr an antike Eroten.

Dagegen ist es herkömmlich und erlaubt, alttestamentalische Vorbilder der unbefleckten Empfängniss mit den Bildern der Verkündigung in Verbindung zu bringen: der verschlossene Blumengarten, der durch das Glas dringende Sonnenstrahl, die verschlossene Pforte, der feurige Busch Mosis, die Ruthe Aarons, das Fell Gideons etc., worüber der Artikel Maria im Eingang zu vergleichen ist. Memling stellte in zwei Bildern die Verkündigung und die Vision der tiburtinischen Sibylle neben einander (beide Bilder jetzt in Berlin). Auch Rebecca am Brunnen gilt als Vorbild der Verkündigung, weil nach einer Apokryphe die letztere vor einem Brunnen geschehen seyn soll. Hofmann, Apokr. S. 69.

Wenn man die fromme Einfalt und heilige Andacht erwägt, mit der in alten Marienbildern und Marienliedern die Verkündigung behandelt wird, so fühlt man sich beleidigt und empört durch die Auffassung der Renaissancezeit, die alles Christliche sofort im antik heidnischen Styl reproduciren wollte und ihm gerade dadurch das Heilige nahm. In dem Gedichte Sannazars: *De partu virginis* (eines Neapolitaners

im 16ten Jahrhundert, in lateinischen Hexametern) antwortet die Madonna dem Engel der Verkündigung mit Worten, die nichts weniger als heilige Unschuld athmen:

Conceptusne mihi tandem, partusque futuros
Sancte, refers? mene attactus perferre viriles
Posse putas? etc.

Eben so wird die fromme Hingebung der Magd Gottes zu einer theatralischen Declamation. Sie blickt zu den Sternen empor und bietet sich Gott selber an:

Jam jam vince, fides; vince obsequiosa voluntas,
En adsum: accipio venerans tua jussa, tuumque
Dulce sacrum, Pater omnipotens.

Sofern die Jungfrau durch das Wort Gottes allein, in welchem der heilige Geist wirkte, Mutter geworden war, das Wort aber mit dem Ohr vernommen wird, entstand im Mittelalter die grobsinnliche Vorstellung einer Empfängniss der Jungfrau durch's Ohr. Ein Hymnus des heiligen Ephremius lautet:

Gaude, virgo, mater Christi,
Qui per aurem concepisti.

Bei den Maroniten ist diese Vorstellung Glaubenssatz.

Versuchung in der Wüste.

Jesus bereitete sich auf sein Lehramt durch Einsamkeit und Fasten in der Wüste vor. Dieses Fasten dauerte nach Matth. 4, 2. vierzig Tage und vierzig Nächte. Man hat dies in Parallele gesetzt mit den vierzig Jahren, welche die Israeliten in der Wüste zubrachten, ehe sie in das gelobte Land kamen.

Nach so langem Fasten hungerte den Gottmenschen und er fühlte tief den Mangel der menschlichen Natur. Dies benutzte Satan, ihn zu versuchen. Er nahte ihm mit einem grossen Stein und sprach höhnisch: „Bist du Gottes Sohn, so brauchst du ja nur diesen Stein in Brodt zu verwandeln, um deinen Hunger zu stillen.“ Da erwiderte der Heiland: „Der Mensch lebt nicht vom Brodt allein, sondern von Gottes

Wort.“ Sofern nun Jesus sich durch das Leiden der irdischen Natur nicht ungeduldig machen liess, versuchte ihn Satan auf andere Weise. Wenn du Gottes Sohn bist, gab er ihm zu verstehen, so kannst du dich auch an seiner Statt im Allerheiligsten des Tempels offenbaren und dich von den Engeln bedienen lassen. Um ihm dies recht nahe zu legen, führte er ihn auf die Zinne des Tempels von Jerusalem. Aber Jesus wollte nicht wie Lucifer sich an Gottes Stelle setzen und erwiderte: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“ Da führte ihn Satan auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und wollte sie ihm geben, wenn er niederfiele und ihn, den Teufel, anbete. Das heisst nun, Jesus hätte handeln sollen, wie einst Lucifer als erstgeborner Engel handelte, und die Macht als Sohn Gottes benützen zur Usurpation der Weltherrschaft im Grossen, wobei unter den Reichen der Welt nicht blos irdische, sondern das ganze Universum zu verstehen ist. Jesus aber erwiderte: „Hebe dich von mir, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott allein dienen.“

Der Teufel konnte die Demuth und Entsagung des Gottmenschen nicht begreifen. Sobald also die Leiden desselben begannen, eilte er herbei, ihn zu berücken und ihm vorzustellen, wie es ja nur eines Entschlusses von seiner Seite bedürfe, sich über alle diese irdischen Leiden hinwegzusetzen. Er hoffte sogar, an ihm einen mächtigen Bundesgenossen wider Gott zu erhalten. Dies erscheint so natürlich im Wesen des Teufels begründet, dass man die Sache als Faktum nehmen oder den Teufel überhaupt wegleugnen muss. Die Rationalisten, z. B. Paulus, erklären schlechtweg, Jesus habe sich den ganzen Vorgang blos eingebildet. Olshausen lässt ihn als Faktum, jedoch nur als ein inneres, gelten. Das ist einerlei, wenn nur das Faktum feststeht. Denn allerdings existirt der Berg, von welchem aus Jesus alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit sehen konnte, nicht in der Wirklichkeit, und es bedurfte für ihn auch nur des Gedankens, sich in das Centrum der Weltherrlichkeit zu versetzen.

Indem der Satan den Gott im Gottmenschen anrief, handelte es sich von dessen geistigem, hoch über das Irdische erhabenen Wesen, und der Vorgang konnte im Geisterreich vor sich gehen, ohne darum weniger Faktum zu seyn.

Der Vorgang ist von hoher Wichtigkeit für die Lehre von der doppelten Natur Christi. Erst sprach Satan die menschliche Natur in ihrer Schwäche und Bedürftigkeit an, dann die göttliche Natur in ihrer Allmacht, beide nach einander versuchend, sofern ihm beide in ihrer wunderbaren Verbindung eine Seite darboten, wo die Verführung anschlagen zu können schien.

Der Vorgang durfte in der Erlösungsgeschichte auf keine Weise fehlen, sofern sie sich unmittelbar an die Geschichte des Sündenfalls anschliesst. Er ist der Gegensatz gegen die Versuchung der ersten Eltern. Die Menschwerdung bedingt auch wieder die Versuchungsfähigkeit. Es ist undenkbar, dass Satan darauf nicht seinen Plan gebaut haben sollte. Mit Gott selbst konnte er nicht verkehren, aber die Gottheit trat ihm wieder menschlich nahe in Christo. Die Sündenlosigkeit Jesu war nicht blos *a priori* vorhanden, sie musste sich erst im Leiden und Dulden bewähren, und jene Versuchung des Teufels gehörte dazu wesentlich. Hätte der Teufel sich nicht bemüht, so würde dadurch von vorn herein anerkannt, dass die menschliche Natur Jesu blosser Schein, nicht Wirklichkeit gewesen sey.

Die Versuchung wäre aber einseitig gewesen, wenn sie sich nur an diese menschliche Natur des Erlösers gewendet hätte und nicht auch an die göttliche. Die Führung auf den Berg, um den alle Reiche der Welt sich lagern, hat den tiefsten Sinn und ist noch wichtiger als die Brodtversuchung. Sie ist die eigentliche Folie des heiligsten Mysteriums von der Menschwerdung. Wie im ersten Act der Versuchung Christus dem Adam entgegensteht, so im zweiten dem Lucifer selbst. Hätte Lucifer als Gottsohn gehandelt, wie Christus, so wäre die Menschwerdung nicht nothwendig geworden. Da er nicht so handelte, musste Christus kommen. Ihre

beiderseitige Begegnung und ihr Streit um die Handlungsweise im gleichen Fall ist daher ein unumgänglicher Bestandtheil der heiligen Geschichte, in der Entwicklung der himmlischen Hierarchie, im Mysterium der Dreieinigkeit nothwendig begründet. — Uebrigens wird die Versuchung durch den Satan im Anfang der Lehrwirksamkeit des Heilands ergänzt durch die Angst auf dem Oelberg am Ende derselben. Dort war es die Lockung, sich der schweren irdischen Mission ganz zu überheben, hier die natürliche Menschenfurcht, durch die der Heiland versucht wurde.

Die Neapolitaner haben an die Versuchung eine artige Legende geknüpft. Der Teufel, sagen sie, habe den Herrn auf den Vesuv geführt und ihm das reizende Ufer umher als den schönsten Theil der Erde gezeigt. Da habe Christus aber geweint, weil er vorausgesehen, dass dieses irdische Paradies einst von den schlechtesten Menschen werde bewohnt werden. Aus seinen Thränen aber seyen die Reben gewachsen, von denen der köstliche Wein, noch jetzt Christi Thränen (*lacrymae Christi*) genannt, erwachsen. Mayer, Neapel II. 297.

Die Versuchung wurde oft gemalt, vorzugsweise die mit dem Steine. Seltsamerweise haben die Maler den Teufel immer in seiner abscheulichen Gestalt darstellen zu müssen geglaubt, obgleich es weit natürlicher erscheint, dass derselbe eine edlere Gestalt gewählt hat. Wie hätte er sich mit Hörnern und Bocksfüssen mögen anbeten lassen wollen? Wie hätte er sich der Herrschaft über alle Reiche der Welt gerühmt, wenn er in der Knechtsgestalt schwarzer Verworfenheit erschienen wäre? Indess wird die Sache um nichts gebessert, wenn Domenichino den Teufel als schlauen Rabbiner malt, oder Lucas Cranach als Greis mit grossem Bart. Lucifer als Geisterfürst in seiner Macht und Herrlichkeit und doch zugleich Verderbniss ist immer schwer zu malen, gewiss am schwersten aber gegenüber dem Gottmenschen. Auf alten Bildern kommen drei Teufel vor, wodurch die dreifache Art der Versuchung selber bezeichnet werden soll. *Didron, man.*

p. 166. — Wie dem Heiland in der Wüste, nachdem ihn die Teufel verlassen, Engel dienen, wurde öfter und mit leichterer Mühe gemalt, aber auch hier gab es Naivetäten. So tischen die Engel auf einem Bild im Jesuitencollegium zu Augsburg dem Heiland eine Last von Schüsseln voll Speise, Obst, Confituren nebst Wein auf (Blainville, Reise I. 305.), was jedenfalls zu materiell ist.

Vorausverkündet wurde die Versuchung in Psalm 72, 9: „Vor ihm werden sich neigen die in der Wüste und seine Feinde werden Staub lecken.“ Alttestamentalische Vorbilder der Versuchung aber sind in der *biblia pauperum:* 1) Eva's Versuchung durch die Schlange; 2) die Verkaufung der Erstgeburt durch Esau. Jacobs und Ukert, Beiträge I. 87.

Verzeihung.

„Vergebet euren Schuldigern“ und „Liebet eure Feinde“ sind die schwersten unter den christlichen Geboten, weil das Herz des Menschen gar verstockt und trutzig ist; eben deshalb aber sind es die specifisch christlichsten Gebote, die das Christenthum als Religion der Liebe am schärfsten unterscheiden sowohl vom Heidenthum als Judenthum. In dem: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun,“ ist der höchste Adel des Christenthums ausgesprochen. Wer nicht verzeihen kann, ist des christlichen Namens unwürdig. Das wird in einer der schönsten Legenden erklärt. St. Nicephorus war mit Sapricius, seinem ehemaligen Freunde, verfeindet worden, und bat ihn um Verzeihung. Umsonst, selbst als Sapricius als Christ zum Tode geführt wurde, wollte er doch nicht verzeihen, wie dringend Nicephorus auch bat. Aber kaum fühlte Sapricius die Marter, als er abschwur und sich zu den Götzen bekannte. Denn wer nicht verzeiht, hat die christliche Liebe nicht und darum auch nicht den christlichen Muth. Da trat Nicephorus an seine Stelle und erlitt den Martyrertod. Im 3ten Jahrhundert, 9. Februar. Besungen von Bönecke. Die Legende ist auch noch unter einem andern

Gesichtspunkt charakteristisch, denn Sapricius war ein Priester und Nicephorus ein blosser Laie. — Nicht minder lehrreich ist folgende Legende. Ein Einsiedler war so fromm und heilig, dass alle Tage ein Engel kam und ihm zu essen brachte. Da sah er einmal von weitem einen armen Sünder zum Galgen führen und sprach zu sich selbst: Dem geschieht Recht. Von Stund an kam der Engel nicht mehr. In Verzweiflung weinend hörte er einst ein Vögelein singen und beneidete es um seinen Frohsinn. Da sagte das Vögelein, er solle bereuen und Busse thun, dann werde Gott ihm verzeihen. Darauf kam auch der Engel wieder und gab ihm einen dürren Ast, den solle er tragen, bis drei grüne Zweige daran hervorkommen würden, und jede Nacht anderswo schlafen. Nun kam er nach langer Zeit einmal zu einem alten Weibe, deren drei Söhne böse Räuber waren, und bat um Herberge. Obgleich sie ihn warnte, blieb er doch und schlief mit seinem dürren Aste ein. Da kamen die Räuber und sahen ihn schlafen; als sie aber von seiner schweren Busse hörten, wurden sie gerührt und thaten selbst Busse. Der Einsiedler aber wachte nicht wieder auf, und an seinem Ast sprossten drei grüne Zweige. Grimm, Märchen, Kinderlegenden Nr. 6.

Vier,

Sinnbild des nach vier Seiten ausgedehnten Raumes, der in vier Jahreszeiten getheilten Zeit, des in vier Altersstufen ablaufenden Lebens, daher überhaupt Sinnbild dieser Welt im Gegensatz gegen die heilige Drei, in welcher Gott über der Welt symbolisirt ist. Beider Verhältniss zu einander wird dann in der Sieben, ihre beiderseitige Durchdringung in der Zwölf ausgedrückt. Geometrisch ist das Kreuz der Ausdruck der Vierzahl, sofern Gott sich in der Welt offenbart, das Viereck aber bedeutet nur die Welt, die den höhern Einfluss empfängt, das Piedestal Gottes. Daher die Symbolik der vier Erzengel, der vier Cardinaltugenden, der vier Evangelisten, der vier Kirchenväter, als der vier Träger, Karyatiden

oder Altarseiten des Allerheiligsten. Daher die Symbolik der vier Flüsse unter den Füssen des Heilandes. Was die vier Weltgegenden, Elemente, Winde, Jahreszeiten, Weltalter, Weltmonarchien etc. für die Natur- und Profangeschichte, das sind jene heiligen Quadraturen für die Kirche und die heilige Geschichte. In ihnen breitet sich immer Göttliches aus in die Welt. — Auf Kirchenbildern bedeutet ein viereckiger Heiligenschein immer, dass der Heilige, der ihn trägt, noch lebt. Die vier Seiten aber drücken die vier Cardinaltugenden aus. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 123.

Vierzig ist eine heilige Zahl, weil gewisse wichtige, von Gott verhängte Ereignisse vierzig Tage oder Jahre lang dauerten. So die Sündfluth vierzig Tage, die Wanderung des Volkes Gottes in der Wüste vierzig Jahre, der Aufenthalt Mosis auf dem Sinai vierzig Tage, das Fasten des Elias und des Heilandes eben so lange. Daher die Einsetzung der vierzigtägigen Fasten vor Ostern, früher auch vor Weihnachten. Daher die vierzig Tage der Frauen von der Geburt bis zur Reinigung. Vgl. v. Bohlen, Genesis LXIV. Kreuser, Kirchenbau I. 527. Alt, christlicher Cultus S. 527.

In der gothischen Baukunst hat das Viereck die Bedeutung des Grundsteins, des Festen. Vgl. den Artikel Acht. Das Viereck geht unmittelbar über in die reiche Sternform durch Uebereckstellung eines Vierecks über das andere, was oft beim Grundriss von Pfeilern, wie bei Fensterrosetten vorkommt. In der Ueberwindung der steifen viereckigen Form, in der die gothische Baukunst auf mannigfache Weise sich gefällt, liegt immer der Grundgedanke einer Heiligung der Welt durch die Kirche, einer Ueberwindung des Profanen durch das Heilige. Zu den geistreichsten Motiven dieser Art gehört die Querstellung des kleinen Vierecks im gerade stehenden grossen Viereck (wie das Coeur-Ass im französischen Kartenspiel) mit rundlich-blätterartigen Ornamenten, die sich über jede seiner vier Seiten hinschmiegen. Das ist dasselbe malerische Motiv, welches in der heraldischen Malerei der Schiefstellung des Wappens unter dem geraden Helme

und der wunderlich sich ausblattenden Helmdecke zu Grunde liegt. Das Viereck bildet in der Architektur immer den Uebergang vom Dreieck in den Kreis.

St. Vitus

ist Prototyp der frommen Jünglinge im ersten verführbaren Alter. Sohn eines rohen heidnischen Vaters, wurde er vom heiligen Modestus zum Christenthum bekehrt und widerstand seitdem jeder Versuchung und jeder Marter, durch die man ihn von dem neuen Glauben abwendig machen wollte. Sehr schön ist in seiner Legende der Contrast zwischen einem Tanz üppiger Mädchen, die ihn umringen und zu verführen suchen, und einem Besuch vieler Engel, die den Heiligen umgeben, indem sein Vater, in seine Thüre einstürmend, von dem Glanz erblindet. Dargestellt in alten Gemälden zu Mühlhausen am Neckar. Ein kleines Gefäss mit Flammen, die hin und wieder sogar für Blumen angesehen worden sind, ist Attribut des heiligen Vitus, weil er in einen Kessel mit brennendem Pech geworfen wurde. Vgl. Waagen, Kunst in Deutschland I. 180. Die Blume kann aber auch beabsichtigt seyn als Sinnbild der jungfräulichen Tugend.

Vögel,

Sinnbilder 1) der Güte Gottes. „Sie säen und erndten nicht, und Gott nährt sie doch." Matth. 6, 26. Vgl. d. Art. Sperling. 2) Der Seelen. Nach Analogie der flügeltragenden Engel und Teufel dachte man auch die Seelen der Verstorbenen geflügelt, d. h. als leiblose Schemen schwebend und von dem Gesetze der Schwere frei. In diesem Sinne wurden sie auch ganz einfach und naiv als Vögel gedacht. Ein Baum mit singenden Vögeln darauf ist in den altdeutschen Dichtungen häufig Sinnbild des Paradieses mit den Seligen. In deutschen Sagen und Märchen erscheint die Seele eines Verstorbenen oft als Vogel. Auch in der christlichen Legende

sind es oft Tauben, in deren Gestalt die Seele eines Heiligen dem Körper entschwebt. Vgl. d. Artikel Taube. Nach der altdeutschen Legende vom heiligen Brandanus gelangte dieser die weiten Meere durchschiffende Heilige zu einer Insel voll lieblich singender Vögel und erkannte in denselben gefallene Geister, die hier alle Sonn- und Festtage sich versammelten, um Gottesdienst zu halten.

In vielen Legenden sammeln sich die wilden Vögel um einen heiligen Einsiedler, um seine Predigt anzuhören, um ihm zu dienen, oder um einen sterbenden Heiligen, um ihm lieblich zu singen. Das erklärt sich aus der Magie, welche die Heiligkeit auch auf die unvernünftigen Geschöpfe ausübt. Vgl. d. Art. Thier. St. Gutlach, ein englischer Einsiedler des 7ten Jahrhunderts, lebte mit den Vögeln so vertraut, dass sie ihn beständig in seiner Einsamkeit umgaben, alle zahm mit ihm spielten und ihre Nester dahin bauten, wo er wollte. 11. April. Eben so St. Baldomer, 27. Februar. Desgleichen St. Christina mirabilis, Jacobus de Stephano, der heilige Franciscus. Die Kirche des irischen Heiligen Beanus ist ein Asyl der Vögel. *Giraldi Cambrensis topogr. Hiberniae c.* 40. Auf das Grab der heiligen Katharina von Alexandrien auf dem Berge Karmel fliegen jährlich Vögel mit Oelzweigen und feiern ihren Todestag. St. Juetta, eine Recluse zu Huy in den Niederlanden im 11ten Jahrhundert, lebte sehr fromm, vertrieb einst den Teufel, der sich ihr in Gestalt eines furchtbaren Ungeheuers in den Weg stellte, durch das Zeichen des Kreuzes. Als sie starb, hatten sich unzählige Vögel um sie gesammelt und sangen ihr das Sterbelied. 13. Januar.

Vulkane,

Sinnbilder des höllischen Feuerschlundes. Unter der Voraussetzung, dass die Hölle im Innern der Erde brenne, dachte man sich die feuerspeienden Berge als ihre Pforten, und die Legende versetzt z. B. den kirchenfeindlichen Gothenkönig

Theodorich in das Feuer des Aetna. Auch der Vulkan Stromboli gilt im Volksglauben als ein solcher Höllenschlund. Eben so der grosse Vulkan Hekla auf der Insel Island, zu dem nach der Sage, wenn irgendwo auf Erden eine Schlacht geliefert worden, die Todten in grossen Schaaren über das Meer herankommen. *Olaus Magnus, de gent. sept.* II. 3. Zorgdrager, grönländ. Fischerei S. 76.



Waage,

Sinnbild des Gleichmaasses und der Gerechtigkeit. Daher Attribut der *Justitia* unter den christlichen Tugenden. Als Verheissung eines gerechten Gerichtes nach dem Tode auch ein Sinnbild, das sich schon auf sehr alten christlichen Gräbern findet. *Bottari* I. 12. Von der Waage am Grabe Kaiser Heinrichs II. zu Bamberg glaubt das Volk, wenn die Zunge derselben genau in der Mitte zu stehen komme, werde die Welt untergehen. Grimm, deutsche Sagen Nr. 294. — Natürlicherweise fehlt nun diese Waage auch nicht auf Bildern des Weltgerichts, und zwar wird sie dem Erzengel Michael in die Hand gegeben. Der Michaelistag (29. September) fällt nahezu in die herbstliche Tag- und Nachtgleiche unter dem Himmelszeichen der Waage. Also auch in dieser Zeitbestimmung liegt der Begriff des Gerichtes nach dem Tode. In jener späten Septemberzeit sind alle Früchte von der Erndte eingeheimst, und der Eigenthümer kann ihre Güte und ihre Fehler beurtheilen, die faulen wegwerfen, die guten behalten. Die Tag- und Nachtgleiche und Waage bedeuten die strenge Gerechtigkeit im Abwägen und Ausscheiden dessen, was in

die lichte, und was in die dunkle Seite fällt. Herbstzeit und Erndte aber bedeuten den Tod und die Zeit des Gerichts.

Auf Bildern des Weltgerichts hat der heilige Michael in voller Rüstung neben dem Schwert sehr häufig noch die Waage, auf deren einen Schaale Selige, auf der andern Verdammte sitzen. So nimmt er die Mitte des grossen Danziger Bildes ein. Auf einem Bild in Nördlingen bemüht sich der Teufel vergebens, indem er einen schweren Mühlstein in die hohe Schaale wirft, die andere zu überwiegen, in der ein Seliger sitzt. Auf einem Bilde des Leonardo da Vinci reicht der heilige Michael die Waage dem Christkinde. *Landon, annales* V. *pl.* 1. In einer Hymne des Fortunatus wird das Kreuz Christi selber mit einem Waagebalken verglichen. Fortlage, christl. Gesänge S. 112.

Antoninus von Florenz erhielt von einem Bauer einen Korb mit schönen Aepfeln und sagte: „Vergelt's Gott!“ Der Bauer meinte, er hätte wohl etwas Besseres, nämlich ein Stück Geld verdient. Aber der Heilige schrieb das „Vergelt's Gott“ auf ein Papier, liess eine Waage herbeibringen und wog das Papier gegen den schweren Apfelkorb ab, und siehe, das Papier war schwerer. Silbert, Legenden I. 75.

Die Waage des Reiters auf dem fahlen Pferde in der Apokalypse wird als Attribut des Kaufmannsstandes erklärt. Vgl. den Artikel Pferd.

Waffen.

Die kriegerische Waffenrüstung, männlicher Muth zum Streit und unerschrockene Tapferkeit werden in der heiligen Schrift zum öftern, am ausführlichsten aber Epheser 6, 10 ff. auf den geistigen Muth und Kampf angewendet.

Wagen.

Der Thron der Cherubim, auf welchem Gott daherfährt, ist zugleich ein Wagen, die vier Engel selbst werden zu

rollenden Rädern. Vgl. Züllich, Offenb. Johannis II. 33. und die Artikel Engel, Thron. — Christus auf einem Triumphwagen kommt in allegorischen Bildern vor. Titian malte ihn so von den vier evangelischen Thieren gezogen. Didron, *icon.* p. 315, beschreibt ausführlich den grossen Triumphzug Christi auf den Glasgemälden zu Brou. Voran gehen Adam und Eva, die Patriarchen, Propheten, dann folgt der Wagen des Heilandes und dahinter die heiligen Vertreter des neuen Testamentes. Der Zug aber führt geradewegs in's Paradies hinein. — Noch öfter ist der Triumphzug der Kirche dargestellt worden. Die Kirche hat hier immer die Gestalt einer schönen und kräftigen Matrone und das Kreuz zum Attribut. Dante im 29sten Gesang seines Fegfeuers fasst sie etwas zu sehr im antiken Geschmack auf, indem er den Wagen der Kirche vom Greifen (dem Adlerlöwen Christus) gezogen und von Glaube, Liebe, Hoffnung, als den drei christlichen Horen, umtanzt werden lässt. In den Fresken des Escoreal malte Giordano denselben Triumph der Kirche, deren Wagen die christlichen Tugenden und Gaben geleiten. In der Münchner Pinakothek sieht man sechs Triumphwagen der Kirche, umgeben von Tugenden, Evangelisten, Kirchenvätern etc., die als Besiegte und Gefangene die gefesselten Häresieen mit sich führen, und denen Repräsentanten aller Völker der Erde freudig und gehorsam nachfolgen. — Für solche Allegorieen hat die Kunst noch weiten Spielraum, je nachdem es gilt, den Sieg des Christenthums und der Kirche in besonderen Zeiten oder Lebensgebieten darzustellen, z. B. den Triumph der Kirche unter den Künsten, unter den Wissenschaften, unter der Barbarei junger und der Corruption alter Völker etc.

Ein feuriger Wagen ist bekanntes Attribut des Propheten Elias.

Wallfisch,

Sinnbild des Meeres, weil er das grösste im Meere lebende Thier ist. Auf altchristlichen Denkmälern reitet die allegorische Figur des Meeres zuweilen auf einem Wallfisch und

wird dadurch kenntlich. Piper, christl. Myth. II. 105. Der grosse (gewöhnlich als Wallfisch gedachte) Fisch, der den Propheten Jonas verschlingt, ist gleichfalls Sinnbild des Meeres in dessen Bedeutung der allverschlingenden Sünde und Weltlichkeit. Vgl. d. Artikel Meer. In den Legenden des heiligen Brandanus, Malo, Machovius, Magutus heisst es, diese Heiligen seyen auf einer Meerfahrt zu einer Insel gekommen, auf der sie Messe gelesen hätten, plötzlich aber habe die Insel sich unter ihren Füssen erhoben und sich als einen ungeheuren Wallfisch zu erkennen gegeben. Hier ist der Wallfisch verwechselt mit dem Kraken, der nach dem Volksglauben der Nordseeanwohner zuweilen aus der Tiefe des Meeres wie eine Insel auftauchen soll. Aber auch hier ist das dem Sakrament des Altars sich unterbreitende Thier wieder nur Stellvertreter des Meeres selbst.

Wasser.

Wie der Fisch den Christen bedeutet, so dessen Element, das Wasser, die Gemeinschaft im Glauben, das christliche Reich. Man kommt in dieses Element nicht ohne die Reinigung vom Schmutz des Heidenthums, Judenthums und der Sünde; das Wasser aber selbst ist Mittel der Reinigung. Daher sein Gebrauch in der heiligen Taufe und als Weihwasser. In diesem Sinn war das in der Sündfluth vom Himmel strömende Wasser ein Mittel der Reinigung und Vorbild der Taufe.

Waschungen vor einer heiligen Handlung waren auch schon den Juden und Heiden geläufig. Desgleichen die besondere Weihung des Wassers zum heiligen Gebrauch. Man schöpfte das Wasser in heiligen Nächten, aus besonders heiligen Quellen, unter besonderen Ceremonieen etc. Das Alles hat aber nichts mit dem christlichen Weihwasser gemein. Bei den Heiden galt das Wasser selbst als göttlich, bei den Christen hat es nur die symbolische Bedeutung des reinigenden Elementes. Man benetzt sich mit Weihwasser, um sinn-

bildlich die Seele zu reinigen. Man sprengt Weihwasser auf einzuweihende neue Werke, desgleichen auf Leichen, um sie vor dem Einfluss böser Mächte zu schützen durch die Reinigkeit. Das Weihwasser wird zu Ostern zu seiner Bestimmung eingeweiht durch die hineingesteckte brennende Osterkerze. Binterim, Denkw. I. 1. 88. Vgl. d. Art. Kerze und Licht. Das bezieht sich zugleich auf den Gegensatz der Wassertaufe des Johannes und der Feuertaufe Christi. Das gemeine Wasser hat gleichsam blos negative Bedeutung als Reinigungsmittel, indem es nur das Vorhergehende abwäscht und entfernt. Positive Bedeutung erhält es als Element des höheren Lebens, indem es zu Licht und Feuer (Geist) wird. Das aber geschieht durch den Opfertod, durch das Blut Christi. Daher die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Cana das Vorbild der höchsten Weihe des Christen durch den Genuss des heiligen Abendmahls. Das Sakrament des Altars verhält sich zu dem der Taufe wie jenes in Wein verwandelte Wasser. — Man hat auch an das 1. B. Mosis 1, 6. bezeichnete obere Wasser im Gegensatz gegen das untere auf Erden gedacht und den Durst nach dem himmlischen Wasser als den Zug der Seelen nach oben verstanden. Blätter für höhere Wahrheit II. 78 f. Das ist aber fast zu gnostisch. Man bleibt besser bei der specifisch christlichen Symbolik von Blut und Wein stehen, in den das gemeine Wasser verwandelt wird.

Durch diese Symbolik wird zugleich der Irrwahn der Aquarier beseitigt. Das waren Sektirer des 2ten Jahrhunderts, die nichts als Wasser tranken und auch beim Abendmahl statt des Weins nur Wasser brauchten. *Epiphanius, haeres.* 30, 16. *Irenaeus, haeres.* V. 1. 3. Leider gibt es noch jetzt Aquarier genug unter den wortreichen Predigern des Rationalismus, in deren Händen durch verkehrte Transsubstantiation der Kelch des allerheiligsten Blutes nur Wasser behält.

Wie das ruhige, reine, heilende Wasser Sinnbild der Reinigung von Sünden, des specifisch christlichen Elementes

wurde, so dagegen das dunkle, wildbewegte Meer Sinnbild der Welt, ihrer Sünde und Gefahr. Vgl. d. Artikel Meer. Damit hängt die Symbolik des gefahrlosen Schreitens über das Meer zusammen. Christus selbst wandelt auf dem Meere, d. h. er ist erhaben über die Leidenschaften der Welt, wie über das natürliche Gesetz der Schwere. Ihn kann die dunkle Tiefe nie erfassen, der im Gegensatz gegen Lucifer nicht als der fallende Engel, sondern als der die Menschheit zu sich erhebende Gott vom Himmel kam. Das Evangelium vom Wandel Christi über das Wasser fällt auf den vierten Sonntag nach Epiphania, weil um diese Zeit die Sonne in's Zeichen des Wassermanns tritt. Strauss, Kirchenjahr 153. Damit aber wäre wahrhaftig die Symbolik des Wandels über das Wasser nicht erschöpft. Es handelt sich nicht von der Anwendung der christlichen Idee auf den Kalender, sondern auf die Menschheit. Im Wandel Christi soll sich nicht der Wandel des Jahres, sondern der Wandel der Christen spiegeln. Alttestamentalisches Vorbild ist Elias, der auf seinem Mantel über das Wasser des Jordan fährt. Nachbilder sind fast zahllose Heilige, von denen die Legende sagt, sie seyen trocknen Fusses über das Wasser gegangen. So St. Aidanus, Hyacinthus, Maurus, Petrus von Alcantara, Salinianus etc., St. Aldegund, Maria Magdalena, die aegyptische Maria etc. St. Wolfgang fuhr über die Donau im Wagen. Am lehrreichsten sind die Fälle, in denen die Stärke des Glaubens im Wandel über das Wasser erprobt wird. Petrus tritt aus dem Schiff, um dem auf dem Meer wandelnden Heiland entgegenzugehen, sein Glauben ist aber nicht stark genug, weshalb er untersinkt und nur vom Heiland wieder emporgezogen wird. In gleicher Weise erzählt die rheinische Legende von der heiligen Ritza, sie sey täglich bei Coblenz über den Rhein gegangen, bis sie einmal ein Zweifel angewandelt habe. Nun habe sie sich auf einen Stab stützen wollen, sey aber im Wasser alsbald eingesunken. Da habe sie den Stab vertrauensvoll von sich geworfen und sey nun wieder so sicher wie vorher über den Fluss geschritten.

Weg.

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," spricht Christus. Joh. 14, 6. Durch Christum allein führt der Weg zum Himmel, und nur seine Mutter wird gleichfalls als *via vitae* aufgefasst. — Nach alter, sich sehr oft wiederholender Vorstellung ist der Weg der Tugend von dem des Lasters verschieden. Jener ist eng, steil, beschwerlich und gefährlich, führt aber zu den Freuden des Himmels; dieser ist breit, bequem, lustig, führt aber zu den Qualen der Hölle. Jeder Christ steht daher in seiner Jugend wie Herkules am Scheidewege und soll gleich diesem den gefährlichen Pfad dem bequemen vorziehen. — Im Zeitalter der Renaissance wurde der Weg zur Tugend sehr häufig auf Titelkupfern schlängelnd einen Berg hinaufgeleitet zu einem Tempel, eine zu antike und magere Vorstellung. Dagegen findet man unter den Visionen der heiligen Elisabeth von Schönau eine von sieben Wegen, die nach demselben Berggipfel führen, jeder von einer andern Farbe, so dass sie unter einander die Harmonie der Farben ausdrücken als Sinnbilder der sieben Tugenden.

Weide,

Sinnbild des Evangeliums, denn wie die Weide gesund bleibt, wenn ihr noch so viele Zweige abgeschnitten werden, so verliert auch das Evangelium nichts, wenn es auch allen Völkern mitgetheilt wird. *Hermae pastor* bei *Hefele, patr. apost.* III. *similit.* 8. p. 402. Die Weidenkätzchen, die am Palmsonntag zu blühen pflegen, dienen überall im mittlern Europa statt der Palmen, die an diesem Tag im Süden gebraucht werden. — Eine hohle Weide ist Attribut der heiligen Edigma. Diese fränkische Prinzessin, floh aus Frömmigkeit in schlechten Kleidern nach Deutschland und lebte Jahre lang in einer hohlen Weide zu Prück zwischen München und Augsburg. Nach ihrem Tode floss aus der Weide ein heilbringendes,

vielgesuchtes Oel. *Acta SS.* 26. Februar. — Die Trauerweide lässt ihre Zweige aus tiefer Betrübniss niederhängen, seitdem sich die römischen Schergen solcher Zweige bedienten, um den Heiland zu geisseln. Grimm, d. Sagen Nr. 345. G. Wetzel, Gedichte S. 99.

Weihnachten.

Die Symbolik der Weihnacht beruht wesentlich auf der Vergleichung Christi, des geistigen Lichts, mit der Sonne. Vgl. d. Artikel Sonne. Daraus allein erklärt sich das Herüberragen von noch vielen Gebräuchen und mancherlei Aberglauben aus der heidnischen Sonnenfeier in die christliche Weihnachtsfeier. Hier tritt zum Begriff des Lichts noch der des Werdens hinzu. Es ist der Anbruch des neuen Lichts in der finstersten Nacht des Heidenthums, der im Aufgang der neuen Jahressonne in der finstersten Wintermitte versinnbildlicht wird. Strauss, Kirchenjahr S. 100. sagt sehr wahr: „Sonnenwende! Es ist als bebe mit ihr etwas Unaussprechliches durch die ganze Natur, und Alles, was lebt, scheint von ihm ergriffen zu werden. Sonnenwende im Winter! Heimlich, verborgen, und doch mächtig! Darf man von einer Feier der Natur reden, so ist sie vor allen andern Naturgefühlen mit diesem Worte zu bezeichnen. Ist es nicht, als wenn Alt und Jung in jeder Ader und jedem Nerv sie empfände und als wenn sie durch jede Muskel zucke? Dabei liegt etwas Geheimnissvolles darin. Die Sonnenwende ist schon geschehen in der Stille der Nacht, und man sieht es noch nicht. Man merkt nur den Stillstand. Man weiss, dass mitten in der längsten Nacht das Licht zu einem neuen Lauf geboren ist; aber es kündigt sich nur dadurch an, dass die Nächte nicht länger und die Tage nicht kürzer werden. Jene nehmen noch nicht ab und diese nicht zu. Es ist Stillstand der Sonne, Solstitium. Im Sommer ereignet sich Aehnliches, aber der stillstehende Tag zerstreut die Sinne durch die Menge der erleuchteten Dinge. Indess im Winter ist dem innern

Sinne ein weiterer Raum vergönnt, und er ahnt und gewahrt, was im Verborgenen vorgeht. Man vernimmt gleichsam den gewaltigen Kampf der Kräfte der Natur. Die Erde befindet sich in der Sonnennähe, aber ihre Finsterniss ist noch so mächtig, dass das neue Licht der Sonne, das an sie heranzittert, noch nicht durchdringen kann. Es währt lange, bis man den Sieg zu gewahren vermag. Zwölf Tage wenigstens dauert der Kampf, die Nachwirkung der alten Nacht und die Ausführung des Sieges, den das neue Licht errungen, das beharrliche Sträuben der besiegten Dunkelheit, in dem sie Stich hält und den Stand behauptet, und der leise, stille, zuversichtliche Fortschritt des Lichts. Indess Sonne, Licht, Leben sind nichtsdestoweniger Sieger. Das macht uns schon der Stillstand gewiss. Eben das Stillstehen der bisher immer wachsenden Nacht und des immer mehr absterbenden Tages gibt uns die Bürgschaft, dass etwas Neues vorgegangen ist, dass eine andere Macht aufgetreten, dass ein Kampf begonnen, und eine Neugeburt im Werke ist. Das Licht ist wiederum geboren, ein neues Jahr beginnt durch den Zufluss frischer Kräfte aus der Sonnennähe, und die Sonne wird den Sieg davontragen. Kurz, was ist dieses Mittwintergefühl anderes als die Ahnung, keine Noth sey so gross, dass nicht von oben herab Hülfe werde, und kein Fluch so schwer, dass ihn nicht der Segen überwinde? Nunmehr erwacht man vollständig zu dem wahren Neuen; die Ahnungen der vier früheren Wochen sind erfüllt, und die Erinnerungen aus den vorigen Jahren haben uns nicht umsonst geleitet. Das ist die heimliche Freude und die feierliche Hoffnung in dem Stillstand der Nächte im Mittwinter.“

Schon den Heiden war die Wintersonnenwende ein allgemeines hohes Freudenfest. Man fasste es zugleich als eine Feier der Befreiung auf, der durch das neue Licht und Leben von den Fesseln des Winters befreiten Natur. Daher die berühmten Saturnalien der Römer, an denen, so lange das Fest dauerte, alle Sklaven frei waren. Auch noch heute und unter uns lebt diese Vorstellungsweise fort. In die

Weihnachtsperiode, die bis zum Dreikönigsfeste währt, fällt der Sylvestertag, an welchem die Weiber das Regiment haben sollen, und der Pfeffertag, an welchem die Kinder mit Wachholderruthen umhergehen und die Erlaubniss haben, damit Erwachsene zu schlagen. Als eigentliches Kinderfest wurde jedoch Weihnachten erst in der christlichen Zeit gefeiert, sofern das neugeborne Christkind die ganze Kinderwelt mit seinem Ruhm gleichsam sympathetisch überstrahlt.

Der Aberglaube, nach welchem in der heiligen Weihnacht die Bäume blühen und Früchte tragen und die unvernünftigen Thiere menschlich reden sollen, enthält eine Mahnung an das durch die Geburt Christi wiedergefundene Paradies, dürfte jedoch auch noch auf heidnische Vorstellungsweisen zurückgeführt werden können. Den letzteren gehören jedenfalls die Vorbedeutungen und Wahrsagungen der heiligen Christ- und Neujahrsnacht, überhaupt der zwölf Nächte nach Weihnachten an, die mannigfachen Erforschungen der Träume in dieser Zeit, die magische Bräutigamsschau. Auch die an der Decke aufgehangene (immergrüne) Mistel in England, die Tanne oder Fichte mit Lichtern besteckt als Weihnachtsbäume in Deutschland, entstammen wohl älterem heidnischen Cultus. Die reichen Presepien (Krippel) in Italien, die auch in Deutschland eingedrungen sind, führte zuerst der heilige Franciscus von Assisi zum Andenken an die Krippe des Heilandes ein, sie erinnern aber doch auch an ähnliche schon ältere Gebräuche, z. B. an die Adonisgärtchen der Griechen und an die Frucht- und Thierkörbe der indischen Priwithi, Vorbilder des neuen Jahressegens. Ueber diese Krippel vgl. Rippel, Alterthumb der Cäremonieen S. 39. Fr. Brun, Landschaftsstudien S. 234. v. Martens, Italien II. 569.

Die specifisch christliche Symbolik unterscheidet zuerst die nur einmal erfolgte Geburt des Gottmenschen von der jährlich sich wiederholenden scheinbaren Wiedergeburt der Sonne, und bezeichnet diese Einzigkeit in der Zeit durch den

Stern der Weisen. Vgl. d. Artikel Stern. Er wird damit der Mittel- und Wendepunkt der ganzen Weltgeschichte angedeutet. Vorher war Alles Nacht, nachher wird Alles Tag. Der Stern der Weisen geht als Morgenstern der neugebornen Sonne, Christus, vorher; aber wie dieser Stern nur einmal existirte und einzig in seiner Art war, so ist es auch die Geistessonne Christus. Damit wird aller ältere Sonnencultus der Heiden bei Seite geschoben und in ein nur untergeordnetes Verhältniss zur christlichen Weihnachtsfeier gesetzt. — Legende und Sage haben die Bedeutung jenes Zeitpunktes, von welchem an wir jetzt 1854 Jahre zählen, noch ausgeschmückt. Wie beim Tode, so soll auch bei der Geburt Christi die Natur in ungewöhnlicher Bewegung gewesen seyn. Obgleich es Winter war, sollen alle Weinberge von Engaddi geblüht haben. *Nieremberg*, *hist. nat.* 473. Eine Menge Schlangen sollen durch die Luft geflogen seyn (die aufgeregte Hölle). Prätorius, Weihnachtsfrazzen 335. Das Orakel zu Delphi soll verstummt, die Säule des Romulus (Roms Gründer) durch einen Blitz zerschmettert, die römischen Gesetztafeln erloschen seyn etc. Vgl. auch den Artikel Pan. — Tiefer begründet indess ist die gerade entgegengesetzte Symbolik, nach welcher zur Zeit vor Christi Geburt unter Kaiser Augustus auf der ganzen Erde der vollkommenste Frieden herrschte. Vgl. Sepp, Leben Jesu I. 6.

Das Wunder, wonach es in der Geburtsstunde des Heilandes mitten im Schnee des Winters Frühling wird und alle Bäume blühen, steht in einem gewissen symbolischen Zusammenhange mit dem Wunder der Maria „zum Schnee“. Vgl. d. Art. Schnee. In seinen Studien über Russland theilt Herr v. Haxthausen II. 258 eine schöne bucharische Legende mit: „Als Mirjam vierzehn Jahre alt war, ging sie in einen Wald, um an einer Quelle zu baden. Da erschien ihr der Engel Gabriel und verkündigte ihr, sie würde den Propheten Isai gebären, den alle heiligen Männer der Vorwelt angekündigt hätten. Da antwortete sie: „Wie soll ich ein Kind gebären, da ich nie einen Mann erkannt habe?“ Aber der Engel

Gabriel legte ihr das Geheimniss der Menschwerdung aus, und hauchte sie dreimal an. Und das Wort wurde wahr! Als nun die Stunde der Niederkunft nahte, da ging Mirjam hinaus in den Wald, wo ihr der Engel erschienen war, und setzte sich unter den Baum, wo er gestanden hatte. Da kam ihre Zeit, und sie gebar einen Sohn. Es war aber tiefer Winter, und Schnee bedeckte die Erde und alle Bäume. Kaum aber schlug das Kind die Augen auf, so schlug der ganze Wald in Blättern aus, die Rosen blühten, und alle Vögel erwachten aus dem Winterschlafe und zwitscherten zum Himmel ein Loblied hinauf, nahebei entsprang plötzlich eine Quelle etc.“

Auf Kirchenbildern sind die gewöhnlichen Attribute der Geburt Christi folgende: 1) Der Stall mit Ochs und Esel an der Krippe wird auf den Bildern der griechischen Kirche stets als Höhle in einem Berge, auf den abendländischen aber als ein Haus oder als eine Hütte aufgefasst, weil im Orient häufig die Stallungen für Karavanen in Felsen gehauen sind, im Abendland aber die Ställe gezimmert werden. *Didron, man.* p. 158. 2) Der Stern über dem Stalle. 3) Maria, sitzend mit dem Kinde, oft sogar thronend und mit der Krone, weil sie gerade durch ihre Erniedrigung bis in den Stall zur Königin des Himmels erhoben wird. Eine andere Bilderreihe fasst die heilige Jungfrau mehr nur als menschliche Mutter auf; man sieht sie hier als Wöchnerin im Bett liegen, das Kind wird von dienenden Frauen gewaschen etc. Diese menschliche Auffassung hatte ihren Grund wohl in der Opposition gegen die unbefleckte Empfängniss. Sie schickt sich für den heiligen Gegenstand nicht. Das Hebammen- und Waschgefolge gehört nicht hieher. 4) Der fromme Joseph, der gleichsam als Priester administrirt und anbetet. Auch ihn hat die spätere Malerei so natürlich und kleinbürgerlich als möglich aufzufassen gesucht, aber unmerklich in den ehrlichen Zimmermann etwas wie Ironie gelegt. Er kann nicht streng priesterlich genug gedacht werden, wenn es nicht um seine Würde gethan seyn soll.

Dies sind die nothwendigen Staffagen und Attribute. Zu ihnen gesellen sich aber noch 5) die das *Gloria* singenden Engel und 6) die anbetenden Hirten. Ein schöner Contrast zwischen den lichten Kindern des Himmels, die aus der Nacht von oben herabkommen, und den rauhen, aber naturwüchsigen und unverdorbenen Kindern der Berge.

Die Lieder dieser Engel und Hirten liegen allen Weihnachtsliedern (französisch *noëls*) zu Grunde. Dieselben sind rein lyrisch, kirchliche Hymnen und Volkslieder, oder dramatisirte Singspiele, wobei die Engel und Hirten im Gesang abwechseln. Man hat ganze ländliche Idyllen und allegorische Schauspiele damit verbunden. Ihre Tendenz ist aber immer das *Gloria in excelsis Deo!* und das fromme Erstaunen über das grösste aller Wunder, dass der Heiland der Welt, Gott selber, der Herr aller Himmel, sich erbarmend in einen menschlichen Mutterleib und in einen Stall herablässt: *Quem terra, pontus, sidera etc.* in dem herrlichen Hymnus des Fortunatus. Das Grösste und das Kleinste, Höchste und Niedrigste, das Universum und die Krippe berühren sich hier im heiligsten Mysterium, in dessen Preisung insonderheit die Marienliederdichter deutscher Nation im Mittelalter unerschöpflich waren.

Bilder von Christi Geburt haben öfter kleinere Bilder zur Seite, auf denen die alttestamentalischen Weissagungen dieser jungfräulichen Geburt und die bekannten Sinnbilder der unbefleckten Empfängniss dargestellt sind. Vgl. d. Artikel Maria. Desgleichen die sibyllinischen Weissagungen und vor allen die Vision der tiburtinischen Sibylle. Vgl. den Artikel Sibyllen. Hieher gehören auch die berühmten Verse Virgils in den Eklogen IV. 4:

„Die Jungfrau kommt, es kommt die Wiederkehr der goldnen Zeit,
Ein neues Geschlecht entsteigt dem hohen Himmel.
Heil dem Knaben, der das eiserne Zeitalter beendet und das goldne
wieder beginnt!“

Weihrauch,

ein Harz, welches den köstlichsten Wohlgeruch verbreitet, indem es verbrannt wird. Ueber die Pflanze, von der es kommen soll, vgl. Humboldt, Kosmos II. 443. Ritter, Arabien I. 363. Weihrauch wurde schon von den Heiden zum Opfer verbrannt und ist auch im christlichen Cultus immer noch das Symbol eines Gott wohlgefälligen Opfers. Der reinste und edelste Stoff der Natur verbrennt hier zu einem süssen Duft, der zum Himmel emporsteigt. Darin liegt die Andeutung auf den Opfertod des Heilandes selbst. Epheser 5, 2. Vgl. d. Artikel Phönix. Weihrauch ist aber auch einfach Sinnbild der zum Himmel aufsteigenden Gebete.

Die silbernen Gefässe mit durchlöcherten Deckeln, worin der Weihrauch verbrannt wird und die an Ketten nach allen Seiten geschwungen werden, sind oft sehr kostbar gearbeitet. Gewöhnlich haben die darauf angebrachten Bildwerke eine symbolische Beziehung. Dahin gehören der Phönix, die drei Männer im feurigen Ofen, deren Gesang aus dem Feuer heraus dem süssen Duft des brennenden Weihrauchs gleicht. — Es handelt sich aber hier nicht blos vom Opfer, welches gleichsam die Natur dem höchsten Wesen über der Natur darbringt, sondern auch von einer Heiligung der Natur durch das im Weihrauch sich offenbarende höhere Element. In diesem Sinne wurde die „Wolke im Heiligthum" von den Juden aufgefasst. Gott offenbarte sich dem Hohenpriester in der Stiftshütte nur in der Weihrauchwolke. Seine Nähe wurde durch die Wolke verkündet. Der Gebrauch des Weihrauchs bei christlichen Weihungen hat den nämlichen Sinn. Der Raum wird durch den Weihrauch auf besondere Weise geheiligt, die gemeine Luft gleichsam in himmlische Luft verwandelt.

Wein,

gleichsam Feuer im Wasser, daher Sinnbild des Göttlichen im Irdischen, der Auserwählten unter den Berufenen, des

himmelverwandten Adels unter der an der irdischen Scholle klebenden Gemeinheit. Schon die Juden verglichen sich als Volk Gottes mit dem Wein; später wurde das Sinnbild ausschliesslich dem Christenthum vindicirt. Der heidnische Weincultus in den Dionysusmysterien lässt nur sehr entfernte Beziehungen auf die jüdische und christliche Symbolik zu. Allerdings sahen auch die heidnischen Griechen im Wein etwas Göttliches, aber nicht als Sinnbild einer höheren geistigen Kraft, sondern als unmittelbar begeisternden oder mit dem Gott erfüllenden Trank.

Die Juden, die sich von der Gottheit kein Bild machten und den Naturdienst verachteten, ehrten gleichwohl die Rebe als ein heiliges Symbol. Ist gleich die goldne Rebe, welche die Römer (nach Tacitus) im Tempel zu Jerusalem fanden, erst spät vom König Herodes dahin gestiftet worden und mögen die Trauben von violetten Edelsteinen (Amethysten) an Salomons Thron auch nur Dichtung seyn, so erhellt doch aus vielen Stellen des alten Testamentes, dass die Rebe wirklich in hoher Achtung bei den Hebräern stand. Sie erscheint zum erstenmal unmittelbar nach der Sündfluth. Jehovah gibt den Menschen gleichsam zum Ersatz für das Uebel, das er ihnen durch das Wasser zugefügt hat, den Wein. Als eine ganz neue Naturerscheinung steht der Wein in Verbindung mit dem Regenbogen, der ebenfalls vor der Sündfluth noch niemals gesehen worden war. Und beide sind Pfänder der göttlichen Gnade, Bundeszeichen zwischen Gott und den Menschen.

Die Juden sahen im Weinstock ein Sinnbild ihres eigenen auserwählten Volkes. Wie die Rebe vor allen Pflanzen, so sollte das Volk Gottes vor allen Völkern ausgezeichnet seyn, ein kleines, niederes, kriechendes Gewächs, und doch unter allen das edelste. Zwar scheint zunächst das Land, der Grund und Boden, das Eigenthum und Haus durch das Sinnbild des Weinstocks bezeichnet. Josua und Kaleb, die in das gelobte Land vorausgehen, bringen aus demselben die riesengrosse Traube, die sie an einer Stange auf den Schultern

tragen müssen, als ein Sinnbild des segensreichen Landes mit. Der Prophet Micha sagt: „Jeder wird unter seinem Weinstock wohnen" (der das Haus rings umrankt). Der Segensspruch: „Ein Weinstock soll vor deiner Thüre wachsen!" ist noch jetzt unter den Juden üblich. Psalm 128, 3. wird unter dem das Haus umrankenden Weinstock insbesondere die Frau verstanden. Doch dachte man sich unter dem Sinnbild hauptsächlich das heilige Volk selbst, sofern es in seiner Niedrigkeit erhöht werden soll.

Schön ist der Triumph des Weinstocks nach jüdischer Tradition von Herder dargestellt: „Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt," so sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint." „Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt," so sprach der umschattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählt." Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses." Und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch." So rühmten Alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. — Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir," sprach er zu sich selbst, „scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten." Er sank darnieder, und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang ihre harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süssen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn

nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke: denn viele von ihnen standen schon entfruchtet da; er aber freute sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung. Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquickt den Betrübten."

In der christlichen Symbolik geht dieser alte Adel des Weinstocks vom Volke Gottes auf die christliche Gemeinde über, und zwar erhält das Sinnbild des Weinstocks hier erst seine volle Bedeutung durch die Vergleichung des Weines mit dem Blute Christi. Christus sagt zu den Aposteln: „Ich bin der Weinstock, mein Vater ist der Winzer" — und ein andermal: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben." In mehreren Parabeln vergleicht er den Weinberg mit seiner Kirche oder Gemeinde. Ein guter und treuer Arbeiter im Weinberge ist ein guter Christ. 1) Parabel von den treulosen Winzern, welche in des Herrn Abwesenheit dessen Söhne erschlagen; 2) Parabel von den zwei Söhnen, von denen der eine zu arbeiten verspricht, aber faul ist, der andere nichts verspricht, aber thätig ist; 3) Parabel von dem Winzer, der früher in den Weinberg kommt und mehr arbeitet, als der später Gekommene und doch nur den gleichen Lohn empfängt, und auf dessen Vorwurf der Herr antwortet: „Was siehst du scheel, dass ich so gütig bin?" Ferner verwandelt Christus auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein, und endlich sagt er, indem er den Aposteln am letzten Abendmahl den Wein austheilt: „Das ist mein Blut, für euch vergossen zur Vergebung der Sünden!"

Seitdem nun ist im christlichen Glauben der Weinberg das Sinnbild des christlichen Gebietes, des Bodens, auf dem allein das Seelenheil wächst, mit Einem Worte der Kirche geblieben. Weinreben und Weinlaub wurden als christliches Symbol häufig bei Verzierungen angewandt, in christlichen Kirchen als Randverzierung, an heiligen Gefässen etc. Trauben-

kränze auf den alten christlichen Grabbildern, die Aringhi abgebildet hat: ein Traubenkranz um das Christkind, um den guten Hirten, um eine Palme (als Sinnbild des christlichen Sieges). Auch Tauben (das Sinnbild des heiligen Geistes) kommen in Verbindung mit Trauben vor.

Christus insbesondere wurde als Weinstock aufgefasst mit zwölf Trauben, nach der Zahl seiner Apostel. *Didron, man.* p. 208. 228. Im *speculum humanae salvationis* wurde seine Geburt auf den aus Herodot bekannten Traum der Mandane bezogen, die einen ganz Asien überschattenden Weinstock gebar. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 151. In alten Hymnen wird das Crucifix zum Weinstock: „An des Kreuzes Aesten blüht rother Wein." Wackernagel, Kirchenlied Nr. 109. Auf einem Stich des C. de Mallery hängt Christus statt am Kreuz an einer Weinrebe. Das Nämliche bedeutet die Kelterung. Auf einem seltsamen Bild des Mainardi zu Cremona wird Christus gekeltert und die Kirchenväter fangen das Blut als Wein auf. Das Sakrament des Altars wird gewöhnlich bezeichnet durch Aehren und Weintrauben (Brodt und Wein, Leib und Blut des Herrn). Auf den alten Holzschnitten des deutschen Polydorus Virgilius, Augsburg 1537. S. 3, steht Christus zwischen einem Kornfeld und Weinberg. — Auf altchristlichen Sarkophagen begegnen uns oft Reben, Trauben, Kelterungen, was wohl nicht auf die irdischen Leiden der Verstorbenen in den Gräbern selbst, sondern auf das Leiden und Sterben Jesu Christi zu beziehen ist, aus dem die Verstorbenen die Hoffnung ihrer Erlösung schöpfen. Vgl. über diese Bildwerke Piper, christl. Myth. I. 212 f.

Eine Traube ist auch Attribut der Abigail. Die für die Sünden ihres Mannes bei dem siegreich und zornig herannahenden David um Verzeihung flehende Abigail ist eine Personification der Reue und Busse. Ihre Vermählung mit David ein Vorbild der innigen Verbindung, welche die begnadete Seele mit Christo eingeht. Deshalb hat ihr Sürlin in seinen berühmten Chorstühlen des Ulmer Münsters Brodt

und Weintrauben in die Hand gegeben, die hier nicht blos die Gaben bedeuten, die sie dem auf dem Marsch hungernden David zur Labung anbietet, sondern die als Vorbilder des heiligen Abendmahls genommen werden müssen.

Ueber die Verwandlung des Wassers in Wein vgl. den Artikel Wasser. Der Begriff des Adels im Wein, der vom Volke Gottes auf die christliche Gemeinde überging, wurde im Mittelalter wiederum enger concentrirt im Priesterstande. Daher nur den Priestern der Kelch im heiligen Abendmahl vorbehalten blieb. Dem entspricht die schon alttestamentalische Symbolik der Herlinge und bitteren Trauben. 5. Mos. 32, 32. Jesaias 5, 2. Jeremias 31, 29. Darunter sind nämlich die verstanden, die das Wort Gottes kennen und bei denen es dennoch nur bittere Früchte trägt, die zum Adel gehören und die dennoch gemein bleiben, dasselbe, was die Miethlinge im Gegensatz gegen den guten Hirten = unwürdige Priester.

Man bezog den Wein des Abendmahls auch auf das Wasser der Taufe. Durch dieses sollte die allen Menschen angeborne Erbsünde, durch den Wein aber die persönliche Sünde des Individuums gleichsam abgewaschen werden. In den ersten Jahrhunderten der Christenheit pflegte man Wasser unter den Wein des Abendmahls zu mischen, weil man überhaupt im Morgenlande den Wein nie ungemischt trank. Da nun drei Elemente im Abendmahl vorhanden waren, Brodt, Wein und Wasser, so deutete man dies auf die Dreieinigkeit. Es ist hier nicht der Ort, auf alle Streitigkeiten einzugehen, die in der christlichen Kirche über die Bedeutung und den Genuss des Abendmahlsweins ausgebrochen sind. Nur so viel werde hier bemerkt: Die katholische Kirche blieb stets bei der altherkömmlichen Vermischung des Weins mit kaltem Wasser; — die griechische Kirche nimmt dazu warmes Wasser; — die längst untergegangene Sekte der Enkratiten nahm nur Wasser ohne Wein; — die armenische Kirche nahm nur Wein ohne Wasser und wurde deshalb verdammt. Aber zur Zeit der Reformation in Deutschland nahmen alle

Lutheraner und Reformirten den armenischen Gebrauch wieder auf, und bei ihnen wird der Wein im Abendmahl stets ohne Wasser ausgetheilt. Alle Christen trinken den Abendmahlswein aus dem Kelch, die Griechen allein trinken ihn aus einem Löffel.

Insgemein bedient man sich beim Sakrament des Altars des rothen Weins, wodurch das Blut Christi am deutlichsten versinnlicht wird. Nur die mailändische Kirche zog den weissen Wein vor und erhob den Gebrauch desselben zum Gesetz. Dies erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, dass der gewöhnliche rothe Wein in der Lombardei etwas Schwarzes, Dickes und Dintenartiges hat. Wenigstens motivirte die Mailänder Kirche den Vorzug, den sie dem weissen Weine gab, damit, derselbe sey reiner.

Das Sinnbild: „Trauben von den Dornen lesen“ (Matth. 7, 16.) entspricht der Wesenheit des Christenthums in doppelter Weise, sofern Christus himmlische Wonne allen Gläubigen erkaufte durch bittere Schmerzen unter der Dornenkrone, und sofern das Christenthum ein glückseliges Weinland ist im Vergleich mit der dornigen Wüste des Heidenthums. Das ist schon vorgebildet in der grossen Weintraube, die nach 4. Mos. 13, 24. Josua und Caleb aus dem gelobten Lande in die Wüste zurückbrachten, in der damals noch das Volk Gottes umirrte.

Eine Weintraube ist häufig Attribut der heiligen Jungfrau. Das Kind auf ihrem Schoosse greift darnach auf altdeutschen Bildern von Memling, Burgmayer. Das bezieht sich auf den künftigen Opfertod des Heilands. Aus dem Grabe der heiligen Maria Magdalena wuchs eine Weinrebe. Das bezieht sich auf ihre Thränen, wie auf ihre guten Werke.

St. Felix von Nola lag als Christ im Kerker, da holte ihn ein Engel ab, seinem halbentseelten, in eine Wüste entflohenen Bischof Maximus beizustehen. Ringsum war nichts, aber auf des Heiligen Gebet wuchs eine Traube an den

Dornen und diente dem heiligen Maximus zur Labung, 14. Januar. — Der heilige Einsiedler Hilarius pflückte einmal mit seinen Schülern Trauben ab, bewirkte aber, dass seitdem noch viel mehr Trauben in dem Weinberge wuchsen, als vorher. Leben der Altväter 1728, S. 28. — St. Gonsalvo schlug mit seinem Stabe Wein aus einem Felsen. Der heilige Wigbert zu Fritzlar drückte eine Traube in den Abendmahlskelch, als kein Wein da war, und bekam reichlich Wein. Der heilige Excelsus wurde erschlagen und unter einem Weinfass im Keller begraben. Dieses Fass wurde niemals leer und dadurch entdeckte man den heiligen Leichnam. Aber weder in der ihm geweihten Kirche St. Excelso bei der Engelsburg in Rom, noch sonst wo ist das Fass wiederzufinden. Dem heiligen Macarius wurde eine grosse schöne Traube geschickt, er gab sie einem andern Mönche, dieser wieder einem, bis sie an den heiligen Macarius zurückkam, zum Beweis ihrer allseitigen Enthaltsamkeit. Silbert, Legenden II. 398.

Patron des Weinbaues ist der heilige Urban, Bischof von Langres im 5ten Jahrhundert, der sich einst während einer Christenverfolgung in Weinbergen versteckte, seitdem aber selbst Hüter der Weinberge wurde, dieselben vor Hagel beschützt, desgleichen auch noch den Wein im Keller vor Schaden bewahrt. An seinem Tage (25. Mai) beobachtet man sorgfältig das Wetter. Ist es hell, so wird der nächste Wein gut, wenn trübe, schlecht. Vgl. *Molani, hist. imag.* 286 f. Frank, Weltbuch S. 51. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 105. Curiositäten IV. 220. Journal von und für Deutschland I. 423. III. 149. Man hat ihn mit dem Papst Urban I. verwechselt und diesem zuweilen auch die Traube als Attribut gegeben, aber mit Unrecht. Noch unpassender ist die Verwechslung des Bischofs und Weinpatrons mit dem Mönch Urbanus in einem Gedicht von Fr. Kind (Legenden 1846, II. 496.). Dieser Urbanus hörte einen Vogel aus dem Paradiese singen, folgte ihm nur auf eine Stunde, und als er heimkehrte, waren Jahrhunderte verflossen.

Die protestantischen Weingärtner in Stuttgart haben einen Becher, zierlich von Rebholz geschnitzt, der den Heiligen darstellt, wie er eine Butte trägt. Die Butte ist von Silber und dient als der Becher. Jährlich beim Fest der Weinverbesserungsgesellschaft kreist dieser Becher herum und ist schon reich mit silbernen und goldnen Ehrenmedaillen und ähnlichen Geschenken behangen. In der Stuttgarter Stiftskirche findet sich noch die Statuette des Heiligen, ganz überlaubt von Reben, die er segnet.

Weiss,

Farbe der Reinheit, daher werden die Gerechten im Himmel dereinst weisse Kleider bekommen. Offenb. Joh. 3, 4. 18. 6, 11. Diese weissen Kleider sind rein gewaschen im Blut des Lammes, daselbst 7, 14. Das heisst, durch den Opfertod Christi ist die Befleckung der Sünde von den Menschen genommen. Dieser Symbolik gemäss gab man in den ersten Jahrhunderten der Christenheit den Täuflingen nach der Taufe weisse Kleider. Eben so den Todten im Sarge. *Durandi*, *rat.* VII. 35. 42. Binterim, Denkw. VI. 3. 387. Aus demselben Grunde bekam auch der Priester das weisse Oberkleid (*alba*).

Weiss ist auch das Kleid Gottes selbst in der Offenb. Joh. 1, 14. wie des Lammes und der Taube (Sohn und heiliger Geist), hier nicht blos als Farbe des Lichts, sondern hauptsächlich als Farbe der vollkommensten Reinheit. Daher ist auch auf Bildern der Verkündigung der Engel Gabriel stets weiss gekleidet. Und die heilige Jungfrau selbst trägt, wo sie nicht als Mutter und Himmelskönigin das rothe und blaue tragen muss, das weisse Kleid, hauptsächlich als Jungfrau vor ihrer Verlobung mit Joseph und wieder nach ihrem Tode bei der Himmelfahrt. So malte sie Murillo in Sevilla. Man darf hiebei nicht blos an das weisse Grabtuch denken. Die Symbolik liegt hier tiefer.

St. Godoleva, die fromme Gemahlin Bertulfs, eines Grossen in Flandern, wurde von diesem erwürgt, weil er sie los seyn wollte, um besser seinen Lüsten nachgehen zu können. Wo sie starb, wurde der Boden schneeweiss, zum Zeichen ihrer Unschuld, und blieb weiss. 6. Juli.

Am weissen Sonntag haben in den ältesten Zeiten des Christenthums die Neophyten (die zu Ostern Getauften) das heilige Abendmahl empfangen und in weissen Kleidern einen Umzug gehalten.

Welt.

In einem altdeutschen Gedicht in von der Hagens Gesammtabentheuern 70. erscheint Frau Welt vorn verführerisch schön, hinten aber als scheussliche Verwesung. In diesem Doppelsinn wird die Welt überall bald als die babylonische Hure, Frau Venus im Berge, bald wieder als ein stürmisches Meer, als eine öde Wüste, als ein reissendes Thier etc. aufgefasst. Das Attribut der verführerischen Weltseite ist in der Regel der Taumelkelch.

Weltende.

Die Apokalypse ist das grosse Gegenbild zur Genesis. Wie dem lieblichen, sonnenhellen Morgen eine schreckliche Gewitternacht oder dem linden Frühling die Sturm- und Eiszeit des Winters, so steht hier der hoffnungsreichen Schöpfung die grimmige Zerstörung, der freudenvollen Geburt der jammervolle Tod entgegen. In sieben Tagen schuf der Herr Himmel und Erde, eine gleiche Zahl von Schalen seines Zorns giessen die Engel aus, um dieselbe Welt wieder zu verderben. Am ersten Schöpfungstage schied der Herr das Licht von der Finsterniss und liess in's Chaos den ersten Strahl von Licht und Leben fallen. Statt dessen wird am jüngsten Tage ein ungeheurer, allzerstörender Blitz vom Herrn ausgehen und durch die ganze Welt schlagen. Bei

der Schöpfung festete Gott am Himmel die Sterne, am Weltende werden alle diese Sterne in einem grossen Regen niederfallen. Bei der Schöpfung schied Gott die Elemente und liess in jedem besondere Creaturen gedeihen, und gab die Erde den Menschen zur Wohnung; am Weltende werden alle Elemente vergiftet, Berge geschmolzen, alle Wohnungen zerstört, alles Leben vertilgt. — Vorbilder dieser letzten Weltschrecken sind die Plagen in Aegypten, worüber schon im Artikel Plagen gehandelt ist.

Beinahe in allen Kirchen wurde im deutschen Mittelalter am Eingang der Sündenfall mit Adam und Eva, im Chor das Weltgericht nach der Offenbarung Johannis gemalt. Auch sind uns ungewöhnlich viel altdeutsche Gedichte vom Antichrist und vom Weltende erhalten. Schon Grimm (deutsche Mythol. 158.) erkennt in dieser Vorliebe für die apokalyptischen Vorstellungen den Wiederschein einer nahe verwandten, ältern und heidnischen Anschauung, wie sie noch vollständig in der Voluspa, dem ältesten Liede der Edda, erhalten ist. Alle feindlichen Mächte erheben sich wider die Götter, alle Elemente stürmen heran, das Meer steigt empor, die Erde gibt alle Todten wieder, der Himmel bricht ein und Surtur mit seinen Schaaren stürzt aus der Feuerwelt herunter, die ganze alte Welt zu verbrennen.

Wie die ältere mit der christlichen Vorstellungsweise sich durchdrang, sehen wir aus Muspilli, dem Bruchstück eines oberdeutschen Gedichts aus dem 9ten Jahrhundert, aufgefunden in einer Emmeraner Handschrift der Münchner Bibliothek durch Schmeller und von ihm edirt 1832. Es ist in Stabreimen gedichtet und beweist die frühe allgemeine Geltung der Alliteration. Das Ganze war eine Schilderung des Weltendes, die Apokalypse durchdringend mit Vorstellungen der Voluspa. Muspilli selbst ist Muspelheim, das Feuerland, der Antichrist Surtur, Elias Thor. Aus dem Umstand, dass Elias, obgleich siegend, doch schwer verwundet wird, erkennt man die alte Göttersage. — Auch in einem Gedicht des

Ambraser Liederbuchs S. 375 heisst es, dass Elias am jüngsten Tage kommen werde. In einer angelsächsischen Homilie wird der Antichrist unmittelbar mit Thor und Wodan in Verbindung gebracht. Grimm, deutsche Mythol. 773.

Altdeutsche Gedichte vom Antichrist s. in Hoffmanns Fundgruben II. 131. Haupts Zeitschrift VI. 369. Diemers deutsche Gedichte 1849.

Eine im Ganzen wenig phantasiereiche Dichtung: „Die fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichts," kommt in zwei Redactionen schon im 12ten Jahrhundert vor. Haupt, Zeitschr. III. 526. Beide haben aus dem heiligen Hieronymus geschöpft, in dessen uns erhaltenen Werken aber das Gedicht nicht vorkommt. Pfeiffer hat in Haupts Zeitschrift I. 117. das altdeutsche Gedicht von den fünfzehn Zeichen aus einer Münchner Handschrift mitgetheilt. Darin heisst es: An einem Sonntag wird ein solcher Schall und Ruf ergehen, dass das Meer erschrecken und verschwinden wird. Am andern Tage aber wird das Meer wiederkommen und sich hoch erheben wie eine Mauer. Am dritten Tage verschwindet das Wasser wieder; am vierten sterben alle zurückgebliebenen Fische; am fünften vertrocknet Alles; am sechsten sterben alle Landthiere; am siebenten alle Vögel; am achten vergehen alle Palläste und Häuser; am neunten stürmen die vier Winde gegen einander und reissen alle Bäume aus; am zehnten erheben sich 72 Winde und stürzen die Berge um, dass Alles eben wird; am elften erlöschen die Gestirne; am zwölften sterben die letzten Menschen; am dreizehnten stehen aber alle Todten wieder auf; am vierzehnten kommen sie alle zusammen und erkennen sich wieder; am fünfzehnten stürzt das Feuer vom Himmel, um die Erde zu läutern. — Die andere Redaction, s. das latein. Gedicht einer Breslauer Handschrift in Haupts Zeitschrift III. 523, weicht nur wenig ab. Die bedeutendste Abweichung ist, dass die Auferstehung erst nach der Feuerläuterung erfolgt. Aehnlich in Volksliedern. Vgl. Wunderhorn III. 195. Körner, Volkslieder S. 297. Grässe, Literärgeschichte 5. Band,

S. 151. Ein Gedicht von den fünfzehn Zeichen schrieb auch der Spanier Berceo. *Viardot* I. 119.

In sehr ausschweifender Weise wird das Weltende in den jüdischen und muhamedanischen Fabeln behandelt. Merkwürdig erscheint, dass der Talmud einige Beziehungen enthält, die in der christlichen Legende fehlen, obgleich sie weit mehr der christlichen als jüdischen Symbolik entsprechen. So die Sage von dem ersten der zehn Zeichen, die dem Weltende vorhergehen werden, bei Eisenmenger, entd. Judenthum II. 696. Es werden nämlich, wenn der Welt Ende naht, drei trugvolle Könige herrschen, die Alles verwirren, und um diese Zeit wird sich ein Mensch von der äussersten, scheusslichsten Hässlichkeit sehen lassen. Das ist offenbar das Gegenbild zu den heiligen drei Königen und zur Geburt des Heilands, als des Schönsten unter allen Menschen. Jene talmudistische Fabel gleicht einem schwarzen Spiegel, in dem ein böser Dämon wohnt, der aber durch höhere Macht gezwungen wird, in seinen Bilderreihen dem Evangelium, wenn auch nur in Verzerrungen, zu folgen. — Phantastisch ist die lithauische Vorstellung von neun Nebensonnen, die vor dem jüngsten Tage sollen sichtbar werden. Vgl. Hanusch, slav. Myth. S. 273. Das Verschwinden des Regenbogens soll dem Weltende als sicheres Zeichen vorhergehen. Vgl. den Artikel Regenbogen. Das ist das Friedens- und Bundeszeichen. Die Menschen haben den Bund gebrochen und der Friede Gottes weicht von der Erde.

In neuerer Zeit hat Stehling ein „jüngstes Gericht“ gedichtet, worin die Welt nicht in der Fülle ihrer Kraft und Sünde durch Gottes Zorn zerstört, sondern gleichsam nur an Alter und Entnervung abstirbt, wie eine alte Uhr stockt und stehen bleibt. Die Sonne läuft nicht mehr, das Meer trocknet aus. Als letzter Mensch bleibt der ewige Jude übrig. Da brausen Meteore hervor und stecken die Erde in Brand. Der Jude stürzt hinein. Die verbrannte Erde bleibt als Schlacke zurück, in der Satan nunmehr bequem seine Residenz aufschlagen will. Da eröffnet Gott das Weltgericht, alle Todten

stehen auf; der Tod selbst, der entwichen war, kommt zurück, um — Satan zu tödten und stirbt dann selbst. Zum Schluss allgemeine Amnestie und Versammlung der Menschen in einer neuen Welt ohne Uebel. — Obgleich diese Dichtung in der That sehr viel Schönes und Ergreifendes enthält, ist sie doch unkirchlich.

Zweckmässig fällt das Andenken an das Weltende und Weltgericht (Evangelium Matth. 24, 15 f.) auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres im Spätherbst, wenn auch dem jährlichen Naturleben sein winterliches Ende naht. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 265. Strauss, Kirchenjahr S. 374. 378.

Weltgericht.

Das „jüngste Gericht“ oder Weltgericht erfolgt nach dem Weltende, wenn die Todten wieder auferstehen. Offenb. Joh. 20, 13. Seine Darstellungen an der Hinterwand der Kirchen gegenüber dem Eingang waren im Mittelalter sehr beliebt. In der Vorhalle begann die kirchliche Wandmalerei mit dem Sündenfall und endete hinter dem Altar mit dem Weltgericht, gleich der heiligen Schrift. In der griechischen Kirche wird das Bild des Weltgerichts in die Vorhalle hinausgerückt, was sie wesentlich von der abendländischen unterscheidet. Die Wandgemälde waren umfangreich, denn es galt hier, Himmel, Erde und Hölle mit einem Blick zu übersehen.

Die gewöhnliche Eintheilung dieser Bilder ist: Oben Christus im Himmel, in der Mitte der Erzengel Michael mit der Waage, unten das Thal Josaphat, in dem die Todten auferstehen; rechts sodann die aus den Gräbern bis zum Himmel aufsteigenden Seligen unter Führung der heiligen Jungfrau, links die aus den Gräbern in den Höllenrachen verurtheilten und vom Teufel in Empfang genommenen Unseligen.

Der untere Theil des Gemäldes, die Grundlage des Ganzen, ist das Thal Josaphat, nach Joel 3, 7. Vgl. 2. Chron. 20, 26. Zachar. 14, 4. Ausführliche Beschreibungen desselben

in Görres Volksbüchern S. 257. *Philonis magiologia* p. 411. Auf den Bildern ein gewöhnlicher Kirchhof, dessen Gräber sich aufthun und aus dem die Todten bald als Gerippe, bald schon mit Fleisch umkleidet, bald in vollendeter Lebensfülle hervorgehen. Viele Maler haben in der Abstufung der Verwesungsgrade und in der Treue der anatomischen Details ein Verdienst gesucht, welches dem eigentlichen Geist und Interesse des Gegenstandes fern liegt. Näher liegt demselben aber die Physiognomik, das Staunen, die Freude und der Schrecken der aus den Gräbern Aufwachenden. Hiebei haben die Maler darauf zu achten, dass der Richter gegenwärtig ist und dass die Ehrfurcht vor ihm alle Privatempfindungen der Auferstandenen beherrschen und zurückdrängen muss. Weder die Seligfrohen, noch die Verzweifelten dürfen sich geberden, als ob der Herr nicht dabei wäre. Auch Personalsatyre, Porträts von Gegnern etc. hier anzubringen, halten wir für nicht erlaubt und des grossen Gegenstandes für nicht würdig. Der Maler selber soll von Ehrfurcht gegen den Herrn durchdrungen seyn. Begreiflicherweise gehören auch unschickliche Nuditäten nicht in die Kirche. Die Naivetät des Mittelalters nahm es damit nicht zu genau, jedoch sind Freiheiten wie die in der Kathedrale zu Albi unter allen Umständen unstatthaft.

Richter beim Weltgericht ist nicht der Vater, sondern der Sohn. Joh. 5, 22. Vorbild des letzten Richteramts ist sein Austreiben der Verkäufer aus dem Tempel. Auf den Bildern, welche diese Scene darstellen, steht Christus mit der Geissel in der Mitte und hat rechts das Heiligthum des Tempels, links die Käufer, was dem Gegensatz von Himmel und Hölle auf den Bildern des Weltgerichts entspricht. Vorbild des Weltgerichts ist auch Psalm 110, 6. Mystisches Bild des richtenden Christus ist das thronende Lamm in der Apokalypse. Der das Opfer war, ist auch der Richter. Das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, in welchem Gottes Leben sich hingab in des Menschen Tod, auf dass es die Menschen fähig mache zum Antheil am göttlichen Leben,

der Gekreuzigte allein kann richten über die Lebendigen und Todten. Darum ist Christus auf Bildern des Weltgerichts von einem Halbkreis von Engeln umgeben, welche die Passionswerkzeuge tragen. Der Blick des ewigen Richters ist streng und schrecklich für die Verdammten. In dem schönen Hymnus: *Jucundantur et laetantur* heisst es im 7ten Verse:

Tunc qui eum pupugerunt, cernent omnes impii
Throno igneo subnixum specie terribili
Mox occulta singulorum cunctis patent cordium.

Diesen alldurchdringenden schrecklichen Blick des Richters pflegen die alten Maler nur durch das aus dem linken Auge hervorstehende Schwert auszudrücken, wogegen sie aus dem rechten Auge eine Lilie hervorgehen lassen. Das Schwert ist den Verdammten, die Lilie den Seligen zugewendet. So auf dem berühmten Danziger Weltgericht, auf dem Bild hinter dem Altar des Ulmer Münsters, im Hospital zu Beaune. Das Schwert ist gewöhnlich glühendroth. Vgl. die Artikel Lilie und Schwert. Auf einem Bild zu Kentheim gehen dem Weltrichter zwei Schwerter aus dem Munde. Kunstbl. 1840, S. 402.

Christus thront auf dem Regenbogen. Vgl. diesen Artikel. Er hat gewöhnlich den purpurnen Königsmantel über dem blossen Leibe und segnet mit der rechten Hand die Seligen, während er mit der linken die Verdammten abweist. Seine Füsse stützt er auf die Weltkugel. Vgl. den Artikel Kugel. Am Portal der Lorenzkirche in Nürnberg stützt er die Füsse auf Sonne und Mond. Auf Bildern des Weltgerichts in der griechischen Kirche pflegt zu des Heilands Füssen ein Feuerstrom zu entspringen, der sich nach links zu den Verdammten wendet. Auch Giotto hat diesen Feuerstrom noch zu Padua gemalt. Kunstblatt 1832, Nr. 4. In dem weissen Gewölk, aus dem der Regenbogen hervorgeht, erblickt man die unschuldigen Kinder. Vgl. den Artikel Limbus. Unterhalb des Gewölkes aber die posaunenden Engel, welche die Todten erwecken.

In der Mitte unmittelbar unter dem Fusse des Heilands tritt auf den Bildern der abendländischen Kirche in der Regel

der Erzengel Michael in riesenhafter Grösse als Vollstrecker des göttlichen Urtheils hervor, in der griechischen Kirche steht aber zwischen dem Richter und Michael noch das Kreuz, zu dessen beiden Seiten Adam und Eva knieen. Das Kreuz steht hier als Baum des Lebens an der Stelle des Erkenntnissbaumes in den Bildern des Sündenfalls, und der Sündenfall selbst wird als die erste Ursache bezeichnet, die das Weltgericht überhaupt veranlasste. Auf einem altdeutschen Bilde in der Abel'schen Sammlung in Stuttgart hält der auf dem Regenbogen thronende Gott Vater den Sohn am Kreuz vor sich, der wie auf den Kreuzigungsbildern die Sonne zur Rechten, den Mond zur Linken hat. Das ist ein Triumph des Kreuzes im Weltgericht, und der Richter selbst erscheint noch unmittelbar als der Gekreuzigte.

Michael ist gewöhnlich sehr gross, eine riesenhafte Figur in der Mitte, vor der die andern in den Hintergrund zurückschwinden. Er trägt den goldnen Harnisch mit langem Schwert und eine grosse Waage, auf deren sinkender Waagschale ein Seliger, auf deren aufsteigender ein Verdammter, gewöhnlich schon in Gesellschaft von Teufeln, sitzt. Das Sinken der Waagschale zur rechten Seite bedeutet hier immer das Uebergewicht der göttlichen Gnade, so dass der Teufel trotz seiner Gewalt doch eigentlich im Nachtheil bleibt. Vgl. die Artikel Michael und Waage. Auf Bildern der griechischen Kirche steht dagegen unter dem Heiland das Kreuz, neben dem Adam und Eva knieen, und erst unter diesem kommt Michael.

Zur Rechten des Heilands steht oder kniet die fürbittende Maria. Im Campo Santo zu Pisa sitzt sie ausnahmsweise als Mitrichterin neben dem Heiland, um die Gnade neben der Gerechtigkeit zu bezeichnen, beide in die gleiche Glorie eingehüllt und von den zwölf Aposteln umgeben. Kunstblatt 1835, Nr. 96 f. Insgemein aber beugt sie sich von der rechten Seite demüthig vor dem allein thronenden Sohne. Auf einem Bilde von Aldegrever (Berliner Museum von Kugler S. 176) ist ihr Gewand, wie auch das des ihr gegenüber-

stehenden Täufers vom Winde verweht, eine Bewegung, die sich für den Himmel und für die Ruhe des Gerichts nicht schickt. — Maria hat die Apostel zur Seite, wie der Täufer auf der andern Seite die Propheten. Maria führt den Zug der aufsteigenden Seligen an oder weist auf sie hin, empfiehlt sie der Gnade des Sohnes. Im Mittelalter deuteten die Maler den Himmel oder das neue Jerusalem auf der rechten Seite des Bildes, wie auf der linken die Hölle ausdrücklich an. Bald als eine Stadt, bald nur als einen Tempel, bald als eine Sonne (im Ulmer Münster). Auf dem Danziger Weltgericht empfangen die nackten Auferstandenen auf der rechten Seite des Bildes von Engeln weisse Kleider. Die alten Maler, welche die Seligen in naiver und demüthiger Freude malten, thaten am besten. Die Neuern legen oft zu viel Prätension in sie hinein, oder denken nur daran, hübsche nackte Figuren zu gruppiren. Auf dem berühmten, durchaus im antiken Geist aufgefassten Weltgericht des Michel Angelo entbehren die Seligen jenes specifisch christlichen Ausdrucks von Heiligkeit und inniger Andacht, ohne den man sie sich gar nicht vorstellen kann. Die Martyrer zeigen ihre Wunden vor, wie rebellische Prätorianer, die Lohn erzwingen wollen. Noch grob sinnlicher als hübsche Fleischmassen sind sie im Weltgericht von Rubens gemalt. Cornelius, dem man nachsagt, er habe in seinem Bild in der Münchner Ludwigskirche den Michel Angelo nur raphaelisiren wollen, zeigt in seinen Seligen eine zu wehmüthige, kühle Sentimentalität, die in ihrer Anständigkeit doch zu sehr die innige Wonne vermissen lässt. Da ist die kindliche Einfalt der Seligen bei Fiesole doch ansprechender. Am wenigsten sind die modernen Auffassungen zu billigen, in denen Privat- und Familieninteressen vorangestellt und selige Gruppen gemalt werden, die das frohe Wiedersehen von Verwandten und irdischen Geliebten ausdrücken. Man darf im Himmel nicht blos die Erde wiederfinden wollen.

Auf der linken oder Schwertseite des Richters steht Johannes der Täufer mit den Propheten und Patriarchen,

das alte Testament vertretend, wie Maria das neue, auf der Nachtseite der Welt und Geschichte, wie jene auf der Tagseite. Wie Maria den Uebergang des Menschen zum Engel und zu Gott selbst bezeichnet, so Johannes in seinem Thierfell gleichsam den in der alten vorchristlichen Barbarei erfolgten Uebergang des Menschen zum Thier und zum Teufel. Er, Johannes, ist die höchste und vollendetste Blüthe, zu der die Menschheit auf der Nachtseite gedieh, so wie Maria die höchste Blüthe der Menschheit auf der Lichtseite ist.

Zwischen Johannes oben und den Verdammten unten findet keine Verbindung statt. Sie stehen nur auf der nämlichen Seite, sind aber getrennt durch die Wolkenschicht, durch die posaunenden Engel und durch Engel mit Schwertern, welche das Aufsteigen der Verdammten zum Himmel abwehren. Nur vom linken Fuss des Richters selbst aus findet in den Bildern der griechischen Kirche eine Verbindung mit der Hölle statt durch den Feuerstrom, der von ihm ausgeht. Zuweilen wird auch Michael in der Mitte mit der höllischen Parthie noch speciell verbunden, indem er den Drachen unter sich stösst.

Dem himmlischen Jerusalem gegenüber auf der linken Seite bis in die linke Ecke des Bildes hinab liegt die Hölle, in den ältern Bildern meist der offene, riesenhafte Rachen eines drachenartigen Thiers, in dessen Flammen schwarze Teufel die nackten Verdammten hineinschleppen. Wie in der Physiognomie der Verdammten Reue, Verzweiflung, Schrecken und der Ausdruck der verschiedenartigen Laster, um derentwillen sie verurtheilt worden, die Aufgabe des Malers sind, so in den Physiognomien und Gestalten der Teufel höllische Bosheit, Schadenfreude, Grausamkeit. Man wird unter den ältern Bildern kaum eines finden, auf dem nicht auch ein Papst, Cardinal, Bischof, Kaiser oder König in die Flammen der Hölle kämen. Das war nichts weniger, als Satyre, sondern zeigte in echt kirchlichem Sinn den so oft vorkommenden Unterschied zwischen dem Stand und der Person, der Pflicht und der Leistung. Uebertreibung,

Absichtlichkeit, Satyre und ein demokratisches Princip liegt aber ohne Zweifel in dem Bilde zu Ramersdorf bei Bonn, auf welchem die Hölle ausschliesslich mit vornehmen Herren und Damen, der Himmel eben so ausschliesslich mit Armen und Arbeitern erfüllt wird. Vgl. Schnaase im Taschenbuch vom Rhein 1847, S. 207.

Es ist nicht nothwendig, auf Bildern des Weltgerichts der Hölle einen Mittelpunkt zu geben in einem thronenden Höllenfürsten, der sich (wie namentlich das grosse Bild von Cornelius beweist) in seiner untergeordneten Stellung zum Hauptbilde immer kleinlich ausnimmt. Orcagna suchte ihm auf dem Bild im Campo Santo zu Pisa mehr Bedeutung zu geben, indem er nach allen Seiten Flammenstrahlen von ihm ausgehen liess. Rubens gab ihm Drachengestalt mit vielen Köpfen, die nach allen Seiten die Verdammten aufschnappen. Es genügt, indem das Hauptinteresse auf die Verdammten gelenkt wird, nur untergeordnete Teufel als deren Schergen und Henker zu malen. Gar zu viel Humor in diese hineinzulegen, schickt sich wegen des Ernstes nicht wohl, der die Bilder des Weltgerichts umkleiden soll. Wenigstens darf der Maler nicht auf lächerliche Effecte ausgehen, die den Haupteindruck des ganzen Bildes verwischen. Doch ist der Humor nicht zu missbilligen, der in den Teufeln die Engel äffen lässt. Auf einem altdeutschen Bilde im Besitz des Herrn Ephorus Hassler in Ulm ahmen posaunende Teufel höhnisch das Posaunen der Engel nach. Wie allzu lustige Dinge, so sollen auch allzu grässliche hier vermieden werden. Einige Maler haben es darauf abgesehen, die abscheulichsten körperlichen Martern an Verdammten zu zeigen. Fehlerhaft, weil unkirchlich und unbiblisch, ist der heidnische Charon auf Michel Angelo's berühmtem Bilde. Hier sieht man keine Auferstehung im Thal Josaphat, sondern Charon führt die Todten auf einem Kahn über den Styx.

Widder.

Das Lamm Gottes kommt auf Bildwerken auch als Widder vor, denn es ist ein männliches Lamm, und die Hörner bedeuten die göttliche Kraft. Vgl. den Artikel Horn. Ein Widder mit sieben Hörnchen und sieben Augen empfängt von Gott das Buch mit den sieben Siegeln. *Twining, symb. pl.* 11.

Wind,

Sinnbild der Sünde, theils wegen des wilden Daherstürmens, theils wegen des leeren Inhalts. „Unsere Sünden führen uns dahin wie der Wind.“ Jesaias 64, 6. „Wer Wind säet, wird Sturm erndten.“ Hosea 8, 7. Inzwischen erscheinen die Winde auch als Strafen Gottes, und werden insofern von Engeln regiert. Offenb. Joh. 7, 1. — Piper (christl. Myth. II. 433 f.) hat mit vielem Fleiss die altchristlichen Bildwerke verglichen, auf denen Winde vorkommen. Dabei wurde gewöhnlich die antike Eintheilung und Benennung der Winde zu Grunde gelegt, die Flügelgestalten der heidnischen Windgötter schwanden aber zu blasenden Köpfen zusammen, die am häufigsten in den vier Ecken eines Bildes vorkommen, um die vier Hauptrichtungen des Windes zu bezeichnen. Zuweilen blasen sie auch auf Hörnern oder mit Blasebälgen. — Die sogenannte Windrose ist wie der Zodiakus und später die Uhr an Kirchen nur für bürgerliche Zwecke angebracht.

Wohlgeruch,

Sinnbild der Seligkeit. Wie die bösen Dämonen sich überall durch den unheimlichen Geruch verrathen, so bezeichnet ein Wohlgeruch die Nähe der guten Geister. Durch Wohlgeruch macht sich der Zustand der Heiligkeit, besonders in Gebet und Ekstase, bemerklich. Hauptsächlich aber erst beim Tode der Heiligen. In den Legenden kommt der Wohlgeruch

überwiegend erst zur Erscheinung beim Tode und an den Gräbern und Reliquien, weil der vollendete Zustand der Seligkeit damit angedeutet wird. In diesem Sinne genoss grosse Berühmtheit Hesdin, ein Kloster der Clarissinnen. Wenn hier eine Nonne sterben sollte, durchdrang vierzehn Tage vorher das Kloster ein herrlicher Wohlgeruch. P. Abraham a St. Clara, Judas II. 293.

Wolf,

Vertreter der wilden Thiere im Gegensatz gegen das Lamm, als den Vertreter der zahmen Thiere. Im Paradiese ruhen beide friedlich beisammen. Jesaias 11, 6. 65, 25. Daher auch Sinnbild des Antichristenthums im Juden- und Heidenthum in demselben Sinne, in welchem das Lamm Sinnbild des Christenthums ist. In der Handschrift der Herrad von Landsberg in Strassburg hat der heilige Apostel Paulus einen Wolf und ein Lamm zum Attribut; das erste bezeichnet ihn als Saulus vor, das andere als Paulus nach der Bekehrung. Dieselbe Symbolik liegt auch dem „Wolf im Schafskleide“ zu Grunde, worunter unchristliche und gottlose Menschen verstanden werden, die das Gewand des Priesters tragen, oder sich besonders fromm anstellen. Auch die alte äsopische Fabel vom Lamme, welches unten am Bache trinkt, und von dem oben am Bache trinkenden Wolfe beschuldigt wird, es trübe ihm das Wasser, leidet eine christliche Anwendung, zumal in unsern Tagen, in denen die Kirche wieder oft genug beschuldigt worden ist, dem Staate das Wasser zu trüben, während sie aufopfernd beflissen war, ihn von den schon vorhandenen revolutionären Elementen zu reinigen.

In der Legende und demzufolge auf Kirchenbildern sind Wölfe sehr oft Attribute von Heiligen, denn des Wolfes Wildheit wird durch die Nähe des Heiligen überwunden und in Lammesnatur umgewandelt. Vom heiligen Cadocus sagt die Legende zum 24. Januar, er habe zwei reissende Wölfe, die ihn angriffen, in Steine verwandelt. Noch viel öfter aber werden die Wölfe von Heiligen gezähmt, begleiten sie fortan

und leisten ihnen Dienste. St. Hugo zwang einen Wolf, ihm die Schafe zu hüten. St. Woldus im Kloster Altenburg zwang den Wolf, der den Klosterhund zerrissen hatte, fortan selber dessen Dienst zu verrichten. St. Wilhelm von *monte vergine* zwang einen, der seinen Esel zerrissen, statt dessen die Steine zum Klosterbau herbeizutragen, 25. Juni. St. Simprecht zwang einen, ein geliebtes Kind unverletzt zurückzubringen. St. Ronan und St. Bernhard von Tironio desgleichen ein Schaf, St. Vedastus eine Gans, St. Marcus der Einsiedler ein Widderfell. Auch St. Remaclus bediente sich eines Wolfes beim Klosterbau. Der h. Antonius führte einen Wolf zum h. Paulus in der Wüste. Dem h. Franciscus folgte ein zahmer Wolf, zwei der h. Radegundis. St. Torellus, ein Einsiedler von Poppio in Toskana, einer der rauhesten Heiligen, trug nur ein Fell mit Schweinsborsten, schlief auf Dornen unter einem Haselbusch, fastete, geisselte sich etc. Sein einziger Umgang war ein Wolf, den er gezähmt hatte. Er starb am 16. März 1282. — Auch kennt die Volkssage einsame Kapellen, in die ein Lamm vor dem Wolf geflüchtet und wohin auch der Wolf ihm nachgefolgt, von der Heiligkeit des Ortes ergriffen aber ruhig wie im Paradiese bei ihm liegen geblieben sey.

Wolke,

Sinnbild des für den Menschen verschleierten, geheimnissvollen Gottes. Die „Wolke im Heiligthum“ zeigte die Nähe Gottes an, 2. B. Mos. 33, 9. Vgl. den Artikel Weihrauch. Daher ist auch auf alten Miniaturen eine aus Wolken hervorgereckte Hand das häufigste Sinnbild der göttlichen Allmacht. Die Wolken am Himmel sind die natürlichste Verschleierung des unsichtbaren Himmels. Daher sie von den Malern der Himmelfahrt, des Weltgerichts etc. in der Regel als Grenze zwischen Himmel und Erde aufgenommen werden. Doch unterscheidet sich der christliche Himmel in der Malerei von dem antiken Olymp stets dadurch, dass seine heiligen Gestalten frei in den Wolken schweben und nicht nur von Wolken umgeben

auf einem Berggipfel ruhen. — Sofern die Wolke fruchtbaren Regen ausgiesst, wurde sie Sinnbild der guten Lehren, wie der guten Werke. *Episcopi nubes sunt, qui et verbis praedicationis pluunt,* sagt Gregor der Grosse (IV. *epist.* 38). Viele ähnliche Stellen aus Augustinus sind gesammelt bei Kreuser, Kirchenbau II. 37. Die himmlische Sonne (Maria) zieht den irdischen Sinn als Wolke zum Himmel empor und macht ihn fruchtbar mit dem Regen der guten Werke. Conrad von Megenberg, Buch der Natur 1482, Fol. 23. — Das Gewölk, auf welchem Christus thront, ist von den Künstlern zuweilen flammenartig gezackt worden. Vgl. Passavant, Kunst in Spanien S. 73.

Wüste,

Gegenbild des paradiesischen Gartens, daher Vorbild der Hölle und Sinnbild der gottverlassenen Menschheit. Auch mitten in den grössten Städten und unter zahllosen Menschen gibt es Geisteswüsten. So ist nach Jesaias 40, 3. der „Prediger in der Wüste“ zu verstehen. — Wie Christus und Maria, wo sie immer wandeln, unter ihren Füssen Blumen sprossen machen und ein Paradies um sich verbreiten, so wird umgekehrt, wo der Teufel wandelt, Alles zur Wüste. Daher alle bösen Geister in die Wüste gebannt werden, die Wüste Aufenthalt vom Teufel ist. Wie Christus selbst, so wurden nach der Legende die Einsiedler in der Wüste vom Teufel versucht. In demselben Sinn ist die Wüste eine Probe des wahren Glaubens. Der Mensch wird in die Wüste dieser Welt gestossen, um seine Treue zu bewähren, auf dass er, dem Heiland nachfolgend, die Teufel verjage und die Engel kommen, ihm zu dienen, oder dass er wenigstens wie Hagar für ihr verschmachtendes Kind das Erbarmen des Engels erfahre.

Wundenmale.

Unter den fünf Wundenmalen des Heilands nimmt die breite Seitenwunde, durch den Lanzenstich erzeugt, die Mitte

ein zwischen den zwei obern und zwei untern durch die Nägel hervorgebrachten kleinen Stichwunden. Christus selbst ist auf Kirchenbildern mit diesen Wundenmalen überall dargestellt, wo es sich vom Zeitpunkt nach der Kreuzigung handelt, Scenen nach der Himmelfahrt nicht ausgenommen. Im Himmel selbst noch zeigt der Sohn dem Vater die Wundenmale. Auf Miniaturen, vgl. Waagen, Paris 317. Am absichtlichsten werden die Wunden angebracht in den Bildern, die den heiligen Thomas darstellen, wie er nicht glauben will, der Herr sey auferstanden, und dieser ihn den Finger in die Seitenwunde legen heisst.

Das Wunder der Stigmatisation wird am augenfälligsten gemacht in den vielen Bildern, auf welchen der gekreuzigte Heiland mit seinen fünf Wunden dem in Ekstase liegenden heiligen Franciscus von Assisi in der Luft erscheint und Strahlen aus allen fünf Wunden in die Seite, Hände und Füsse des Heiligen von denen des Heilands ausgehen. Wie wenn die Wolke von oben sich zum Meere herabsenkt und dieses von unten zur Wolke hinaufstrebt und beide in einander wirbeln, so zeigt sich hier in den höhern Gebieten des geistigen Lebens eine Begegnung des Obern und Untern, ein Rapport der Andachtsgluth mit ihrem Gegenstande, wobei die Nachfolge Christi im Geist sich auch leiblich zu erkennen gibt und vornehmlich durch sympathetische Einprägung der Wundenmale. Das ist die Stigmatisation, die zuerst dem heiligen Franciscus widerfuhr, dann aber auch vielen andern Heiligen, der h. Katharina von Siena, Ida von Löwen etc.; noch in neuerer Zeit der berühmten Nonne von Dülmen. Vgl. Görres, Mystik II. 410 f. Blätter aus Prevorst II. 54. Ennemoser, Geschichte des Magnetismus S. 195 f.

Auf einem alten Bilde in Gorkum sind die fünf Wunden am Heiland selber deutlich als Rosen gemalt.

Die Seitenwunde des Heilands wurde verglichen mit der Wegnahme der Rippe aus der Seite des schlafenden Adam. Augustinus (*de civit. Dei* XXII. 17.) sagt, wie Eva aus Adams Seite, so ging die Kirche aus Christi Seite hervor. Auch

die aus dem Felsen springende Quelle des Moses diente zum Vorbild der Seitenwunde. Beide Vergleichungen, die Rippe wie die Quelle, sind in der *biblia pauperum* gebraucht. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 25. Ein sehr sinniges Vorbild der Seitenwunde enthält eine Erzählung des *evangel. infant. arab.* c. 35. Judas Ischarioth war als Knabe besessen und wurde von dem gleichfalls noch sehr jungen Heilande geheilt, stiess ihn aber zuvor in die Seite, an dieselbe Stelle, wohin später Longinus mit der Lanze stach.

In der christlichen Poesie werden die fünf Wunden mit Rosen verglichen. Erst die spätern Herrnhuterlieder haben eine Menge von andern Vergleichungen dafür gebraucht, die keineswegs immer glücklich gewählt waren. Insbesondere wurde die Seitenwunde missbraucht zu Vorstellungsweisen, wie die von einer Grotte, worin man bade, von einem Bette, worin man ruhe, von einem honigvollen Bienenstock, von einem Nest etc.

Wurm,

Sinnbild der Reue, des bösen Gewissens. „Ihr Wurm wird nicht sterben.“ Jesaias 66, 24. Marcus 9, 44.

Y

Ysop,

ein kleines, unscheinbares Kraut, das an Mauern wächst, dem aber eine reinigende und heilende Kraft einwohnt, weshalb es von den Juden symbolisch zu Sprengwedeln im Tempel benutzt wurde. 2. Mos. 12, 22. 3. Mos. 14, 4. Auch brauchte man es bei Entsündigungen und Sühnen, Psalm 51, 9. Wegen seiner Bitterkeit reichte man es dem Heiland am Kreuz mit dem Schwamm (nach Andern waren es Myrrhen). Es dient nun nicht blos wegen seiner Bitterkeit zum Sinnbild des bittern Leidens und Sterbens, sondern auch wegen seiner Unscheinbarkeit zum Sinnbild der messianischen Demuth, sofern der Messias als Gott menschliche Natur annahm und sich den Leiden derselben unterzog. Weil aber der Ysop nach 1. Kön. 5, 13. aus den Mauern herauswächst und dieselben mit seinen Wurzeln allmählig zerstört, verglich man ihn mit dem Heiland, der nach und nach im harten Gestein des menschlichen Herzens Platz greift und dessen Wüste zum Garten Gottes macht. *Hugo de S. Victore, de sacram.* I. 7. *Vincent. Bellov. spec. nat.* X. 168.

Z

Zahl.

Was von Zahlensymbolik und Mystik im christlichen Gebrauche vorkommt, ist unter den einzelnen Zahlen bemerkt. Im Allgemeinen tritt diese Zahlenmystik in der Kirche zurück und nur in den Sekten, nach dem Vorgang der kabbalistischen und astrologischen Systeme der Juden und Heiden mehr hervor. Die christliche Kirche legt der Zahl nur Bedeutung bei, sofern die heilige Wesenheit sich nur in dieser und keiner andern Zahl offenbart, aber sie macht nichts heilig blos deshalb, weil es sich in eine bestimmte Zahl schickt. Das ist der Unterschied zwischen der kirchlichen Zahlensymbolik einerseits und der häretischen und heidnischen andrerseits.

In Volksliedern, Nachtwächtersprüchen etc. ist öfters die Reihenfolge der Zahlen biblisch gedeutet worden: Eins ist Gott, zwei sind Tafeln Mosis, drei sind Patriarchen, vier Evangelisten, fünf Wunden Christi, sechs Weinkrüge von Cana, sieben Sakramente, acht Seligkeiten, neun Engelchöre, zehn Gebote, elf tausend Jungfrauen, zwölf Apostel. Ziska, Volksmärchen S. 95, dessen Volkslieder 1844. S. 35.

Zahn.

Simson liess aus einem Zahn des Eselskinnbackens, mit dem er die Philister erschlagen hatte, eine Quelle fliessen. Darin sieht Rupert von Deutz, *op.* p. 256, ein Sinnbild aller heiligen Reliquien (der Knochen der Heiligen) und ihrer Wunder. — Ein von einer Zange gehaltener Zahn ist Attribut der heiligen Apollonia, weil man ihr als Martyrerin die Zähne ausriss. Sie wurde daher auch Schutzpatronin gegen Zahnweh. Auch der heiligen Augusta wurden die Zähne ausgerissen. 27. März.

Zange,

als Marterinstrument Attribut vieler Heiligen, die mit Zangen zerrissen wurden, des heiligen Felicianus, Pelagius, der heiligen Agatha, Charitina, Christina, Macra, Martina. Als Handwerkszeug Attribut der Heiligen Apelles, Baldomer und Elysius, welche Schmied, Schlosser und Goldschmied waren. Auch Attribut des heiligen Dunstan, der den Teufel mit der Zange an der Nase packte.

Zehn,

heilige Zahl bei den Juden, wie auch bei den Heiden. Vorzugsweise die runde Zahl, Princip des Decimalsystems. Vgl. Bähr, mosaischer Cultus I. 175 f. v. Bohlen, Genesis S. 67. Die Mystik der Zahl 10 ist am weitesten getrieben worden in der jüdischen Kabbalah. Darin spielen die drei obern und die drei untern Kräfte (3 + 7 = 10) oder Sephiroth die Hauptrolle. Vgl. Blätter für höhere Wahrheit IV. 107. Das geht aber die christliche Symbolik nichts an. Wir haben von Moses nur adoptirt die zehn Gebote und die zehn Plagen Aegyptens, von Abraham aber den Zehnten, den er zuerst an den Priester Melchisedek gab. 1. B. Mosis 14, 20. 5. B. Mosis 14, 22.

Ziegel,

Attribut des heiligen Eusebius von Samosata, weil ihn die Arianer mit einem Ziegel steinigten. Auch des heiligen Antonius von Padua, weil der Ziegel, auf dem er, fälschlich angeklagt, vor Gericht kniete, zu wackeln anfing und sich nie wieder fest machen liess. P. Abraham, Judas I. 397.

Zinsgroschen, der.

Als Jesus nach Jerusalem gekommen war und das allgemeinste Aufsehen erregte, beriethen sich die Schriftgelehrten, Pharisäer und Sadducäer, wie sie ihn beschämen und in der Meinung des Volkes vernichten wollten. Da traten zuerst die Pharisäer heuchlerisch an ihn heran, rühmten und priesen ihn und stellten ihm die verfängliche Frage: ob man noch ferner dem römischen Kaiser Zins zahlen solle (oder ob es schon an der Zeit sey, sich etwa unter seiner Herrschaft für unabhängig zu erklären)? Hätte er gesagt, man solle den Römern nicht mehr zinsen, so hätten sie ihn als Rebellen denuncirt. Hätte er aber gesagt, man solle zinsen, so hätten sie ihn beim Volke, das von ihm die politische Befreiung und weltliche Emancipation hoffte, verdächtigt. Jesus aber sprach: „Zeiget mir einen Zinsgroschen!“ und als er ihn erhielt, frug er: „Wessen ist das Bild darauf?“ Die Pharisäer antworteten: „Des Kaisers.“ „Nun also,“ sprach Jesus, „so gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.“ Matth. 22, 15 f. Marc. 12, 13. Lucas 20, 19. — Das ist das Fundament der christlichen Lehre vom Verhältniss des Staats zur Kirche.

Das berühmteste Bild vom Zinsgroschen ist das von Titian in Dresden. Jesus überrascht eben die Pharisäer mit seiner Erklärung, indem er sie ruhig und fest mit der ganzen Ueberlegenheit seines Geistes und doch ohne alle Ostentation anblickt, sie aber die getäuschte Erwartung ausdrücken.

Während sie hofften, ihn zu berücken, sehen sie sich selbst beschämt, und die höhnische Freude erscheint auf einmal als verschmitzte Dummheit. Die Pharisäer haben übrigens hier von Natur edel angelegte und nur durch ihre Laster corrumpirte Gesichter (vgl. Mosen, Dresdner Gal. 32.). Ein Bild von Prete Genovese im Pallast Durazzo in Genua fasst den ersten Moment der Frage auf und legt in die Gesichter der Pharisäer die lauernde Schadenfreude.

Ein Bild des Zinsgroschen malte auch Rubens schön und grossartig, aber viel zu theatralisch. Während Titian auf die geistreichste Weise die feine Hand des Heilandes nur dem Zinsgroschen nähert, ohne ihn zu berühren, lässt Rubens ihn den Zinsgroschen mit Pathos in die Höhe heben und declamiren: „Gebt dem Kaiser etc.“ Nach dem Kunstblatt 1823. Nr. 72. scheint sich dieses Bild in Königsberg zu befinden.

Zügel,

Attribut der *temperantia*, dadurch unter den christlichen Tugenden kenntlich. Das wilde Ross der Begierde wird gezügelt.

Zunge.

„Ein kleines Glied und richtet grosse Dinge an. Ein klein Feuer und welchen Wald zündet es an? Ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Alle Thiere und Meerwunder werden gezähmt, aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel voll vom tödtlichen Gifte.“ Jacobi 3, 5—8. — Bei der Ausgiessung des heiligen Geistes empfingen die Jünger feurige Zungen, auf vielen Bildern fallen Flämmchen gleich feurigen Zungen auf sie nieder. Das ist die von jener Erbsünde rein gewordene, nur noch dem göttlichen Wort dienende Zunge. Wer von Gottes Geist voll ist, bedarf nicht einmal der irdischen Zunge. Der heilige Aigulf und der h. Romanus predigten noch fort, die h. Christina sang noch fort, obgleich ihnen die Zunge ausgerissen war.

Auch dem h. Livinus wurde die Zunge ausgeschnitten, und dem h. Placidus.

Zwei.

Der Dualismus tritt in der christlichen Symbolik bei weitem hinter der Trinität zurück. In der Regel handelt es sich hier nur von einem massenhaften Gegensatz des Himmels und der Erde oder des Himmels und der Hölle, der Tugenden und Laster, des Reiches Gottes und der Welt, des Christenthums und Heidenthums (oder Judenthums) etc.; oder um eine Parallele, das alte Testament neben dem neuen, die Propheten neben den Aposteln. Darauf wird denn auch in der Baukunst, wo der Gegensatz zweier Seiten oder die Zusammenfügung zweier Glieder symbolisch gedeutet werden soll, Rücksicht genommen. Thürflügel z. B. stellen das alte und neue Testament dar. An den durch die Pforte geschiedenen Seiten stehen die klugen Jungfrauen hier, die thörichten dort. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 520. Die Zweiheit wird auch oft durch Kreuzung ausgedrückt. So sind die beiden Schlüssel Petri stets über das Kreuz gelegt.

Zwölf,

eine heilige Zahl bei den Christen, wie bei den Juden und Heiden. Sie eignet sich für eine Menge von Verhältnissen, indem sie eine gewisse Mitte zwischen viel und wenig einnimmt und hauptsächlich, weil sie mit den zwei Hauptzahlen drei und vier zugleich dividirt werden kann. Sie findet sich daher in Naturverhältnissen, wie in geschichtlichen und in Religionssystemen, ohne dass darum ihr Vorkommen hier von ihrem Vorkommen dort abgeleitet zu werden braucht. Die zwölf Monate z. B. sind vielleicht auf die zwölf Hauptgötter der Heiden, aber schon nicht mehr auf die zwölf Stämme der Juden, und nur mit symbolisirender Absichtlichkeit, aber keineswegs aus einer innern Nothwendigkeit auf die zwölf Apostel zu beziehen. Die Zwölf als Grundzahl des neuen

Jerusalem weist auf die Apostel zurück. Offenb. Joh. 21, 12 Die vierundzwanzig Aeltesten derselben Offenbarung sind zusammengesetzt aus den zwölf Söhnen Jacobs des alten Testaments und aus den zwölf Aposteln des neuen, nach *Durandi, rat.* I. 3. 8. — Für christliche Symbolik bedeutsam ist die Multiplication der 3 mit der 4 in der 12. Drei ist nemlich die Zahl der Gottheit, vier die Zahl der Welt, die somit in der Zwölf sich vollkommen durchdringen. Vgl. Bähr, mosaischer Cultus I. 201 f. Diese Durchdringung ist zu unterscheiden von ihrer blossen Addirung beider in der Zahl Sieben.

Heiligen-Register.*)

A

*) Es sind darunter auch einige wenige Namen von nicht heilig, sondern nur selig Gesprochenen, ihrer Bedeutung in der Legende und Kirchenmalerei wegen aufgenommen worden.

B

C

G

Q

R

S

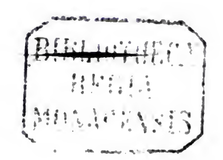
T

U

V

W

Z



Berichtigungen.

I. Theil.

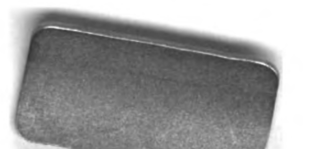
Seite 17 Zeile 9 von oben lies Abraham statt Adam
S. 18 Z. 2 v. o. l. *Aringhi*
S. 44 Z. 2 v. o. l. Matterhorn
S. 61 Z 6 v. unten l der Herrad st des (wiederholt auf S. 168. 277. 470. 475. 517. 526.)
S. 96 Z. 5 v. o. l. Taland
S. 105 in der Note Z. 4 v. o. l. Coxcie
S. 143 im Artikel Blut Z 4 v. o. l. schreit st steigt
S. 183 Z. 4 v. u. l. wie st. für
S. 185 Z. 8 v. u. l. Traum
S. 227 in der Mitte l. faunisch st launisch, und *Landon* st. *Laudon*
S. 231 in der Mitte l. Einhörnern st. Eichhörnchen
S. 247 Z. 12 v. o. l. Gabriel st. Raphael
S. 271 in der Mitte l. Widmann
S. 280 Z. 9 v. o. l. Martinstobel
S. 291 Z. 4 v. o. l. Peter st. Pater
S. 302 in der Mitte l. Besessene spielen
S. 318 in der Mitte l Sannazar
S. 334 Z. 2 v. u. l. Schmeller
S. 399 Z. 1 v. o. l. den Geist st. das Fleisch
S. 407 Z. 2 v. u. i. Florens
S. 412 in der Mitte l. Hahn, Gedichte
S. 428 Z. 8 v. u. l. Weihnachten st. Wintersonnenwende
S. 520 Z. 11 v. u. l. R st. X
S. 530 Z. 13 v. o. l. Vintler

II. Theil.

Seite 14 Zeile 4 von oben lies der Herrad (auch S. 25 unten)
S. 33 Z. 12 v. o. l mit der Lampe statt ist eine Lanze
S. 39 in der Mitte l. Almeida
S. 89 in der Mitte l. Marienlieder
S. 143 Z. 8 v. u. l. denselben
S. 145 Z. 9 v. o. l. Poussin
S. 183 Z. 1 v. u l. *palmetum*
S. 211 Z. 3 v. o l *sposi*
S. 226 in der Mitte l. *absurdum*
S. 234 l der und dem Tiber, *mascul.*
S. 267 Z. 9 v. u. l. abzuschreiten
S. 291 Z. 9 v. o. l. im st. ein
S. 296 in der Mitte l. Jachin

Druck von *C. Fr. Meyer* in Weissenburg.

218
417



218
417

